This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

848
V94
tE

Französische Classiker.

37223

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Ellissen.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

Inhalt.

Seite

Vorrede des Herausgebers 1

Zwei Artikel aus dem Dictionnaire philosophique.

I. Ueber das Gute und das Böse in der phyſiſchen und in der moraliſchen Welt 17

II. Ueber den Satz: „Alles iſt gut“ 25

Kandid oder die beſte Welt 39

Noten zum Kandid 175

Beilage zum fünften Kapitel des Kandid.

Das Erdbeben von Liſſabon. (1755.) Vorrede 204

Das Erdbeben von Liſſabon oder Prüfung des Satzes: „Alles iſt gut“ 211

Noten zu dieſem Gedicht 222

Platon's Traum 228

Geſchick (Beſtimmung) 231

Von der Freiheit des Willens 236

Beilage zum fünfundzwanzigſten Kapitel des Kandid.

I. Epiſtel über die Preßfreiheit an König Chriſtian VII. von Dänemark (1771) 241

Noten zu dieſem Gedicht 249

II. Von der entſetzlichen Gefahr des Leſens 255

Vorrede des Herausgebers.

Der alte Peter Bayle, dieſer ſcharfſinnige und gelehrte, dabei aber eben ſo mürriſche und unzufriedene, von den Verfolgungen katholiſcher und reformirter Fanatiker und, was noch weit ſchlimmer, von Obſtructionen geplagte Vater der Kritik, machte ſich vor etwa anderthalb hundert Jahren die unnütze Mühe, in einigen Artikeln ſeines **Dictionnaire historique et critique** die Unvereinbarkeit des phyſiſchen und moraliſchen Böſen in der Welt mit den Begriffen, die wir uns von Gottes Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit machen, ſo wie namentlich die Unbegreiflichkeit der Fortdauer jenes Böſen nach vollendetem Erlöſungswerk Chriſti und den Widerſpruch der Willensfreiheit und daraus folgenden moraliſchen Verantwortlichkeit des Menſchen mit dem unabänderlichen Rathſchluß der Vorſehung weitläufig, aber, wie das überhaupt ſeine Art, ohne befriedigende Löſung des Problems zu beſprechen. Dieſe Ketzereien beſchworen nicht bloß das Anathema der Theologen gegen ihren Urheber, ſondern reizten auch den Glaubenseifer und die Disputirluſt der Philoſophen, eines Jacquelot, le Clerc, Crouſaz, Villemandy und Andrer, die wetteifernd mit mehr oder weniger ſtumpfen Waffen den Zweifler bekämpften.

Keiner fühlte aber zu solchem Kampf dringendern Beruf, als Leibnitz, und allerdings hatte dieser große Mann, der, ein Günstling des Himmels, wie es wenige gab, von den Großen geehrt und gehegt, von seinem Jahrhundert als ein Licht der Welt angestaunt und dabei von keiner Sorge geplagt, in seinen Forschungen auf allen Feldern des Wissens die höchste Befriedigung des Lebens fand, vor vielen Andern Ursache, mit der Welt, wie sie ist, zufrieden zu sein und die ihm nur von Hörensagen bekannten Uebel darin, rein gegenständlich und mit der Ruhe, die einem Philosophen ziemt, zu betrachten. Da nun Gott es nicht der Mühe werth hielt, selbst „in einem Wetter," wie in der Schrift, oder sonst auf dem Wege directer Offenbarung seine angefochtenen menschlichen Tugenden zu vertheidigen, ließ Leibnitz es sich nicht nehmen, die gute Sache des Himmels gegen Bayle und Consorten zu vertreten. In seiner Theodicäe (d. i. Rechtfertigung Gottes) suchte er ausführlich darzuthun, daß Gott unter allen möglichen Welten die beste gewählt habe, daß das metaphysische Uebel in derselben bloß nothwendige Schranke im Wesen der endlichen Dinge sei, woraus das physische Uebel als Schmerz und das moralische als Sünde nothwendig folge; daß der freie Wille, vermöge dessen letztere möglich sei, mit der göttlichen Vorsehung keineswegs im Widerspruch stehe, da der Mensch ja nicht wisse, was vorher bestimmt sei, mithin Gottes Vorherwissen unsrer Handlungen nicht die absolute Nothwendigkeit der-

ſelben begründe, ſondern nur eine hypothetiſche (da alſo die Vorſehung gewiſſermaßen Blindekuh mit uns ſpiele)*); daß bei der Wahl zwiſchen mehrern phyſiſch möglichen Handlungen nicht Zwang, ſondern nur ein überwiegender Beſtimmungsgrund uns leite; daß endlich das auf dieſe Weiſe durch die Unvollkommenheit der menſchlichen Natur bewirkte moraliſche Böſe ſowohl wie das phyſiſche Uebel von Gott zwar nicht abſolut gewollt, doch im Einzelnen zugelaſſen werde, da alle Mängel der Theile die Vollkommenheit des Ganzen nicht nur nicht beeinträchtigten, ſondern behuf derſelben unerläßlich wären, wie denn ſolches nicht bloß in Gemäßheit der oben genannten Eigenſchaften Gottes a priori behauptet, ſondern auch aus dem Zuſammenhange der Weltordnung, ſo weit ſie unſerm Erkenntnißvermögen zugänglich iſt, mit mathematiſcher Beſtimmtheit nachzuweiſen verſucht wird.

Erregt Leibnitz unſere Bewunderung durch ſeine auch in der Theodicäe ſich bewährende gewandte und blendende Dialektik, ſo ſtaunen wir noch mehr über die faſt grauenerweckende Gelehrſamkeit und Beleſenheit, wovon das Buch ſtrotzt. Ein paar hundert Denker und Träumer aller Religionen, Völker und Zeiten, vom alten Homer bis auf Peter Bayle, von Zoroaſter bis auf Johann Buridan und ſeinen Eſel (§. 49) werden herangezogen, um ſein Syſtem theils als mehr oder weniger gewichtige

*) Vergl. §. 58 der Theodicäe.

Autoritäten zu unterſtützen, theils als leicht beſiegte Gegner ihm zur Folie zu dienen. Er verſchmäht es nicht, aus dem Kampfe mit Zwergen als ein Rieſe hervorzugehen.

Unter einer ſolchen Fülle von Citaten vermiſſen wir gleichwohl die Erwähnung eines Buches, das ein Apologet der göttlichen Vorſehung am wenigſten hätte überſehen ſollen, eines Buches, das den fraglichen Gegenſtand, wie kein anderes erſchöpft, und das daher ſpäter einer der ſchärfſten Denker geradezu für die erſte und letzte Theodicäe erklärte: wir meinen das Buch Hiob. — Leibnitz ſcheint es, wunderbar genug, nicht geleſen zu haben, und das iſt ſchade, da er dann ſeine Theodicäe vielleicht nicht geſchrieben hätte. Er würde aus jenem Buche wenigſtens erſehen haben, daß Gott ſich alle Advocaten unter den Menſchenkindern durchaus verbittet, daß er es für verzeihlich erklärt, die von ihm geſandten Uebel als ſolche zu erkennen und ſie zu beklagen, ſelbſt bitter zu beklagen, für ſtrafbare Anmaßung aber, ihren Urſprung, Zuſammenhang und Endzweck erklären zu wollen, ihm ſelbſt menſchliche Eigenſchaften beizulegen und ihn nach dem Maßſtabe menſchlicher Gerechtigkeit zu vertheidigen. Leibnitz würde dies Alles wohl erwogen und es vielleicht für weiſer gehalten haben, die Unerforſchlichkeit der göttlichen Rathſchlüſſe ſchweigend zu verehren, ſtatt daß er ſich zum Vertheidiger derſelben aufwarf und ſomit unbewußt in die Fußſtapfen der drei Freunde Hiob's trat, oder vielmehr, in Betracht der Länge ſeiner Vertheidigung, in die Fuß-

ſtapfen Elihu's, des Sohnes Baracheel's, von Bus, des Geſchlechts Ram's, der nach jenen das Wort nahm und der „der Rede ſo voll war, daß ihn der Odem in ſeinem Bauch ängſtete" (Hiob XXXII, 18). Er würde den göttlichen Richterſpruch beherzigt haben, der jene unberufenen Advocaten, weit entfernt, ſie für ihre Mühe nach Wunſch zu honoriren, vielmehr verurtheilte, ihr langweiliges Geſchwätz mit einem Brandopfer von ſieben Ochſen und ſieben Schöpſen abzubüßen (ib. XLII, 8), den guten Hiob dagegen aufs Neue mit ſo und ſo viel tauſend Schafen, Kameelen, Ochſen und Eſeln begnädigte (ib. 12), weil er ohne Heuchelei geſprochen und ſeine Klagen mit den Worten der Weisheit beſchloſſen hatte: „Ich will meine Hand auf meinen Mund legen; ich habe einmal geredet, zum andernmal will ich es nicht mehr thun." (Ib. XXXIX, 34 f.)

Das Leibnitziſche Syſtem der Rechtfertigung Gottes, welches er ſelbſt bei einem heftigen Anfall von Podagra gegen den Kanzler Pfaff in Tübingen im Vertrauen für einen bloßen Scherz erklärt haben ſoll*), fand, neben großem Anklang bei Weiſen und Laien, unter den Philoſophen von Profeſſion verſchiedene nicht unbedeutende Gegner, z. B. noch bei Leibnitzens Lebzeiten in den Engländern Clarke und Law. Von keinem wurde aber die Unhaltbarkeit dieſes Syſtems bündiger und ſchlagender dargethan, als von Kant in ſeiner kleinen Abhandlung über das Mißlingen

*) Acta eruditorum, März 1728.

aller philoſophiſchen Verſuche in der Theodicäe. Er bewies, daß das abſolut Zweckwidrige in der Welt, nämlich das moraliſche Böſe, mit der Gott beigelegten Heiligkeit, das bedingt Zweckwidrige (bedingt, inſofern es als Folge und Strafe des erſten angeſehen wird), nämlich das phyſiſche Uebel, mit ſeiner Güte, und das Mißverhältniß in der Vertheilung von Beidem mit ſeiner Gerechtigkeit in ſchlechterdings unauflöslichem Widerſpruch ſteht. Er zeigte ferner, in Betreff der verſuchten Combination der Freiheit mit der Nothwendigkeit, daß es eine die Grenzen der menſchlichen Einſicht ewig überſteigende Vereinbarung von Begriffen iſt, „ein Geſchöpf zu ſein und als Naturweſen bloß dem Willen ſeines Urhebers zu folgen; dennoch aber als frei handelndes Weſen (welches ſeinen vom äußern Einfluß unabhängigen Willen hat, der dem erſtern vielfältig zuwider ſein kann) der Zurechtweiſung fähig zu ſein und ſeine eigne That doch auch zugleich als die Wirkung eines höhern Weſens anzuſehen.“ Er ſchloß endlich, daß die Welt jederzeit als ein verſchloſſenes Buch für uns anzuſehen iſt, wenn wir die Endabſicht Gottes aus ihr abnehmen wollen, und daß die einzige wahre Theodicäe in einem göttlichen Machtſpruche oder, was in dieſem Fall auf eines hinausläuft, in einem Ausſpruche der Vernunft zu finden, wodurch wir uns den Begriff von Gott als einem moraliſchen und weiſen Weſen nothwendig und vor aller Erfahrung machen. In dieſem Fall wird, wie es weiter heißt, der Zweck der

Weltordnung nicht durch eine vernünftelnde (speculative), sondern durch eine machthabende praktische Vernunft ausgelegt, und eine solche Interpretation finden wir eben im Buche Hiob. Kant hält dasselbe insbesondre der in den meisten Versuchen einer speculativen Theodicäe sich kundgebenden Heuchelei als Warnungsspiegel entgegen und beschließt damit seine siegreiche theoretische Widerlegung des doctrinalen Optimismus, dessen unlösbar scheinende Schwierigkeiten später in der Identificirung Gottes mit der Natur in früher nicht geahnter Weise ihre Lösung finden sollten.

Im ganz anderen Sinne, als Kant, war schon früher Voltaire dem Leibnitzischen System entgegengetreten. Der natürlichen Richtung seines Geistes und somit der wohlerkannten, ihm stets gegenwärtigen Aufgabe seines ganzen Lebens gemäß, faßte er auch bei der Würdigung der Lehre von der besten Welt vorzugsweise deren praktische Wirkung ins Auge, und in dieser Hinsicht konnte ihm nicht entgehen, daß von hundert Nachbetern, die sich dazu bekannten, wenigstens neun und neunzig, unfähig oder abgeneigt, das System in seiner metaphysisch religiösen Abstraction zu begreifen, darin weder mehr noch weniger sahen, als ein bequemes Ruhekissen des Schlendrians, einen willkommenen Deckmantel jeder bestehenden und deshalb legitimen Dummheit, jedes sich auf Erden breit machenden und eben durch sein Dasein zum Dasein berechtigten Unrechts, dessen Ausübung und Förderung man sich nicht

zum Vorwurf zu machen, ja das man sich wohl gar zum Verdienst anzurechnen habe, da ja doch am Ende Alles zum Heil und Frommen des lieben Ganzen ausschlage. Diese heillose Wirkung einer nichts als Heil verkündenden Lehre wahrnehmen und sich zum Kampf dagegen rüsten, war für Voltaire, den Mann, „dessen Worte in Wahrheiten Thaten waren," Eins. Nicht mit dem schweren Geschütz schulgerechter und sich als solche geltend machender Dialektik zog er ins Feld, sondern mit den leichten, in seinen Händen gefeiten Waffen des Spottes, vor denen kein Blendwerk bestehen konnte. Wie David den großen Philister, griff er seinen mit Syllogismen und Citaten gepanzerten Gegner mit der Schleuder an, aber sie traf an der rechten Stelle.

Er schrieb seinen Kandid — ein unscheinbares Büchlein neben der voluminösen Theodicäe, aber eine reale Welt im Kleinen gegenüber einem kolossalen Phantom.

Während er einerseits die thörichte Anmaßung, die Zwecke des anthropomorphosirten Gottes ausklügeln zu wollen, und die noch lächerlichere Einbildung, sie zum Theil (wie Leibnitz in der Geschichte des Sertus Tarquinius, Theod. §. 413—17) in den unserm kurzsichtigen Auge vorliegenden Erscheinungen der kleinen Menschenwelt wirklich erkannt zu haben, mit einer vollen Ladung der verdienten Lauge bedenkt, zieht er auf der andern Seite mit schonungsloser Hand von dem Abgrunde menschlicher Bosheit und menschlichen Elendes den trügerischen Schleier, womit der unverständige oder heuchlerische Eifer einer unhaltbaren und

noch dazu mißverstandenen Philosophie ihn bedecken wollte. Enthält aber darum der Kandid, wie man ihm vorwarf, eine Anklage der Vorsehung oder gar eine durchgängige Gotteslästerung? Man lese ihn mit Unbefangenheit, und man wird finden, daß nur die bornirteste Bigotterie oder gleißnerischer Zelotismus eine solche Beschuldigung gegen ihn erheben konnte. Der Grundgedanke des Buchs ist Klage und Unterwerfung im Sinne Hiob's, so weit es die unabwendbaren Schickungen des Himmels berührt, dabei aber, wie Voltaire's sämmtliche Schriften, Aufforderung zum Kampf, zum rastlosen, hartnäckigen Kampf gegen das Böse, soweit der Mensch durch seine Befähigung zu demselben auch dazu berufen und verpflichtet ist. Seine im schmucklosen Lapidarstyl hingeworfenen Skizzen des Werbeunfugs, der Kriegsgräuel, der Ketzergerichte, des Adel- und Pfaffenthums, der Negersklaverei, des Raub- und Trugsystems im öffentlichen und Privatleben, und auf der andern Seite die Schilderung des freien und glücklichen Utopien Eldorado waren eben so viele schneidende Anklagen der Tyrannei und Heuchelei, der geistigen Schwäche und moralischen Versunkenheit seiner Zeit, und in wieweit Europa die theilweise Abstellung solcher Uebel gerade Voltaire's auch im Kandid sich bethätigendem, wenn gleich unter eisiger Kälte sich verbergendem Feuereifer gegen das Böse, seinen verschrieenen Sarkasmen, seinem „vernichtenden Lächeln" verdankt, darüber hat längst, nicht der heisere Bannfluch der Zions-

wächter, sondern die solchen Unkenruf siegreich übertönende Stimme der Weltgeschichte entschieden. Diese Erfolge aber waren es eben, die der Obscurantismus ihm nicht verzieh; dies war es, weßhalb die Frommen und Mächtigen unter den Insassen der besten Welt den vermeinten Verleumder derselben verketzerten und verfolgten, weßhalb die ganze Schaar der optimistischen Träumer, welche durch die im Kandid ausgestreuten Stacheln nicht allzu sanft aus ihrem behaglichen Schlummer aufgekitzelt wurden, mit übersprudelnder, aber ohnmächtiger und darum nur lächerlicher Wuth über Voltaire, die bête noire des Fanatismus und der Unterdrückung herfiel, weßhalb endlich Kandid, „wie er sich kaum blicken ließ, als eine rechte Mißgeburt von weisen Oberkeiten fast überall verboten wurde“ *). Wir verdanken diese Notiz dem weisen Gottsched, einem jener Schöpse, den man als Sühnopfer für die Arroganz der modernen Eliphasse, Bildads und Zophars zu opfern versäumt hatte und der neuerdings in seinem frommen Eifer gegen den gottlosen Voltaire durch einen Mitarbeiter des Hamburger Korrespondenten würdig ersetzt wurde.

Dieser letzterwähnte Streiter Gottes, der in Folge der

*) „Und wie viele hohe Häupter werden hier nicht aufs gröblichste beleidigt!“ Mit diesem Vorwurf, als dem schrecklichsten der Schrecken, beschloß eine von Gottsched mitgetheilte Recension in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ eine ganze Reihe furchtbarer Beschuldigungen, die sie auf den unschuldigen Kandid gewälzt und unter denen sie obige als Non plus ultra der Lächerlichkeit mit Recht ans Ende schob.

Ankündigung dieſer Ausgabe der franzöſiſchen Claſſiker ſich berufen fühlte, das Andenken eines Monteſquieu, Voltaire und Rouſſeau à la gamin zu begeifern, empfange bei dieſer Gelegenheit unſern aufrichtigen Dank dafür, daß er durch ſein Schimpfen auf den Kandid in specie unſern Entſchluß, die Auswahl aus den Werken Voltaire's damit zu eröffnen, vollends beſtimmte. Wenn ein Kritiker, der ſich nicht ſcheut, den grundchriſtlichen und ſtrengmonarchiſchen Monteſquieu unter die Atheiſten und Demokraten zu werfen und ſeine Werke für „niederträchtige Literatur" zu erklären, ein anderes Buch als den ärgſten Auswurf eben dieſer Literatur bezeichnet, ſo hat man ſchon einen Grund mehr, dies Buch für beſonders gut zu halten, und ein „Pfui!" über den „armen Ueberſetzer" deſſelben aus einem ſolchen Munde kann allenfalls einem ermunternden Bravo aus dem Munde eines Ehrenmannes, woran es uns zu unſerer Freude auch nicht gefehlt hat, gleichgelten.

Wir bemühten uns, die vorliegende Ausgabe des Kandid ſo auszuſtatten, daß wir uns ſchmeicheln dürfen, dies Buch (das Wieland, ſonſt kein Freund Voltaire's, das „Lieblingsbuch aller Leute von Verſtand" nennt*) und um deſſentwillen allein ſogar der romantiſche Victor Hugo dem Verfaſſer ſeine Herabſetzung der alten Pariſer Bauten verzeiht**)) einem größern Leſekreiſe, als

*) Deutſcher Merkur, Märzheft 1778, S. 297.
**) Notre Dame, l. III, chap. 2.

deſſen frühere Verdeutſchungen zugänglich zu machen. Unter letztern verdient die von Mylius rühmende Erwähnung, nur iſt zu bedauern, daß ſie, wie Heine'der Bertuch'ſchen Ueberſetzung des Don Quixote mit Recht vorwirft, noch ſpaßhafter ſein will, als das Original, und dadurch nicht ſelten ins Breite und Läppiſche fällt. Voltaire's meiſterhafte Schreibart in ihrer ganzen kauſtiſchen Schärfe und Kürze wiederzugeben, mußten wir uns freilich auch verſagen, doch ſuchten wir ihr wenigſtens ſo nahe zu kommen, als es ohne Verletzung noch dringenderer Rückſichten thunlich ſchien.

Vielleicht wird Mancher die Anmerkungen zu gehäuft und namentlich einige der hiſtoriſchen Erläuterungen überflüſſig finden, doch man wolle bedenken, daß das Buch in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nicht bloß für gelehrte oder auch nur geſchichtskundige Leſer beſtimmt iſt. Das war es freilich bei ſeinem erſten Erſcheinen auch nicht, doch Begebenheiten, von denen damals (zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges) ganz Europa voll war und die alſo keines Commentars bedurften, ſind jetzt für den größten Theil der Leſewelt der Vergeſſenheit anheimgefallen, mithin flüchtige Anſpielungen darauf ohne weitere Erklärung unverſtändlich. Was die Citate betrifft, ſo hielten wir bei der, dem Verfaſſer häufig, in der Regel nachbetungsweiſe, vorgeworfenen hiſtoriſchen Unzuverläſſigkeit die Angabe der Quellen in einem Buche von ſolcher Tendenz, wie Kandid, hie und da für doppelt nöthig. Voltaire hat ein buntes Spiegelbild der kläglichſten Drangſale, der empörendſten

Schlechtigkeiten und, um den düstern Ton zu mildern, der ergötzlichsten Thorheiten seiner Zeit in den Raum eines kleinen Gemäldes zusammengedrängt, doch man wird finden, daß er kein historisches Factum ersann oder nur mit zu grellen Farben schilderte. Daß er ein und dasselbe erdichtete Individuum theils zum Träger, theils zum Zeugen des verschiedensten Elends macht, ist (wie er selbst, vermuthlich in Erwiederung auf eine schiefe Kritik, seinen Martin im 27. Kap. bemerken läßt), in Bezug auf die Realität dieses Elends an sich, ein völlig gleichgültiger Umstand. Auf den Ruhm künstlicher, spannender Erfindung kann dieser Roman keinen Anspruch machen, doch müßten wir uns sehr täuschen, wenn nicht die locker und kunstlos an einander gereihten Abenteuer Kandid's, Dank der erschütternden Macht der Wahrheit des dabei beständig vor unsern Augen aufgerollten historischen Hintergrundes, die Aufmerksamkeit des denkenden, nicht bloß schlingenden Lesers in gleichem Grade zu fesseln geeignet sind, wie z. B. die verwickeltsten Intriguenstücke des genialen Eugen Sue, die wir dem Kandid nicht ohne Grund gegenüber stellen, da die in letzterm ausgesprochene traurige, aber heilsame Wahrheit, das Ueberwiegen des Bösen auf Erden, auch in jenen von halb Europa verschlungenen Novellen als Grundgedanke hingestellt und mit unendlich größerm Kunstaufwande in der ganzen Anlage der Fabel und in den Details, dabei aber doch, wie uns scheint, mit einer ungleich näher an Karrikatur streifenden Ueber-

treibung durchgeführt wird. Kandid verhält sich zu den Sue'schen Schöpfungen etwa, wie die, trotz des Naserümpfens der jüngsten Kunstjünger, ewig wahren Lebensbilder Wilhelm Hogarth's zu den Karnevalsfiguren Jakob Callot's, die dem Beschauer beim ersten Anblicke vielleicht Schrecken einjagen, beim zweiten aber ihn belehren, daß er keine Gesichter, sondern nur Larven vor sich hat.

Man hat den Kandid wohl mit dem Don Quixote verglichen, und da, bei allem gebührenden Respect vor diesem Altvater und Musterbilde aller satirischen Romane, jeder Unbefangene gestehen wird, daß es, ganz abgesehen von den langen und langweiligen Episoden des edeln Manchaners, in der Natur der Sache liegt, bei einer satirischen Erzählung in zwei dicken Bänden eher zu ermüden, als bei einem epigrammatisch gedrängten Romane von der besten Welt, so kann jene Zusammenstellung nicht zum Nachtheile des letztern ausfallen, wenn man nur das Interesse beider Bücher als Unterhaltungsschriften in Betracht zieht, eine Eigenschaft, wodurch ja die von den Verfassern beabsichtigte ernstere Wirkung so wesentlich bedingt ist. Auch hinsichtlich dieses eigentlichen Zwecks beider Romane läßt sich die nahe Verwandtschaft unter ihnen nicht verkennen, da ja beide es auf nahe verwandte Thorheiten gemünzt haben. In Voltaire's Augen wenigstens war die Passion, auf dürrem Klepper und mit morscher Lanze zur Bekämpfung alles Bösen auf Erden auszureiten und sich zu dem Ende mit Windmühlen und

Weinschläuchen herumzubalgen, wie der sinnreiche Hidalgo von Argamesilla, keine viel ärgere Donquixoterie, als der Aberwitz, Gott wegen eben jenes Bösen gegen sophistische Spitzfindigkeiten mit denselben Waffen in Schutz nehmen und seine Zwecke bei der Welteinrichtung und Regierung im Einzelnen und im Ganzen nachweisen zu wollen, wie der weise Pangloß, „der größte Philosoph Westfalens und folglich der ganzen Welt." Gleichmäßig übrigens, wie Cervantes' herrliches Werk, womit er ursprünglich nur eine Satire auf die seinem Jahrhundert anhaftende Manie der Ritterromane beabsichtigte, unvermerkt zu einer unsterblichen Satire auf die ewig in wechselnder Gestalt wiederkehrenden Ausschweifungen der menschlichen Begeisterung überhaupt erwuchs, so wurde Kandid, der es zunächst nur mit einem unhaltbaren, aber zu seiner Zeit eben grassirenden philosophischen System zu thun hatte, unter des Verfassers Händen zur bleibenden Geißel für die philosophische Charlatanerie aller Zeiten. Daß Voltaire zum Repräsentanten solcher Afterweisheit einen deutschen Magister wählte und zu ihrem gläubigen Jünger einen unschuldigen deutschen Jüngling, beweist, daß er den Charakter unserer Nation mit richtigerm Tacte erkannt hatte, als man insgemein glaubt. Um seinen Gegenstand mit möglichstem Erfolg durch alle Phasen des Lächerlichen zu führen, bedurfte er der Personificirung des höchsten Grades von unfruchtbarer, wichtigthuender, im Blauen schweifender Theorie- und System-

wuth auf der einen und von gutmüthiger, genasführter Leichtgläubigkeit auf der andern Seite, und wo konnte er wohl vollendetere Incarnationen von beiden finden, als in Michels Vaterlande, wie es 1759 war? —

Die Franzosen setzten Voltaire, den nur die Heiligen verfluchten, und dessen Andenken in der Provinz, die er mit seinen Wohlthaten erfüllte, wie das eines Heiligen gesegnet wird, ein Denkmal in jener Kirche, die sie zum Pantheon für die größten Söhne des Vaterlandes umschufen, und freuen sich der bis jetzt errungenen Früchte des Kampfes, den er unter den Ersten gegen das Böse begann, und den sie rüstig fortkämpfen. Wir glücklichen Deutschen dagegen freuen uns, dieses beschwerlichen Kampfs überhoben zu sein; wir schwören, noch heute mit Pangloß, daß Alles hienieden aufs herrlichste und unverbesserlichste eingerichtet, und daß in dieser besten aller möglichen Welten die deutsche Tessarakontarchie die vollkommenste aller denkbaren deutschen Einheiten ist, und um es nie zu vergessen, setzten wir dem großen Leibnitz, der uns zuerst auf diese beruhigende Wahrheit hinleitete, gleichfalls ein Mönument an dem Schauplatze seiner Wirksamkeit, von der leider das gute verständige deutsche Volk übrigens nicht viel erfuhr, in dem Mittel- und Brennpunkte der besten Welt, die er verkündete, in dem gottgeliebten —

Hannover, 3. December 1843.

Zwei Artikel aus dem Dictionnaire philosophique.

Der Roman Kandid ist eine praktische Widerlegung des von Shaftesbury, Bolingbroke, Pope und vornehmlich von Leibnitz in seiner Theodicäe verfochtenen Satzes, daß Alles gut sei. Da aber Voltaire, außer einigen hie und da eingestreuten Winken über seine eigne subjective Ansicht in dieser Sache, in dem Roman eben nur Thatsachen reden läßt, schicken wir hier dem Kandid, gewissermaßen als Einleitung, zwei Aufsätze voran, worin man seine Würdigung der Lehre von der besten Welt in bündigerer Fassung ausgesprochen findet. Voltaire bespricht denselben Gegenstand außerdem noch im 9. Kap. seines traité de métaphysique, im 26. § des Philosophe ignorant, im 16. und den ff. §§ der kleinen Schrift Il faut prendre un parti und in dem schönen Gedichte sur le désastre de Lisbonne, das wir am Schluß des Kandid mittheilen werden.

I.

Ueber das Gute und das Böse in der physischen und in der moralischen Welt.

Wir stehen hier bei einer der schwierigsten und wichtigsten Fragen. Sie umfaßt das ganze menschliche Leben. Weit wichtiger wär' es freilich, ein Heilmittel gegen unsere Uebel zu finden, allein es giebt keine, und wir sind leider auf das traurige Geschäft angewiesen, ihrem Ursprunge nachzuforschen. Ueber diesen Ursprung hat man seit Zoroaster und allem Anschein nach seit noch längerer Zeit

gestritten. Um diesen Mischmasch von Gutem und Bösem zu erklären, ersann man zwei Grundwesen, Oromazes, den Urheber des Lichts, und Arimanes, den Urheber der Finsterniß; ferner die Büchse der Pandora, die beiden Fässer des Zeus, Eva's verbotenen Apfelbiß und so manche andere Systeme der Art. Der berühmte Bayle, unser erster Dialektiker, dabei aber nicht eben unser größter Philosoph, hat hinlänglich dargethan, wie schwer es den Christen, die nur einen und zwar einen guten und gerechten Gott verehren, werden muß, die Einwürfe der Manichäer, die zwei Götter, einen guten und einen bösen, annahmen, genügend zu widerlegen.

So alt das System der Manichäer auch sein mag, so ist es darum doch seinem Wesen nach um nichts vernünftiger. Man müßte mathematische Lehrsätze construirt haben, um den Satz zu wagen: „Es giebt zwei nothwendige, höchste Wesen, beide unendlich und eins so mächtig, wie das andere, die sich einander bekriegt und sich endlich dahin vereinigt haben, daß über diesen kleinen Planeten das eine die Schätze seiner Güte, das andere den Schlund seiner Bosheit ausgießen soll." Vergebens suchen sie durch diese Hypothese die Ursache des Guten und des Bösen zu erklären. Eher erreicht diesen Zweck noch die Fabel des Prometheus. Allein jede Hypothese, die uns dazu dient, über etwas Rede zu stehen, und die nicht überdies auf bestimmten Grundprincipien beruht, ist verwerflich.

Abgesehen von der Offenbarung, in Folge deren man Alles glauben muß, erklären die christlichen Lehrer den Ursprung des Guten und des Bösen nicht besser, als die Anhänger Zoroaster's.

Sobald sie sagen, Gott ist ein zärtlicher Vater, ein gerechter Herrscher; sobald sie mit jener Liebe und Güte,

mit dieſer ihnen bekannten Gerechtigkeit nach menſchlichem Maßſtabe den Begriff der Unendlichkeit verbinden wollen, gerathen ſie in die entſetzlichſten Widerſprüche. Wie konnte dieſer Herrſcher mit der unendlichen Fülle der Gerechtigkeit nach unſern Begriffen, dieſer Vater voll unendlicher Zärtlichkeit für ſeine Kinder, wie konnte dies unendlich mächtige Weſen Geſchöpfe nach ſeinem Bilde ins Daſein rufen, um ſie einen Augenblick darauf von einem bösartigen Weſen in Verſuchung führen, um ſie in der Verſuchung unterliegen, um ſie, die er doch unſterblich geſchaffen, ſterben zu laſſen, um endlich ihre Nachkommenſchaft mit Elend und Verbrechen zu überhäufen? Wir reden hier nicht von einem andern Widerſpruch, der unſerer ſchwachen Vernunft noch empörender erſcheint. Wie kann Gott, der doch ſpäter das Menſchengeſchlecht durch den Tod ſeines einzigen Sohnes erlöſt, oder der vielmehr, ſelbſt zum Menſchen geworden, für die Menſchen ſtirbt, wie kann er, ſag' ich, eben jenes Menſchengeſchlecht, für das er geſtorben, faſt ohne Ausnahme dem Schrecken ewiger Qualen preisgeben? Gewiß, betrachten wir dies Syſtem nur aus philoſophiſchem Geſichtspunkte (ohne Beihülfe des Glaubens), ſo iſt kaum etwas Entſetzlicheres und Abſcheulicheres denkbar. Es macht Gott entweder zur Bosheit ſelbſt, und zwar zur unendlichen Bosheit, die denkende Weſen geſchaffen, um ſie ewig unglücklich zu machen, oder zur Ohnmacht und Blödſinnigkeit ſelbſt, die das Unglück ihrer Geſchöpfe weder vorher zu ſehen, noch zu verhüten vermocht. Wir haben es hier aber nicht mit dem ewigen Unglück zu thun, ſondern nur mit dem Guten und Böſen, was wir hienieden erfahren. Kein einziger Lehrer ſo vieler Kirchen, die über dieſen Punkt ſämmtlich mit einander im Kampfe liegen, hat jemals einen Weiſen zu überzeugen vermocht.

Man begreift nicht, wie Bayle, der doch die Waffen der Dialektik mit so großer Kraft und Gewandtheit zu handhaben wußte, sich damit begnügen konnte, einen Manichäer, einen Calvinisten, einen Molinisten und einen Socinianer argumentiren zu lassen. (Man sehe im Bayle die Artikel Manichäer, Marcionisten und Paulicianer.) Warum läßt er nicht einen vernünftigen Menschen reden? Warum spricht er selbst, Bayle, nicht in eigner Person? Er würde sich weit besser über das ausgesprochen haben, was wir jetzt zu erörtern versuchen wollen.

Ein Vater, der seine Kinder tödtet, ist ein Ungeheuer. Ein König, der seine Unterthanen in die Falle gehen läßt, um einen Vorwand zu haben, sie zu bestrafen, ist ein fluchwürdiger Tyrann. Setzt ihr nun bei Gott dieselbe Güte voraus, die ihr von einem Vater, dieselbe Gerechtigkeit, die ihr von einem König fordert, so ist jeder Ausweg, euern Gott zu rechtfertigen, abgeschnitten; und verleiht ihr ihm unendliche Weisheit und Güte, so macht ihr ihn dadurch nur unendlich verhaßt. Ihr erregt den Wunsch, es möge kein Gott vorhanden sein; ihr gebt dem Gottesleugner Waffen in die Hände, und dieser wird immer berechtigt sein, euch zu sagen: Es ist besser, gar keine Gottheit anzunehmen, als ihr gerade ein solches Verhalten aufzubürden, wie ihr es bei den Menschen strafen würdet.

Laßt uns also vor Allem einräumen: Es ziemt uns nicht, Gott menschliche Attribute beizulegen, es ziemt uns nicht, Gott nach unserm Bilde zu schaffen. Menschliche Gerechtigkeit, menschliche Güte, menschliche Weisheit, das Alles läßt sich unmöglich auf ihn übertragen. Mag man immerhin diesen Eigenschaften eine unendliche Ausdehnung geben wollen, immer bleiben es nur menschliche Eigen-

schaften, deren Grenzen wir erweitern. Es ist nicht anders, als wollten wir Gott unendliche Dichtigkeit, unendliche Bewegung, unendliche Rundung, unendliche Theilbarkeit beilegen. Diese Attribute können einmal nicht die seinen sein.

Die Philosophie lehrt uns, daß diese Welt ihre Einrichtung von einem unbegreiflichen, ewigen, durch seine eigne Natur bestehenden Wesen empfangen haben muß; aber, wie gesagt, die Natur giebt uns keine Auskunft über die Attribute dieser Natur. Wir wissen, was es nicht ist, nicht aber, was es ist.

Für Gott giebt es nichts Gutes oder Böses, weder physisches noch moralisches.

Was ist das physische Uebel? Das größte aller Uebel ist unstreitig der Tod. Wir wollen jetzt sehen, ob der Mensch möglicher Weise unsterblich hätte sein können.

Sollte ein Körper, wie der unsrige, unauflöslich und unvergänglich sein, so dürfte er nicht aus Theilen bestehen; er dürfte nicht geboren werden, dürfte keine Nahrung zu sich nehmen können, dürfte keines Wachsthums und keiner Veränderung fähig sein. Man prüfe alle diese Fragen, die jeder Leser willkürlich ausdehnen kann, und man wird inne werden, daß der Satz, der Mensch könne unsterblich sein, einen Widerspruch enthält.

Wäre unser organischer Körper unsterblich, so würde der der Thiere es auch sein. Nun liegt aber am Tage, daß alsdann der Erdball so viele Geschöpfe gar bald nicht mehr würde ernähren können. Diese unsterblichen Wesen, die nur vermittelst der Erneuerung ihres Körpers durch die Nahrung fortleben, würden also aus Mangel an Stoff zu dieser Erneuerung umkommen. Das Alles ist ein Gewebe von Widersprüchen. Es ließe sich noch weit mehr

hierüber sagen; allein jeder richtig denkende Leser sieht ein, daß der Tod für alles Geborne unerläßlich war, daß er weder ein Irrthum Gottes, noch ein Uebel, noch eine Ungerechtigkeit, noch eine Züchtigung des Menschen sein kann.

Geboren um zu sterben, kann der Mensch so wenig den Schmerzen, als dem Tode entgehen. Sollte eine organische, mit Gefühl begabte Substanz nie Schmerz empfinden, so müßten sich erst alle Naturgesetze ändern; so dürfte die Materie nicht mehr theilbar sein, es dürfte weder Schwere, noch Bewegung, noch Kraft mehr geben, ein Felsblock müßte auf ein Thier fallen können, ohne es zu zerschmettern, es dürfte weder durch das Wasser erstickt, noch durchs Feuer verbrannt werden können. Ein für den Schmerz fühlloser Mensch wäre also ein eben so contradictorischer Begriff, als ein unsterblicher Mensch.

Das Gefühl des Schmerzes war nothwendig, um uns das Gesetz der Selbsterhaltung einzuschärfen und uns so viel angenehme Empfindungen zu verschaffen, als die allgemeinen Gesetze, denen Alles unterworfen ist, gestatten.

Empfänden wir keinen Schmerz, so würden wir uns alle Augenblicke verwunden, ohne es zu fühlen. Ohne den Anfang des Schmerzes würden wir keine Verrichtung des Lebens vollziehen, wir würden es keinem Andern mittheilen, wir würden kein Vergnügen kennen. Der Hunger ist ein beginnender Schmerz, der uns veranlaßt, Nahrung zu uns zu nehmen; die Langeweile ein Schmerz, der uns zwingt, uns zu beschäftigen; die Liebe ein Bedürfniß, das schmerzlich wird, wenn wir es nicht befriedigen. Kurz, jeder Wunsch ist ein Bedürfniß, ein beginnender Schmerz. Der Schmerz ist also die erste Triebfeder aller thierischen Handlungen. Jedes gefühlbegabte Thier muß dem Schmerz

unterworfen sein, wenn die Materie theilbar ist. Der Schmerz war demnach so nothwendig wie der Tod. Er kann also weder ein Irrthum der Vorsehung, noch eine Bosheit, noch eine Strafe sein. Hätten wir nur die Thiere leiden sehen, so würden wir die Natur nicht anklagen. Wären wir, selbst gefühllos, Zeugen des langsamen und schmerzhaften Todes der Tauben, auf die ein Sperber herabschießt, um nach seiner Bequemlichkeit ihre Eingeweide zu verzehren, und damit nichts Andres zu thun, als was wir selbst thun, so würde es uns nicht einfallen, darüber zu murren. Mit welchem Rechte aber sollen unsere Körper vor dem der Thiere etwas voraus haben und nicht wie diese zerrissen werden können? Etwa weil wir ihnen an Einsicht überlegen sind? Was hat aber hier die Einsicht mit einer theilbaren Materie zu schaffen? Müssen oder können einige Begriffe mehr oder weniger in einem Hirnschädel hindern, daß das Feuer uns verbrennt und daß ein Felsen uns zerschmettert?

Das moralische Uebel, worüber man so viele Bände geschrieben, fällt im Grunde mit dem physischen völlig zusammen. Dies moralische Uebel ist weiter nichts als ein schmerzhaftes Gefühl, das ein organisches Wesen dem andern verursacht. Räuberei, Beschimpfung ꝛc. können nur für ein Uebel gelten, insofern sie ein solches verursachen. Da wir nun aber sicherlich Gott nichts Böses zufügen können, so zeigt uns die Vernunft (abgesehen vom Glauben, der ganz etwas Anderes ist) auf das sonnenklarste, daß es in Beziehung auf das höchste Wesen kein moralisches Uebel geben kann.

Da das größte aller physischen Uebel der Tod ist, so ist jedenfalls das größte moralische Uebel der Krieg. Er zieht alle Verbrechen nach sich: Schmähungen und Verleumdungen in den Kriegserklärungen, Treubruch in den

Verträgen, Raub und Verheerung, Schmerz und Tod in allen Gestalten.

Das Alles ist ein physisches Uebel für den Menschen, in Beziehung auf Gott aber sicher so wenig ein moralisches Uebel, wie die Wuth der Hunde, die sich untereinander herumbeißen. Es ist ein eben so falscher, als schwacher Gemeinplatz, zu sagen, nur die Menschen erwürgten einander. Die Wölfe, Hunde, Katzen, Hähne, Wachteln ꝛc. liegen unter sich, unter ihrer eigenen Gattung im Kampfe; die Buschspinnen fressen einander auf; fast bei allen Thieren schlagen sich die Männchen um den Besitz der Weibchen. Dieser Krieg ist die Folge der Naturgesetze, der im Blute liegenden Dispositionen; Alles steht im Zusammenhange mit einander, Alles ist nothwendig.

Die Natur gab dem Menschen, Eins ins Andere gerechnet, ungefähr 22 Lebensjahre, das will sagen: von 1000 Kindern, die in einem Monat geboren werden, sterben die einen in der Wiege, andere leben bis zum 30., wieder andere bis zum 50., einige bis zum 80. Jahre, so daß sich, wenn man nun die Durchschnittsrechnung macht, für jeden etwa 22 Jahre ergeben.

Was ist nun wohl Gott daran gelegen, ob man im Kriege fällt oder an einem hitzigen Fieber stirbt? Der Krieg rafft weniger Menschen hinweg als die Blattern. Die Plage des Kriegs ist vorübergehend, die der Blattern dagegen herrscht beständig auf der ganzen Erde; und alle Plagen sind so combinirt, daß jene Durchschnittssumme von 22 Lebensjahren im Allgemeinen als stehend gelten kann.

Der Mensch beleidigt Gott, indem er seinen Nächsten tödtet, sprecht ihr. Wenn das ist, so sind die Regierer der Nationen entsetzliche Verbrecher; denn aus erbärmlichem Eigennutz, um nichtswürdiger Interessen willen, die sie

lieber aufgeben ſollten, liefern ſie eine unſägliche Menge von Ihresgleichen an die Schlachtbank und rufen obendrein Gott dabei an. Allein wie ſollten ſie (philoſophiſch geſprochen) Gott dadurch beleidigen? Wie die Tiger und Krokodile ihn beleidigen. Offenbar iſt es nicht Gott, den ſie quälen, ſondern ihr Nächſter. Nur dem Menſchen gegenüber kann der Menſch ſchuldig ſein. Ein Straßenräuber kann Gott nicht beſtehlen. Was liegt dem ewigen Weſen daran, ob eine Handvoll gelben Metalls in Hieronymus' oder Bonaventura's Händen iſt? Wir haben nothwendige Wünſche, nothwendige Leidenſchaften, nothwendige Geſetze, um ſie zu unterdrücken; und während wir uns auf unſerm Ameiſenhaufen um einen Strohhalm zanken, geht das Univerſum ſeinen Gang nach ewigen und unwandelbaren Geſetzen, denen auch das Atom, was wir Erde nennen, unterworfen iſt.

II.

Ueber den Satz: „Alles iſt gut."

Ich bitte euch, ihr Herren, mir den Satz: Alles iſt gut, zu erklären, denn ich verſtehe ihn nicht.

Bedeutet es, Alles iſt der Theorie der bewegenden Kräfte gemäß eingerichtet und angeordnet, ſo verſtehe ich das und räume es ein.

Verſteht ihr darunter, daß Jeder ſich wohl befindet, daß Jeder zu leben hat, daß Niemand leidet? Ihr wißt, wie falſch das iſt.

Iſt eure Anſicht die, daß all das beklagenswerthe Elend, welches auf der Erde laſtet, in Beziehung auf Gott gut

ist und daß er sich dessen freut? An eine solche Scheußlichkeit glaube ich nicht und ihr eben so wenig.

Ich bitte euch, erklärt mir den Satz: Alles ist gut. Der superkluge Platon ließ Gott gnädigst die freie Wahl zwischen fünf Welten, und zwar aus dem Grunde, weil es, wie er sagt, nur fünf regelmäßige Körper in der Geometrie giebt, nämlich das Tetraedron, den Kubus, das Hexaedron, das Dodekaedron und das Ikosaedron [a]). Allein warum will er der göttlichen Macht so enge Schranken setzen? Warum will er ihr nicht die Kugel gestatten, die noch regelmäßiger ist, und selbst den Kegel, die mehrseitige Pyramide, den Cylinder ꝛc.?

Gott wählte nach ihm nothwendiger Weise die beste aller möglichen Welten. Dies System wurde von verschiedenen christlichen Philosophen angenommen, obgleich es dem Dogma der Erbsünde zu widerstreiten scheint; denn unser Erdball ist nach jener Katastrophe der bestmögliche Erdball. Er war es vorher; er könnte es mithin noch jetzt sein; viele Leute aber glauben, daß er, weit entfernt der beste zu sein, vielmehr der schlechteste aller denkbaren Erdbälle ist.

Leibnitz bekannte sich in seiner Theodicäe zu Platon's System. Mehr als ein Leser beklagte sich, den Einen so wenig zu verstehen, wie den Andern. Was uns betrifft, so bekennen wir, nachdem wir Beide zu wiederholten Malen durchgelesen, unumwunden, wie wir zu thun pflegen, unsere Unwissenheit; und da das Evangelium uns über diese Frage nichts offenbart hat, verharren wir ohne Gewissensskrupel in unserer Finsterniß.

a) Tim. Locr. de anima mundi. Plat opp. ed. Steph. tom. III, p. 98, D, E. — Cf. ib. p. 95, A.

Leibnitz, der von Allem redet, läßt sich auch über die Erbsünde vernehmen; und da Jedermann, der ein System hat, Alles in seinen Plan zu bringen weiß, was damit im Widerspruch stehen könnte, so stellte er den Satz auf, daß der Ungehorsam gegen Gott und das daraus hervorgegangene schreckliche Unheil integrirende Theile der besten aller möglichen Welten, nothwendige Ingredienzien jeder möglichen Glückseligkeit seien [a]). „Calla, calla, señor Don Carlos: todo che se haze es por su ben“ [b]).

Wie! aus einem Orte des Wohllebens vertrieben werden, aus einem Orte, wo man ewig gelebt haben würde, wenn man nicht unglücklicher Weise einen Apfel gegessen hätte! Wie! im Elend elende und verbrecherische Kinder zeugen, die selbst alle Leiden erdulden und sie wieder auf andere vererben werden! Wie! alle Krankheiten ausstehen, allen Kummer und Verdruß erfahren, eines schmerzhaften Todes sterben und zur Erfrischung Ewigkeiten hindurch in der Hölle braten: das Alles sollte das beste Loos sein, das uns beschieden werden könnte? Das ist doch wahrhaftig nicht allzu gut für uns, und inwiefern könnte es wohl gut für Gott sein?

Leibnitz fühlte wohl, daß sich hierauf nichts erwidern lasse: auch schrieb er dicke Bücher, worin er selbst nicht verstand, was er sagte.

Das Dasein des Uebels mag allenfalls ein Lucullus lachend hinwegleugnen wollen, wenn er sich wohl befindet und mit seinen Freunden und seiner Geliebten in seinem Apollosaal eine stattliche Mahlzeit hält. Allein er stecke nur

a) Siehe unter andern Theodicée, §. 126, 128 etc.

b) Still, still, Herr Don Carlos! Alles, was geschieht, dient zu Ihrem Besten!

den Kopf zum Fenſter hinaus, ſo wird er Unglückliche ſehen; er bekomme das Fieber, ſo iſt er es ſelbſt.

Ich citire nicht gern. Es iſt gewöhnlich eine ziemlich mißliche Sache damit; man läßt das, was der citirten Stelle vorhergeht oder darauf folgt, unberückſichtigt und ſetzt ſich tauſenderlei Kritteleien aus. Hier kann ich indeſſen nicht umhin, den Kirchenvater Lactanz zu citiren, der im 13. Kapitel ſeines Buchs vom Zorne Gottes dem Epikur folgende Worte in den Mund legt: „Entweder will „Gott das Böſe aus der Welt entfernen und kann es nicht, „oder er kann es und will es nicht, oder er kann es „nicht und will es nicht, oder endlich er will es und „kann es. Will er es und kann es nicht, ſo iſt das „ein Unvermögen, was dem Weſen Gottes widerſpricht; „kann er es und will es nicht, ſo iſt es Bosheit, die „ſeiner Natur nicht minder zuwider läuft; will er es nicht „und kann es auch nicht, ſo iſt es Bosheit und Unvermögen zugleich; will er es aber und kann es auch „(was der einzige von dieſen Fällen iſt, der dem Weſen „der Gottheit entſpricht): woher kommt dann das Böſe „auf Erden?“

Das Argument iſt ſchlagend. Auch beantwortet Lactanz es ſehr ſchlecht, indem er ſagt, Gott wolle das Böſe, habe uns aber die Weisheit verliehen, vermittelſt deren man das Gute erwirbt. Man muß geſtehen, daß dieſe Antwort im Vergleich mit dem Einwurf ſehr ſchwach iſt; denn ſie ſetzt voraus, daß Gott die Weisheit nicht anders verleihen konnte, als indem er das Böſe ins Daſein rief; und dann mit welcher allerliebſten Weisheit ſind wir ausgerüſtet!

Der Urſprung des Böſen war von jeher ein Abgrund, deſſen Boden Niemand zu ſehen bekommen hat. Dies trieb eben ſo viele alte Philoſophen und Geſetzgeber dermaßen in

die Enge, daß sie ihre Zuflucht zu zwei Grundprincipien, einem guten und einem bösen, nahmen. Typhon war das böse Princip bei den Aegyptern, Arimanes bei den Persern. Die Manichäer nahmen bekanntlich diese Theologie an; da aber diese Leute nie, weder mit dem guten, noch mit dem bösen Princip persönlich verkehrten, darf man ihnen nicht aufs Wort glauben.

Unter den Dummheiten, wovon diese Welt strotzt und die man auch zu den Uebeln derselben rechnen kann, ist es keine der geringsten, zwei allmächtige Wesen anzunehmen, die sich darum schlagen, welches von ihnen in den Angelegenheiten dieser Welt am thätigsten die Hände im Spiel haben soll, und die einen Vertrag schließen, wie die beiden Aerzte im Molière: „Lassen Sie mir das Brechmittel, so lasse ich Ihnen den Aderlaß" a).

Basilides behauptete im ersten Jahrhundert der Kirche, sich hierin an die Lehre der Platoniker lehnend, Gott habe seinen untergeordnetsten Engeln aufgetragen, unsere Welt zu schaffen, und diese hätten, in Ermangelung hinreichender Geschicklichkeit, ein Machwerk zu Stande gebracht, wie wir es vor uns sehen. Diese theologische Fabel hält nicht Stand vor dem furchtbaren Einwurf, daß es nicht im Wesen eines allmächtigen und allweisen Gottes liegt, ein Weltgebäude von Baumeistern aufführen zu lassen, die nichts von der Sache verstehen.

Simon, der den Einwurf vorausahnte, kömmt ihm durch die Erzählung zuvor, daß der Engel, welcher der Werkstätte vorgestanden, verdammt worden sei, weil er seine Sache so schlecht gemacht; allein das höllische Feuer,

a) L'amour médecin, acte III, sc. I.

worin dieser Engel brennt, heilt uns nicht von unsern Uebeln a).

Die Geschichte der Pandora bei den Griechen widerlegt den Einwurf eben so wenig. Die Büchse, worin sich alle Uebel befinden und auf deren Boden die Hoffnung zurückbleibt, ist zwar eine schöne Allegorie; allein diese Pandora wurde vom Hephästos nur verfertigt, um sich am Prometheus zu rächen, der einen Menschen aus Koth gebildet hatte.

Die Inder trafen es nicht besser. Nachdem Gott den Menschen geschaffen, gab er ihm eine Arznei, die ihm eine ewige Gesundheit sicherte. Der Mensch belud seinen Esel damit, der Esel hatte Durst, die Schlange zeigte ihm eine Quelle, und während der Esel trank, nahm die Schlange die Arznei zu sich.

Die Syrer ersannen folgende Fabel. Der Mann und das Weib, die im vierten Himmel erschaffen waren, ließen sich einst gelüsten, statt der Ambrosia, ihrer natürlichen Nahrung, einen Kuchen zu essen. Die Ambrosia hatten sie durch die Haut ausgedünstet, nachdem sie aber von dem Kuchen gegessen, mußten sie zu Stuhle gehen. Der Mann und das Weib baten einen Engel, ihnen zu zeigen, wo das geheime Kabinet sei. „Seht ihr," sprach der Engel, „jenen kleinen Planeten, ein Punkt, ein Nichts an Größe, dort unten einige sechszig Millionen Meilen von hier, das ist das heimliche Gemach des Weltalls, macht schnell, daß ihr hinkommt." Sie gingen hin, man ließ sie dort, und seit dieser Zeit war unsre Welt, was sie dermalen ist.

a) Weitere Auskunft über die Kosmogonie des Gnostikers Basilides von Alexandria und seines Lehrers Simon, des Magiers, findet man beim Irenäus, adv. haeres. I. I, c. 23 et 21, so wie beim Epiphanius, Augustin, Baronius ꝛc.

Man kann nun aber immer auch die Syrer fragen, warum Gott es zugab, daß der Menſch den Kuchen aß und daß uns daraus eine ſo unſägliche Menge der ſchrecklichſten Uebel erwuchs.

Von jenem vierten Himmel gehe ich ſchnell zu Lord Bolingbroke über, um der Langenweile zu entgehen. Dieſer Schriftſteller, unſtreitig ein großer und tiefer Geiſt, gab dem berühmten Pope die Grundidee zu ſeinem Gedicht über den Satz: Alles iſt gut [a]), die man in der That Wort für Wort in Bolingbroke's nachgelaſſenen Schriften wiederfindet [b]) und die Lord Shaftesbury ſchon früher ſeinen Charakteriſtiken einverleibt hatte. In dem Kapitel von den Sittenlehrern bei Shaftesbury findet man wörtlich Folgendes:

„Auf jene Klagen über die Mängel der Natur läßt ſich „Mancherlei erwidern. Wie konnte ſie (heißt es) ſo ohn„mächtig und mangelhaft aus den Händen eines voll„kommnen Weſens hervorgehen? Allein ich ſtelle in Ab„rede, daß ſie mangelhaft iſt — — Ihre Schönheit ergiebt „ſich eben aus den Widerſprüchen, und die Harmonie des „Ganzen entſpringt aus einem beſtändigen Kampf — —

a) Zu ſeinem Essay on man. — In dem Gedichte de l'envie, dem dritten der 7 poetiſchen discours sur l'homme, verſpottete Voltaire die Gegner Pope's, die ihn wegen jenes Satzes verketzerten. Man beſchuldigte ihn deßhalb ſpäter der Inconſequenz; doch abgeſehen davon, daß veränderte Ueberzeugung einen ſolchen Vorwurf noch nicht begründet, bemerkte er ſelbſt in einer Note zu jenem (1734, alſo 25 Jahre vor dem Kandid geſchriebenen) Gedichte ausdrücklich: „Platon's Optimismus ..... iſt vielleicht ein falſches Syſtem, doch ſicher kein gottloſes, wie die Verleumder behaupteten.“

b) In dem 4. ſeiner Essays und in den Fragments or minutes of essays.

„Jedes Wesen muß dem andern geopfert werden; die Pflan„zen den Thieren, die Thiere der Erde —; und die Gesetze „der Centralkraft und der Schwere werden nicht einem arm„seligen Thiere zu Liebe gestört werden, das binnen Kur„zem durch eben diese Gesetze, mögen sie es immerhin wäh„rend seines Lebens beschützen, wieder zu Staub wird" a).

Bolingbroke, Shaftesbury und Pope, der ihre Gedanken in das Gold seiner Verse faßte, lösen die Frage nicht befriedigender als die übrigen. Ihr „Alles ist gut" will weiter nichts sagen, als daß Alles durch unwandelbare Gesetze regiert wird. Allein wer weiß das nicht? Ihr lehrt uns nichts Neues, wenn ihr die Bemerkung, die alle kleine Kinder bereits an den Schuhen abgelaufen haben, wiederholt, daß nämlich die Fliegen dazu da sind, von den Spinnen gefressen zu werden, wie die Spinnen von den Schwalben, die Schwalben von den Spechten, die Spechte von den Adlern, die Adler, um von den Menschen getödtet zu werden, die Menschen, um sich einander zu tödten und von den

a) Characteristics of men etc. by A. C. Earl of Shaftesbury, treatise V, *viz.* the moralists, a philosophical rhapsody, part I, sect. 3, §. 6. *Much is alledg'd in answer, to shew, why nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But I deny she errs.... We admire the world's beauty, founded on contrarieties: whilst from such various and disagreeing principles a universal concord is establish'd... Thus in the several orders of terrestrial forms a resignation is required, a sacrifice and mutual yielding of natures ones to another. The vegetables by their death sustain the animals, and animal bodies dissolv'd, enrich the earth... The central powers, which hold the lasting orbs in their just poize and movement, must not be controul'd to save a fleeting form, and rescue from the precipice a puny animal, whose brittle frame, however protected, must of itself so soon dissolve.*

Würmern gefreſſen zu werden, ſo wie demnächſt noch von den Teufeln, wenigſtens von tauſenden immer 999.

Das iſt eine bündige und conſequente Ordnung bei den Thieren jeder Gattung; überall herrſcht Ordnung. Wenn ſich in meiner Blaſe ein Stein bildet, ſo geſchieht das vermittelſt einer ganz bewundernswürdigen Mechanik: ſteinige Subſtanzen gehen zu kleinen Theilen in mein Blut über, werden in den Nieren filtrirt, paſſiren durch die Uriteren, lagern ſich in meiner Blaſe und, vermöge einer ausgezeichneten Newton'ſchen Attractionskraft a), ſammeln ſie ſich dort an. Der Stein bildet ſich und wird immer größer. In Folge der ſchönſten Einrichtung von der Welt ſtehe ich Schmerzen aus, die zehnmal ärger ſind als der Tod. Ein Chirurg, der die vom Tubalkain erfundene Kunſt vervollkommnet hat, ſtößt mir ein ſpitzes und ſcharfes Eiſen in das Perinäum, faßt meinen Stein mit ſeiner Zange, vermöge eines nothwendigen Mechanismus zerbröckelt er bei ſeinen Bemühungen, und in Folge des nämlichen Mechanismus ſterbe ich unter entſetzlichen Qualen. Alles das iſt gut; Alles das iſt die augenſcheinliche Folge unwandelbarer phyſiſcher Principe. Das gebe ich zu und wußte es längſt ſo gut, wie Ihr.

Wären wir gefühllos, ſo ließe ſich gegen dieſe Phyſik nichts einwenden. Aber davon iſt hier nicht die Rede; wir fragen Euch, ob es keine fühlbaren Uebel giebt, und woher

a) Attraction nannte Newton zuerſt die Naturkraft, vermöge deren gewiſſe Körper ſich einander zu nähern ſtreben, ſich wirklich nähern und nach geſchehener Berührung an einander hängen bleiben. Ueber die Attraction und ihre mannigfachen Erſcheinungen in den Wirkungen des Lichts, der Bewegung der Weltkörper ꝛc. hat ſich Voltaire im 15. der engliſchen Briefe, ſo wie im 9. Kapitel des 2. Theils und in dem ganzen 3. Theile des éléments de la philosophie de Newton ausführlich verbreitet.

ſie kommen? „Es giebt keine Uebel,“ ſagt Pope in ſeiner vierten Epiſtel über den Satz: Alles iſt gut; „giebt es beſondere Uebel, ſo machen ſie in ihrer Geſammtheit das allgemeine Wohl aus“ a).

Ein ſeltſames allgemeines Wohl, in der That, das aus dem Stein, der Gicht, allen möglichen Verbrechen, allen möglichen Leiden, dem Tode und der Verdammniß beſtehen ſoll.

Der Fall des Menſchen iſt das Pflaſter, welches wir auf alle jene beſondern Krankheiten des Körpers und der Seele legen, die Ihr in ihrer Geſammtheit allgemeine Geſundheit nennt. Allein Shaftesbury und Bolingbroke wagten die Erbſünde zu beſtreiten. Pope redet nicht davon. Offenbar untergräbt ihr Syſtem die chriſtliche Religion in ihren Grundfeſten und erklärt doch durchaus nichts.

Gleichwohl wurde dies Syſtem ſeit einiger Zeit von mehreren Theologen, die gern Widerſprüche zugeben, gebilligt. Immerhin! man darf Niemand den Troſt mißgönnen, nach beſtem Vermögen über die Fluth von Uebeln, die uns überſchwemmt, zu philoſophiren. Kranken, die man einmal aufgegeben hat, mag man billiger Weiſe erlauben, zu eſſen, was ſie wollen. Man hat ſogar dies Syſtem für ſehr troſtreich erkären wollen. „Gott,“ ſagte Pope, „ſieht mit gleichem Auge den Untergang des Helden und den Tod des Sperlings, die Vernichtung eines Atoms und den Zuſammenſturz ganzer Sonnenſyſteme, das Platzen einer Seifenblaſe und einer Welt“ b).

---

a) God sends not ill: if rightly understood,
Our partial ill is universal good etc.

b) — Who sees with equal eye, as God of all,
A hero perish and a sparrow fall,
Atoms or systems into ruins hurl'd,
And now a bubble burst, and now a world.

Nun, das gesteh' ich, ein herrlicher Trost! Findet Ihr nicht eine beträchtliche Linderung Eures Schmerzes in der Erklärung Lord Shaftesbury's, der da sagt, Gott werde seine ewigen Gesetze nicht eines so armseligen Thiers wegen, wie der Mensch sei, stören? Wenigstens muß man gestehen, daß dies armselige Thier wohl berechtigt ist, sein Loos in aller Demuth zu beklagen und, indem es klagt, nachzuforschen, warum diese ewigen Gesetze nicht dem Wohlbefinden jedes Einzelwesens gemäß eingerichtet sind.

Das System: Alles ist gut, stellt den Urheber der ganzen Natur nur als einen mächtigen und böswilligen König hin, der wenig darnach fragt, ob es 4 oder 500,000 Menschen das Leben kostet, und ob die übrigen ihr Dasein in Jammer und Elend hinschleppen, wenn er nur seine Zwecke erreicht.

Weit entfernt also sehr tröstlich zu sein, muß vielmehr die Hypothese von der besten aller möglichen Welten die Philosophen, welche sich dazu bekennen, in Verzweiflung setzen. Die Frage nach dem Ursprunge und Zweck des Guten und des Bösen bleibt ein unentwirrbares Chaos für Jeden, der in gutem Glauben danach forscht. Sie ist eine Uebung des Scharfsinns für Leute, die gern disputiren; sie kommen mir wie Galeerensklaven vor, die mit ihren Ketten spielen. Was das gedankenlose Volk betrifft, so gleicht es so ziemlich den Fischen, die man aus einem Flusse in einen Behälter gebracht hat. Sie haben keine Ahnung davon, daß sie als Fastenspeise verzehrt werden sollen. Auch erfahren wir durch uns selbst nicht das Geringste von den Ursachen unsers Geschicks.

Fast alle Kapitel der Metaphysik können wir füglich mit jenen beiden Buchstaben beschließen, wodurch die römischen Richter erklärten, daß eine Sache ihnen nicht klar sei:

N. L., non liquet a). Vor Allem aber wollen wir die Elenden zum Schweigen bringen, die, wie wir unter der Laſt menſchlichen Elends ſeufzend, daſſelbe noch durch die Raſerei der Verleumdung vergrößern. Wir wollen ihre fluchwürdigen Betrügereien zu Boden ſchlagen und im Glauben an die Vorſehung Schutz und Zuflucht ſuchen.

Es gab Vernünftler, die behaupten wollten, es liege nicht in der Natur des Weſens aller Weſen, daß die Dinge anders ſein könnten, als ſie ſind. Das iſt ein hartes Syſtem; ich kenne es nicht genau genug, um mich nur an die Unterſuchung deſſelben zu wagen.

a) S. Monteſquieu's Geiſt der Geſetze, Th. III, S. 12 unſr. Ausgabe.

Kandid

oder

die beſte Welt

vom

Dr. Ralph.

(1759.)

Mit den Zuſätzen, die man in der Taſche des Doctors fand, als er i. J. der Gnade 1759 zu Minden ſtarb.

(1767.)

(Wollt ihr Gott vertreten?

Hiob,
Kap. XIII, Vs. 8.)

Kandid

oder

die beſte Welt.

Erſtes Kapitel.

Wie Kandid in einem ſchönen Schloſſe erzogen wurde und wie man ihn von dannen jagte.

Im Schloſſe des Freiherrn v. Thundertentronckh[1] in Weſtfalen lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein junger Burſche, der von Natur die Sanftmuth ſelbſt war. Seine Geſichtszüge waren der Spiegel ſeiner Seele. Er beſaß eine ziemlich richtige Urtheilskraft und ein Gemüth ohne Arg und Falſch; aus dieſem Grunde vermuthlich nannte man ihn Kandid[2]. Die ältern Bedienten des Hauſes hatten ihn in ſtarkem Verdacht, der Sohn einer Schweſter des Freiherrn und eines braven, ehrenwerthen Edelmannes aus der Nachbarſchaft zu ſein, zur Vermählung mit welchem ſich das Fräulein nicht hatte entſchließen können, weil er nur einundſiebenzig Ahnen aufzuweiſen vermochte, und die Wurzel ſeines Stammbaums durch den zerſtörenden Zahn der Zeit verloren gegangen war.

Der Freiherr war einer der anſehnlichſten Landedelleute Weſtfalens[3], denn ſein Schloß war mit Thorweg und

Fenstern versehen, ja den großen Saal zierte sogar eine Tapete. Alle Hunde seines Viehhofes machten im Nothfall eine Meute aus; die Stallknechte waren seine Bereiter, der Dorfpastor war sein Großalmosenier; sie nannten ihn alle „Gnädiger Herr" und lachten, wenn er Anekdoten erzählte.

Die gnädige Frau, die etwa 350 Pfund wog, hatte sich dadurch in hohes Ansehen gesetzt und machte bei Gelegenheit die gnädige Wirthin mit einer Würde, wodurch sie noch größere Ehrfurcht einflößte. Ihre siebenzehnjährige Tochter Kunigunde war ein frisches, üppiges, rothwangiges, reizendes Kind. Der Sohn des Freiherrn schien in allen Stücken seines Papas würdig. Der Hauslehrer Pangloß war das Orakel des Hauses, und der kleine Kandid hörte auf seinen Unterricht mit der treuherzigen Leichtgläubigkeit, die sein Alter und seine Gemüthsart mit sich brachte.

Pangloß lehrte die Metaphysikotheologokosmonarrologie. Er bewies auf unübertreffliche Weise, daß es keine Wirkung ohne Ursache gebe, und daß in dieser besten aller möglichen Welten [4]) das Schloß des gnädigen Herrn das beste aller möglichen Schlösser und die gnädige Frau die beste aller möglichen gnädigen Freifrauen sei.

„Es ist erwiesen," sagte er, „daß die Dinge nicht anders sein können: denn da Alles zu einem Zweck geschaffen worden, ist Alles nothwendigerweise zum denkbar besten Zweck in der Welt. Bemerken Sie wohl, daß die Nasen geschaffen wurden, um den Brillen als Unterlage zu dienen, und so tragen wir denn auch Brillen. Die Beine sind augenscheinlich so eingerichtet, daß man Strümpfe darüber ziehen kann, und richtig tragen wir Strümpfe. Die Steine wurden gebildet, um behauen zu werden und Schlösser

daraus zu bauen, und so hat denn auch der gnädige Herr ein prachtvolles Schloß; der größte Freiherr im ganzen westfälischen Kreise mußte natürlich am besten wohnen, und da die Schweine geschaffen wurden, um gegessen zu werden, essen wir Schweinefleisch Jahr aus, Jahr ein. Folglich sagen die, welche bloß zugeben, daß Alles gut sei, eine Dummheit: sie mußten sagen, daß nichts in der Welt besser sein kann, als es dermalen ist."

Kandid hörte aufmerksam zu und glaubte in seiner Unschuld Alles; denn er fand Fräulein Kunigunden äußerst reizend, obgleich er sich nie erdreistete, es ihr zu sagen. Er hielt es nächst dem Glücke, als Freiherr von Thundertentronckh geboren zu sein, für die zweite Stufe der Glückseligkeit, Fräulein Kunigunde zu sein, für die dritte, sie alle Tage zu sehen, und für die vierte, der Weisheit des Magister Pangloß lauschen zu dürfen, des größten Philosophen Westfalens und folglich der ganzen Erde.

Eines Tages lustwandelte Kunigunde in einem kleinen Gehölz in der Nähe des Schlosses, das man den Park nannte, da erblickte sie im Gebüsch den Doctor Pangloß, als er gerade der Kammerjungfer ihrer Mutter, einer kleinen sehr hübschen und gelehrigen Brünette, Privatunterricht in der Experimental-Physik ertheilte. Da Fräulein Kunigunde sehr wißbegierig war, beobachtete sie mit angehaltenem Athem die wiederholten Experimente, die vor ihren Augen vorgenommen wurden. Sie sah deutlich die ratio sufficiens [5]) des Doctors, die Wirkungen und die Ursachen. Auf dem Heimwege war sie höchst aufgeregt, tiefsinnig und voll des Verlangens, ihre Kenntnisse zu bereichern, wobei sie sich dachte, daß sie wohl die ratio sufficiens des jungen Kandid und er die ihrige vorstellen könnte.

Als ſie zum Schloſſe zurückkam, begegnete ſie ihm und erröthete; Kandid erröthete gleichfalls; ſie begrüßte ihn mit unſichrer Stimme, und Kandid ſprach mit ihr, ohne zu wiſſen, was er ſagte. Am folgenden Tage nach dem Mittageſſen, als man eben vom Tiſch aufſtand, trafen Kunigunde und Kandid ſich zufällig hinter einer ſpaniſchen Wand. Kunigunde ließ ihr Taſchentuch fallen; Kandid hob es auf; ſie faßte ihn in ihrer Unſchuld bei der Hand; der junge Menſch küßte in ſeiner Unſchuld die Hand des jungen Fräuleins mit einer Lebhaftigkeit, einem Feuer der Empfindung, einer Anmuth, die ihm bis dahin fremd war. Ihre Lippen begegneten ſich, ihre Augen glühten, ihre Kniee zitterten, ihre Hände verirrten ſich. In dieſem Augenblick ging der Freiherr von Thunderten-tronckh an der ſpaniſchen Wand vorüber, und da er jene Urſache und jene Wirkung ſah, jagte er unſern Kandid mit derben Fußtritten zum Schloſſe hinaus. Kunigunde fiel in Ohnmacht; mit Ohrfeigen brachte die gnädige Frau Mama ſie wieder zu ſich ſelbſt; und allgemeine Beſtürzung herrſchte in dem ſchönſten und angenehmſten aller möglichen Schlöſſer.

Zweites Kapitel.

Wie es Kandid bei den Bulgaren erging.

Aus dem irdiſchen Paradieſe verjagt, wanderte Kandid eine Zeitlang fort, ohne zu wiſſen wohin, indem er ſeine thränenvollen Augen zum Himmel emporrichtete, noch öfter aber ſie nach dem ſchönſten der Schlöſſer zurückwandte, wo das reizendſte Freifräulein weilte. Ohne zu Nacht geſpeiſt

zu haben, legte er sich bei heftigem Schneegestöber auf offenem Felde zwischen zwei Furchen nieder.

Ganz erstarrt schleppte er sich den folgenden Tag nach dem benachbarten Flecken Waldberghoftarbkdickdorf und blieb, da er kein Geld hatte, halb todt vor Hunger und Müdigkeit und höchst niedergeschlagen an der Thür eines Wirthshauses stehen.

Zwei blaugekleidete Männer bemerkten ihn.

„Kamerad," sprach der eine zum andern, „seht doch den hübschen, stattlichen Burschen dort! Er wird die erforderliche Länge haben."

Sie gingen auf Kandid zu und baten ihn sehr höflich, mit ihnen zu speisen.

„Meine Herren," erwiderte Kandid mit liebenswürdiger Bescheidenheit, „Sie erzeigen mir viel Ehre, allein ich habe nichts, um meine Zeche zu bezahlen."

„Ei, lieber Herr," entgegnete ihm einer der Blauen, „Leute von Ihrem Aeußern und Ihrem Verdienste bezahlen nie etwas. Messen Sie nicht fünf Fuß fünf Zoll rheinisch?"

„Allerdings, meine Herren, das ist genau mein Maß," sprach Kandid mit einer Verbeugung.

„Vortrefflich, lieber Freund! setzen Sie Sich zu Tisch. Wir werden Sie nicht bloß freihalten, sondern auch nimmer dulden, daß es einem Manne, wie Ihnen, an Gelde fehlt. Die Menschen sind ja dazu in der Welt, sich einander beizustehen."

„Sie haben Recht," sprach Kandid, „das hat Doctor Pangloß mir immer gesagt; und ich sehe wohl, daß Alles aufs beste angeordnet ist."

Man bittet ihn, einige Thaler anzunehmen. Er nimmt sie und will einen Schein darüber ausstellen, allein das giebt man nicht zu. Man setzt sich zu Tisch.

„Lieben Sie nicht zärtlich ....?“

„Ach, ja wohl!“ erwiderte er, „ich liebe Fräulein Kunigunden zärtlich!“

„Nein!“ fällt einer der beiden Herren ihm ins Wort, „wir fragen, ob Sie den König der Bulgaren nicht zärtlich lieben?“

„Durchaus nicht,“ entgegnet er, „ich habe ihn in meinem Leben nicht gesehen.“

„Wie?“ es giebt keinen scharmantern König in der Welt! Wir müssen einmal auf seine Gesundheit trinken!“

„O, mit dem größten Vergnügen, meine Herren;“ und er trinkt.

„So! das genügt,“ heißt es darauf; „jetzt sind Sie die Stütze, der Stab, der Vertheidiger, der Held der Bulgaren. Ihr Glück ist gemacht, Ihr Ruhm fest begründet.“

Ohne weitere Umstände wird er an Händen und Füßen geschlossen und so zum Regiment transportirt [9]). Hier heißt es: „Schwenkt euch rechts! — schwenkt euch links! — schultert's Gewehr! — Gewehr beim Fuß! — legt an! — Feuer! — Dublirtritt, marsch!!“ — und man giebt ihm dreißig Stockprügel. Den andern Tag exercirt er nicht ganz so schlecht und empfängt nur zwanzig Hiebe. Den dritten Tag bekommt er nur zehn und wird von seinen Kameraden wie ein Wunderthier angestaunt.

Ganz betäubt, wie er war, konnte Kandid noch immer nicht recht begreifen, wie er dazu gekommen, ein Held zu werden. An einem schönen Frühlingsmorgen fiel es ihm ein, einen Spaziergang zu machen. Ganz arglos ging er der Nase nach, da er es für ein Privilegium der menschlichen wie der thierischen Gattung hielt, sich der eignen Beine nach Belieben zu bedienen. Er hatte aber noch keine zwei Stun-

dem Weges zurückgelegt, als plötzlich vier andere, sechs Fuß lange Helden ihn einholen, binden und ins Gefängniß schleppen. Man fragte ihn von Rechtswegen, was er lieber wolle: sechsunddreißigmal durch das ganze Regiment Spießruthen laufen oder sich auf einmal zwölf bleierne Kugeln durchs Hirn jagen lassen. Es half ihm nichts, daß er sich auf die Freiheit des Willens berief und erklärte, er wolle weder das Eine noch das Andre. Er mußte eine Wahl treffen, und kraft des göttlichen Geschenks, das man Freiheit nennt, entschloß er sich, sechsunddreißigmal Spießruthen zu laufen. Zweimal hielt er die Promenade aus. Das Regiment bestand aus 2000 Mann. Er empfing demnach 2000 Spießruthenstreiche, die ihm vom Genick bis zum Kreuzbein alle Muskeln und Nerven bloßlegten. Als man zum dritten Gang schreiten wollte, konnte Kandid nicht weiter und bat, man möge die Gnade haben, ihm den Hirnkasten zu zerschmettern. Diese Vergünstigung wurde ihm bewilligt. Man verbindet ihm die Augen und läßt ihn niederknien. In diesem Augenblick kommt der König der Bulgaren vorüber. Er erkundigt sich nach dem Verbrechen des armen Sünders, und da dieser König ein großes Genie war[7]), wurde ihm aus Allem, was er über Kandid erfuhr, klar, daß derselbe ein junger Metaphysiker, in den Angelegenheiten dieser Welt aber sehr unerfahren sei, und mit einer Huld und Milde, die alle Zeitungen und alle Jahrhunderte nicht genug preisen können, begnadigte er ihn. Ein tüchtiger Feldscheer heilte Kandid in drei Wochen mit erweichenden Aufschlägen nach der Vorschrift des Dioskorides[8]). Er hatte schon wieder ein wenig Haut und konnte marschiren, als der König der Bulgaren dem Könige der Avaren eine Schlacht lieferte.

Drittes Kapitel.

Wie Kandid aus den Händen der Bulgaren entkam und was weiter aus ihm wurde.

Nichts in der Welt war ſo ſchön, ſo zierlich, ſo glänzend, ſo wohlgeordnet, wie die beiden Heere. Der Zuſammenklang der Trommeln und Pfeifen, Trompeten, Hoboen, Mörſer und Kanonen bildete eine Harmonie, wie man ſie in der Hölle nicht beſſer wünſchen kann. Das ſchwere Geſchütz raffte gleich im Anfang der Schlacht etwa ſechstauſend Mann auf jeder Seite hinweg; ſodann beſeitigte das Kleingewehrfeuer noch ungefähr neun bis zehntauſend Schurken aus der beſten Welt, deren Oberfläche ſie vergifteten. Das Bajonett war gleichfalls „der zureichende Grund“ (ratio sufficiens) des Todes von einigen Tauſend Menſchen. Im Ganzen mochte ſich die Zahl der Gefallenen auf 30,000 Seelen belaufen. Kandid zitterte wie ein Philoſoph und verſteckte ſich während der heldenhaften Metzelei ſo gut er konnte.

Endlich, während jeder der beiden Könige in ſeinem Lager das Tedeum ſingen ließ, faßte er den klugen Entſchluß, ſich aus dem Staube zu machen und anderswo über Urſache und Wirkung zu philoſophiren. Ueber Haufen von Todten und Sterbenden führte ihn ſein Weg in ein benachbartes Dorf. Es lag in Aſche. Es war ein avariſches Dorf, das die Bulgaren nach den Geſetzen des Völkerrechts in Brand geſteckt hatten. Hier ſahen Greiſe, von hundert Stichen durchbohrt, wie ihre erwürgten Weiber, die ſterbenden Kinder an den blutigen Brüſten, ſich in Todeszuckungen wanden. Dort hauchten Mädchen, denen man den Leib aufgeſchlitzt, nachdem ſie die natürlichen Bedürfniſſe einiger Helden geſtillt hatten, ihre letzten Seufzer aus.

Andere, die halb verbrannt waren, flehten winselnd, man möge ihnen den Gnadenstoß geben. Zerschmetterte Hirnschalen lagen in buntem Gemisch mit abgehauenen Armen und Beinen auf dem Boden umher.

Kandid floh, so schnell er konnte, in ein andres Dorf. Es gehörte den Bulgaren, und die avarischen Helden hatten darin nicht schlechter gehaust. Eine geraume Strecke weit mußte Kandid über zuckende Menschenglieder und durch Schutt und Trümmer sich Bahn machen, bis er endlich, mit einigem Mundvorrath im Tornister und Fräulein Kunigundens Andenken im Herzen, die Grenzen des Kriegsschauplatzes hinter sich hatte. Sein Vorrath ging ihm aus, als er nach Holland kam. Da er indessen gehört hatte, daß es hier nur reiche Leute gebe, und daß es ein christliches Land sei, zweifelte er nicht, man werde ihn so gut behandeln, wie einst im freiherrlichen Schlosse, ehe er wegen Fräulein Kunigundens schönen Augen fortgejagt wurde.

Er sprach verschiedne Leute von ehrenfestem Ansehen um Almosen an, doch alle bedeuteten ihm, wenn er dies Gewerbe ferner treibe, werde man ihn in ein Zuchthaus sperren, um ihn Lebensart zu lehren.

Er wandte sich hierauf an einen Mann; der in einer großen Versammlung eine Stunde lang ganz allein über die christliche Nächstenliebe gesprochen hatte. Der Redner sah ihn über die Achseln an und fragte: „Was wollt Ihr hier? Seid Ihr hier für die gute Sache (pour la bonne cause)?“ [9])

„Es giebt keine Wirkung ohne Ursache (sans cause),“ erwiderte Kandid bescheiden; „Alles steht mit einander in nothwendiger Verkettung und ist aufs beste geordnet. Ich mußte aus Fräulein Kunigundens Nähe fortgejagt werden, mußte Spießruthen laufen und muß jetzt mein

Brot betteln, bis ich es verdienen kann. Dies Alles konnte nur so und nicht anders kommen."

„Mein Freund," fragte der Redner weiter, „glaubt Ihr, daß der Papst der Antichrist sei?"

„Ich habe noch nichts davon gehört," antwortete Kandid, „doch mag er es sein oder nicht, ich habe kein Brot."

„Du verdienst keins zu essen!" fuhr jener ihn an; „fort, Schurke! pack Dich, elender Wicht! komm mir nie wieder unter die Augen!"

Die Frau des Redners sah eben zum Fenster hinaus, und da sie einen Menschen gewahrte, der noch zweifelte, ob der Papst der Antichrist sei, begoß sie ihn von oben bis unten mit einem vollen ..... Gerechter Himmel! wie weit geht doch der Religionseifer bei den Damen!

Ein Mensch, der nicht getauft war, ein ehrlicher Wiedertäufer,[10]) Namens Jakob, war Augenzeuge der grausamen und schimpflichen Behandlung, die man einem seiner Brüder, einem zweifüßigen Wesen ohne Federn, das eine Seele hatte, angedeihen ließ. Er nahm ihn mit in sein Haus, reinigte ihn, gab ihm Brot und Bier, schenkte ihm überdies zwei Gulden und wollte ihn sogar in seinen Manufacturen persischer Seidenstoffe, die in Holland fabricirt werden, als Lehrling annehmen.

Kandid warf sich ihm beinahe zu Füßen, indem er ausrief: „Magister Pangloß hatte doch Recht, wenn er sagte, daß Alles in dieser Welt aufs beste bestellt ist, denn Ihre außerordentliche Großmuth rührt mich unendlich mehr, als die Härte jenes Herrn im schwarzen Mantel und seiner Frau Gemahlin."

Den andern Tag begegnete er auf dem Spaziergange einem Bettler voller Eiterbeulen, mit todten Augen, zerfressener Nasenspitze, schief gezogenem Munde und schwarzen

Zähnen, der durch die Kehle ſprach, von einem heftigen Huſten geplagt war und, ſo oft ihn derſelbe befiel, einen Zahn ausſpie.

Viertes Kapitel.

Wie Kandid ſeinem alten Lehrer in der Philoſophie, dem Doctor Pangloß, begegnete und was weiter geſchah.

Kandid, bei dem das Mitleid über den Abſcheu die Oberhand gewann, gab dem ſcheuslichen Bettler die beiden Gulden, die er von dem braven Wiedertäufer erhalten hatte. Das Geſpenſt faßte ihn ſcharf ins Auge, brach in Thränen aus und fiel ihm um den Hals. Kandid fährt entſetzt zurück.

„Ach!“ ſpricht der eine Elende zum andern Elenden, „ach! ſo kennſt Du Deinen lieben Pangloß nicht mehr?“

„Was hör' ich? Sie, mein theurer Lehrer! Sie in dieſem ſchauderhaften Zuſtande! Welches Unglück hat Sie denn betroffen? Warum ſind Sie nicht mehr im ſchönſten der Schlöſſer? Was iſt aus Fräulein Kunigunden geworden, aus ihr, der Perle der Mädchen, dem Meiſterwerke der Natur?“

„Ich kann nicht mehr,“ ſprach Pangloß.

Ohne Verzug führte Kandid ihn in den Stall des Wiedertäufers, wo er ihn etwas Brot zu ſich nehmen ließ. Als Pangloß ſich ein wenig geſammelt hatte, wiederholte er ſeine Frage: „Nun? Kunigunde?“

„Sie iſt todt,“ erwiderte jener.

Bei dieſem Worte wurde Kandid ohnmächtig. Sein Freund brachte ihn mit etwas ſchlechtem Eſſig, der ſich zufällig im Stalle fand, wieder zum Bewußtſein.

Kandid ſchlägt die Augen auf. „Kunigunde todt!

O! beste Welt, wo bleibst Du! — Aber an welcher Krankheit ist sie gestorben? Aus Schmerz vielleicht, weil sie sehen mußte, wie mich ihr Herr Vater mit furchtbaren Fußtritten aus seinem schönen Schlosse fortjagte?"

„Das nicht," erwiderte Pangloß; „bulgarische Soldaten schlitzten ihr den Leib auf, nachdem ihr auf die brutalste Weise alle nur denkbare Gewalt angethan war. Dem Freiherrn schlugen sie den Schädel ein, als er sie vertheidigen wollte; die gnädige Frau wurde in Stücken gehauen, mein armer Zögling genau so behandelt, wie seine Schwester, und was das Schloß betrifft, so blieb kein Stein davon auf dem andern; keine Scheune, kein Schaf, keine Ente, kein Baum blieb übrig. Doch wir wurden tüchtig gerächt, denn die Avaren machten es mit einer benachbarten Herrschaft, die einem bulgarischen Edelmanne gehörte, ganz eben so."

Während dieser Erzählung verlor Kandid abermals die Besinnung, nachdem er aber wieder zu sich gekommen war und Alles gesagt hatte, was unter den Umständen zu sagen war, erkundigte er sich nach der Ursache und der Wirkung und dem zureichenden Grunde, wodurch Pangloß in einen so kläglichen Zustand versetzt sei.

„Ach!" sprach dieser, „es ist die Liebe; die Liebe, die Trösterin des Menschengeschlechts, die Erhalterin des Weltalls, die Seele aller empfindenden Wesen, die zarte Liebe."

„Ach!" sprach Kandid, „ich kenne sie, die Liebe, die Beherrscherin der Herzen, die Seele unserer Seele. Mir hat sie weiter nichts eingebracht, als einen Kuß und zwanzig Fußtritte. Wie konnte aber diese schöne Ursache bei Ihnen eine so abscheuliche Wirkung hervorbringen?"

„O mein theurer Kandid!" antwortete Pangloß,

„Sie kannten Pakette, die niedliche Zofe unserer verehrungswürdigen Gnädigen. In ihren Armen schmeckte ich die Wonne des Paradieses, die ich jetzt mit diesen Qualen der Hölle bezahle, wovon Sie mich verzehrt sehen. Pakette war von dem Uebel ergriffen, sie ist vielleicht daran gestorben. Sie verdankte dies Geschenk einem sehr gelehrten Franziskaner, der es an der Quelle aufgesucht hatte; denn er war von einer alten Gräfin damit begabt worden, diese hatte es von einem Rittmeister empfangen, der es einer Marquisin verdankte, welcher es ein Page mitgetheilt, der es von einem Jesuiten bekommen, auf den es noch zur Zeit seines Noviziats in gerader Linie von einem der Gefährten des Christoph Columbus verpflanzt worden war. Ich werde es Niemanden weiter mittheilen, denn mit mir geht es zu Ende.“

„O Pangloß!“ rief Kandid aus, „welch' eine merkwürdige Genealogie! Sollte nicht der Teufel der wahre Stammvater davon sein?“

„Keineswegs,“ entgegnete der große Mann; „es war ein unerläßliches Ding in der besten Welt, ein nothwendiges Ingrediens; denn hätte Columbus nicht auf einer amerikanischen Insel diese Krankheit erwischt, wodurch die Quelle der Zeugung vergiftet und oft die Zeugung selbst verhindert wird, und die offenbar dem großen Zwecke der Natur widerstrebt, so würden wir weder Chocolate noch Cochenille haben. Es ist noch bemerkenswerth, daß auf unserer Hemisphäre wir Europäer uns bis jetzt dieser Seuche ausschließlich rühmen, wie der theologischen Controverse. Die Türken, die Inder, die Perser, die Chinesen, die Siamesen und die Japaner kennen sie noch nicht; allein es giebt eine Ratio suffieiens, daß im Verlauf der Jahrhunderte an alle diese Völker die Reihe kommen wird, sie

gleichfalls kennen zu lernen. Mittlerweile hat sie bei uns bewundernswürdige Fortschritte gemacht, und zwar vor Allem in jenen großen Heeren ehrenwerther, wohlgezogener Söldlinge, in deren Händen das Geschick der Staaten ruht. Es ist ausgemacht, daß, wenn dreißigtausend Mann in Schlachtordnung einer gleichen Zahl von Truppen gegenüber stehen, auf jeder Seite etwa zwanzigtausend mit jener Seuche behaftet sind" [11].

„Das ist freilich höchst bewundernswürdig," sprach Kandid; „allein Sie müssen sich heilen lassen."

„Ach! wie kann ich das?" versetzte Pangloß; „ich habe keinen Heller, und in der ganzen weiten Welt ist weder ein Aderlaß noch ein Klystier zu haben, wenn man nicht dafür bezahlt oder einen Andern findet, der sich dazu versteht."

Diese letzten Worte bestimmten Kandid's Entschluß. Er warf sich seinem barmherzigen Wiedertäufer Jakob zu Füßen und schilderte ihm den Zustand seines Freundes mit so rührenden Worten, daß der gute Mann kein Bedenken trug, auch den Doctor Pangloß bei sich aufzunehmen. Er ließ ihn auf seine Kosten heilen. Pangloß verlor bei der Kur nur ein Auge und ein Ohr. Er schrieb gut und verstand die Rechenkunst aus dem Fundament. Der Wiedertäufer machte ihn zu seinem Buchhalter. Nach zwei Monaten mußte er in Handelsgeschäften nach Lissabon reisen. Er nahm die beiden Philosophen in seinem Schiffe mit sich. Pangloß setzte ihm auseinander, wie Alles in der Welt so vortrefflich eingerichtet sei, daß man es sich nicht besser denken, noch wünschen könne. Jakob wollte dieser Ansicht nicht beipflichten.

„Die Menschen," sprach er, „müssen doch wohl die Natur ein wenig verdorben haben, denn sie sind nicht als

Wölfe geboren und ſind zu Wölfen geworden. Gott gab ihnen weder Vierundzwanzig-Pfünder noch Bajonette, und ſie machten ſich Bajonette und Kanonen, um ſich einander zu vertilgen. Ich könnte noch die Bankerotte in Anſchlag bringen, ſo wie die Juſtiz, die ſich des Vermögens der Bankerottirer bemächtigt, um die Gläubiger darum zu betrügen."

„Dies Alles war ganz unerläßlich," entgegnete der einäugige Doctor; „das Unglück im Einzelnen eben begründet das allgemeine Wohl, ſo daß es um das Ganze deſto beſſer ſteht, je mehr die Uebel im Einzelnen ſich häufen."

Während er noch philoſophirte, verfinſterte ſich die Luft, die Winde brauſten aus allen vier Weltgegenden, und das Schiff wurde im Angeſicht des liſſaboner Hafens vom furchtbarſten Sturme heimgeſucht.

Fünftes Kapitel.

Sturm, Schiffbruch, Erdbeben und was aus dem Doctor Pangloß, Kandid und dem Wiedertäufer Jakob wurde.

Die Paſſagiere waren zur Hälfte abgemattet und halbtodt durch jene unbeſchreiblichen Beängſtigungen, denen beim Schwanken eines Schiffes die Nerven und die durcheinander geſchüttelten Säfte des Körpers unterliegen, und hatten nicht einmal ſo viel Kraft, über die Gefahr in Unruhe zu gerathen. Die Uebrigen ſchrieen und beteten. Die Segel waren zerriſſen, die Maſten zerſplittert, das Schiff hatte einen Leck. Mochte arbeiten, wer da konnte: Niemand verſtand den Andern, Niemand commandirte. Der Wieder-

täufer half ein wenig bei dem Schiffsmanöver; er befand sich auf dem Verdeck; ein wüthender Matrose versetzte ihm einen Stoß, der ihn auf die Planken niederstreckte, wovon er aber zugleich selbst eine so heftige Erschütterung empfing, daß er rücklings über Bord stürzte. Er blieb indessen hängen und klammerte sich an einen Theil des zertrümmerten Mastbaums fest. Der gute Jakob eilt zu seinem Beistande herzu, hilft ihm wieder an Bord, wird durch seine Anstrengung dabei ins Meer geschleudert und ertrinkt vor den Augen des Matrosen, ohne daß der es nur der Mühe werth hält, sich nach ihm umzusehen. Kandid kommt eben zeitig genug, um zu sehen, wie sein Wohlthäter einen Augenblick wieder zum Vorschein kommt und dann auf ewig von den Wogen verschlungen wird. Er will sich ihm nach ins Meer stürzen. Der Philosoph Pangloß verhindert ihn daran, indem er ihm beweist, die Rhede von Lissabon sei ausdrücklich dazu geschaffen, daß dieser Wiedertäufer darin ertrinke. Während er es a priori demonstrirt, kracht das Schiff auseinander, und Alles ersäuft bis auf Pangloß, Kandid und den nichtswürdigen Matrosen, der Schuld am Tode des braven Wiedertäufers war. Der Schurke schwamm glücklich ans Ufer, wohin Pangloß und Kandid sich auf einer Planke retteten.

Als sie ihre Lebensgeister ein wenig gesammelt hatten, richteten sie ihren Weg nach Lissabon. Sie hatten noch etwas Geld, womit sie sich vor dem Hungertode zu schützen hofften, nachdem sie dem Sturm glücklich entronnen waren.

Kaum haben sie, die Augen noch voll Thränen über den Tod ihres Wohlthäters, den Fuß in die Stadt gesetzt, da fühlen sie, wie die Erde unter ihnen erzittert; siedend und schäumend wallt das Meer im Hafen empor und zerschmettert die vor Anker liegenden Schiffe. Ströme von Feuer und Asche

bedecken, vom Wirbelwind umhergetrieben, die Straßen und öffentlichen Plätze; die Häuser wanken und fallen ein, die Dächer stürzen über den Grundmauern zusammen, und diese weichen aus ihren Fugen. Dreißigtausend Einwohner jeglichen Alters und Geschlechts werden unter den Ruinen zerschmettert[12]).

„Hier giebt's was zu gewinnen!" sprach pfeifend und mit einem Kernfluch der Matrose.

„Was kann wohl der zureichende Grund dieser Naturerscheinung sein?" philosophirte Pangloß.

„Der jüngste Tag ist gekommen!" schrie Kandid.

Der Matrose stürzt sich ohne Weiteres mitten unter die Trümmer, bietet dem Tode Trotz, um Geld zu finden, erspäht, was er sucht, steckt es zu sich, betrinkt sich und erkauft, nachdem er kaum seinen Rausch ausgeschlafen, die Gunst des ersten besten gutwilligen Mädchens, die ihm auf den Trümmern zerstörter Häuser mitten unter Todten und Sterbenden in den Wurf kommt.

Pangloß zupfte ihn inzwischen am Aermel. „Mein Freund," sprach er, „das ist nicht wohlgethan: Ihr fehlt gegen die allgemeine Vernunft; Ihr wählt Eure Zeit schlecht."

„Mordelement!" erwiderte jener, „ich bin Matrose und in Batavia geboren. Auf vier Reisen nach Japan hab' ich viermal unsern Herrn Christus am Kreuze mit Füßen getreten[13]). Du kommst just an den rechten Mann mit Deiner allgemeinen Vernunft!" —

Einige herunterfallende Steine hatten Kandid verwundet; fast ganz von Trümmern bedeckt, lag er am Boden.

„Verschaff' mir etwas Wein und Oel," bat er ächzend den Doctor, „ich sterbe!"

„Dies Erdbeben ist nichts Neues," antwortete Pangloß; „die Stadt Lima in Amerika erfuhr im letztver-

floſſenen Jahre ganz dieſelben Erſchütterungen. Gleiche Urſachen, gleiche Wirkungen. Sicher erſtreckt ſich eine Schwefelader unter der Erde von Lima bis nach Liſſabon."

„Nichts iſt wahrſcheinlicher," ſtöhnte Kandid; „aber um Gotteswillen, einen Tropfen Wein und Oel!"

„Wie ſo nur wahrſcheinlich?" entgegnete der Philoſoph; „ich behaupte, die Sache iſt erwieſen!"

Kandid verlor die Beſinnung, und Pangloß brachte ihm ein wenig Waſſer aus einer nahen Quelle. —

Da ſie den andern Tag allerlei Mundvorrath gefunden hatten, indem ſie ſich durch den Schutt hindurch arbeiteten, ſchöpften ſie wieder einige Kraft. Sie thaten darauf, wie die Andern, ihr Möglichſtes, den Einwohnern, die dem Tode entronnen waren, ihr Loos zu erleichtern. Einige Bürger, denen ſie hülfreiche Hand geleiſtet hatten, bewirtheten ſie mit einem ſo guten Mittageſſen, als es bei ſolchem Mißgeſchick möglich war. Freilich herrſchte kein Frohſinn bei dieſem Mahle, die Gäſte benetzten das Brot mit ihren Thränen; allein Pangloß tröſtete ſie.

Er verſicherte, daß die Sachen nicht anders ſein könnten. „Denn," ſprach er, „dies Alles iſt ſo gut, daß kein beſſerer Zuſtand denkbar iſt; denn wenn es zu Liſſabon einen Vulkan giebt, ſo kann er nicht anderswo ſein. Denn es iſt unmöglich, daß die Dinge nicht da wären, wo ſie ſind. Denn Alles iſt gut" [14]).

Ein kleiner ſchwarzer Mann, ſeines Zeichens ein Familiar der heiligen Inquiſition, der neben ihm ſaß, nahm ſehr höflich das Wort und ſprach: „Augenſcheinlich glaubt der Herr nicht an die Erbſünde; denn wenn Alles aufs beſte angeordnet iſt, ſo giebt es demnach weder Sündenfall, noch Strafe."

„Ich bitte Ew. Excellenz ganz gehorſamſt um Ver-

zeihung," antwortete Pangloß noch höflicher; „denn der Sündenfall des Menſchen und die Verfluchung gehörten nothwendig in die beſte aller möglichen Welten" [15].

„Der Herr glaubt alſo nicht an die Freiheit?" ſprach der Familiar.

„Ew. Excellenz werden gütigſt entſchuldigen," erwiderte Pangloß; „die Freiheit verträgt ſich mit der abſoluten Nothwendigkeit ſehr wohl; denn es war nothwendig, daß wir frei ſeien; denn der determinirte Willen endlich.... [16]).

Pangloß ſteckte noch mitten in ſeiner Phraſe, als der Familiar ſeinem Bedienten, der ihm Portwein ſervirte, einen bedeutungsvollen Wink gab.

Sechstes Kapitel.

Wie man zur Verhütung der Erdbeben ein ſchönes Auto da Fe ſtiftete und wie Kandid den Staupbeſen bekam.

Nach dem Erdbeben, wodurch drei Viertel von Liſſabon zu Grunde gegangen waren, hatten die Weiſen des Landes kein wirkſameres Mittel, um der gänzlichen Zerſtörung vorzubeugen, ausfindig gemacht, als daß man dem Volke ein ſchönes Auto da Fe gebe. Die Univerſität Coimbra hatte den Ausſpruch gethan, daß das Schauſpiel einiger Menſchen, die mit gehöriger Feierlichkeit bei langſamem Feuer gebraten würden, ein untrügliches Mittel zur Verhütung der Erdbeben ſei [17]).

Man hatte demgemäß einen Biskayer feſtgenommen, der überführt war, ſeine Mitgevatterin geheirathet zu haben, und zwei Portugieſen, die ein gebratenes Hühnchen verſpeiſt und den Speck herausgenommen hatten. Nach jenem

Mittagsmahl aber ergriff man noch den Doctor Pangloß und seinen Schüler Kandid; jenen, weil er geredet, diesen, weil er mit beifälliger Miene zugehört hatte. Beide wurden, von einander getrennt, in äußerst frische Gemächer gebracht, wo man nie von der Sonne belästigt ward. Acht Tage darauf wurden Beide mit einem Sanbenito bekleidet und ihre Häupter mit einer spitzen papiernen Mütze (coroza) geschmückt. Die Mitra und der Sanbenito Kandid's war mit umgekehrten Flammen und mit Teufeln ohne Schweife und Klauen bemalt, Pangloſſens Teufel dagegen hatten Schweife und Klauen, und seine Flammen standen aufrecht. In diesem Anzuge folgten sie der Proceſſion und hörten eine sehr salbungsreiche Predigt an, worauf eine herrliche Symphonie auf dem Brummbaß folgte. Kandid wurde während des Gesangs nach dem Takte gepeitscht; der Biskayer und die beiden Leute, die keinen Speck hatten essen wollen, wurden verbrannt und Pangloß gehängt, obgleich dies sonst nicht üblich ist. Denselben Tag erfolgte ein neues Erdbeben mit furchtbarem Getöse und den verheerendsten Wirkungen.

Vor Betäubung und Entsetzen ganz außer sich, blutend und an allen Gliedern bebend sprach Kandid zu sich selbst: „Wenn das die beste aller möglichen Welten ist, wie mögen denn erst die andern aussehen? Es möchte drum sein, wenn ich nur gepeitscht wäre, das bin ich schon bei den Bulgaren gewohnt geworden; aber, o mein theurer Pangloß, Du Krone der Philosophen! Dich mußte ich hängen sehen, ohne zu wissen, warum? o mein guter Jakob, beter der Menschen! Du mußtest vor meinen Augen eine Beute der Wogen werden? o Kunigunde! Perle der Mädchen! Dir mußten sie den Leib aufschlitzen?“

Mit Predigt, Peitschenhieben, Absolution und Segen

begnadigt und ſich nur mit Mühe auf den Beinen haltend, wollte er ſich forttrollen, als eine Alte mit den Worten zu ihm trat: „Faßt Muth, mein Sohn, und folgt mir.“

Siebentes Kapitel.

Wie eine Alte ſich Kandid's annahm und wie er wiederfand, was er liebte.

Kandid faßte keinen Muth, doch folgte er der Alten in ein halbverfallenes Gebäude. Sie gab ihm einen Topf mit einer Salbe zum Einreiben ſeines wundgepeitſchten Rückens, ſetzte ihm zu eſſen und zu trinken vor und wies ihm ein kleines reinliches Bett an, neben welchem ein vollſtändiger Anzug lag.

„Eßt! trinkt! ſchlaft!“ ermahnte ſie ihn, „und möge unſere liebe Frau von Atocha, der heilige Antonius von Padua und der heilige Jakob von Compoſtella Euch unter ihre gnädige Fürſorge und Obhut nehmen! Morgen komm' ich wieder.“

Noch voller Erſtaunen über Alles, was er geſehen, über Alles, was er gelitten, jetzt aber noch mehr über die Barmherzigkeit der Alten, wollte Kandid ihr die Hand küſſen.

„Nicht meine Hand dürft Ihr küſſen,“ ſprach die Alte; „morgen komm' ich wieder. Jetzt reibt Euch mit der Salbe ein, eßt und ſchlaft!“

Trotz allen Drangſals aß und ſchlief Kandid. Den andern Tag bringt die Alte ihm ein Frühſtück, beſichtigt ſeinen Rücken und reibt ihn ſelbſt mit einer andern Salbe ein. Eben ſo verſorgt ſie ihn am Mittag und am Abend mit gehörigen Mahlzeiten. Den dritten Tag wiederholt ſie dieſelben Ceremonien.

„Wer seid Ihr?“ fragte Kandid zu wiederholten Malen; „womit hab' ich so große Güte verdient? wie kann ich Euch danken?“

Die gute Frau antwortete kein Wort; am Abend aber kam sie wieder und brachte diesmal nichts zu essen mit.

„Kommt mit mir,“ sagte sie, „und sprecht kein Wort.“

Sie nimmt ihn unter den Arm und geht mit ihm etwa eine Viertelmeile weit ins Feld hinaus. Sie kommen an ein einzelnstehendes, von Gärten und Kanälen umgebenes Haus. Die Alte klopft an eine kleine Thür. Man öffnet. Sie führt Kandid über eine Hintertreppe in ein reich geschmücktes, von Golde glänzendes Kabinet, nöthigt ihn, auf einem brokatnen Sopha Platz zu nehmen, verschließt die Thür wieder und geht fort. Kandid glaubte zu träumen; sein ganzes Leben erschien ihm als ein furchtbares und der gegenwärtige Augenblick als ein heiteres Traumgesicht.

Die Alte stellte sich bald wieder ein. Sie unterstützte mit Mühe eine von Edelsteinen strahlende, verschleierte Dame von majestätischem Wuchs, die in heftiger Aufregung zu sein schien.

„Hebt diesen Schleier auf,“ sprach die Alte zu Kandid.

Der junge Mann tritt hinzu; mit schüchterner Hand hebt er den Schleier. — Welch ein Augenblick! Welche Ueberraschung! Er glaubt Kunigunden zu sehen; er sieht sie in der That; sie ist es selbst. Die Kräfte verlassen ihn, er kann kein Wort hervorbringen; zu ihren Füßen sinkt er hin. Kunigunde fällt auf das Sopha zurück. Die Alte besprengt sie mit geistigen Tropfen; sie kommen wieder zur Besinnung, sie reden mit einander. Anfangs vermögen sie nur abgebrochene Worte hervorzubringen, nur Fragen und Antworten, die sich kreuzen, nur Seufzer,

Thränen und Ausrufungen. Die Alte empfiehlt ihnen, weniger Geräusch zu machen, und läßt ſie allein.

„Wie! Sie ſind es!“ ſpricht Kandid, „Sie leben! hier in Portugal finde ich Sie wieder! Man hat Ihnen alſo keine Gewalt angethan, Ihnen nicht den Leib aufgeſchlitzt, wie der Philoſoph Pangloß verſicherte?“

„Allerdings,“ erwiderte die ſchöne Kunigunde; „allein man ſtirbt von dergleichen Begegniſſen nicht immer gleich.“

„Aber Ihre beiden Aeltern wurden erſchlagen?“

„Ach, das iſt nur zu wahr,“ ſprach Kunigunde weinend.

„Und Ihr Bruder?“

„Auch mein Bruder wurde getödtet.“

„Und wie wurden Sie nach Portugal verſchlagen? Wie erfuhren Sie, daß ich hier war? und durch welche ſeltſame Verkettung der Begebenheiten kam es dahin, daß Sie mich in dies Haus führen ließen?“

„Sie ſollen Alles wiſſen, aber erſt müſſen Sie mir ausführlich erzählen, was Ihnen ſeit dem unſchuldigen Kuſſe, den Sie mir gaben, und den Fußtritten, die Sie empfingen, widerfahren iſt.“

Kandid gehorchte mit tiefer Ehrfurcht und erzählte, trotz ſeiner Verwirrung, trotz ſeiner ſchwachen und unſichern Stimme und der noch nicht völlig beſeitigten Rückenſchmerzen, aufs treuherzigſte Alles, was ihm ſeit dem Augenblick ihrer Trennung begegnet war.

Kunigunde blickte zum Himmel empor; ſie beweinte den Tod des braven Wiedertäufers und des Doctors Pangloß und begann ſodann ihre Erzählung, wovon Kandid, der ſie mit den Augen verſchlang, nicht eine Sylbe verlor.

Achtes Kapitel.

Kunigundens Geschichte.

„Ich lag ruhig schlummernd in meinem Bette, als es dem Himmel gefiel, unser schönes Schloß Thunderten-tronckh mit der Ankunft der Bulgaren heimzusuchen. Sie erwürgten meinen Vater und meinen Bruder und hieben meine Mutter in Stücken. Ein großer, sechs Fuß langer Bulgar, welcher sah, daß ich bei diesem Anblick das Bewußtsein verloren hatte, fiel mit frecher Gier über mich her. Dies brachte mich wieder zu mir selbst, ich raffte mich auf, ich schrie, ich wehrte mich, ich biß, ich kratzte, ich wollte dem großen Bulgaren die Augen ausreißen, da ich nicht wußte, daß Alles, was im Schlosse meines Vaters geschah, etwas ganz Gewöhnliches sei. Der rohe Mensch versetzte mir einen Messerstich in die linke Seite, wovon ich noch die Narbe trage."

„Ach! ich möchte sie wohl sehen," sprach Kandid in seiner Unschuld.

„Sie sollen sie sehen," sprach Kunigunde; „doch hören Sie weiter."

„Ich bin ganz Ohr," sprach Kandid.

Sie fuhr in ihrer Erzählung fort: „Ein bulgarischer Hauptmann trat ein. Er sah mich im Blute schwimmen und den Soldaten, der sich durch seine Dazwischenkunft durchaus nicht stören ließ. Er gerieth in heftigen Zorn über diesen Mangel an Respect und hieb den Rohen auf der Stelle nieder. Darauf ließ er mich verbinden und führte mich als Kriegsgefangene in sein Quartier. Ich wusch seine wenigen Hemden und besorgte seine Küche. Er fand mich, wie ich gestehen muß, sehr hübsch, und ich leugne auch

nicht, daß er sehr wohlgebildet war und eine weiße, feine Haut hatte; übrigens wenig Geist, wenig Philosophie! man sah wohl, daß der Doctor Pangloß ihn nicht unterrichtet hatte. Da er nach drei Monaten all sein Geld verloren hatte und meiner überdrüssig geworden war, verhandelte er mich an einen Juden, der sich Don Isaschar nannte, in Holland und Portugal Handel trieb und leidenschaftlich auf die Weiber versessen war. Dieser Jude gab sich außerordentliche Mühe um mich, vermochte aber seine Absichten nicht durchzusetzen. Ich widerstand ihm besser, als dem bulgarischen Soldaten. Ein Frauenzimmer von Ehre kann einmal der Gewalt unterliegen, doch dadurch schlägt ihre Tugend nur um so festere Wurzeln. Um mich zahm zu machen, brachte der Jude mich in dies Landhaus. Bisher hatte ich geglaubt, es gebe auf Erden nichts Schöneres, als das Schloß Thundertentronckh. Diese Täuschung hörte hier auf."

„Eines Tages bemerkte mich der Großinquisitor in der Messe. Er faßte mich scharf ins Auge und ließ mir nachher sagen, er müsse mich in geheimen Angelegenheiten sprechen. Ich wurde in seinen Palast geführt; ich unterrichtete ihn von meiner Herkunft; er stellte mir vor, wie sehr es unter der Würde meines Standes sei, einem Israeliten anzugehören. Man machte in seinem Namen Don Isaschar den Vorschlag, mich Sr. Hochwürden-Gnaden abzutreten. Don Isaschar, der als Hofbankier ein Mann von Einfluß ist[18]), wollte sich auf nichts einlassen. Der Großinquisitor drohte ihm mit einem Auto da Fe. Dadurch eingeschüchtert verstand sich der Jude endlich zu einer Uebereinkunft, wonach ich sammt diesem Hause Beiden gemeinschaftlich angehören sollte. Der Jude sollte die Montage, Mittwochen und den Sabbathtag für sich behalten, während

die übrigen Wochentage dem Inquisitor zufielen. Seit sechs Wochen besteht dieser Vertrag. Doch ist es nicht ohne Streitigkeiten abgegangen, da man sich oft nicht darüber vereinigen konnte, ob die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag dem alten oder dem neuen Bunde gehöre. Was mich betrifft, so widerstand ich bis jetzt Beiden, und das ist, glaub' ich, der Grund, weßhalb ihre Liebe noch immer nicht erkaltete.

„Um die Landplage der Erdbeben abzuwenden und auch wohl um Don Isaschar einzuschüchtern, beliebte es endlich dem Herrn Großinquisitor, ein Auto da Fe anzustellen. Er erzeigte mir die Ehre, mich dazu einzuladen. Ich bekam einen vortrefflichen Platz; während der Pause zwischen der Messe und der Execution wurden den Damen Erfrischungen präsentirt. Ich wurde zwar schon von Schauder ergriffen, als ich die beiden Juden und den ehrlichen Biskayer, der seine Gevatterin geheirathet hatte, verbrennen sah; allein wie groß war erst meine Ueberraschung, mein Entsetzen, meine Verwirrung, als ich in einem Sanbenito und unter einer Mitra eine Gestalt, ein Gesicht sah, worin ich Pangloß erkannte! Ich rieb mir die Augen, ich betrachtete ihn genau, ich sah ihn hängen; ich wurde ohnmächtig. Kaum wieder zu mir selbst gekommen, sah ich, wie man Sie, Kandid, nackt auszog. Höher konnte meine Bestürzung, mein Entsetzen, mein Schmerz, meine Verzweiflung nicht steigen. Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Haut an Weiße und rosiger Frische die meines bulgarischen Hauptmanns noch übertrifft. Dieser Anblick verdoppelte die Macht der Gefühle, die auf mich einstürmten, die mein Inneres verzehrten. Ich schrie laut auf, ich wollte rufen: Haltet ein, Barbaren! allein die Stimme versagte mir, und mein

Geschrei wäre auch vergeblich gewesen. Nachdem Sie tüchtig durchgepeitscht waren, sprach ich bei mir selbst: Wie geht es nur zu, daß der liebenswürdige Kandid und der weise Pangloß hier in Lissabon sind, der Eine um hundert Peitschenhiebe zu bekommen, der Andre um gehängt zu werden, Alles auf Befehl des gnädigen Herrn Großinquisitors, der mich zu seinem Liebchen ausersehen? Pangloß hat mich also grausam getäuscht, wenn er sagte, daß Alles in der Welt aufs beste eingerichtet ist!

„Ganz aufgelöst in Jammer und Unruhe war ich bald außer mir, bald meinte ich vor Schwäche sterben zu müssen, Alles ging mir im Kopfe herum, die Ermordung meiner Aeltern und meines Bruders, die Frechheit des schändlichen bulgarischen Soldaten, der Messerstich, den er mir versetzte, die Zeit meiner Sklaverei, meine Erniedrigung zur Küchenmagd, mein bulgarischer Hauptmann, mein häßlicher Don Issachar, mein abscheulicher Inquisitor, die Hängescene des Doctor Pangloß, das große Miserere auf dem Brummbaß, während dessen Sie, theurer Kandid, gepeitscht wurden, und vor Allem der Kuß, den ich Ihnen hinter der spanischen Wand an jenem Tage gab, da ich Sie zum letzten Male sah. Ich pries Gott, der Sie nach so vielen Prüfungen mir wieder zuführte. Ich empfahl meiner Alten, für Sie Sorge zu tragen und Sie, sobald es thunlich sei, hierher zu bringen. Sie ist meinem Auftrag zu meiner vollen Zufriedenheit nachgekommen; ich habe das unaussprechliche Vergnügen genossen, Sie zu sehen, Sie zu hören, mit Ihnen zu reden. Doch Sie müssen mächtigen Hunger haben; auch ich habe guten Appetit; wir wollen uns also vorläufig an die Mahlzeit machen."

Gesagt, gethan: Beide setzen sich zu Tisch und nach aufgehobener Tafel wieder auf das schöne Sopha, wovon

ſchon die Rede geweſen iſt. Hier ſaßen ſie noch, als auf einmal Don Iſaſchar, der eine der beiden Hausherren, erſcheint. Es war Sonnabend, und er kam, um ſeine Rechte zu genießen und ſeine zärtliche Liebe zu erklären.

Neuntes Kapitel.

Was aus Kunigunde, Kandid, dem Großinquiſitor und einem Juden wurde.

Dieſer Iſaſchar war der zornmüthigſte Hebräer, den man je ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft in Iſrael geſehen.

„Wie!“ ſpricht er, „galiläiſche Hündin! war es nicht genug an dem Herrn Inquiſitor? Soll auch dieſer Schurke noch mit mir theilen?“

Mit dieſen Worten zieht er einen langen Dolch, den er beſtändig bei ſich trug, und fällt, ohne daran zu denken, daß auch ſein Widerpart bewaffnet ſein könnte, über Kandid her. Unſer guter Weſtfale aber hatte mit dem vollſtändigen Anzuge von der Alten auch einen ſchönen Degen bekommen. Trotz ſeiner ſanften Gemüthsart zieht er ihn jetzt, und in der nächſten Sekunde liegt der Iſraelit ſtarr und todt zu den Füßen der ſchönen Kunigunde auf dem Boden hingeſtreckt.

„Heilige Jungfrau!“ ſchrie ſie, „was ſoll aus uns werden! Ein Menſch bei mir im Hauſe erſchlagen! Wenn die Polizei kommt, ſind wir verloren!“

„Wenn Pangloß nicht gehängt wäre,“ ſprach Kandid, „ſo würde er uns in dieſer Noth einen guten Rath geben, denn er war ein großer Philoſoph. In Ermangelung ſeiner wollen wir die Alte um Rath fragen.“

Sie war sehr klug und im Begriff, ihre Meinung zu sagen, als plötzlich eine andere kleine Thür aufging. Es war Ein Uhr nach Mitternacht und somit der Sonntag angebrochen. Dieser Tag gehörte Sr. Hochwürden-Gnaden dem Großinquisitor. Er tritt ein und sieht den gepeitschten Kandid mit dem Degen in der Faust, einen Todten aufs Parket hingestreckt, Kunigunde außer sich und die Alte im Begriff, einen guten Rath zu geben.

Sehen wir jetzt, was in diesem Augenblicke in Kandid's Seele vorging und wie er philosophirte. „Wenn dieser heilige Mann Hülfe herbeiruft, so wird er mich unfehlbar verbrennen lassen; Kunigunden würde es vielleicht nicht besser gehen; er hat mich unbarmherzig peitschen lassen; er ist mein Nebenbuhler; ich bin jetzt mit dem Todtschlagen einmal in Zug gekommen und darf mich also nicht weiter bedenken."

Die Schlußfolgerung war klar, kurz und bündig, und ohne dem Inquisitor Zeit zu lassen, sich von seinem Erstaunen zu erholen, bohrt er ihn durch und durch und streckt ihn neben dem Juden zu Boden.

„Nun, das wird immer besser," sprach Kunigunde; „uns bleibt keine Hoffnung, an keine Gnade ist mehr zu denken; wir werden excommunicirt; unsere letzte Stunde ist gekommen! Wie konnten Sie, Kandid, es nur über Ihr von Natur so sanftes Herz bringen, in zwei Minuten einen Juden und einen Prälaten umzubringen?"

„Mein schönes Fräulein," antwortete Kandid, „wenn man verliebt, eifersüchtig und von der Inquisition gepeitscht ist, kennt man sich selbst nicht mehr."

Die Alte nahm jetzt das Wort und sprach: „Im Stalle stehen drei andalusische Pferde mit vollständigem Sattelzeug; möge der brave Kandid sie aufzäumen und bereit halten.

Das Fräulein hat Moyadore und Diamanten. Wir wollen ſchnell aufſitzen, wiewohl ich nur auf einer Seite ſitzen kann, und eilen, daß wir nach Cadix kommen. Es iſt wunderſchönes Wetter, und ich kenne nichts Angenehmeres, als eine Reiſe in der friſchen Nachtluft."

In größter Eile ſattelt Kandid die drei Pferde. Kunigunde, die Alte und er machen dreißig Meilen ohne anzuhalten. Während ſie ſich aus dem Staube machen, kommt die heilige Hermandad ins Haus. Man begräbt Se. Hochwürden-Gnaden in einer ſchönen Kirche und wirft Don Iſaſchar auf den Schindanger.

Kandid, Kunigunde und die Alte waren bereits in der kleinen Stadt Avacena mitten in den Bergen der Sierra Morena, wo in einer Schenke folgendes Geſpräch unter ihnen vorfiel:

Zehntes Kapitel.

In welcher Bedrängniß Kandid, Kunigunde und die Alte nach Cadix kommen und wie ſie ſich einſchiffen.

„Wer konnte nur meine Piſtolen und Diamanten ſtehlen?" ſprach Kunigunde ſchluchzend; „wovon ſollen wir leben? was ſollen wir anfangen? Wo werd' ich Inquiſitoren und Juden finden, die mir andere geben?"

„Ach," ſprach die Alte, „ich habe einen ehrwürdigen Pater Franziskaner in ſtarkem Verdacht, der geſtern in Badajoz in demſelben Wirthshauſe mit uns übernachtete. Gott ſoll mich bewahren, ein übereiltes Urtheil zu fällen, aber er kam zweimal in unſer Zimmer und brach lange vor uns auf."

„Ach," ſprach Kandid, „der gute Pangloß hat mir

oft bewiesen, daß die irdischen Güter allen Menschen gemeinschaftlich gehören, daß Jeder ein gleiches Recht daran hat. Nach diesen Grundsätzen hätte der Franziskaner uns wenigstens so viel lassen sollen, daß wir unsere Reise fortsetzen könnten. Sie haben also gar nichts mehr, schöne Kunigunde?"

„Nicht einen Maravedi," lautete die Antwort.

„Was sollen wir denn anfangen?" sprach Kandid.

„Wir wollen eins von den Pferden verkaufen," sprach die Alte. „Ich sitze hinter dem Fräulein auf, obgleich ich nur auf Einer Seite sitzen kann. So kommen wir wenigstens bis Cadix."

In demselben Wirthshause befand sich zufällig ein Benedictiner-Prior, der das Pferd um geringen Preis kaufte. Kandid, Kunigunde und die Alte kamen über San Lucar, Chillas und Lebrixa endlich nach Cadix. Man rüstete hier gerade eine Flotte aus und warb Truppen, um die ehrwürdigen Väter Jesuiten in Paraguay zur Vernunft zu bringen, die man beschuldigte, ihre Horden in der Gegend der Stadt San Sacramento gegen die Könige von Spanien und Portugal aufgewiegelt zu haben. Kandid, der bei den Bulgaren gedient hatte, führte vor dem General der kleinen Armee das bulgarische Exercitium aus und zwar mit solcher Anmuth, Raschheit, Leichtigkeit, Gewandtheit und guten Haltung, daß man ihn zum Befehlshaber einer Compagnie Fußvolk ernannte. Er war also nun Hauptmann und schiffte sich mit Fräulein Kunigunden, der Alten, zwei Dienern und den beiden Pferden aus der Verlassenschaft des Herrn Großinquisitors von Portugal nach Amerika ein.

Während der Ueberfahrt stellten sie mannigfache Betrachtungen über die Philosophie des armen Pangloß an.

„Wir kommen nun in eine neue Welt,“ sprach Kandid; „das wird denn ohne Zweifel die sein, wo Alles gut ist. Denn ich muß gestehen, daß man in unserer alten sowohl die physischen als die moralischen Zustände mit einigem Recht beseufzen dürfte.“

„Ich liebe Sie von ganzem Herzen,“ sprach Kunigunde, „allein noch ist meine Seele nicht frei von den Nachwehen des Entsetzens und der Betäubung über Alles, was ich gesehen, über Alles, was ich geduldet habe.“

„Alles wird sich jetzt zum Guten wenden,“ entgegnete Kandid; „das Meer dieser neuen Welt ist schon besser als unsere europäischen Meere; es ist ruhiger; die Winde sind beständiger. Sicher ist die neue Welt die beste aller möglichen Welten.“

„Das wolle Gott!“ sprach Kunigunde; „allein ich bin in der alten so entsetzlich unglücklich gewesen, daß mein Herz der Hoffnung kaum noch Raum zu geben wagt.“

„Sie beklagen Sich!“ warf die Alte dazwischen, „ach! und doch kennen Sie kein solches Mißgeschick, wie ich es erduldete.“

Kunigunde hätte fast laut gelacht und fand es höchst ergötzlich, daß die gute Frau unglücklicher sein wollte, als sie. „Ei, meine Gute,“ sprach sie; „wenn Sie nicht etwa von zwei Bulgaren schnöde Gewalt erduldeten, nicht zwei Messerstiche in den Leib empfingen, nicht zwei Väter und zwei Mütter vor Ihren Augen erwürgen, nicht zwei Liebhaber auf einem Auto da Fe durchpeitschen sahen, so begreife ich nicht, wie Sie Ihre Behauptung gegen mich durchführen wollen. Dazu bringen Sie noch in Anschlag, daß mein Vater ein Freiherr mit 72 Ahnen war und daß ich als Köchin gedient habe.“

„Mein Fräulein,“ erwiderte die Alte, „Sie kennen

ja meine Herkunft nicht, und wenn ich Ihnen meinen Liebwerthrteſten zeigte, würden Sie anders ſprechen und Ihr Urtheil zurückhalten.“

Dieſe Worte reizten Kunigundens und Kandid's Neugier in hohem Grade. Die Alte begann ihre Erzählung folgendermaßen:

Elftes Kapitel.

Geſchichte der Alten.

„Ich hatte nicht immer rothſtreifige Augen mit Scharlachrändern, meine Naſenſpitze ſtieß nicht von jeher mit dem Kinn zuſammen, und daß ich als Magd meine Tage beſchließen ſollte, wurde mir auch nicht bei der Wiege geſungen. Ich bin die Tochter des Papſtes Urban X.*) und der Fürſtin von Paleſtrina. Man erzog mich bis zu meinem vierzehnten Jahre in einem Palaſt, für den die meiſten eurer deutſchen Freiherrenſchlöſſer als Stall zu ſchlecht geweſen wären, und ein einziges meiner Kleider war mehr werth, als alle Herrlichkeiten Weſtfalens. Ich nahm zu an Schönheit, Anmuth und Talenten; in einem Taumel von Vergnügungen wuchs ich auf, ſelbſt ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Huldigung und voll der ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft. Ich flößte ſchon Liebe ein; mein Buſen entwickelte ſich und welch ein Buſen! weiß, feſt — Formen wie die der mediceiſchen Venus; und welche Augen!

*) Man bewundere die außerordentliche Discretion des Verfaſſers! Bis jetzt gab es keinen Papſt Urban X. Er erlaubt es ſich nicht, irgend einem bekannten Papſte eine natürliche Tochter unterzuſchieben. Welche Vorſicht! welche zarte Gewiſſenhaftigkeit!
Anm. v. Voltaire.

welche Wimpern! welche schwarze Brauen! welche Flammen glänzten in meinen beiden Augensternen und verdunkelten den Schimmer der Sterne, wie die Poeten des Stadtviertels versicherten. Die Frauen, die mich an- und auskleideten, geriethen in Entzücken, wenn sie mich vorn und hinten besahen, und die Männer hätten Alles in der Welt darum gegeben, ihre Stelle vertreten zu dürfen.

„Ich verlobte mich mit einem souveränen Fürsten von Massa Carrara. Welch ein Fürst! So schön, wie ich; ganz Lieblichkeit und Anmuth; glänzend an Geist und glühend vor Liebe. Ich liebte ihn mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe; er war mein Abgott; ich lebte nur in ihm. Die Vorbereitungen zur Vermählung wurden bereits getroffen. Man macht sich keinen Begriff von der dabei verschwendeten Pracht und Herrlichkeit; glänzende Karussels und Festlichkeiten aller Art nahmen kein Ende, eine Opera Buffa jagte die andere, und ganz Italien erschöpfte sich in Sonetten auf mich, worunter freilich nicht ein erträgliches war. Ich näherte mich dem Augenblicke meines Glücks, als eine alte Marquesana, eine abgedankte Geliebte meines Prinzen, ihn zu einer Tasse Chocolate einlud. Keine volle zwei Stunden darauf verschied er unter den schrecklichsten Zuckungen. Doch das ist nur eine Kleinigkeit! Meine Mutter war außer sich vor Schmerz, wenn schon ihre Verzweiflung von der meinigen unendlich übertroffen wurde; wir wollten uns auf einige Zeit von einem Orte, der so traurige Erinnerungen erweckte, losreißen. Sie besaß ein herrliches Landgut in der Nähe von Gaëta. Auf einer päpstlichen Galeere, die wie der Hochaltar Sanct Peters in Rom von Golde strotzte, schifften wir uns dahin ein. Unterwegs überfällt und entert uns ein Korsar von Sale[19]. Unsere Soldaten vertheidigten sich wie echte päpstliche Krieger: sie fielen auf

die Kniee, warfen ihre Waffen weg und baten den Korsaren um Absolution in articulo mortis.

„Sogleich zog man sie nackt aus, wie die Affen, meine Mutter gleichfalls, unsere Ehrendamen ebenfalls und mich nicht minder. Es ist merkwürdig, mit welcher Hurtigkeit diese Herren die Leute entkleiden. Noch mehr aber überraschte mich die Art und Weise, wie sie bei der Gelegenheit nach verborgenen Diamanten suchten. Doch so wundert man sich über Alles, wenn man nicht aus seinem Neste kommt. Ich erfuhr später, daß dies ein uraltes Herkommen bei allen civilisirten Nationen ist, welche Schifffahrt treiben, und daß auch die geistlichen Herren Ritter von Malta nie ermangeln, diese Nachforschungen anzustellen, wenn sie Türken und Türkinnen in ihre Gewalt bekommen. Es ist ein Gesetz des Völkerrechts, wovon kein Jota abgeht.

„Ich sage Euch nichts davon, wie hart es für eine junge Prinzessin ist, mit ihrer Mutter als Sklavin nach Marokko geschleppt zu werden. Ihr kennt Euch wohl einen Begriff davon machen, was wir in dem Korsarenschiffe zu dulden hatten. Meine Mutter war noch sehr schön; unsere Ehrendamen, unsere Kammerjungfern selbst hatten mehr Reize, als in ganz Afrika aufzutreiben sind. Und ich nun gar! — ich war bezaubernd, ich war die Schönheit, die Anmuth selbst und noch Jungfrau. Ich blieb es nicht lange; die Blüte, die für den schönen Fürsten von Massa Carrara bestimmt war, wurde mir von dem Korsarenkapitän geraubt, einem scheußlichen Neger, der mir noch eine große Ehre damit zu erzeigen glaubte. Jedenfalls mußte die Frau Fürstin von Palestrina, so wie ich selbst eine kräftige Natur haben, um durch alles das, was wir bis zu unserer Ankunft in Marokko auszustehen hatten, nicht gänzlich aufgerieben zu werden. Doch wir wollen das übergehen; sind es doch

so gewöhnliche Dinge, daß es nicht der Mühe werth ist, sich dabei aufzuhalten.

„Marokko schwamm in Blut, als wir dort ankamen! Funfzig der 500 Söhne des Kaisers Mulei Ismael[20]) hatten jeder seine Partei: das machte also funfzig Bürgerkriege; Schwarze kämpften gegen Schwarze, Braune gegen Braune, Mulatten gegen Mulatten. In dem ganzen weiten Reiche nahm das Blutvergießen kein Ende.

„Kaum waren wir ausgeschifft, so zeigte sich ein Trupp Schwarzer von einer meinem Korsaren feindlichen Partei, um ihm seine Beute abzunehmen. Wir Frauen waren nächst den Diamanten und dem Golde das Kostbarste, was er hatte. Ich war Augenzeugin eines Kampfs, desgleichen Ihr in Euren europäischen Klimaten nicht zu sehen bekommt. Die nordischen Völker haben kein so kochendes Blut; sie kennen nicht jene Wuth auf die Weiber, die allen Afrikanern eigen ist. Ihr Europäer scheint nur Milch statt Blut zu haben, während Vitriol und verzehrendes Feuer die Adern der Bewohner des Atlas und der benachbarten Länder durchströmt[21]). Man kämpfte mit der Wuth der Löwen, der Tiger und der Schlangen des Landes um unsern Besitz. Ein Maure packte meine Mutter beim rechten Arm, der Leutnant meines Kapitäns hielt sie am linken Arme fest; ein maurischer Soldat faßte sie beim einen Bein, während einer unserer Piraten sie am andern zurückhielt. Unsere Begleiterinnen wurden fast alle in einem Augenblick auf gleiche Weise von vier Soldaten hin- und hergezerrt. Mein Kapitän hielt mich hinter seinem Rücken verborgen; er hatte den Degen in der Faust und hieb Alles nieder, was sich seiner Wuth widersetzte. Bald sah ich meine Mutter und unsere sämmtlichen Italienerinnen zerrissen, in Stücken gehauen, niedergemetzelt von den Ungeheuern, die sie sich einander abjagen

wollten. Die Gefangenen, meine Gefährten, die, welche sie gefangen genommen hatten, Soldaten, Matrosen, Schwarze, Braune, Mulatten, mein Kapitän endlich, Alles wurde niedergehauen, und ich blieb halbtodt auf einem Haufen von Todten liegen. Solche Auftritte ereigneten sich bekanntlich auf einer Strecke von mehr als zweihundert Meilen, ohne daß man jemals eins der fünf Gebete versäumt hätte, die Muhamed für jeden Tag befohlen.

„Ich machte mich mit großer Mühe von der Masse über einander gehäufter blutiger Leichname los und schleppte mich unter einen großen Pomeranzenbaum am Ufer eines benachbarten Baches. Hier sank ich von Schrecken, Mattigkeit, Entsetzen, Verzweiflung und Hunger überwältigt zu Boden. Bald bemächtigte sich meiner abgespannten Sinne ein Schlummer, welcher der Ohnmacht näher verwandt war, als einer natürlichen Ruhe. Geraume Zeit befand ich mich in diesem Zustande von Schwäche und Fühllosigkeit zwischen Leben und Tod, bis endlich ein Geräusch und eine Berührung mich weckte. Ich schlug die Augen auf und erblickte einen weißen gut aussehenden Mann, der seufzend zwischen den Zähnen murmelte: „**O che sciagura d'essere senza cogl....!**“

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung der Leidensgeschichte der Alten.

„Erstaunt und entzückt, die Sprache meines Vaterlandes zu hören, und nicht minder überrascht durch den seltsamen Inhalt jener Worte, antwortete ich dem Manne, daß es wohl ärgeres Unglück gäbe, als das, worüber er sich beklagte. Ich erzählte ihm in wenigen Worten, welche Gräuel

ich erduldet, und fiel in meine vorige Schwäche zurück. Er trug mich in ein nahes Haus, ließ mich zu Bette bringen, verschaffte mir Speise und Trank, bediente mich, tröstete mich, schmeichelte mir und versicherte einmal übers andere, daß er nie etwas so Reizendes gesehen, wie mich, und nie so sehr den Verlust dessen beklagt habe, was ihm Niemand wiedergeben könne. „Ich bin in Neapel geboren," sprach er, „wo man alle Jahr zwei bis dreitausend Knaben kapaunt. Viele sterben an der Operation, Andere bekommen dadurch eine schönere Stimme, als die Weiber, und noch Andere brachten es zur höchsten Macht in mehr als einem Staate[22]). Bei mir hatte die Operation den glänzendsten Erfolg und ich wurde Kammermusicus der Frau Fürstin von Palestrina——" „Meiner Mutter!" rief ich. — „Ihrer Mutter!" wiederholte er mit Thränen, „wie! so wären Sie die junge Prinzessin, die ich bis zu ihrem sechsten Jahre erzog und die damals bereits so schön zu werden versprach, wie Sie es sind?" — „Ich bin es, und meine Mutter liegt vierhundert Schritte von hier in Stücken gehauen unter einem Haufen von Todten."

„Ich erzählte ihm Alles, was mir begegnet war; er berichtete mir gleichfalls seine Abenteuer und erwähnte zuletzt noch, daß er von einer christlichen Macht zum Kaiser von Marokko gesandt sei, um mit diesem Monarchen einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen man ihm Munition, Kanonen und Schiffe zu liefern versprach, damit er jene in der Vernichtung des Handels der übrigen Christen kräftig unterstützen könne"[23]). „Meine Sendung ist vollendet," sprach der ehrliche Eunuch; „ich schiffe mich in Ceuta ein und bringe Sie nach Italien zurück. „**Ma che sciagura d'essere senza cogl....!**"

„Ich dankte ihm mit Thränen der Rührung; statt mich

aber nach Italien zu führen, brachte er mich nach Algier und verkaufte mich an den Dey dieſes Landes. Kaum war ich verkauft, als plötzlich jene Peſt, welche die Reiſe durch Afrika, Aſien und Europa gemacht hat, mit furchtbarer Wuth in Algier ausbrach. Sie haben ein Erdbeben erlebt, mein Fräulein, aber hatten Sie jemals die Peſt?"

„Niemals," verſetzte Kunigunde.

„Nun wohl!" fuhr die Alte fort, „wenn Sie die Peſt kennten, ſo würden Sie geſtehen, daß ein Erdbeben Kinderſpiel dagegen iſt. Sie iſt in Afrika ſehr gewöhnlich; ich wurde davon befallen. Stellen Sie Sich vor, welche Lage für die funfzehnjährige Tochter eines Papſtes, die innerhalb dreier Monate Armuth und Sklaverei erfahren, faſt täglich viehiſche Gewalt erduldet und die Schrecken des Hungers und des Krieges ausgeſtanden hatte und die jetzt in Algier dem Tode an der Peſt entgegenſah. Ich ſtarb indeſſen nicht daran; wohl aber wurde mein Eunuch, ſo wie der Dey und faſt das ganze Seraglio von Algier von ihr hingerafft.

„Als die erſten Verheerungen der furchtbaren Seuche vorüber waren, verkaufte man die Sklaven des Dey. Ein Sklavenhändler erſtand mich und führte mich nach Tunis. Er verkaufte mich dort einem andern, der mich nach Tripolis verhandelte; von Tripolis wurde ich wieder nach Smyrna und von da nach Konſtantinopel verkauft. Endlich gerieth ich in den Beſitz eines Janitſcharen-Aga's, der bald darauf Befehl erhielt, Azow gegen die es belagernden Ruſſen zu vertheidigen[24]).

„Der Aga, ein höchſt galanter Mann, nahm ſeinen ganzen Harem mit ſich, und wir wurden in einer kleinen Citadelle am mäotiſchen See einquartirt, welcher zwei ſchwarze Eunuchen und zwanzig Soldaten als Beſatzung dienten. Man tödtete eine ungeheure Menge Ruſſen, aber ſie blieben

uns nichts schuldig. Azow wurde mit Feuer und Schwert verwüstet und weder Geschlecht noch Alter verschont. Nur unsere kleine Citadelle hielt sich noch. Die Feinde wollten uns durch Hunger zwingen. Die zwanzig Janitscharen hatten geschworen, sich nie zu ergeben. Die schreckliche Hungersnoth, der sie preisgegeben waren, zwang sie, unsere beiden Eunuchen zu verzehren, um nicht ihren Eid zu brechen. Einige Tage später beschlossen sie, die Frauen zu essen.

„Wir hatten einen alten sehr frommen und mitleidigen Imam, dem es gelang, sie durch eine schöne Predigt zu bereden, daß sie uns nicht ganz auf einmal tödteten. „Schneidet fürs Erste," sprach er, „jeder dieser Damen nur auf einer Seite das Fleisch des Dickbeins weg, das giebt eine treffliche Mahlzeit; und müßt Ihr noch einmal Eure Zuflucht dazu nehmen, so bleibt Euch nach einigen Tagen noch eben so viel übrig. Der Himmel wird Euch für eine so barmherzige Handlung Dank wissen und Euch jedenfalls Hülfe senden."

„Der Mann besaß, wie gesagt, große Beredtsamkeit; sein Rath wurde befolgt. Man nahm die furchtbare Operation mit uns vor. Der Imam legte uns sodann denselben Balsam auf, den man bei Kindern nach der Beschneidung anwendet. Wir waren sämmtlich dem Tode nahe.

„Kaum hatten die Janitscharen das Mahl, das wir ihnen liefern mußten, verzehrt, so kamen die Russen auf platten Fahrzeugen an, und sämmtliche Janitscharen mußten über die Klinge springen. Die Russen nahmen nicht die geringste Rücksicht auf unsern Zustand. Doch giebt es überall französische Wundärzte; ein solcher, der sich durch große Geschicklichkeit auszeichnete, nahm sich unserer an; er heilte uns, und ich werde zeitlebens daran denken, daß er mir Anträge machte, sobald meine Wunden geschlossen waren. Uebrigens sprach er uns Allen Trost ein, indem er versicherte,

daß dergleichen schon bei verschiedenen Belagerungen vorgekommen und daß es nun einmal Kriegsgesetz sei.

„Sobald meine Gefährtinnen gehen konnten, mußten sie nach Moskau. Ich fiel bei der Theilung einem Bojaren zu, der mich zu seiner Gärtnerin machte und mir täglich zwanzig Peitschenhiebe gab. Als aber nach zwei Jahren dieser Edelmann nebst dreißig andern Bojaren in Folge einer Hofintrigue gerädert wurde, ersah ich meinen Vortheil und entfloh. Nachdem ich ganz Rußland durchstrichen hatte, diente ich lange Zeit als Schenkmagd in Riga, sodann in Rostock, in Wismar, in Leipzig, in Kassel, in Bremen, in Utrecht, in Leyden, im Haag, in Rotterdam. In Elend und Schande wurde ich alt, hatte dabei nur ein halbes Gesäß und vergaß nie, daß ich die Tochter eines Papstes war. Hundertmal wollte ich mich umbringen, und dennoch trug die Liebe zum Leben über diesen Entschluß beständig den Sieg davon. Diese lächerliche Schwäche ist vielleicht einer unsrer traurigsten Triebe. Denn giebt es was Dümmeres, als sich fortwährend freiwillig mit einer Last zu schleppen, die man beständig zu Boden werfen möchte? sein Dasein zu verabscheuen und sich doch daran festzuklammern? die Schlange zu liebkosen, die uns verzehrt, bis sie uns das Herz abgefressen hat?

„In den Ländern, durch die mein Loos mich trieb, und in den Schenken, wo ich diente, sah ich eine Unzahl von Menschen, die ihr Dasein verfluchten; aber nur zwölf, die ihrem Elende freiwillig ein Ende machten, drei Neger, vier Engländer, vier Genfer und ein deutscher Professor, Namens Robeck[25]). Zuletzt trat ich in Dienste bei dem Juden Don Isaschar; er gesellte mich Ihnen als Dueña bei, mein schönes Fräulein; ich knüpfte mein Geschick an das Ihre und beschäftigte mich seither mehr mit

Ihren Abenteuern, als mit meinen eignen. Ich würde Ihnen selbst von meiner unglücklichen Vergangenheit schwerlich jemals ein Wort gesagt haben, wenn Sie mich nicht ein wenig gereizt hätten, und wenn es nicht auf einem Schiffe üblich wäre, einander Geschichten zu erzählen, um sich die Langeweile zu vertreiben. Schließlich nur so viel, mein liebes Fräulein; ich habe Erfahrung, ich kenne die Welt; machen Sie Sich einmal das Vergnügen; ersuchen Sie jeden Passagier, Ihnen seine Geschichte zu erzählen, und wenn ein Einziger darunter ist, der nicht oft sein Leben verwünscht, der nicht oft bei sich selbst gedacht hat, daß er der unglücklichste aller Menschen sei, so werfen Sie mich kopfüber ins Meer." —

Dreizehntes Kapitel.

Wie Kandid sich von der schönen Kunigunde und der Alten trennen mußte.

Nachdem die schöne Kunigunde die Geschichte der Alten gehört hatte, erzeigte sie ihr alle Höflichkeit, worauf ein Frauenzimmer von ihrem Range und ihren Verdiensten Anspruch machen konnte. Sie nahm ihren Vorschlag an und veranlaßte alle Passagiere nacheinander, ihre Abenteuer zu erzählen. Kandid und sie bekannten, daß die Alte Recht habe.

„Es ist recht schade," sprach Kandid, „daß der weise Pangloß gegen die Gewohnheit bei einem Auto da Fe gehängt wurde. Er würde uns über das physische, so wie über das moralische Uebel, wovon Land und Meer erfüllt sind, herrliche Dinge sagen, und ich fühlte mich jetzt vielleicht stark genug, in aller Ehrfurcht einige Einwürfe gegen sein System zu wagen."

Während Jeder seine Geschichte erzählte, setzte das Schiff allgemach seinen Lauf fort, und man trat endlich in Buenos Ayres ans Land. Kunigunde, der Hauptmann Kandid und die Alte begaben sich zum Statthalter Don Fernando d'Ibaraa y Figueroa y Mascarenhas y Lampurdos y Suza. Dieser Herr besaß einen Hochmuth, wie er von einem Herrn, der so viele Namen führte, zu erwarten war. Wenn er mit den Leuten sprach, so athmeten seine Worte die nobelste Geringschätzung, und dabei trug er die Nase so hoch, erhob die Stimme so unbarmherzig, nahm einen so imposanten Ton an und affektirte einen so stolzen Gang, daß, wer ihn grüßte, in Versuchung gerieth, ihn durchzuprügeln. Er war mit einer wahren Wuth auf die Frauen versessen, und Kunigunde schien ihm das schönste Weib zu sein, das er je gesehen. Das Erste, was er that, war die Frage, ob sie mit dem Hauptmann vermählt sei. Das Gesicht, welches er bei dieser Frage machte, beunruhigte Kandid. Er wagte nicht, das Fräulein für seine Frau auszugeben, da sie es in der That nicht war. Eben so wenig wagte er zu sagen, daß sie seine Schwester sei, da sie es auch nicht war, und obgleich diese Nothlüge einst bei den Alten sehr beliebt war[26]) und den Neuen nicht minder ersprießlich hätte sein mögen, so war doch seine Seele zu rein, um die Wahrheit zu verrathen.

„Fräulein Kunigunde," sprach er, „will mir die Ehre erzeigen, mich zu heirathen, und wir bitten Ew. Excellenz unterthänigst, unsre Hochzeit ausrichten zu wollen."

Don Fernando d'Ibaraa y Figueroa y Mascarenhas y Lampurdos y Suza drehte seinen Schnurrbart in die Höhe, lächelte höhnisch und befahl dem Hauptmann Kandid, hinzugehen und seine Compagnie zu mustern. Kandid gehorchte. Der Statthalter blieb mit

Fräulein Kunigunden allein. Er erklärte ihr seine Leidenschaft und versicherte, sie den andern Tag heirathen zu wollen, angesichts der Kirche oder anderweitig, je nachdem es ihren Reizen gefallen werde. Kunigunde erbat sich eine Viertelstunde Bedenkzeit, um sich mit der Alten zu berathen und einen Entschluß zu fassen.

„Liebes Fräulein," sprach die Alte zu Kunigunden, „Sie haben zweiundsiebenzig Ahnen und nicht einen Obolus. Es hängt nur von Ihnen ab, die Gemahlin des größten Herrn in ganz Südamerika zu werden, der noch dazu einen herrlichen Schnurrbart hat. Und können Sie Sich etwa mit einer völlig probefesten Tugend brüsten? Sie haben der Gewalt der Bulgaren nicht widerstehen können, ein Jude und ein Großinquisitor haben Ihre Gunst genossen. Das Unglück giebt gewisse Rechte. Ich gestehe, wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich kein Bedenken tragen, den Herrn Statthalter zu heirathen und den Herrn Hauptmann Kandid glücklich zu machen."

Während die Alte in diesen Rathschlägen die ganze Klugheit ihres Alters und ihrer Erfahrung bethätigte, sah man ein kleines Schiff im Hafen einlaufen. Es befand sich darauf ein Alcade nebst einigen Alguazil's *), und man höre jetzt, was geschehen war.

Die Alte hatte ganz richtig errathen, daß es ein Franziskaner mit weiten Aermeln war, der während Kunigundens eiliger Flucht mit Kandid in der Stadt Badajoz ihr Geld und ihre Kleinodien stahl. Der Mönch wollte einige von den Edelsteinen an einen Juwelier verkaufen. Dieser erkannte sie als das Eigenthum des Großinquisitors. Der Franziskaner bekannte, ehe er gehängt wurde,

*) Ein Richter und Gerichtsdiener.

wo er ſie geſtohlen hatte, und bezeichnete die Perſonen, ſo wie den Weg, den ſie eingeſchlagen. Kunigundens und Kandid's Flucht war bereits bekannt geworden. Man verfolgte ihre Spur bis Cadix und ſandte von dort ungeſäumt ein Fahrzeug ab, um ihnen nachzuſetzen. Dies Schiff war jetzt im Hafen von Buenos Ayres eingelaufen. Schnell verbreitete ſich das Gerücht, ein Alcade ſtehe im Begriff, ans Land zu kommen, und man verfolge die Mörder des Herrn Großinquiſitors. Die kluge Alte ſah augenblicklich, was zu thun war.

„Sie können nicht fliehen," ſprach ſie zu Kunigunden; „auch haben Sie nichts zu fürchten. Sie haben ja den Inquiſitor nicht todt gemacht, und überdies wird der Statthalter, der Sie liebt, nicht zugeben, daß man Ihnen ein Haar krümmt. Bleiben Sie alſo!"

Auf der Stelle eilte ſie hierauf zu Kandid.

„Fliehen Sie," ſprach ſie, „oder in einer Stunde werden Sie verbrannt."

Es war kein Augenblick zu verlieren; aber wie konnte er ſich von Kunigunden trennen, und wohin ſollte er fliehen?

Vierzehntes Kapitel.

Wie Kandid und Kakambo von den Jeſuiten in Paraguay empfangen wurde.

Kandid hatte aus Cadix einen Bedienten mitgenommen, wie man an der ſpaniſchen Küſte und in den Kolonien ihrer viele findet. Er war ein Viertelsſpanier von meſtiziſcher Abkunft aus Tukuman und nacheinander Chorknabe, Küſter, Matroſe, Mönch, Eckenſteher, Soldat

und Lakai gewesen. Er hieß Kakambo und liebte seinen Herrn sehr, da dieser ein so gar herzensguter Mensch war.

In größter Eile sattelte er jetzt die beiden andalusischen Pferde.

„Sputen wir uns, lieber Herr! folgen wir schnell dem Rathe der Alten! Auf und fort von hier, ohne uns umzusehen!“

Kandid vergoß bittre Thränen:

„O, geliebte Kunigunde! so muß ich Dich gerade in dem Augenblick verlassen, da der Herr Statthalter unsere Hochzeit ausrichten will! O Kunigunde, die mir vom andern Ende der Welt hieher folgte, was wird aus Dir werden!“

„Werde aus ihr, was draus werden kann!“ sprach Kakambo; „die Weiber sind ihrer selbst wegen nie in Verlegenheit: Gott sorgt für sie. Machen wir, daß wir fortkommen!“

„Wohin führst Du mich? Was sollen wir ohne Kunigunde anfangen?“ fragte Kandid.

„Beim heiligen Jakob von Compostella!“ versetzte Kakambo, „Sie wollten gegen die Jesuiten in den Krieg ziehen: jetzt wollen wir für sie ins Feld rücken. Ich kenne die Wege so ziemlich, ich will Sie in ihr Reich führen. Die ehrwürdigen Väter werden entzückt sein, einen Officier bei sich zu sehen, der sich auf das bulgarische Manöver versteht[27]). Sie werden ungeheures Glück machen. Wenn es Einem in der einen Welt nicht nach Wunsch geht, so findet man seine Rechnung in der andern. Kein größeres Vergnügen, als was Neues zu sehen und selbst zu beginnen!“

„Du warst also schon in Paraguay?“ fragte Kandid.

„Ei freilich!“ erwiderte Kakambo; „ich war Küster im Collegium von Assumption und kenne die Regierung

de los Padres, wie die Straßen von Cadix. Es ist etwas Einziges, diese Regierung. Das Reich hat schon über zweihundert Meilen im Durchmesser; es ist in dreißig Provinzen getheilt; los Padres haben dort Alles und die Völker nichts: es ist das Meisterwerk der Vernunft und Gerechtigkeit [28]). Ich wenigstens kenne nichts Göttlicheres, als los Padres, die hier die Könige von Spanien und Portugal bekriegen und in Europa ihre Beichtväter abgeben; die hier die Spanier todtschlagen und ihnen in Madrid die Himmelspforte öffnen. Das entzückt mich. Vorwärts! Sie werden der glücklichste Mensch auf Erden. Wie werden sich nicht los Padres freuen, wenn ein Hauptmann zu ihnen kommt, der bulgarisch exerciren kann!" —

Sobald sie den ersten Schlagbaum erreicht hatten, zeigte Kakambo dem Vorposten an, daß ein Hauptmann den Herrn Commandanten zu sprechen verlange. Man meldete es auf der Hauptwache: Kandid und Kakambo wurden hierauf entwaffnet, und man versicherte sich ihrer beiden andalusischen Pferde. Die Fremden wurden durch eine in zwei Gliedern aufgestellte Abtheilung Fußvolk hindurchgeführt. Am andern Ende der Gasse stand der Commandant, die dreieckige Mütze auf dem Kopfe, den Priesterrock militärisch zurückgeschlagen, den Degen an der Seite und den Sponton in der Hand. Auf seinen Wink umringen vierundzwanzig Soldaten die neuen Ankömmlinge. Der Unterofficier deutet ihnen an, daß sie warten müssen, daß der Commandant sie nicht sprechen kann, da der ehrwürdige Pater Provinzial nicht erlaubt, daß ein Spanier anders, als in seiner Gegenwart den Mund öffne.

„Und wo ist der ehrwürdige Pater Provinzial?" fragte Kakambo.

„Er hat sich gleich, nachdem er Messe gelesen, auf die

Parade begeben," erwiderte der Unterofficier, „und Ihr werdet ihm erst in drei Stunden die Sporen küssen können."

„Aber," sprach Kakambo, „der Herr Hauptmann, der, so wie ich, bald verschmachtet, ist kein Spanier, sondern ein Deutscher. Könnten wir nicht einstweilen ein Frühstück einnehmen, bis Se. Hochwürden erscheinen?"

Der Unterofficier stattete sofort dem Commandanten von dieser Anfrage Rapport ab.

„Gott sei gelobt!" sprach dieser, „da er ein Deutscher ist, kann ich ihn sprechen. Man führe ihn in meine Laube."

Sogleich führt man Kandid in ein Gartenkabinet, das mit einer sehr geschmackvollen Colonnade von grünem Marmor und Gold geschmückt und mit einem Gitterwerk umgeben war, hinter welchem man Papageien, Kolibri's, Fliegenvögel, indianische Perlhühner und andre seltene Vögel erblickte. Ein treffliches Frühstück wurde in goldnen Gefäßen für sie aufgetragen, und während die Eingeborenen von Paraguay auf freiem Felde in brennender Sonnenhitze ihren Mais aus hölzernen Näpfen aßen, trat der hochwürdige Pater Commandant in die Laube.

Es war ein sehr schöner junger Mann mit vollem Gesicht, ziemlich weißem Teint, hochrothen Wangen, Lippen und Ohren, hohen Augenbrauen, lebhaften Augen und stolzer Miene, worin sich jedoch weder der Stolz eines Spaniers, noch der eines Jesuiten aussprach. Man gab Kandid und Kakambo ihre Waffen zurück, die man ihnen abgenommen hatte, sowie auch ihre beiden andalusischen Pferde. Kakambo versorgte sie nahe bei der Laube mit Hafer und verwandte vorsichtshalber kein Auge von ihnen.

Kandid küßte erst den Rockzipfel des Commandanten, dann setzten sie sich zu Tisch.

„Sie ſind alſo ein Deutſcher?“ fragte der Jeſuit in deutſcher Sprache.

„Ja, mein hochwürdiger Vater,“ antwortete Kandid.

Indem Beide dieſe Worte ausſprachen, blieben ihre Blicke mit dem Ausdruck der größten Ueberraſchung aufeinander haften, und ſie geriethen in eine Bewegung, die ſie nicht zu bemeiſtern vermochten.

„Und aus welcher Gegend Deutſchlands ſtammen Sie?“ fragte der Jeſuit weiter.

„Aus dem ſchmutzigen Weſtfalen,“ erwiderte Kandid; „ich wurde im Schloſſe Thundertentronckh geboren.“

„Hilf Himmel! iſt's möglich!“ ſchrie der Commandant.

„Welches Wunder!“ rief Kandid.

„Ihr wärt es?“ ſprach der Commandant.

„Nein, es iſt nicht möglich,“ ſprach Kandid.

Beide ſinken auf ihre Seſſel zurück, ſie umarmen ſich, ſie vergießen Ströme von Thränen.

„Wie! Sie wären es, hochwürdiger Vater? Sie der Bruder der reizenden Kunigunde! Sie der Junker, der von den Bulgaren umgebracht wurde! Sie der Sohn des hochſeligen Freiherrn! Sie Jeſuit in Paraguay! Nein, man muß doch geſtehen, daß dieſe Welt ein curioſes Ding iſt! O, Pangloß! Pangloß! wie würdeſt Du Dich freuen, wenn Du nicht gehängt wärſt!“

Auf des Commandanten Befehl mußten die Negerſklaven und die Indianer, die in Bechern von Bergkryſtall zu trinken ſervirten, ſich zurückziehen. Er dankte Gott und dem heiligen Ignaz von Loyola tauſendmal; er ſchloß Kandid in die Arme; Beide ſchwammen in Thränen.

„Sie werden noch mehr ſtaunen, noch tiefer gerührt

werden, noch mehr außer sich gerathen," sprach Kandid, „wenn ich Ihnen sage, daß Fräulein Kunigunde, Ihre Schwester, von der Sie glauben, man habe ihr den Leib aufgeschlitzt, sich der besten Gesundheit erfreut."

„Wo ist sie? wo?"

„In Ihrer Nähe bei dem Herrn Statthalter in Buenos Ayres, wohin ich kam, um gegen Euch Jesuiten ins Feld zu ziehen."

Jedes Wort dieser langen Unterhaltung häufte Wunder auf Wunder. Ihre ganze Seele flog auf ihre Lippen, lauschte in ihren Ohren, funkelte in ihren Augen. In Erwartung der Rückkehr des hochwürdigen Pater Provinzial saßen sie als echte Deutsche lange bei Tafel, wobei der Commandant seinem lieben Kandid folgendermaßen seine Geschichte erzählte.

Funfzehntes Kapitel.

Wie Kandid den Bruder seiner geliebten Kunigunde umbrachte.

„Zeitlebens wird mir der furchtbare Tag vor Augen stehen, an dem ich meine Aeltern in ihrem Blute schwimmen und meine Schwester der rohesten Gewalt unterliegen sah. Als die Bulgaren fort waren, fand man diese anbetungswürdige Schwester nicht; meine Mutter aber, meinen Vater und mich, nebst zwei Mägden und drei kleinen Jungen, die sämmtlich erwürgt waren, warf man auf einen Karren, um uns in einer Jesuitenkapelle eine Meile vom Schlosse meiner Väter zu begraben. Ein Jesuit besprengte uns mit Weihwasser; es war entsetzlich gesalzen; ein paar Tropfen davon kamen mir in die Augen; der Pater bemerkte, daß mein Augenlied zuckte. Er legte mir die Hand aufs Herz und fühlte es klopfen. Man leistete mir Beistand, und nach drei

Wochen war mir nichts mehr anzusehen. Ihr wißt, lieber Kandid, daß ich ein hübscher Junge war; ich wurde es noch mehr; auch faßte der hochwürdige Pater Kruſt, der Superior des Hauſes, die zärtlichſte Freundſchaft für mich[29]). Er gab mir ein Novizenkleid, und einige Zeit darauf wurde ich nach Rom geſchickt. Der Pater General bedurfte einer Recrutirung von jungen deutſchen Jeſuiten. Die Herren in Paraguay ergänzen ſich ſo wenig als möglich durch ſpaniſche Jeſuiten; ſie geben den fremden den Vorzug, da ſie dieſe in ſtrengerer Abhängigkeit halten zu können glauben. Ich wurde von dem hochwürdigen Pater General für tüchtig erachtet, in dieſem Weinberge des Herrn zu arbeiten. Wir machten uns unſrer Drei auf den Weg, ein Pole, ein Tyroler und ich. Bei meiner Ankunft wurde ich mit einem Subdiakonat und einer Leutnantsſtelle begnadigt; jetzt bin ich Oberſt und Prieſter. Wir werden die Truppen des Königs von Spanien herzhaft empfangen, und ich ſtehe Euch dafür ein, ſie werden excommunicirt und geſchlagen werden. Die Vorſehung ſendet Euch zu unſerm Beiſtande hiehet. — Aber iſt es denn wahr, daß meine geliebte Schweſter Kunigunde in der Nachbarſchaft bei dem Statthalter von Buenos Ayres verweilt?"

Kandid ſchwur hoch und theuer, daß nichts ausgemachter ſei. Ihre Thränen floſſen von Neuem. Der Freiherr wurde nicht müde, Kandid in ſeine Arme zu ſchließen; er nannte ihn ſeinen Bruder, ſeinen Retter.

„Ach! theurer Kandid," ſprach er, „vielleicht iſt es uns vorbehalten, als Sieger in jene Stadt einzurücken und meine Schweſter zu erlöſen."

„Das iſt mein einziger Wunſch," entgegnete Kandid; „denn ich rechnete darauf, ſie zu heirathen, und ich hoffe dies noch."

„Wie! Uebermüthiger!“ antwortete der Freiherr, „Ihr — Ihr hättet die Unverschämtheit, meine Schwester heirathen zu wollen, die zweiundsiebenzig Ahnen hat! Ich bewundre die freche Stirn, womit Ihr ein so verwegenes Vorhaben gegen mich auszusprechen wagt.“

Ganz versteinert durch diese Worte, versetzte Kandid: „Mein hochwürdiger Vater, alle Ahnen in der Welt bleiben hier gänzlich aus dem Spiele. Ich habe Ihre Schwester aus den Klauen eines Juden und eines Großinquisitors befreit; sie ist mir ziemlich viele Verbindlichkeiten schuldig, und sie will mich heirathen. Zudem sagte Magister Pangloß immer, daß alle Menschen gleich sind, und kurz und gut, ich werde Kunigunden jedenfalls heirathen.“

„Das werden wir doch sehen, Schurke!“ sprach der Freiherr von Thundertentronckh in der Jesuitenkappe und versetzte ihm zugleich mit der flachen Klinge einen heftigen Schlag ins Gesicht.

Im nämlichen Augenblick zieht Kandid seinen Degen und bohrt ihn bis ans Stichblatt dem freiherrlichen Jesuiten durch den Leib. So wie er ihn aber dampfend wieder herauszieht, bricht er in Thränen aus.

„Ach, barmherziger Himmel!“ schluchzt er; „ich habe meinen alten Gebieter umgebracht, meinen Freund, meinen Schwager! Ich bin der beste Mensch von der Welt und habe nun doch schon drei Menschen erschlagen, und darunter noch obendrein zwei Priester.“

Kakambo, der am Eingange der Laube Wache hielt, eilte herbei.

„Es bleibt uns nichts weiter übrig, als unser Leben so theuer wie möglich zu verkaufen,“ sprach sein Herr zu ihm, „ohne Zweifel wird man in die Laube eindringen: mit den Waffen in der Hand wollen wir sterben.“

Kakambo aber, der ganz andre Dinge erlebt hatte, verlor den Kopf nicht. Er nahm das Jeſuitenhabit des Freiherrn, warf es Kandid über, gab ihm die viereckige Mütze des Todten und half ihm aufs Pferd. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks.

„Jetzt, Herr, im geſtreckten Galopp vorwärts! Jedermann wird Sie für einen Jeſuiten anſehen, der Befehle austheilen will, und wir werden die Grenze im Rücken haben, ehe man uns nachſetzen kann.“

So ſprechend flog er bereits blitzſchnell davon, indem er auf ſpaniſch laut rief: „Platz, Platz für den hochwürdigen Pater Oberſt!“

Sechszehntes Kapitel.

Begebniſſe der beiden Reiſenden mit zwei Mädchen, zwei Affen und den wilden Orechon's.

Kandid und ſein Diener hatten die Grenzpoſten ſchon hinter ſich, und kein Menſch im Lager wußte noch etwas von dem Tode des deutſchen Jeſuiten. Der wachſame Kakambo hatte Sorge getragen, ſeinen Schnappſack mit Brot, Chocolate, Schinken, Früchten und einigen Maßen Wein zu füllen. Sie vertieften ſich mit ihren andaluſiſchen Pferden in ein unbekanntes Land, wo ſie keinen gebahnten Weg entdeckten. Endlich breitet ſich eine ſchöne, von Bächen durchſchnittene Wieſe vor ihnen aus. Unſere beiden Wanderer laſſen ihre Gäule graſen und verſchnaufen. Kakambo fordert ſeinen Herrn auf, zuzulangen, und geht ihm mit gutem Beiſpiele voran.

„Ach,“ ſprach Kandid, „wie kannſt Du mich nöthigen, Schinken zu eſſen, da ich den Sohn des Freiherrn er-

ſchlagen habe und mich verurtheilt ſehe, die reizende Kunigunde nie in meinem Leben wieder zu erblicken? Wozu nützt es mir, meine elenden Tage noch zu verlängern, da ich ſie fern von ihr in Gewiſſensqualen und Verzweiflung hinſchleppen muß? Und was wird das Journal von Trevour[30]) dazu ſagen?"

Während er ſo ſprach, ließ er ſich's vortrefflich ſchmecken. Die Sonne ging unter, da hörten plötzlich die beiden Verirrten zu wiederholten Malen einen ſchwachen Schrei, der von Weibern herzurühren ſchien. Sie konnten nicht unterſcheiden, ob es ein Geſchrei des Schmerzes oder der Freude ſei; doch fuhren ſie mit jener Unruhe und ängſtlichen Spannung empor, die in einem unbekannten Lande auch der unbedeutendſte Umſtand einflößt. Das Geſchrei rührte von zwei ganz nackten Mädchen her, die leichten Fußes am Rande der Wieſe hinliefen, während zwei Affen ihnen folgten und ſie in die Lenden biſſen. Kandid wurde von Mitleiden bewegt. Er hatte bei den Bulgaren ſchießen lernen und hätte eine Nuß im Buſche getroffen, ohne nur die Blätter zu ſtreifen. Er nimmt ſeine doppelläufige ſpaniſche Flinte, drückt los und erlegt die beiden Affen.

„Gott ſei gelobt, mein lieber Kakambo, ich habe die beiden armen Geſchöpfe aus einer großen Gefahr erlöſt. Habe ich eine Sünde begangen, indem ich einen Großinquiſitor und einen Jeſuiten tödtete, ſo machte ich ſie jetzt wieder gut, indem ich zwei Mädchen das Leben rettete. Es ſind vielleicht zwei Damen von Stande, und dies Abenteuer kann uns große Vortheile im Lande zu Wege bringen."

Er wollte fortfahren, aber die Worte verſagten ihm, als er ſah, wie die beiden Mädchen den todten Affen zärtlich um den Hals fielen, auf deren todten Körpern in Thränen zerfloſſen und die Luft mit dem ſchmerzlichſten Geſchrei erfüllten.

„So viel Herzensgüte hätte ich nicht erwartet,“ sprach er endlich zu seinem Begleiter.

„Wahrhaftig, Herr,“ versetzte Kakambo, „Sie haben da ein schönes Meisterstück gemacht! Sie haben die Liebhaber der beiden Damen umgebracht“ [31]).

„Ihre Liebhaber! Wär' es möglich? Du hast mich zum Besten, Kakambo; das mach' einem Andern weiß!“

„Mein lieber Herr,“ erwiderte Kakambo, „Sie wundern Sich immer über Alles. Wie können Sie es nur so seltsam finden, wenn es in einem oder dem andern Lande Affen giebt, die sich der Gunst der Damen erfreuen? Es sind Viertelsmenschen, so wie ich ein Viertelsspanier bin.“

„Ach,“ nahm Kandid wieder das Wort, „ich erinnere mich wohl, vom Magister Pangloß gehört zu haben, daß vor Zeiten ähnliche Dinge vorkamen, daß solchen Mischungen die Aegipane, Faune und Satyre ihr Dasein verdankten, und daß mehrere bedeutende Männer des Alterthums dergleichen mit eigenen Augen gesehen; aber ich hielt das Alles für eitel Fabeln.“

„Sie müssen sich jetzt überzeugt haben,“ sprach Kakambo, „daß es die reine Wahrheit ist, und Sie sehen, was für Streiche Leute machen, die nicht eine gewisse Erziehung erhalten haben. Ich fürchte nur, daß diese Damen uns garstige Händel über den Hals ziehen.“

Diese ernsthaften Betrachtungen veranlaßten Kandid, die Wiese zu verlassen und tiefer ins Dickicht einzudringen. Hier speiste er mit Kakambo zu Abend, und nach herzlichen Verwünschungen des Großinquisitors von Portugal, des Statthalters von Buenos Ayres und des Freiherrn schliefen Beide auf dem Moose ein. Bei ihrem Erwachen fühlten sie, daß sie sich nicht rühren konnten. Der Grund davon war, daß während der Nacht die Landeseingebornen, die

ſogenannten Orechon's[32]), bei denen jene beiden Damen ſie angezeigt, ihnen Arme und Beine mit Stricken von Baumrinde zuſammengeknebelt hatten. Etwa funfzig Orechon's ſtanden ganz nackt, mit Pfeilen, Keulen und ſteinernen Aexten bewaffnet rings umher. Einige kochten Waſſer in einem ungeheueren Keſſel, andere hielten Bratſpieße in Bereitſchaft, und Alle ſchrien: „Ein Jeſuit! ein Jeſuit! Wir wollen uns rächen! wollen gut leben! wollen Jeſuitenfleiſch freſſen! ſuchhe! Jeſuitenfleiſch!“

„Hatt' ich es Ihnen nicht geſagt, lieber Herr,“ ſprach Kakambo, „daß die beiden Mädchen uns einen ſchlimmen Streich ſpielen würden?“

„Hilf, Himmel!“ ſchrie Kandid beim Anblick des Keſſels und der Spieße, „ſicher wird man uns kochen oder braten! Ach, was würde Magiſter Pangloß ſagen, wenn er ſähe, wie die reine Natur[33]) beſchaffen iſt! Alles iſt gut. Mag ſein! aber ich geſtehe, daß es ſehr grauſam iſt, erſt Fräulein Kunigunden zu verlieren und dann von den Orechon's an den Bratſpieß geſteckt zu werden.“

Kakambo verlor nie den Kopf.

„Verzweifeln Sie nicht,“ ermuthigte er den troſtloſen Kandid; „ich verſtehe mich einigermaßen auf das Kauderwälſch dieſer Leute; ich will mit ihnen reden.“

„Vergiß nicht,“ ſprach Kandid, „ihnen vorzuſtellen, welche abſcheuliche Unmenſchlichkeit es iſt, Menſchen in den Siedekeſſel zu ſtecken, und welche unchriſtliche Geſinnung dies beurkundet.“

„Meine Herren!“ ſprach Kakambo, „Ihr rechnet alſo darauf, heute einen Jeſuiten zu eſſen. Das iſt ſehr wohl gethan. Nichts iſt gerechter, als ſeine Feinde ſo zu behandeln. In der That lehrt uns das Naturrecht, unſern Nächſten zu tödten, und ſo macht man es auch in der gan-

zen Welt. Wenn wir von dem Rechte, ihn zu verzehren, keinen Gebrauch machen, ſo unterlaſſen wir es nur, weil es uns ſonſt nicht an gutem Eſſen fehlt. Ihr aber habt nicht dieſelben Hülfsquellen, wie wir; und ſicher thut man beſſer daran, ſeine Feinde ſelbſt zu verſpeiſen, als die Frucht ſeines Sieges den Raben und Krähen zu überlaſſen. Aber, meine Herren, Ihr werdet doch Eure Freunde nicht eſſen wollen? Ihr glaubt einen Jeſuiten an den Spieß zu ſtecken, und es iſt Euer Vertheidiger, der Feind Eurer Feinde, den Ihr braten wollt. Was mich betrifft, ſo bin ich in Eurem Lande geboren; der Herr hier iſt mein Gebieter und weit entfernt, ein Jeſuit zu ſein, hat er vielmehr eben einen Jeſuiten erſchlagen und ſich mit ſeiner Beute geſchmückt. Das iſt die Urſache Eures Mißgriffs. Um Euch zu überzeugen, daß ich Euch die Wahrheit ſage, nehmt ſeinen Rock, geht damit zum nächſten Grenzpoſten des Reichs de los Padres und erkundigt Euch, ob mein Herr nicht einen Jeſuitenofficier getödtet hat. Das iſt ſchnell gethan; Ihr könnt uns dann immer noch eſſen, wenn Ihr findet, daß ich Euch was vorgelogen habe. Hab' ich Euch aber die Wahrheit geſagt, ſo kennt Ihr die Grundſätze des öffentlichen Rechts, die Sitten und die Geſetze zu gut, um uns nicht Gnade angedeihen zu laſſen."

Die Orechon's fanden dieſe Rede äußerſt vernünftig. Sie ſandten zwei angeſehene Männer aus ihrer Mitte ab, um ſich von der Wahrheit der Sache zu vergewiſſern. Die beiden Abgeordneten entledigten ſich als verſtändige Leute ihres Auftrags und kamen bald mit guten Nachrichten wieder. Die Orechon's banden hierauf ihre beiden Gefangenen los, erwieſen ihnen alle mögliche Höflichkeit, boten ihnen Mädchen an, gaben ihnen Erfriſchungen und geleiteten ſie bis an die Grenzen ihres Gebiets, wobei ſie luſtig ſchrien: „Er iſt kein Jeſuit! er iſt kein Jeſuit!"

Kandid wurde nicht müde, sich über die Ursache seiner Befreiung zu verwundern. „Welch ein Volk!“ sprach er, „welche Menschen! welche Sitten! Hätt' ich nicht das Glück gehabt, Fräulein Kunigundens Bruder durch und durch zu bohren, so wär' ich ohne Gnade gefressen. Bei alledem ist aber doch die reine Natur nicht so übel, da diese Leute, statt mich zu fressen, mir tausenderlei Liebes und Gutes erwiesen, sobald sie ihrer Sache gewiß waren, daß ich kein Jesuit sei.“

Siebenzehntes Kapitel.

Ankunft Kandid's und seines Dieners im Lande Eldorado und was sie dort sahen.

Als sie die Grenzen des Landes der Orechon's erreicht hatten, sprach Kakambo zu Kandid: „Sie sehen, daß diese Hemisphäre nicht mehr taugt, als die andere. Folgen Sie meinem Rath und lassen Sie uns auf dem kürzesten Wege nach Europa zurückkehren.“

„Wie sollen wir dahin kommen?“ sprach Kandid, „und wohin sollen wir uns wenden? In meinem Lande wird Alles von den Bulgaren und den Avaren erwürgt; kehre ich nach Portugal zurück, so werd' ich verbrannt, und bleiben wir hier, so laufen wir alle Augenblicke Gefahr, an den Bratspieß gesteckt zu werden. Wie kann man sich aber entschließen, den Welttheil zu verlassen, wo Fräulein Kunigunde weilt?“

„Wir wollen uns nach Cayenne wenden,“ sprach Kakambo, „wir finden dort Franzosen, denen man ja in allen Welttheilen begegnet. Sie können uns weiter helfen, und vielleicht wird der liebe Gott sich unserer erbarmen.“

Es war aber nicht so leicht, nach Cayenne zu kommen. Sie wußten wohl ungefähr, nach welcher Seite sie sich wenden mußten; allein überall legten Gebirge, Flüsse, Abgründe, Räuber und Wilde ihnen furchtbare Hindernisse in den Weg. Ihre Pferde starben vor Ermattung; ihr Mundvorrath war aufgezehrt; einen ganzen Monat lebten sie von wilden Früchten und befanden sich endlich an dem, mit Kokosnußbäumen, die ihr Leben und ihre Hoffnungen hinhielten, bewachsenen Ufer eines kleinen Flusses.

Kakambo, der immer mit so guten Rathschlägen, wie die Alte, bei der Hand war, sprach zu Kandid: „Wir können nicht weiter; wir sind weit genug gegangen; ich bemerke ein leeres Kanot am Ufer; wir wollen es mit Kokosnüssen füllen, uns in diese kleine Barke werfen und uns dem Strom überlassen. Ein Fluß führt immer an bewohnte Oerter. Wenn auch gerade nichts Erfreuliches unserer harrt, so werden wir doch auf etwas Neues stoßen."

„Wohlan!" sprach Kandid, „wir wollen uns der Vorsehung empfehlen."

So schifften sie einige Stunden weit fort, zwischen Ufern, die bald blühend, bald dürr, bald flach, bald steil sich ihren Blicken darstellten. Der Fluß wurde immer breiter, bis er sich zuletzt unter einem Gewölbe fürchterlicher, himmelanstrebender Felsen verlor. Die Wanderer hatten die Verwegenheit, sich auch unter diesem Gewölbe der Strömung zu überlassen. Der hier in engem Raum eingezwängte Fluß trug sie mit reißender Schnelligkeit und furchtbarem Geräusch fort. Nach vierundzwanzig Stunden sahen sie das Tageslicht wieder, aber ihr Kanot zerschmetterte an den Klippen. Eine ganze Stunde weit mußten sie sich mühselig von Fels zu Felsen schleppen. Endlich eröffnete sich vor ihren Augen ein unermeßlicher, von unübersteiglichen Bergen begrenzter

Horizont. Das Land war sowohl für das Vergnügen, als fürs Bedürfniß angebaut. Ueberall war das Nützliche mit dem Angenehmen vereint. Die Heerstraße bedeckten oder zierten vielmehr Wagen von herrlichem Bau und glänzendem Stoff, worin Männer und Weiber von vollendeter Schönheit saßen. Gezogen wurden sie von großen rothen Lama's, die an reißender Schnelligkeit die schönsten Rosse von Andalusien, Tetuan und Mekines übertrafen.

„Nun," sprach Kandid, „das ist denn doch ein Land, noch schöner, als Westfalen."

Bei dem ersten Dorfe, das sie erreichten, stieg er mit Kakambo ans Land. Einige mit Lumpen von Goldbrokat bedeckte Dorfkinder spielten am Eingange des Orts Abschlagen. Unsere beiden Leute aus der andern Welt machten sich das Vergnügen, ihnen zuzusehen. Ihre Wurfsteine waren ziemlich breite, rundliche Stücke von gelber, rother und grüner Farbe und von eigenthümlichem Glanz. Die Wanderer nahmen einige davon auf, und siehe da, es war Gold, es waren Smaragden und Rubinen, deren geringster den kostbarsten Zierrath am Throne des großen Mogul würde abgegeben haben.

„Ohne Zweifel," sprach Kakambo, „sind das die Söhne des Königs dieses Landes, die da Abschlagen spielen."

In diesem Augenblick erschien der Dorfschulmeister, um die Kinder wieder in die Schule zu treiben.

„Aha!" sprach Kandid, „das wird der Hofmeister der königlichen Familie sein."

Die kleinen Betteljungen machten sogleich ihrer Ergötzlichkeit ein Ende und ließen ihre Wurfsteine, nebst Allem, was sie sonst bei ihrem Spiel gebraucht hatten, auf der Erde liegen. Kandid hob sie auf, lief dem vermeinten Hofmeister nach und präsentirte sie ihm mit demüthiger Geberde,

wobei er ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß Ihre Königlichen Hoheiten Dero Gold und Edelsteine vergessen hätten. Der Schulmeister warf sie lächelnd zur Erde, betrachtete Kandid einen Augenblick mit großer Verwunderung vom Kopf bis zu den Füßen und ging dann seines Wegs.

Die Reisenden ermangelten nicht, das Gold, die Rubinen und die Smaragden zu sich zu nehmen.

„Wo sind wir?“ rief Kandid; „die Kinder des Königs müssen hier zu Lande gut erzogen werden, da man sie Gold und Edelsteine verachten lehrt.“

Kakambo war diesmal nicht minder verwundert. Sie näherten sich endlich dem ersten Hause des Dorfs. Es glich in seiner Bauart einem europäischen Palaste. Eine Menge Leute drängten sich an der Thür und noch mehr im Hause selbst. Eine liebliche Musik erschallte und ein köstlicher Geruch duftete aus der Küche. Kakambo näherte sich der Thür und hörte, daß man peruanisch sprach. Das war seine Muttersprache; denn Jedermann weiß, daß er in einem Dorfe in Tukuman, wo man nur diese Sprache redete, geboren war.

„Ich werde Ihnen als Dolmetscher dienen,“ sprach er zu Kandid; „lassen Sie uns hineingehen; hier ist ein Wirthshaus.“

Sogleich ersuchten zwei Aufwärter und zwei Mädchen aus dem Gasthofe, die in Goldstoff gekleidet und deren Haare mit Bändern aufgeknüpft waren, die Beiden, an der Wirthstafel Platz zu nehmen. Man trug vier Suppenschalen, deren jede mit zwei Papageien angerichtet war, ferner einen gesottenen Kondor, der zweihundert Pfund wog, zwei gebratene Affen von vortrefflichem Geschmack, dreihundert Kolibri's in einer Schüssel, sechshundert Fliegenvögel in einer andern, so wie endlich verschiedene auserlesene

Ragouts und köstliches Pastetenwerk auf. — Alles in Schüsseln von einer Art Bergkrystall. Die Aufwärter und Aufwärterinnen bedienten zugleich die Gäste mit verschiedenen aus Zuckerrohr bereiteten gebrannten Wassern.

Die meisten Gäste waren Kaufleute und Kärrner, die sich aber sämmtlich durch die größte Höflichkeit auszeichneten. Mit der rücksichtsvollsten Bescheidenheit richteten sie einige Fragen an Kakambo und beantworteten die seinen auf befriedigende Weise.

Als das Mahl beendet war, glaubten Kandid und Kakambo ihre Zeche reichlich zu bezahlen, indem sie zwei von den vorhin eingesteckten Goldstücken auf die Wirthstafel warfen. Der Wirth und die Wirthin brachen in ein Gelächter aus, daß sie sich die Seiten halten mußten. Endlich schöpften sie wieder Athem.

„Liebe Herren," sprach der Wirth, „wir sehen wohl, daß Ihr Fremde seid, und wir sind an deren Anblick nicht gewöhnt. Verzeiht uns, daß wir das Lachen nicht lassen konnten, da Ihr uns als Bezahlung die Steine von unserer Heerstraße anbotet. Ihr habt ohne Zweifel keine Landesmünze, aber das ist auch gar nicht nöthig, um hier zu speisen. Sämmtliche zur Erleichterung des Verkehrs angelegte Wirthshäuser werden auf Staatskosten unterhalten. Ihr seid hier schlecht bewirthet, denn unser Dorf ist arm und unbedeutend; an allen andern Orten aber wird man Euch empfangen, wie Ihr es verdient."

Kakambo verdolmetschte seinem Herrn jedes Wort des Wirths, und Kandid hörte die Rede mit eben dem an Betäubung grenzenden Erstaunen an, womit sein Freund Kakambo sie ihm wiederholte.

„Welch ein Land," sprachen sie unter einander, „wovon man in der ganzen übrigen Welt nichts weiß, und wo die

ganze Natur ſich von der unſern ſo himmelweit unterſcheidet! — Es iſt vermuthlich das Land," ſetzte Kandid hinzu, „wo Alles gut iſt; denn nothwendig muß es doch ein ſolches geben; und was auch Magiſter Pangloß ſagen mag, ſo merkt' ich doch oft genug, daß in Weſtfalen Alles ſchlecht ging.

Achtzehntes Kapitel.

Was ſie ferner im Lande Eldorado ſahen.

Kakambo gab ſeinem Wirthe ſeine volle Neugier zu erkennen; der aber ſprach: „Ich bin nur ein unwiſſender Mann und befinde mich wohl dabei; allein wir haben hier einen alten Herrn, der ſich vom Hofe zurückgezogen hat und der für den beſtunterrichteten und zugleich für den mittheilſamſten Mann im ganzen Reiche gilt."

Sogleich führte er Kakambo zu dieſem Greiſe. Kandid ſpielte hier nur die zweite Rolle und begleitete ſeinen Diener. Sie traten in ein ſehr einfaches Haus, denn die Thür war nur von Silber und das Täfelwerk in den Zimmern nur von Gold, dabei aber von ſo geſchmackvoller Arbeit, daß auch das reichſte Getäfel es nicht verdunkelt hätte. Die Wände des Vorzimmers waren zwar nur mit Rubinen und Smaragden bekleidet, aber Alles war ſo trefflich geordnet und eingerichtet, daß man darüber die faſt übertriebene Einfachheit des Stoffs völlig vergaß.

Der alte Herr empfing die beiden Fremden auf einem mit Kolibrifedern gepolſterten Sopha und ließ ihnen Liqueure in diamantnen Gefäßen vorſetzen. Hierauf befriedigte er ihre Neugier folgendermaßen:

„Ich bin 172 Jahre alt und erfuhr von meinem ſeligen

Vater, der Stallmeister des Königs war, die merkwürdigen Revolutionen Peru's, wovon er Augenzeuge gewesen. Das Reich, worin wir uns befinden, ist der Stammsitz der Inka's, die es höchst unkluger Weise verließen, um einen Theil der Welt zu unterjochen, und die zuletzt von den Spaniern vernichtet wurden.

„Die Fürsten von ihrer Familie, die in ihrem Geburtslande blieben, waren weiser. Sie befahlen im Einverständniß mit dem ganzen Volke, daß kein Eingeborner jemals unser kleines Reich verlassen sollte, und diesem Gesetze verdanken wir die Fortdauer unserer Unschuld und unserer Glückseligkeit. Den Spaniern war eine dunkle Kunde von unserm Lande zu Ohren gekommen; sie nannten es El Dorado; ja ein Engländer, der Ritter Raleigh, kam sogar vor etwa hundert Jahren ziemlich in unsere Nähe [34]). Allein in den uns umgebenden unübersteiglichen Felsen und Abgründen fanden wir bis jetzt einen sichern Schutz gegen die Raubgier der europäischen Nationen, die mit unbegreiflicher Wuth auf die Kieselsteine und den Koth unseres Landes versessen sind, und die uns, um zum Besitz desselben zu gelangen, bis auf den letzten Mann niedermachen würden."

Die Unterredung dauerte lange. Sie drehte sich um Regierungsform, Sitten, Weiber, öffentliche Schauspiele und Künste. Endlich ließ Kandid, dessen Steckenpferd noch immer die Metaphysik war, durch Kakambo den Alten fragen, ob es in dem Lande eine Religion gebe.

Der Greis erröthete. „Wie!" sprach er, „könnt Ihr daran zweifeln? Haltet Ihr uns für Undankbare?"

Kakambo fragte hierauf bescheiden, zu welcher Religion man sich in Eldorado bekenne.

Der Alte erröthete abermals. „Kann es denn zwei Religionen geben?" sprach er; „wir bekennen uns, denk'

ich, zu der Religion der ganzen Welt; wir beten Gott von Abend bis zum Morgen an."

„Betet Ihr nur einen Gott an?" fragte Kakambo, dessen Amt es war, Kandid's Zweifel zu verdolmetschen.

„Offenbar," sprach der Greis, „kann es weder zwei, noch drei, noch vier Götter geben. Ich gestehe, daß Ihr Leute aus der andern Welt mitunter sehr seltsame Fragen thut."

Kandid wurde nicht müde, den guten Alten ausfragen zu lassen. Er wollte wissen, wie man in Eldorado zu Gott bete.

„Wir beten gar nicht, wenn das bitten heißt," erwiderte der gute, ehrwürdige Weise; „Gott gab uns Alles, was wir bedürfen. Wir danken ihm nur ohne Unterlaß."

Kandid war neugierig, eldorado'sche Priester zu sehen, und ließ fragen, wo sie wären. Der gute Alte lächelte.

„Meine Freunde," sprach er, „wir Alle sind Priester. Der König und alle Hausväter singen jeden Morgen feierliche Dankgesänge, und fünf oder sechstausend Musiker begleiten sie."

„Wie! Ihr habt keine Mönche, welche dociren, disputiren, regieren, Ränke schmieden und die Leute, die nicht ihrer Meinung sind, verbrennen lassen?"

„Da müßten wir wahnsinnig sein," sprach der Greis; „wir sind hier Alle derselben Meinung und verstehen nicht, was Ihr mit Euren Mönchen sagen wollt."

Kandid hörte dies Alles mit offenem Munde an und sprach bei sich selbst: „Hier geht es doch ganz anders zu, als in Westfalen und in dem Schlosse des Freiherrn. Hätte unser Freund Pangloß Eldorado gesehen, so würde er nicht länger behauptet haben, etwas Besseres, als das Schloß Thundertentronckh gebe es auf Erden nicht. Man muß reisen; das ist ausgemacht."

Nach dieſer langen Unterhaltung ließ der gute Alte eine Kutſche mit ſechs Lama's beſpannen und gab den beiden Reiſenden zwölf ſeiner Diener mit, um ſie nach Hofe zu geleiten.

„Entſchuldigt mich," ſprach er, „wenn mein Alter mich der Ehre beraubt, Euch zu begleiten. Der König wird Euch ſo aufnehmen, daß Ihr mit ſeinem Empfange nicht unzufrieden ſein werdet, und gewiß habt Ihr Nachſicht mit den Gebräuchen des Landes, wenn einer oder der andere Euch mißfallen ſollte."

Kandid und Kakambo ſtiegen in die Kutſche, die ſechs Lama's flogen davon, und in weniger als vier Stunden hielten ſie vor dem Palaſt des Königs am äußerſten Ende der Hauptſtadt. Das Portal deſſelben war 200 Fuß hoch und 100 Fuß breit; für den Stoff, woraus es beſtand, haben wir in unſerer Sprache keine Benennung. Man kann daraus abnehmen, wie unendlich weit er den Sand und die Kieſel, die wir Gold und Edelſteine nennen, an Werth übertraf.

Zwanzig ſchöne Mädchen von der Leibwache [35]) nahmen Kandid und Kakambo, als ſie aus der Kutſche ſtiegen, in Empfang, führten ſie ins Bad und bekleideten ſie ſodann mit Gewändern, deren Stoff ein Gewebe von Kolibridaunen war. Die hohen Kron-Beamten und Beamtinnen [35]) führten ſie hierauf nach dem gewöhnlichen Herkommen durch zwei Reihen von je tauſend Muſikern ins Zimmer Sr. Majeſtät. Als ſie ſich dem Thronſaale näherten, fragte Kakambo einen Großbeamten, auf welche Weiſe man Se. Majeſtät zu begrüßen habe, ob man ſich auf die Kniee oder der Länge nach auf den Bauch zu Boden werfe, ob man die Hände auf den Kopf oder auf den Hintern lege, ob man den Staub des Saales lecke, kurz, welche Ceremonie damit vorgeſchrieben ſei.

„Es ist Sitte," sprach der Großbeamte, „den König zu umarmen und auf beide Wangen zu küssen."

Kandid und Kakambo fielen demnach Sr. Majestät um den Hals, der sie mit aller denkbaren Anmuth empfing und höflich zum Abendessen einlud.

Mittlerweile zeigte man ihnen die Stadt, die bis an die Wolken ragenden öffentlichen Gebäude, die mit tausend Säulen prangenden Märkte, die verschiedenen Springbrunnen, theils von reinem Quellwasser, theils von Rosenwasser, theils von Zuckerrohrextract, die beständig auf den großen Plätzen sprudelten, das Pflaster der letztern endlich, welches aus einer Art von Edelsteinen bestand, die einen Geruch ähnlich dem der Gewürznelken und des Zimmts verbreiteten. Kandid wünschte den Obergerichtshof, das Parlament zu sehen. Man sagte ihm, dergleichen gebe es nicht, und Processe seien völlig unbekannt. Er erkundigte sich, ob keine Gefängnisse da wären, und es wurde verneint. Was ihn noch mehr überraschte und ihm die meiste Freude machte, war der Palast der Wissenschaften, worin er eine, zweitausend Schritt lange Galerie sah, die ganz mit physikalischen Instrumenten angefüllt war.

Nachdem sie im Verlauf des ganzen Nachmittags ungefähr den tausendsten Theil der Stadt sich flüchtig besehen hatten, führte man sie wieder zum König. Kandid setzte sich mit Sr. Majestät, seinem Diener Kakambo und einigen Damen zu Tische. Niemand führte jemals bessere Tafel oder entfaltete während derselben eine reichere Fülle von Geist und Witz, als Se. Majestät. Kakambo erklärte seinem Herrn die geistreichen Einfälle des Königs, und selbst in der Uebersetzung blieben sie immer noch geistreich. Von Allem, was Kandid in Erstaunen setzte, war dies nicht das Geringste.

Einen Monat verweilten sie in diesem gastfreundlichen Lande. Doch dachte Kandid unaufhörlich an die Abreise.

„Noch einmal, Freund," sprach er zu Kakambo, „das Schloß, wo ich geboren wurde, wiegt freilich das Land, wo wir jetzt sind, nicht auf; aber, Alles erwogen, ist doch Fräulein Kunigunde nicht hier, und Du hast auch ohne Zweifel in Europa irgendwo ein Liebchen. Bleiben wir hier, so gelten wir hier nicht mehr, wie die Andern; kehren wir dagegen in unsere Welt zurück und bringen nur zwölf mit eldorado'schen Kieseln beladene Lama's mit, so werden wir reicher sein, als alle Könige zusammengenommen. Wir brauchen uns dann vor keinen Inquisitoren mehr zu fürchten und können Fräulein Kunigundens leicht wieder habhaft werden."

Diese Rede gefiel Kakambo wohl. Man liebt so sehr die Veränderung, mag sich so gern bei den Seinigen geltend machen und mit dem, was man auf seinen Reisen gesehen, groß thun, daß die beiden Glücklichen beschlossen, es nicht mehr zu sein, und sich von Sr. Majestät verabschieden zu dürfen baten.

„Ihr begeht eine Thorheit," sprach der König. „Ich weiß wohl, daß mein Land wenig zu bedeuten hat; aber wenn man sich irgendwo nur erträglich befindet, so sollte man da bleiben. Ich habe natürlich kein Recht, die Fremden zurückzuhalten; das wäre eine Tyrannei, die weder in unsern Sitten noch in unsern Gesetzen liegt. Alle Menschen sind frei. Reist, wann Ihr wollt; allein unser Land zu verlassen, hat seine großen Schwierigkeiten. Unmöglich könnt Ihr den reißenden Strom wieder hinaufschwimmen, auf dem Ihr wie durch ein Wunder angekommen seid und der unter den Felsgewölben dahinfließt. Die Berge, die mein ganzes Reich einschließen, sind 10,000 Fuß hoch und

ſteil, wie die Mauern. Jeder nimmt in der Breite einen Raum von mehr als zehn Stunden ein, und nur über Abgründe kann man auf der andern Seite hinunterſteigen. Da Ihr indeſſen durchaus darauf beſteht, abzureiſen, will ich den Oberaufſehern des Maſchinenweſens befehlen, eine Maſchine anfertigen zu laſſen, die Euch bequem hinüber heben könne. Wenn man Euch auf der andern Seite der Berge wird abgeſetzt haben, kann Niemand Euch weiter begleiten; denn meine Unterthanen haben ein Gelübde gethan, nie ihren Bereich zu überſchreiten, und ſie ſind zu klug, um dieſen Eid zu brechen. Verlangt übrigens von mir, was Euer Herz begehrt.“

„Wir erſuchen Ew. Majeſtät,“ ſprach Kakambo, „nur um einige Lama's, die wir mit Lebensmitteln, ſo wie mit Kieſeln und dem Kothe des Landes zu beladen bitten.“

Der König lachte. „Ich begreife nicht,“ ſprach er, „welchen Geſchmack Ihr Leute aus Europa an unſerm gelben Kothe findet. Nehmt indeſſen davon mit, ſoviel Ihr wollt, und mög' es Euch wohl bekommen!“

Auf der Stelle ertheilte er ſeinen Mechanikern Befehl, eine Maſchine zu verfertigen, um die beiden außerordentlichen Menſchen aus dem Lande zu winden. Dreitauſend tüchtige Phyſiker arbeiteten daran; nach vierzehn Tagen war ſie fertig und koſtete nur zwanzig Millionen Pfund Sterling Landesmünze. Man ſetzte Kandid und Kakambo auf die Maſchine und außer ihnen zwei geſattelte und gezäumte große rothe Lama's, um ihnen als Reitpferde zu dienen, ſobald ſie die Berge hinter ſich hätten; ferner zwanzig Saumlama's, die mit Lebensmitteln beladen waren, dreißig, welche Geſchenke, beſtehend in den ſeltenſten und merkwürdigſten Gegenſtänden des Landes, trugen, und funfzig endlich mit

Gold, Edelsteinen und Diamanten. Der König umarmte die beiden Vagabunden zärtlich.

Ihre Abreise und die sinnreiche Art, wie sie und ihre Lama's über die Berge gehißt wurden, gewährte ein anziehendes Schauspiel. Die Physiker nahmen von ihnen Abschied, sobald sie in Sicherheit waren, und Kandid hatte jetzt keinen andern Wunsch und keinen andern Zweck mehr, als Fräulein Kunigunden seine Lama's zu Füßen zu legen.

„Wir haben genug," sprach er, „um den Statthalter von Buenos Ayres zu bezahlen, wenn es überhaupt für Kunigunden einen Preis geben kann. Wir wollen jetzt machen, daß wir nach Cayenne kommen, uns dort einschiffen, und dann werden wir ja sehen, welches Königreich zum Verkauf steht.

Neunzehntes Kapitel.

Was ihnen in Surinam widerfuhr und wie Kandid mit Martin bekannt wurde.

Die erste Tagereise unserer beiden Wanderer war ganz angenehm. Ihren Muth befeuerte der Gedanke, daß sie sich im Besitz von größern Schätzen befanden, als Asien, Europa und Afrika zusammen aufbringen könnten. Kandid schrieb in seinem Entzücken Kunigundens Namen in die Bäume. Am zweiten Tage blieben zwei ihrer Lama's im Morasse stecken und gingen sammt ihrer Ladung unter; zwei andere starben einige Tage später vor Ermattung; sieben oder acht kamen demnächst vor Hunger in einer Wüste um; andere stürzten nach einigen Tagen in Abgründe. Endlich, nachdem sie etwa hundert Tage gereist waren, blieben ihnen nur noch zwei Lama's.

„Du ſiehſt, mein Freund,“ ſprach Kandid zu Kakambo, „wie vergänglich die Schätze dieſer Welt ſind. Nichts iſt dauernd, als die Tugend, und das Glück, Fräulein Kunigunde wiederzuſehen.“

„Ich geſtehe es,“ ſprach Kakambo, „doch bleiben uns noch zwei Lama's mit mehr Schätzen, als der König von Spanien je beſitzen wird, und in der Ferne ſehe ich eine Stadt, die ich nur für Surinam, eine Kolonie der Holländer, halten kann. Wir ſtehen am Ende unſerer Mühſeligkeiten und auf der Schwelle unſeres Glücks.“

Indem ſie ſich der Stadt näherten, trafen ſie auf einen Neger, der auf den Boden hingeſtreckt lag und nur noch die Hälfte ſeiner Kleidung, eines blauleinenen Schurzes, hatte. Dem armen Manne fehlte das linke Bein und die rechte Hand.

„Ei, barmherziger Gott! Freund,“ redete Kandid ihn in holländiſcher Sprache an, „was machſt Du da in einem ſo ſchauderhaften Zuſtande?“

„Ich warte auf meinen Herrn, den großen Kaufmann Mynheer van der Dendur,“ antwortete der Neger.

„Und hat Mynheer van der Dendur Dich ſo behandelt?“ fragte Kandid weiter.

„Ja, Herr,“ ſprach der Neger, „das iſt ſo gebräuchlich. Man giebt uns zur Bekleidung zweimal im Jahre einen leinenen Schurz. Wenn wir in den Zuckerſiedereien arbeiten, und das Mühlrad faßt unſern Finger, ſo haut man uns den Arm ab. Wenn wir entlaufen wollen, ſo haut man uns ein Bein ab. Ich habe mich in beiden Fällen befunden. Um dieſen Preis eßt Ihr den Zucker in Europa [36]). Und doch ſagte mir meine Mutter, als ſie mich an der Küſte von Guinea um zehn patagoniſche Thaler verkaufte: „Liebes Kind, ſegne unſere Fetiſche, bete ſie jederzeit an, ſie wer-

den Dich glücklich machen. Du haſt jetzt die Ehre, unſern gnädigen Herren, den Weißen, zu gehören, und machſt dadurch das Glück Deines Vaters und Deiner Mutter.“ Ach! ich weiß nicht, ob ich ihr Glück gemacht habe, aber ſoviel iſt gewiß, daß ſie nicht das meine machten. Die Hunde, Affen und Papageien ſind nicht den tauſendſten Theil ſo ſchlecht daran, wie ich. Die holländiſchen Fetiſche, die mich bekehrten, ſagen alle Sonntage, daß wir Alle, Weiße und Schwarze, Kinder Adam's ſind. Ich verſtehe mich nicht auf Geſchlechtsregiſter, aber wenn dieſe Prediger die Wahrheit ſagen, ſind wir ſammt und ſonders Geſchwiſterkinder. Nun werdet Ihr mir aber zugeben, daß man ſeine Verwandten nicht ſchrecklicher behandeln kann.“

„O Pangloß!“ rief Kandid, „von ſolcher Abſcheulichkeit hatteſt Du keine Ahnung! Es iſt genug; ich muß endlich Deinem Optimismus entſagen.“

„Was iſt das, Optimismus?“ fragte Kakambo.

„Ach,“ ſprach er, „es iſt die Raſerei, zu behaupten, daß Alles gut iſt, wenn es einem ſo ſchlecht als möglich geht.“

Und er vergoß Thränen beim Anblick ſeines Negers, und weinend betrat er die Straßen von Surinam.

Das Erſte, wonach ſie ſich erkundigten, war, ob kein Schiff im Hafen liege, welches man nach Buenos Ayres ſenden könne. Der Mann, an den ſie ſich wandten, war eben ein ſpaniſcher Schiffspatron, der ſich erbot, einen billigen Handel mit ihnen zu ſchließen. Es wurde eine Zuſammenkunft in einem Wirthshauſe verabredet. Kandid und Kakambo erwarteten ihn dort mit ihren beiden Lama's.

Kandid, dem das Herz immer auf der Zunge ſaß, erzählte dem Spanier alle ſeine Abenteuer und machte auch kein Hehl aus ſeinem Vorſatz, Fräulein Kunigunde zu entführen.

„Da werd' ich mich wohl hüten, Euch nach Buenos Ayres zu bringen," sprach der Patron; „die schöne Kunigunde ist die erste Geliebte Sr. Excellenz."

Das war ein Donnerschlag für Kandid. Er weinte lange; endlich nahm er Kakambo bei Seite.

„Höre, lieber Freund," sprach er, „was Du thun sollst. Wir haben Jeder für fünf bis sechs Millionen Diamanten in der Tasche. Du bist gewandter, als ich. Geh Du hin und hole Fräulein Kunigunde von Buenos Ayres. Wenn der Statthalter Schwierigkeiten macht, gieb ihm eine Million, und wenn er auch dann noch nicht daran will, zwei Millionen. Du hast keinen Großinquisitor getödtet; in Dich wird man kein Mißtrauen setzen. Ich will derweil ein anderes Schiff miethen und Dich in Venedig erwarten. Das ist ein freies Land[37]), und man braucht sich dort weder vor Bulgaren, noch vor Avaren, weder vor Inquisitoren, noch Juden zu fürchten."

Kakambo billigte diesen weisen Entschluß. Er war zwar in Verzweiflung, sich von einem so guten Herrn, der sein vertrauter Freund geworden war, trennen zu sollen; allein das Vergnügen, ihm nützlich zu sein, überwog doch den Schmerz, ihn zu verlassen. Sie umarmten sich unter Thränen; Kandid empfahl ihm dringend, die gute Alte nicht zu vergessen. Kakambo ging noch denselben Tag unter Segel. Es war doch ein kreuzbraver Mensch, dieser Kakambo.

Kandid blieb noch eine Zeitlang in Surinam und wartete auf einen andern Schiffspatron, um ihn und die beiden ihm noch übrig gebliebenen Lama's nach Italien zu bringen. Er nahm mehrere Bedienten an und versah sich mit Allem, dessen er zu einer so weiten Reise bedurfte. Endlich meldete sich Mynheer van der Dendur, der Besitzer eines großen Schiffes.

„Wieviel verlangen Sie dafür," fragte er diesen, „wenn Sie mich, meine Leute, mein Gepäck und diese beiden Lama's auf dem kürzesten Wege nach Venedig bringen?"

Der Patron forderte zehntausend Piaster. Kandid schlug auf der Stelle ein.

„Hoho!" sprach der kluge van der Dendur bei sich selbst, „der Fremde giebt zehntausend Piaster, ohne sich nur zu besinnen; der muß ja entsetzlich reich sein!"

Und gleich ging er wieder hin und bedeutete Kandid, daß er die Reise nicht unter zwanzigtausend Piaster machen könne.

„Schon gut, ich will sie Ihnen geben," sprach Kandid.

„Ei der Tausend!" denkt der Kaufmann, „dieser Mensch verzieht bei zwanzigtausend Piastern so wenig das Gesicht, wie bei zehn."

Und er kam noch einmal zurück und erklärte, unter dreißigtausend Piaster sei es ihm nicht möglich, die verlangte Fahrt nach Venedig zu machen.

„So sollen Sie denn dreißigtausend haben," antwortete Kandid.

„Hoho!" denkt jetzt der holländische Kaufmann, „dreißigtausend Piaster sind dem Menschen Pommade! Ganz bestimmt tragen die beiden Hämmel unermeßliche Schätze. Wir wollen's jetzt gut sein lassen; wollen erst die dreißigtausend Piaster einsacken und dann werden wir ja sehen!"

Kandid verkaufte zwei kleine Diamanten, deren kleinster mehr werth war, als die ganze Forderung des Schiffpatrons betrug. Er bezahlte diesen im Voraus. Die beiden Lama's wurden vorläufig eingeschifft. Kandid folgte in einem kleinen Fahrzeuge, um das Schiff auf der Rhede zu besteigen. Da nimmt der Patron den rechten Zeitpunkt wahr, spannt alle Segel auf, lichtet die Anker, der Wind begün-

stigt ihn, und bald hat der bestürzt und verblüfft ihm nachblickende Kandid ihn aus den Augen verloren.

„Ach!“ rief er, „das ist ein Streich, würdig der alten Welt!“

In tiefen Schmerz versenkt, kehrt er ans Ufer zurück; hatte er doch verloren, was zwanzig Monarchen hätte beglücken können.

Er begab sich zu einem holländischen Richter und klopfte in seiner Aufregung heftig an die Thür. Er trat ein, trug sein Abenteuer vor und sprach dabei etwas lauter, als gerade nöthig war. Der Richter dictirte ihm darauf vor Allem eine Buße von zehntausend Piastern. Sodann hörte er ihn geduldig an, versprach ihm, die Sache zu untersuchen, sobald der Kaufmann wieder da sein werde, und ließ sich dafür anderweitige zehntausend Piaster Gerichtskosten bezahlen.

Dies Verfahren setzte Kandid vollends in Verzweiflung. Er hatte zwar tausendmal härtere Leiden erduldet, allein die Kaltblütigkeit des Richters und des Schiffpatrons, der ihn bestohlen hatte, entzündete seine Galle und versenkte ihn in schwarze Melancholie. Die Bosheit der Menschen stellte sich seinem Geiste in ihrer ganzen Häßlichkeit dar; er nährte sich nur mit traurigen Vorstellungen.

Endlich miethete er, da er keine mit Diamanten beladene Lama's mehr einzuschiffen hatte, auf einem französischen Fahrzeuge, das gerade im Begriff stand, nach Bordeaux abzusegeln, eine Kajüte zu billigem Preise und ließ in der Stadt bekannt machen, daß er für einen honetten Mann, der die Reise mit ihm machen wolle, Kost und Ueberfahrt bezahlen und ihm überdies zweitausend Piaster geben wolle, vorausbedungen, daß derselbe der unglücklichste und seiner Lage überdrüssigste Mensch in der ganzen Provinz sei.

Es meldete ſich eine ſolche Menge von Bewerbern, daß eine Flotte ſie nicht hätte faſſen können. Kandid traf unter den Leuten, deren Unglück am augenfälligſten war, eine Auswahl von etwa zwanzig Perſonen, die ihm die umgänglichſten zu ſein ſchienen und die ſämmtlich den Vorzug zu verdienen behaupteten. Er verſammelte ſie in ſeinem Wirthshauſe und behielt ſie zum Abendeſſen, unter der Bedingung, daß Jeder ſich eidlich verpflichtete, treu ſeine Geſchichte zu erzählen, wobei er verſprach, denjenigen auszuwählen, der ihm als der Unglücklichſte und deſſen Unzufriedenheit mit ſeiner Lage ihm als die beſt begründete erſcheinen werde. Die Uebrigen wollte er durch ein freiwilliges Geſchenk entſchädigen.

Die Sitzung dauerte bis vier Uhr Morgens. Bei der Anhörung der Abenteuer dieſer Leute erinnerte Kandid ſich lebhaft der Worte der Alten auf dem Wege nach Buenos Ayres, und ihrer Wette, daß ſich Niemand auf dem Schiffe befände, der nicht die bitterſten Leiden erlebt habe. Bei jeder Begebenheit, die man ihm erzählte, dachte er zugleich an Pangloß.

„Der Pangloß," ſprach er, „würde doch ſehr in Verlegenheit gerathen, ſein Syſtem hier durchzuführen. Ich möchte wohl, daß er da wäre. Gewiß, wenn Alles gut geht, ſo iſt das nur von Eldorado zu verſtehen und nicht von der übrigen Welt."

Endlich entſchied er ſich zu Gunſten eines armen Gelehrten, der zehn Jahre lang für die Buchhändler in Amſterdam gearbeitet hatte. Er war der Anſicht, daß man unmöglich irgend eines Gewerbes in der Welt überdrüſſiger ſein könne[38]).

Dieſer Gelehrte, der überdies ein recht guter Menſch war, hatte eine Frau gehabt, die ihn beſtohlen, einen

Sohn, der ihn geſchlagen, und eine Tochter, die ihn verlaſſen hatte, indem ſie ſich von einem Portugieſen entführen ließ. Er war jetzt gerade eines kleinen Amtes, wovon er kümmerlich lebte, entſetzt worden, und die Prediger in Surinam verfolgten ihn, weil ſie ihn für einen Socinianer[39]) hielten. Freilich waren die Uebrigen wenigſtens eben ſo unglücklich, wie er; allein Kandid hoffte, der Gelehrte werde ihm unterwegs am beſten die Zeit vertreiben. Alle ſeine Nebenbuhler beſchuldigten Kandid der größten Ungerechtigkeit, doch er ſtellte ſie zufrieden, indem er jedem hundert Piaſter gab.

Zwanzigſtes Kapitel.

Was Kandid und Martin auf dem Meere begegnete.

Kandid ſchiffte ſich alſo mit dem alten Gelehrten, der ſich Martin nannte, nach Bordeaux ein. Beide hatten viel geſehen und viel gelitten, und hätte das Schiff von Surinam um's Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Japan ſegeln ſollen, ſo würde ihnen auf der ganzen Reiſe für ihre Unterhaltung über das Böſe in der phyſiſchen und in der moraliſchen Welt der Stoff nicht ausgegangen ſein.

Indeſſen hatte Kandid vor Martin noch immer einen großen Vortheil: er hoffte, Fräulein Kunigunde wiederzuſehen, und Martin hatte nichts in der Welt mehr zu hoffen. Er beſaß überdies eine Menge Gold und Diamanten; und obgleich er hundert große rothe Lama's, die mit den größten Schätzen der Erde beladen waren, verloren hatte, obgleich ihm die Spitzbüberei des holländiſchen Schiffpatrons fortwährend am Herzen nagte, ſo gab es doch, wenn

er an das, was ihm geblieben war, dachte und von Kunigunden sprach, besonders gegen das Ende der Mahlzeit, noch Augenblicke, wo er sich zu Panglossens System hinneigte.

„Wie steht es denn mit Ihnen, Herr Martin?“ fragte er den Gelehrten, „was halten Sie von dem Allen? was ist Ihre Ansicht über das Böse in der physischen und in der moralischen Welt?“

„Herr,“ erwiderte Martin, „unsere Pfaffen beschuldigten mich des Socinianismus; das Wahre an der Sache aber ist, daß ich ein Manichäer[40]) bin.“

„Sie wollen mich zum Besten haben,“ sprach Kandid, „es giebt ja längst keine Manichäer mehr in der Welt.“

„Doch: mich selbst, wie Sie sehen,“ war Martin's Antwort; „ich weiß nicht, was ich thun soll, aber ich kann mich zu keiner andern Lehre bekennen.“

„Sie müssen den Teufel im Leibe haben!“ sprach Kandid.

„Er mischt sich so stark in die Angelegenheiten dieser Welt,“ versetzte Martin, „daß er vielleicht so gut in meinem Leibe hausen könnte, als an allen andern Orten. Aber ich gestehe Ihnen, werfe ich einen Blick auf diesen Erdball oder vielmehr auf dies Bällchen, so kann ich mich der Annahme nicht erwehren, daß Gott ihn irgend einem bösartigen Wesen preisgegeben hat, wobei ich übrigens Eldorado jederzeit ausnehme. Ich kenne keine Stadt, die nicht den Ruin der Nachbarstadt wünschte; keine Familie, die nicht diese oder jene andere Familie ausrotten möchte. Ueberall fluchen die Schwachen den Mächtigen, vor denen sie im Staube kriechen, und werden von ihnen behandelt, wie Heerden, deren Wolle und Fleisch man verkauft. Millionen Mörder durchziehen regimenterweise Europa von einem

Ende bis zum andern, um überall durch Raub und Todtschlag, aber Alles nach geregelter Disciplin, ihr Brot zu verdienen, weil es kein ehrenhafteres Gewerbe giebt; und in den Städten, die sich des Friedens zu erfreuen scheinen und wo die Künste blühen, werden die Menschen mehr von Neid, Sorge und Unruhe gequält, als eine belagerte Stadt Kriegsplagen auszustehen hat. Der geheime Kummer ist noch grausamer, als das öffentliche Elend. Mit einem Wort, ich habe so viel gesehen und erduldet, daß ich zum Manichäer geworden bin."

„Es giebt aber doch auch Gutes in der Welt," sprach Kandid.

„Kann sein," versetzte Martin, „aber ich kenn' es nicht."

Während sie noch disputirten, hörte man Kanonendonner in der Ferne. Mit jedem Augenblick verdoppelte sich das Getöse. Jeder griff zu seinem Fernrohr. Man entdeckte in einer Entfernung von etwa drei Meilen zwei in hitzigem Gefecht begriffene Schiffe. Der Wind brachte beide dem französischen Schiffe so nahe, daß man das Vergnügen hatte, dem Kampfe in aller Bequemlichkeit zuzuschauen. Endlich ließ das eine Schiff dem andern eine so tief und wohlgezielte Ladung zukommen, daß dasselbe dadurch in den Grund gebohrt wurde. Kandid und Martin sahen deutlich etwa hundert Menschen auf dem Verdeck des untergehenden Schiffes. Sie erhoben sämmtlich die Hände zum Himmel und stießen dabei ein furchtbares Jammergeschrei aus. Einen Augenblick darauf war Alles von den Wogen verschlungen.

„Da sehen Sie nun," sprach Martin, „wie die Menschen sich einander behandeln."

„Es ist wahr," erwiderte Kandid, „hier scheint allerdings teuflischer Einfluß im Spiele zu sein."

Indem er so sprach, bemerkte er einen glänzend rothen, sonst aber nicht genau zu erkennenden Gegenstand, der sich in der Nähe des Schiffes auf den Wellen trieb. Man setzte die Schaluppe aus, um zu sehen, was es wohl sein möchte, und siehe da, es war eins seiner Lama's. Kandid's Freude über das Wiederfinden dieses Thieres war größer, als seine Betrübniß über den Verlust jener hundert, die mit großen Diamanten aus Eldorado beladen gewesen waren.

Der französische Kapitän erkannte bald in dem Kapitän des siegreichen Schiffes einen Spanier und erfuhr, daß der des versunkenen ein holländischer Seeräuber gewesen, und zwar derselbe, der unsern Kandid bestohlen hatte. Die unermeßlichen Schätze, deren der Böswicht sich bemächtigt hatte, lagen mit ihm im Schooße des Meeres begraben, und nur das eine Lama war glücklich davon gekommen.

„Sie sehen," sprach Kandid zu Martin, „daß doch das Verbrechen nicht immer ungestraft bleibt: diesen Schurken von holländischem Schiffspatron hat sein verdientes Loos ereilt."

„Allerdings," versetzte Martin, „aber mußten auch die unschuldigen Passagiere auf seinem Schiffe mit ihm umkommen? Gott hat diesen Schelm gestraft und der Teufel die Uebrigen ersäuft."

Inzwischen setzten das französische und spanische Schiff ihren Lauf fort, so wie Kandid seine Unterhaltungen mit Martin. Sie disputirten vierzehn Tage lang in einem fort und waren am vierzehnten Tage so weit, als am ersten. Aber sie sprachen doch, sie theilten sich ihre Gedanken mit, sie trösteten sich. Kandid liebkoste sein Lama.

„Da ich Dich wiedergefunden habe," sprach er, „kann ich auch wohl Kunigunden wiederfinden."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Kandid und Martin nähern ſich der Küſte von Frankreich und philoſophiren darüber.

Man entdeckte endlich die franzöſiſche Küſte.

„Waren Sie ſchon in Frankreich, Herr Martin?“ fragte Kandid.

„Ja,“ erwiderte Martin, „ich habe mehrere Provinzen durchſtreift. In einigen iſt die Hälfte der Einwohner blödſinnig; in andern iſt man nur zu ſchlau, wieder in andern insgemein ziemlich ſanftmüthig und ziemlich dumm; in noch andern endlich ſpielt man den Schöngeiſt und in allen hält man die Liebe für die erſte und wichtigſte Beſchäftigung, die Verleumdung für die zweite und leeres, einfältiges Geſchwätz für die dritte.“

„Aber, Herr Martin, haben Sie auch Paris geſehen?“

„Ja, ich habe Paris geſehen. Es hat von Allem etwas, es iſt ein Chaos, eine Preſſe, wo Jedermann die Freude ſucht und faſt Keiner ſie findet, wie es mir wenigſtens vorkam. Ich habe mich dort nur kurze Zeit aufgehalten. Gleich bei meiner Ankunft ſtahlen mir Taſchendiebe auf der Meſſe zu St. Germain[41]) Alles, was ich hatte. Man ſah mich darauf ſelbſt für einen Dieb an und ſetzte mich auf acht Tage ins Gefängniß. Als ich wieder frei war, wurde ich Corrector in einer Druckerei, um nur ſoviel zu verdienen, daß ich zu Fuß nach Holland zurückkehren konnte. Ich habe den ſchriftſtelleriſchen, den ränkeſchmiedenden und den convulſionären Pöbel kennen lernen. Es ſoll auch ſehr höfliche Leute in der Stadt geben. Ich will es glauben.“

„Was mich betrifft,“ ſprach Kandid, „ſo verſpür' ich keine ſonderliche Neugier, Frankreich zu ſehen. Sie

können leicht denken, daß Einem, der einen Monat in Eldorado verlebt hat, wenig daran gelegen sein kann, außer Fräulein Kunigunden noch irgend etwas auf Erden zu sehen. Sie will ich in Venedig erwarten. Wir wollen Frankreich durcheilen, um schnell nach Italien zu kommen. Sie begleiten mich doch?"

„Sehr gern," antwortete Martin; „man sagt zwar, Venedig sei nur gut für die venetianischen Nobili, indessen sollen doch die Fremden dort eine sehr gute Aufnahme finden, wenn sie viel Geld haben. Ich habe keins, aber Sie haben dafür desto mehr. Ich will Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen. Auf dem Lande ist's mir überall schlecht genug ergangen. Warum sollt' ich nicht zu guter Letzt noch den Versuch machen, ob es in einer Stadt mitten im Meere nicht besser geht."

„Da fällt mir ein," sprach Kandid, „glauben Sie wohl, daß die Erde ursprünglich ein Meer gewesen ist, wie in dem dicken Buche unsers Kapitäns behauptet wird?"

„Kein Wort glaub' ich davon," erwiderte Martin, „so wenig wie alle jene Träumereien, die uns seit einiger Zeit aufgetischt werden."

„Aber wozu ist denn nur die Welt erschaffen?" fragte Kandid.

„Uns rasend zu machen," versetzte Martin.

„Wundern Sie Sich nicht," fuhr Kandid fort, „über die Liebe der beiden Mädchen im Lande der Orechon's zu den beiden Affen, wovon ich Ihnen erzählte?"

„Nicht im Geringsten," antwortete Martin, „ich sehe gar nicht, wo das Sonderbare bei dieser Leidenschaft stecken soll. Ich habe so viel Wunderbares gesehen, daß es nichts Wunderbares mehr für mich giebt."

„Glauben Sie," fragte Kandid, „daß die Menschen

ſich von jeher niedergemetzelt haben, wie jetzt? daß von jeher Lug und Trug, Treubruch und Undankbarkeit, Räuberei, Schwäche, Wankelmuth, Feigheit, Mißgunſt, Schwelgerei, Trunkſucht, Habgier, Ehrgeiz, Blutdurſt, Verleumdung, Unzucht, Fanatismus, Heuchelei und Dummheit ſie beherrſchten?“

„Glauben Sie,“ entgegnete Martin, „daß die Sperber von jeher die Tauben fraßen, wenn ſie ihrer habhaft werden konnten?“

„Ohne allen Zweifel,“ war Kandid's Antwort.

„Nun dann!“ ſprach Martin, „wenn die Sperber immer denſelben Charakter zeigten, warum ſollen denn die Menſchen den ihrigen geändert haben?“

„O!“ wandte Kandid ein, „das iſt denn doch ein beträchtlicher Unterſchied, denn der freie Wille .....“

Während ſie noch disputirten, kamen ſie in Bordeaux an.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Was Kandid und Martin in Frankreich erlebten.

Kandid hielt ſich in Bordeaux nicht länger auf, als nöthig war, einige eldorado'ſche Kieſelſteine zu verkaufen und ſich einen guten zweiſitzigen Reiſewagen anzuſchaffen, denn ſein Philoſoph Martin war ihm unentbehrlich geworden. Es that ihm nur ſehr leid, ſich von ſeinem Lama trennen zu müſſen. Er überließ es der Akademie der Wiſſenſchaften in Bordeaux, welche die Unterſuchung, warum die Wolle dieſes Lama's roth ſei, zur dermaligen Preisaufgabe machte. Der Preis wurde einem nordiſchen Gelehrten zuerkannt, der durch A + B — C : Z bewies, daß das Lama roth ſein und an den Pocken ſterben müſſe[42]).

Inzwischen hörte Kandid von allen Reisenden, mit denen er in den Wirthshäusern zusammentraf, Paris als das Ziel ihrer Reise nennen. Dieser allgemeine Drang nach demselben Punkte machte ihn endlich auch lüstern, die Hauptstadt zu sehen. Sie lag ihm auf dem Wege nach Venedig nicht eben allzu weit aus der Kehr.

Er hielt durch die Vorstadt St. Marceau seinen Einzug und glaubte in dem schmutzigsten Dorfe Westfalens zu sein [43]).

Kaum im Gasthofe angekommen, wurde er in Folge seiner Strapatzen von einer leichten Unpäßlichkeit befallen. Da er nun einen Diamanten von seltener Größe am Finger trug und man unter seinem Gepäck eine entsetzlich schwere Chatoulle ausgewittert hatte, so fanden sich alsbald ungebeten zwei Aerzte bei ihm ein, so wie auch einige vertraute Freunde und zwei Betschwestern, die ihm seine Suppen wärmten.

„Ich erinnere mich, auch krank gewesen zu sein, als ich zum ersten Mal in Paris war," sprach Martin; „ich hatte aber kein Geld und deßhalb auch weder Freunde, noch Aerzte, noch Betschwestern um mich; und ich genas."

In Folge der Arzneien und Aderlässe wurde indessen Kandid's Krankheit in der That bedenklich. Der Pfarrgehülfe des Viertels stellte sich ein und wollte Kandid mit großer Sanftmuth nöthigen, einen auf Rückzahlung in jener Welt ausgestellten Einlaßzettel für dieselbe zu kaufen [44]). Kandid wollte sich auf nichts einlassen; die Betschwestern versicherten, es sei die neueste Mode; Kandid erklärte dagegen, er sei kein Mann nach der Mode. Martin wollte den Pfaffen zum Fenster hinaus werfen. Dieser schwur, man werde Kandid nicht begraben. Martin schwur, er werde ihn, den Geistlichen, begraben, wenn er sie noch

länger beläſtige. Der Streit wurde hitzig; Martin packte den Zudringlichen bei der Schulter und ſchleuderte ihn zur Thür hinaus. Das gab ein gewaltiges Skandal, worüber eine fiscaliſche Unterſuchung angeſtellt wurde.

Kandid genas und hatte, ſo lange er noch das Haus hüten mußte, ſtets vortreffliche Geſellſchaft zum Eſſen bei ſich. Es wurde ſehr hoch geſpielt, und Kandid wunderte ſich, daß er nie ein As bekam. Martin fand es ſehr natürlich.

Unter den Leuten, die ihm die Honneurs der Stadt machten, befand ſich ein kleiner Abbé aus Perigord, einer von den feinen Leuten, die immer geſchäftig und aufgeweckt, immer dienſtfertig und zudringlich, ſchmiegſam und bartſtreichleriſch den Fremden auspaſſen, ihnen von den Stadtklatſchereien Bericht abſtatten und ihnen Vergnügungen jeder Art und zu jedem Preiſe anbieten. Unſer Abbé führte Kandid und Martin zuerſt ins Theater. Es wurde gerade ein neues Trauerſpiel aufgeführt. Kandid ſaß in der Nähe mehrerer Schöngeiſter. Er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei einigen beſonders rührenden und trefflich ausgeführten Scenen zu weinen.

„Sie ſollten Ihre Thränen ſparen," ſprach einer der großmäuligen Kunſtrichter neben ihm während eines Zwiſchenacts; „dieſe Schauſpielerin iſt unter aller Kritik und ihr Mitſpieler ein noch elenderer Couliſſenreißer. Das Stück ſelbſt aber taugt noch weniger, als die Schauſpieler. Der Verfaſſer verſteht kein Wort Arabiſch und verlegt nichts deſtoweniger die Handlung nach Arabien; und was noch ſchlimmer iſt, er glaubt nicht an die angebornen Ideen[45]). Ich will Ihnen morgen zwanzig Broſchüren gegen ihn bringen.

„Herr Abbé," fragte Kandid den Mann aus Perigord, „wie viel Theaterſtücke haben Sie wohl in Frankreich?"

„Fünf bis sechstausend," lautete die Antwort.

„Das ist viel," sprach Kandid; „und wie viel gute sind wohl darunter?"

„Funfzehn oder sechszehn," erwiderte jener.

„Das wäre sehr viel," sprach Martin.

Kandid fühlte sich besonders von einer Schauspielerin angesprochen, die in einer ziemlich seichten, sich aber gleichwohl auf den Bretern behauptenden Tragödie in der Rolle der Königin Elisabeth auftrat[46]).

„Diese Schauspielerin," sprach er zu Martin, „gefällt mir sehr. Sie hat eine entfernte Aehnlichkeit mit Fräulein Kunigunden. Ich möcht' ihr gern meine Aufwartung machen."

Der Abbé erbot sich, ihn bei ihr einzuführen. Kandid, der in Deutschland geboren und erzogen war, erkundigte sich genau, welche Etiquette er bei einer solchen Visite zu beobachten habe und wie man die Königinnen von England in Frankreich zu behandeln pflege.

„Das ist verschieden," versetzte der Abbé; „in der Provinz führt man sie ins Wirthshaus, in Paris bezeigt man ihnen alle mögliche Ehrerbietung, wenn sie schön sind, und sterben sie, so wirft man sie auf den Schindanger."

„Königinnen auf den Schindanger?" sprach Kandid.

„Allerdings," bekräftigte Martin; „der Herr Abbé hat Recht. Ich war in Paris, als Mamsell Monime[47]), wie man zu sagen pflegt, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte; man verweigerte ihr, was die Leute hier zu Lande ein ehrliches Begräbniß nennen, das heißt, die Ehre, mit allen Bettlern des Stadtviertels auf demselben elenden Kirchhofe zu verfaulen. Ihre Truppe beerdigte sie ganz allein an einer Ecke der **Rue de Bourgogne**, was ihr ohne Zweifel großen Kummer macht, denn sie dachte sehr edel."

„Das ist doch höchst unhöflich!“ sprach Kandid.

„Was soll man machen?“ entgegnete Martin. „Die Leute sind hier nun einmal so. Denken Sie Sich alle möglichen Widersprüche und Ungereimtheiten bunt durch einander geworfen, so haben Sie die Regierungsform, die Gerichtshöfe, die Kirchen, die Schauspiele dieser närrischen Nation.“

„Ist es wahr, daß man in Paris beständig lacht?“ fragte Kandid.

„Das thut man,“ entgegnete der Abbé, „allein es ist ein Lachen der Wuth und Verzweiflung; unter schallendem Gelächter stimmt man die bittersten Klagen an; ja, mit lachendem Munde begeht man die abscheulichsten Handlungen.“

„Wer war denn das dicke Schwein,“ fragte Kandid, „das so wüthend auf das Stück loszog, wobei ich Thränen vergoß, und auf die Schauspieler, die mir so sehr gefielen?“

„Es ist ein elender Wicht,“ erwiderte jener, „der, um sein kärgliches Brot zu verdienen, auf alle Theaterstücke und überhaupt auf alle Bücher schimpft. Er haßt jeden Schriftsteller, der Beifall findet, wie der Kastrat den Liebenden am Ziel seiner Wünsche; er gehört zu jenen literarischen Reptilen, die sich von Koth und Gift nähren, ist so ein von Galle und Geifer übersprudelnder Flugblattschmierer, ein F...“ [48]).

So unterhielten sich Kandid, Martin und der Abbé, als das Stück aus war, auf der Treppe des Schauspielhauses und ließen die Zuschauer an sich vorüberziehen.

„Trotz meiner jedes andere Gefühl beherrschenden Sehnsucht, Fräulein Kunigunden wiederzusehen,“ sprach Kandid, „hätt' ich doch große Lust, diesen Abend bei Fräulein Clairon [49]) zu speisen. So sehr hat sie meine Bewunderung und Neugier rege gemacht.“

Der Abbé war nicht der Mann danach, daß er ſich oder Andere bei Fräulein Clairon, die nur die beſte Geſellſchaft bei ſich ſah, hätte einführen können.

„Auf heute Abend iſt ſie verſagt,“ ſprach er, „ich werde aber die Ehre haben, Sie einer Dame von Stande vorzuſtellen, in deren Cirkel Sie Paris ſollen kennen lernen, als wären Sie vier Jahre hier geweſen.“

Neugierig, wie er einmal war, ließ Kandid ſich zu der Dame führen, die am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Honoré wohnte. Man ſaß beim Pharo. Zwölf griesgrämige Pointeurs hatten jeder ſein Spiel Karten in der Hand, das geöhrte Verzeichniß ihres Mißgeſchicks.

Tiefes Stillſchweigen herrſchte im Saal; Todtenbläſſe ſaß auf der Stirn der Pointeurs, Unruhe und Beſorgniß auf der des Bankiers, und die Dame von Hauſe, die neben dieſem unbarmherzigen Bankier ſaß, achtete mit Luchsaugen auf alle Paroli's, auf alle Septleva's de Campagne, die jeder Spieler in ſeine Karten knickte. Streng aufpaſſend, doch mit nie ſich verleugnender Höflichkeit ließ ſie die Ohren wieder ausmachen und, bange, ihre Kunden zu verlieren, hütete ſie ſich wohl, ungehalten zu ſcheinen. Die Dame ließ ſich Marquiſe de Parolignac nennen [50]).

Ihre funfzehnjährige Tochter befand ſich unter den Pointeurs und verrieth durch einen Augenwink die Spitzbübereien, wodurch die armen Teufel jezuweilen Fortunens Grauſamkeit gut zu machen verſuchten.

Der Abbé aus Perigord trat mit Kandid und Martin ein. Niemand ſtand auf, Niemand erwiderte ihren Gruß oder ſah ſie nur an. Alle waren gänzlich in ihre Karten vertieft.

„Unſere gnädige Frau Baronin von Thunderten-tronckh war weit höflicher,“ ſprach Kandid.

Indeſſen näherte ſich der Abbé dem Ohr der Marquiſe. Sie erhob ſich ein wenig, beehrte Kandid mit einem graziöſen Lächeln, Martin mit einem hochadligen Kopfnicken und ließ Erſterm einen Stuhl und ein Spiel Karten reichen. Er verlor in zwei Taillen 50,000 Franken, worauf man ſich in der heiterſten Stimmung zu Tiſche ſetzte. Jedermann war höchlich verwundert, daß Kandid ſich aus ſeinem Verluſt gar nichts zu machen ſchien, und die Bedienten ſprachen unter einander in ihrer Bedientenſprache: „Das muß jedenfalls ein engliſcher Mylord ſein.“

Das Souper unterſchied ſich in nichts von den meiſten Pariſer Souper's. Erſt war Alles ſtumm, bis die Stille allmälig einem allgemeinen lauten Geſchwätz wich, wobei keiner ſein eigen Wort verſtand. Sodann erſchöpfte man ſich in Späßen, die nicht froſtiger und abgeſchmackter ſein konnten; man brachte falſche Neuigkeiten und ſchiefe Räſonnements aufs Tapet, weihte der Politik einen kleinen und der Verleumdung einen anſehnlichen Theil der Unterhaltung und ſprach endlich ſogar von neuen Büchern [51]).

„Haben Sie ſchon den neuen Roman des Doctor Theologiä Gauchat geleſen?“ fragte der Abbé.

„Ja, aber nicht zu Ende,“ erwiderte einer der Gäſte. „Es kommt viel jämmerliches Zeug heraus, aber nichts, was ſich mit den Productionen des Doctors Gauchat an Jämmerlichkeit nur entfernt meſſen könnte. Ich bin der Unmaſſe nichtswürdiger Bücher, womit wir überſchwemmt werden, ſo ſatt und müde, daß ich mich aufs Pointiren gelegt habe.“

„Und was ſagen Sie zu den Miscellen des Archidiakonus T....?“ [52]) fragte der Abbé weiter.

„Ach, der langweilige Menſch!“ ſprach Frau von Parolignac; „mit welcher Wichtigthuerei er die abgedro-

schensten Dinge vorbringt! Wie schwerfällig er Gegenstände ins Breite tritt, die noch nicht einmal einer beiläufigen Bemerkung bedürfen! Wie unverschämt er sich, ohne selbst nur ein Fünkchen Witz zu besitzen, den Witz anderer Leute zueignet und dabei das gestohlene Gut durch seine Zuthaten ungenießbar macht! Wie entsetzlich der Mann mich anekelt. Doch er soll mir keine Langeweile mehr verursachen. An ein paar Seiten von dem Herrn Archidiakonus hat man übergenug."

Ein Mann von Gelehrsamkeit und gediegenem Geschmack, der sich mit bei Tische befand, bekräftigte das Urtheil der Marquise. Man kam jetzt auf Trauerspiele zu sprechen. Die Dame warf die Frage auf, woher es wohl käme, daß manche Trauerspiele sich auf der Bühne hielten und dabei doch gänzlich unlesbar wären?

Der Mann von Geschmack setzte in sehr einleuchtender Weise aus einander, wie ein Stück etwas Anziehendes haben und dabei doch wenig oder nichts taugen könne. Er bewies mit wenig Worten, daß es nicht genug sei, eine oder ein paar jener Situationen herbeizuführen, die man in allen Romanen findet, und wodurch sich die Zuschauer so leicht bestechen lassen, sondern daß man originell sein müsse, ohne zu phantastischem Unsinn seine Zuflucht zu nehmen, oft erhaben, aber dabei immer natürlich, das menschliche Herz kennen und es reden lassen, großer Dichter sein, ohne daß aus irgend einer Person des Stücks der Dichter zu sprechen scheint, seine Sprache gründlich kennen, mit Leichtigkeit beherrschen und mit größter Reinheit reden, niemals endlich den Wohlklang vernachlässigen, ohne je den Gedanken dem Reim zu opfern. „Wer nicht alle diese Regeln beobachtet," setzte er hinzu," „kann allenfalls ein oder ein paar Trauerspiele verfertigen, die auf der Bühne einigen Beifall finden;

niemals aber wird man ihn zu den classischen Schriftstellern zählen. Gute Trauerspiele haben wir nur sehr wenige. Einige Tragödien sind regelrecht geschrieben und gut versificirte Idyllen in dialogischer Form, andere bestehen größtentheils aus politischem Geschwätz, wobei man einschläft, oder aus hochtrabendem Bombast, wobei einem übel und elend wird; wieder andere endlich sind wahres Tollhäuslergewäsch in barbarischem Styl, unzusammenhängende Reden, lange Declamationen an die Götter, da die Herren nicht menschlich zu sprechen wissen, falsche Maximen, hochgeschraubte Gemeinplätze" [53]).

Kandid hörte diese Lehren aufmerksam an und faßte von dem Redner eine hohe Meinung. Da die Marquise Sorge getragen hatte, ihm neben sich seinen Platz anzuweisen, nahm er sich die Freiheit, ihr die Frage ins Ohr zu flüstern, wer der Mann wäre, der so vortrefflich redete.

„Er ist ein Gelehrter," entgegnete die Dame, „der nicht pointirt und den der Abbé bisweilen zum Abendessen mitbringt. Er versteht sich aus dem Fundament auf Trauerspiele und Bücher, wie er denn auch selbst eine Tragödie geschrieben hat, die ausgepfiffen wurde, und ein Buch, wovon kein Exemplar weiter aus seines Verlegers Laden gekommen ist, als eins, das er mir dedicirte" [54]).

„Der große Mann!" sprach Kandid; „er ist wahrlich ein anderer Pangloß." Und sofort wandt' er sich mit der Frage an ihn: „Vermuthlich glauben Sie doch auch, mein Herr, daß in der physischen wie in der moralischen Welt Alles aufs beste eingerichtet ist und daß nichts anders sein könnte, als es ist?"

„Nichts weniger, mein Herr," erwiderte der Gelehrte, „ich glaube von alle dem kein Wort. Ich finde vielmehr, daß Alles bei uns verqueer geht, daß Niemand weiß, was

ſeines Rangs und ſeines Amts iſt, was er thut, noch was er thun ſoll, und daß, mit Ausnahme des Soupers, wo ziemliche Heiterkeit und dem Anſchein nach auch ziemliche Eintracht herrſcht, die Menſchen ihr ganzes übriges Leben mit den nichtswürdigſten Zänkereien vergeuden. Janſeniſten ziehen gegen Moliniſten zu Felde [55]), Parlamentsglieder gegen Literaten, Hofſchranzen gegen Hofſchranzen, Finanzpächter gegen das Volk, Weiber gegen ihre Männer, Verwandte gegen Verwandte; kurz es iſt ein ewiger Krieg."

„Ich habe wohl ſchlimmere Dinge geſehen," antwortete Kandid; „allein ein weiſer Mann, der nachher das Unglück hatte, aufgehängt zu werden, lehrte mich, daß das Alles übervortrefflich und nichts Anderes ſei, als was die Schatten in einem ſchönen Gemälde ſind" [56]).

„Ihr Gehängter hatte die Leute zum beſten," ſprach Martin; „dieſe ſogenannten Schatten ſind abſcheuliche Flecken."

„Die Menſchen machen die Flecken," wandte Kandid ein, „das iſt nun einmal ihre Beſtimmung."

„Und ſomit nicht ihre Schuld," ſprach Martin.

Die meiſten der Pointeurs, denen dies Griechiſch war, hielten ſich an die Flaſche. Martin philoſophirte mit dem Gelehrten, und Kandid erzählte der Dame vom Hauſe einen Theil ſeiner Abenteuer.

Nach dem Souper führte die Marquiſe Kandid in ihr Cabinet und nöthigte ihn neben ſich aufs Sopha.

„Nun," fragte ſie, „Ihre glühende Leidenſchaft für Fräulein Kunigunde von Thundertentronckh iſt alſo noch immer dieſelbe?"

„Noch immer, Madame," erwiderte Kandid.

„Sie antworten mir da wie ein junger Weſtfale,"

verſetzte die Marquiſe mit zärtlichem Lächeln, „ein Franzoſe würde geſagt haben: „Allerdings, Madame, liebte ich Fräulein Kunigunden, allein ſeit ich Sie geſehen, bin ich ſehr beſorgt, meiner alten Flamme untreu geworden zu ſein.“ “

„Ach, Madame,“ ſprach Kandid, „ich will Alles ſagen, was Sie befehlen.“

„Ihre Leidenſchaft für die Baronne begann alſo damit, daß Sie ihr Taſchentuch aufhoben, jetzt ſollen Sie mir mein Strumpfband aufheben.“

„Herzlich gern,“ ſprach Kandid und hob es auf.

„Aber jetzt müſſen Sie mir's auch wieder umbinden,“ befahl die Dame; und Kandid gehorchte.

„Sehen Sie?“ fuhr jene fort; „Sie ſind ein Fremder; meine Pariſer Anbeter laſſ' ich mitunter vierzehn Tage ſchmachten und Ihnen ergeb' ich mich gleich in der erſten Nacht, weil es gilt, einem jungen Weſtfalen die Honneurs des Landes zu machen.“ — —

Die Schöne pries hierauf ſo treuherzig die Schönheit zweier koloſſalen Brillantringe, die ſie bei dem jungen Fremden wahrgenommen, daß beide alsbald von Kandid's Fingern an die der Marquiſe wanderten.

Auf dem Heimwege fühlte Kandid einige Reue über die Untreue, die er an Kunigunden begangen hatte. Der Herr Abbé nahm an ſeinem Kummer Theil. Er hatte an den 50,000 Livres, die Kandid im Spiel verloren, und dem Betrage der beiden halb geſchenkten, halb abgedrungenen Brillantringe nur geringen Antheil. Er faßte den Beſchluß, Kandid's Bekanntſchaft ſo gut, als immer möglich, auszubeuten. Er ſchwatzte ihm viel von Kunigunden vor, und Kandid verſicherte, er wolle ihr ſeine Untreue fußfällig abbitten, ſobald er ſie in Venedig ſehen werde.

Der Mann aus Perigord verdoppelte ſeine Höflichkeit und Aufmerkſamkeit und bezeigte die wärmſte Theilnahme an Allem, was Kandid ſagte, that und thun wollte.

„Sie haben alſo ein Rendezvous in Venedig mit ihr verabredet?“ fragte er.

„Ja wohl, Herr Abbé,“ antwortete jener; „ich muß nothwendig Fräulein Kunigunden aufſuchen.“ Und das Vergnügen, von ſeiner Geliebten zu ſprechen, riß ihn hin, dem Abbé nach ſeiner löblichen Gewohnheit einen Theil ſeiner Abenteuer mit der erlauchten Weſtfalin zu erzählen.

„Ich kann nicht anders denken,“ ſprach der Abbé, „als daß Fräulein Kunigunde viel Geiſt hat und charmante Briefchen ſchreibt.“

„Ich habe nie einen von ihr bekommen,“ verſetzte Kandid; „denn S' müſſen bedenken: als ich wegen meiner Liebe zu ihr aus dem Schloſſe gejagt war, konnt' ich ihr unmöglich ſchreiben; bald darauf hört' ich, ſie ſei todt; ſpäter fand ich ſie nur wieder, um ſie mir abermals entriſſen zu ſehen, und jetzt hab' ich ihr anderthalb tauſend Meilen von hier einen expreſſen Boten geſandt, deſſen Antwort ich noch erwarte.“

Der Abbé hörte aufmerkſam zu und ſchien ein wenig nachdenkend. Bald darauf nahm er mit zärtlichen Umarmungen von den beiden Fremden Abſchied.

Am folgenden Morgen beim Erwachen erhielt Kandid einen Brief folgenden Inhalts:

„Theurer Geliebter! ſeit acht Tagen lieg' ich hier krank. „Jetzt eben erfahr' ich erſt, daß Sie hier ſind. Ich flöge „ungeſäumt in Ihre Arme, wenn ich mich nur von der „Stelle rühren könnte. In Bordeaux vernahm ich, wo„hin Sie Sich gewandt hätten. Ich ließ dort die Alte „und den treuen Kakambo zurück, doch bald werden Beide

„hier eintreffen. Der Statthalter von Buenos Ayres „hat Alles genommen; doch mir bleibt ja Ihr Herz. Kom„men Sie, Theuerſter! Ihr Anblick wird mich neu bele„ben, wenn nicht etwa die Freude mich tödtet.“

Kandid gerieth außer ſich vor Wonne über dieſen entzückenden, unverhofften Brief, und doch quälte ihn zugleich Sorge und Schmerz um die Krankheit ſeiner Geliebten. Zwiſchen beide Empfindungen getheilt, nahm er ſein Gold und ſeine Diamanten und ließ ſich nebſt Martin in das Hotel führen, wo Kunigunde logirte.

Am ganzen Leibe zitternd vor innerer Aufregung, mit hochklopfendem Herzen und bebender Stimme trat er in ihr Zimmer, wollte die Bettvorhänge aufziehen, wollte Licht haben. „Ums Himmelswillen nicht!“ ſchrie die Wärterin; „das Licht tödtet ſie!“ und ſchnell zog ſie die Vorhänge wieder zu.

„Angebetete Kunigunde, was machen Sie?“ fragte Kandid ſchluchzend; „da ich Sie nicht ſehen darf, laſſen Sie mich wenigſtens Ihre Stimme hören.“

„Sie darf nicht ſprechen,“ ſagte die Wärterin.

Die Dame ſtreckte jetzt eine fette, fleiſchige Hand zum Bette hinaus, die Kandid lange mit Thränen benetzte und ſodann mit Diamanten füllte. Auf den Stuhl vor ihrem Bette hatte er einen von Gold ſtrotzenden Beutel gelegt.

Da wird ſein Entzücken plötzlich durch die Ankunft eines Polizeiſergeanten unterbrochen, den der Abbé aus Perigord und einige Mann Wache begleiten.

„Das ſind alſo die beiden verdächtigen Fremden?“ fragte der Poliziſt und befahl ſeinen Packan's, Kandid und Martin ohne Weiteres feſtzunehmen und ins Gefängniß zu ſchleppen.

„So begegnet man in Eldorado den Fremden nicht,“ ſprach Kandid.

„Ich bin mehr Manichäer, als je," rief Martin.

„Aber, Herr, wohin führen Sie uns?" fragte Kandid.

„Ins Hundeloch," antwortete der Sergeant.

Martin, der seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte, schloß, die vorgebliche Kunigunde sei eine Spitzbübin, der Herr Abbé aus Perigord ein anderer Spitzbube, der sich Kandid's arglose Unschuld flink zu Nutze gemacht, und der Herr Polizeisergeant endlich ein dritter Spitzbube, den man sich leicht vom Halse schaffen könnte.

Ehe Kandid es zu gerichtlichen Weitläufigkeiten kommen ließ, bot er auf Martin's Rath und gedrängt durch seine eigene Ungeduld, die wahre Kunigunde wieder zu sehen, dem Sergeanten drei kleine Diamanten, jeder ungefähr 3000 Pistolen werth.

„O mein Herr," sprach der Mann mit dem elfenbeinernen Stabe, „hätten Sie auch alle denkbaren Verbrechen begangen, so sind Sie doch der rechtschaffenste Mann auf Gottes Erdboden. Drei Diamanten! jeder dreitausend Pistolen werth! Herr, ich will mich eher für Sie todtschlagen lassen, als Sie ins Gefängniß führen. Man arretirt zwar alle Fremden, aber lassen Sie mich nur machen! Zu Dieppe in der Normandie hab' ich einen Bruder; dahin will ich Sie bringen, und sollten Sie etwa noch so ein kleines Diamantchen für ihn haben, so wird er sich Ihrer annehmen, als wär' ich's selbst."

„Und warum arretirt man alle Fremden?" fragte Kandid.

Der Abbé aus Perigord nahm das Wort, ihn darüber zu belehren: „Weil ein Lump aus dem Lande Atrebatien[57]) sich allerlei dummes Zeug hat vorschwatzen lassen und dadurch auf den Einfall gekommen ist, einen Mord zu

begehen, zwar nicht ganz so schlimm, wie der im Mai 1610 begangene, aber doch ungefähr, wie jener im December 1594 und wie wohl noch manche andere, die von andern Lumpen, die sich Dummheiten hatten sagen lassen, in andern Monaten und andern Jahren ersonnen wurden" [58]).

Der Sergeant erklärte mit deutlichern Worten, wovon die Rede sei.

„Ha! die Ungeheuer!" rief Kandid aus. „Wie! solche Gräuel werden unter einem Volke verübt, das beständig tanzt und singt? Daß ich nur je eher je lieber aus diesem Lande komme, wo Affen Tiger necken und hetzen! Bären sah ich in meinem Vaterlande, Menschen nur in Eldorado. Um Gottes Willen, Herr Sergeant, schaffen Sie mich nur schnell nach Venedig, wo ich Fräulein Kunigunden erwarten will."

„Ich kann Sie nur nach der Niedernormandie bringen," entgegnete der Barigello. Sogleich ließ er ihm die Fesseln abnehmen, sagte, es wäre ein Versehen, schickte seine Leute fort, brachte Kandid und Martin nach Dieppe und überließ hier die weitere Sorge für sie seinem Bruder.

Auf der Rhede lag ein kleines holländisches Schiff vor Anker. Der Normann, der mittelst dreier fernerweiten Diamanten die Dienstfertigkeit selbst geworden war, miethete Kandid und seine Leute auf diesem Schiffe ein, das nach Portsmouth in England unter Segel ging. Das war zwar nicht der nächste Weg nach Venedig, aber Kandid dankte Gott, nur erst aus jener Hölle erlöst zu sein, und nahm sich vor, den Weg nach Venedig bei erster Gelegenheit wieder einzuschlagen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kandid und Martin besuchen die Küste von England; was sie dort sahen.

„Ach, Pangloß! Pangloß! Ach, Martin! Martin! Ach, angebetete Kunigunde! Was ist doch diese Welt?“ rief Kandid am Bord des holländischen Fahrzeuges.

„Ein ganz närrisches und abscheuliches Ding,“ sprach Martin.

„Sie kennen ja England; sagen Sie mir doch, ist man dort eben so wahnsinnig, wie in Frankreich?“

„Es herrscht dort nur eine andere Art von Wahnsinn,“ antwortete Martin. „Sie wissen, beide Nationen leben wegen einiger Morgen Schnee an der Grenze von Canada in Krieg mit einander, und dieser herrliche Krieg kostet sie schon mehr, als ganz Canada werth ist [59]). Ihnen genau zu sagen, in welchem von beiden Ländern mehr Leute für die Zwangsjacke reif sind, als in dem andern, dazu reicht meine schwache Einsicht nicht aus. Nur so viel weiß ich, daß die Leute, deren Bekanntschaft wir jetzt machen werden, im Allgemeinen sehr schwarzgallig sind.“

Unter diesem Geplauder kamen sie in Portsmouth an. Eine Menge Volks stand gaffend am Ufer, die Blicke neugierig auf einen stattlichen Mann gerichtet, der mit verbundenen Augen auf dem Verdecke eines Schiffs aus der königlichen Flotte kniete. Ihm gegenüber standen vier Soldaten und jagten ihm auf die friedfertigste Weise von der Welt jeder drei Kugeln durchs Hirn, worauf die Versammlung sehr zufrieden aus einander ging.

„Was hat denn dies Alles zu bedeuten?“ fragte Kandid. „Hat denn überall der Teufel die Hand im Spiele?“

Er erkundigte ſich, wer der corpulente Mann ſei, den man mit ſolchen Solennitäten von der Welt geſchafft habe.

„Ein Admiral,“ war die Antwort.

„Und warum tödtet man den Admiral?“

„Weil er,“ heißt es, „nicht Leute genug ans Meſſer lieferte. Er hat einem franzöſiſchen General eine Schlacht geliefert, und da findet man nachher, daß er ihm nicht nahe genug auf den Leib gerückt ſei.“

„Aber,“ wandte Kandid ein, „der franzöſiſche Admiral war demnach ja ſo weit von dem engliſchen entfernt, wie dieſer von jenem.“

„Das iſt nicht zu leugnen,“ verſetzte man, „doch iſt es hier zu Lande ganz gut, von Zeit zu Zeit einen Admiral vor den Kopf zu ſchießen, damit den andern der Muth wächſt“ [60]).

Kandid war ſo verblüfft und zugleich empört über Alles, was er geſehen und gehört, daß er nicht einmal den Fuß ans Land ſetzen wollte, ſondern mit dem holländiſchen Schiffspatron — und wär' es auf die Gefahr, von ihm geprellt zu werden, wie von jenem in Surinam — handelseinig wurde, daß er ihn ungeſäumt nach Venedig bringen ſollte.

Nach zwei Tagen war der Schiffer ſegelfertig. Sie fuhren längs der franzöſiſchen Küſte hin, ſegelten dicht beim Hafen von Liſſabon vorüber, wo Kandid die Haut ſchauderte, liefen demnächſt in die Straße von Gibraltar ein, durchſchnitten das Mittelmeer und kamen endlich wohlbehalten in Venedig an.

„Gottlob!“ ſagte Kandid und umarmte Martin; „hier werd' ich die holde Kunigunde wiederſehen. Auf Kakambo rechne ich, wie auf mich ſelbſt. Alles geht gut, Alles geht vortrefflich! die Welt kann gar nicht beſſer ſein, als ſie iſt!“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Von Paketten und Fra Leucojo.

Kaum in Venedig angekommen, ließ er in allen Wirths- und Kaffeehäuſern, bei allen Freudenmädchen nach Kakambo forſchen, aber er war nirgends aufzutreiben. Täglich mußten ſeine Leute ſich auf allen neuangekommenen Schiffen und Barken nach ihm erkundigen, doch vergebens; kein Kakambo zu hören noch zu ſehen.

„Nun das begreife, wer da kann!“ ſprach Kandid zu Martin. „Ich bin von Surinam nach Bordeaux gegangen, von Bordeaux nach Paris, von Paris nach Dieppe, von Dieppe nach Portsmouth, habe ganz Spanien und Portugal umſegelt, das ganze mittelländiſche und adriatiſche Meer durchſtrichen, mich jetzt ein paar Monate in Venedig aufgehalten und noch immer iſt die holde Kunigunde nicht da! Statt ihrer iſt mir nur eine nichtsnutzige Bettel und ein Abbé aus Perigord in den Wurf gekommen. Ach! die wahre Kunigunde iſt ſicher nicht mehr unter den Lebenden, und was bleibt auch mir da anders übrig, als der Tod! — O wär' ich doch in dem Paradieſe Eldorado geblieben, ſtatt nach dieſem verwünſchten Europa zurückzukehren! Sie haben doch Recht, beſter Martin! Alles in der Welt iſt nur Lug und Trug, nur Noth und Jammer.“

Er verſank in ſo düſtere Schwermuth, daß er weder an der Opera alla moda, noch an den übrigen Carnevalsluſtbarkeiten Theil nehmen mochte, und keine einzige der ſchönen Venezianerinnen ihn im geringſten in Verſuchung führte.

„Wie können Sie nur ſo einfältig ſein,“ ſprach Martin,

„ſich einzubilden, Ihr Meſtiz von Bedienten werde, mit fünf oder ſechs Millionen in der Taſche, bis ans andere Ende der Welt gehen, um Ihre Geliebte aufzuſuchen, und ſie Ihnen dann nach Venedig bringen. Findet er ſie, ſo wird er ſie für ſich behalten; findet er ſie nicht, ſo nimmt er eine andere. Wollen Sie meinem Rath folgen, ſo ſchlagen Sie Sich Beide aus dem Sinn, Ihren Kerl, den Kakambo, und Ihre Geliebte, das weſtfäliſche Fräulein.“

Martin war ein ſchlechter Tröſter. Auch wuchs Kandid's Schwermuth mit jedem Tage, und der unbarmherzige Philoſoph wurde nicht müde, ihm mit Beweiſen zuzuſetzen, daß es in der Welt nur wenig Tugend und wenig Glück gebe, ausgenommen etwa in Eldorado, wohin Niemand kommen könne.

Als ſie einſt, im Streit über dieſe wichtige Materie begriffen und noch immer auf Kunigunden wartend, über den Marcusplatz gingen, bemerkte Kandid einen jungen Theatiner[61]), der ein Mädchen unterm Arme hatte. Der Theatiner war ein friſchblühender, feiſter, kräftiger Kerl mit funkelnden Augen, kecker Miene und ſtolzem Gange. Die Dirne war allerliebſt, hing ſingend und ſchäkernd an ſeinem Arm, warf ihm verliebte Blicke zu und kniff ihn von Zeit zu Zeit in ſeine vollen Backen.

„Nun, das werden Sie doch zugeben,“ ſprach Kandid zu Martin, „daß dieſe beiden Leute glücklich ſind. Bis jetzt hab' ich auf der ganzen bewohnten Erde mit Ausnahme Eldorado's nur Unglückliche gefunden; daß aber dieſem Theatiner und ſeinem Mädchen nichts zu wünſchen übrig bleibt, darauf geh' ich jede Wette ein.“

„Ich wette dagegen!“ ſprach Martin.

„Gut,“ verſetzte Kandid, „ich brauche ſie nur zu Tiſch einzuladen, ſo werden Sie bald ſehen, ob ich mich irre.“

Sofort ging er auf sie zu und bat sie, in seinen Gasthof zu kommen und mit Macaroni, lombardischen Rebhühnern, Kaviar und einigen Flaschen Montepulciano, Lacrymä Christi und Cyper- und Samoswein vorlieb zu nehmen. Das Dämchen erröthete, der Theatiner nahm die Einladung an und sie folgte ihm, indem sie Kandid mit dem Ausdruck der Ueberraschung und Verwirrung betrachtete und Thränen ihre Augen verdunkelten.

Kaum waren sie in Kandid's Zimmer getreten, so winkte sie ihn bei Seite und sprach schluchzend: „Ist es denn möglich? Herr Kandid kennt Paketten nicht mehr?“

Da Kandid im Geiste beständig mit Kunigunden beschäftigt war, hatte er das Mädchen vorhin nur flüchtig angesehen. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

„Also Sie wären es, armes Kind?“ sprach er, „Sie, die dem Doctor Panglo ß ein so herrliches Präsent gemacht haben?“

„Ach ja, Herr Kandid, ich bin's,“ erwiderte Pakette. „Ich sehe wohl, daß Sie bereits Alles wissen. Ich erfuhr auch wohl, welcher gräuliche Jammer dem ganzen Hause meiner gnädigen Frau zugestoßen ist, und vor Allem, wie schrecklich es der schönen Kunigunde ergangen. Aber mir war, weiß Gott, die Zeit her eben kein besseres Loos beschieden. Als Sie mich zuerst sahen, war ich noch ganz unschuldig. Um so leichter wurde es meinem Beichtvater, einem Franziscaner, mich zu verführen. Die schrecklichen Folgen davon kennen Sie. Bald nachdem der gnädige Herr Sie mit derben Fußtritten fortgejagt hatte, mußte auch ich das Schloß verlassen. Hätte sich nicht ein berühmter Doctor meiner erbarmt, so mußt' ich sterben. Aus Erkenntlichkeit wurd' ich eine Zeitlang seine Mätresse. Seine Frau, ein

rasend eifersüchtiges Weib, überhäufte mich täglich mit den unbarmherzigsten Schlägen; es war eine wahre Furie. Der Doctor war der häßlichste Kerl, den ich je gesehen, und ich das unglücklichste Geschöpf auf Erden; denn was kann es Aergeres geben, als unaufhörliche Prügel, und noch dazu um eines Mannes willen, den man nicht ausstehen kann. Es ist eine bekannte Sache, Herr Kandid, wie gefährlich es für eine böse Sieben ist, einen Arzt zum Mann zu haben. Mein Doctor hatte endlich das Ding mit seiner Frau satt und gab ihr eines schönen Morgens, um sie vom Schnupfen zu curiren, ein so wirksames Pülverchen, daß es nach zwei Stunden unter den furchtbarsten Zuckungen mit ihr zu Ende ging. Die Verwandten der Frau Doctorin fingen einen Criminalprozeß gegen den Herrn Doctor an; der machte sich aber aus dem Staube und ließ mich in der Patsche sitzen. Ich wurde ins Gefängniß gesperrt, und meine Unschuld hätte mir schwerlich viel geholfen, wär' ich nicht leidlich hübsch gewesen. Der Richter setzte mich auf freien Fuß unter der Bedingung, selbst des Doctors Stelle einnehmen zu dürfen. Bald wurde ich von einer Andern in seiner Gunst ausgestochen; ohne Lohn jagte er mich fort, und so sah ich mich endlich genöthigt, dies scheusliche Handwerk zu ergreifen, das Euch Männern so angenehm dünkt und für uns nur ein Abgrund des unsäglichsten Elends ist. Ich ging nach Venedig, um hier mein Gewerbe zu treiben[62]). Ach, lieber Herr Kandid, Sie können Sich nicht vorstellen, was das heißt, Alles ohne Unterschied caressiren zu müssen, bald einen alten Kaufmann, bald einen Advocaten, dann wieder einen Mönch, einen Gondoliere, einen Abbate; und dabei jeder Beschimpfung, jeder Erpressung preisgegeben zu sein. Oft ist man so abgebrannt, daß man sich einen Rock borgen muß, um ihn sich von dem ekelhaftesten Schuft aufdecken zu

laſſen; was man von dem Einen verdient, ſtiehlt Einem der Andere; beſtändig wird man von den Gerichtsdienern geſchunden und hat am Ende nichts weiter zu erwarten, als ein ſchauderhaftes Alter, das Hoſpital und zu guter Letzt einen Düngerhaufen. Denken Sie Sich einmal das Alles recht lebhaft und dann ſagen Sie, ob ich nicht zu den unglücklichſten Creaturen unter der Sonne gehöre."

So ſchüttete Pakette in einem Nebenzimmer gegen den guten Kandid ihr Herz aus.

„Sie ſehen, daß ich die Wette ſchon halb gewonnen habe," ſprach Martin, der mit zugegen war.

Fra Leucojo war mittlerweile im Speiſezimmer geblieben und vertrieb ſich, bis das Eſſen aufgetragen wurde, die Zeit mit Trinken.

„Aber," ſprach Kandid zu Paketten, „Sie ſahen doch ſo fröhlich und zufrieden aus, als ich Ihnen begegnete; Sie ſangen und liebkoſten den Theatiner mit ſo natürlicher Hingebung, daß Sie mir eben ſo glücklich zu ſein ſchienen, als Sie unglücklich zu ſein behaupten."

„Ach, ſehen Sie, Herr Kandid," erwiderte Pakette, „das gehört ja eben mit zum Elend unſeres Handwerks. Geſtern erſt hat ein Officier mich beſtohlen und durchgeprügelt, und heute muß ich luſtig und guter Dinge ſcheinen, um es mit dem Mönch nicht zu verderben."

Kandid hatte genug und mußte Martin nothgedrungen Recht geben. Sie ſetzten ſich mit Paketten und dem Theatiner zu Tiſche, hielten ein ganz heiteres Mahl und wurden zuletzt ziemlich vertraut mit einander.

„Herr Pater," ſprach Kandid zum Mönch, „Sie ſcheinen Sich eines beneidenswerthen Looſes zu erfreuen; Ihr Geſicht ſtrahlt von der blühendſten Geſundheit; der Ausdruck Ihrer Züge verräth inniges Wohlbehagen; Sie

haben ein allerliebſtes Mädchen zu Ihrer Erholung und ſcheinen mit ihrem Theatinerſtande höchſt zufrieden."

„Meiner Treu, Herr," verſetzte Fra Leucojo, „ich wollte, alle Theatiner lägen im Meere, wo es am tiefſten iſt. Hundertmal war ich nahe daran, das Kloſter in Brand zu ſtecken und hinzugehen und ein Türk zu werden. Als ich funfzehn Jahr alt war, zwangen mich meine Aeltern, dieſen verwünſchten Rock anzuziehen, damit mein älterer Bruder, den Gott verdammen und zermalmen möge, die ganze Erbſchaft ſchluckte. Mein Kloſter iſt ein wahrer Tummelplatz der Mißgunſt, Zwietracht und ingrimmigſter Wuth. Dann und wann hat mir zwar eine elende Predigt wohl ein paar Scudi eingebracht, doch die Hälfte davon ſtiehlt mir der Prior und das Uebrige koſten mich die Mädchen. Wenn ich ſo des Abends ins Kloſter zurückkomme, möcht' ich mir oft den Schädel an der Wand meiner Zelle zerſchmettern, und all' meinen geiſtlichen Brüdern geht's nicht beſſer."

„Nun? hab' ich die Wette nicht ganz gewonnen?" ſprach Martin, indem er ſich mit ſeiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit an Kandid wandte.

Kandid ſchenkte Paketten zweitauſend Piaſter und dem Fra Leucojo tauſend.

„Nun werden ſie glücklich ſein," ſprach er, „dafür ſteh' ich ein."

„Das iſt noch ſehr die Frage," verſetzte Martin; „wer weiß, ob ſie mit Ihren Piaſtern nicht noch weit unglücklicher werden."

„Mag's ausfallen, wie es will!" ſprach Kandid. „Eins tröſtet mich doch bei der Sache: ich ſehe aufs Neue, daß man oft Leute wiederfindet, die man nun und nimmer wiederzuſehen hoffte. Da mir mein rothes Lama und

Pakette wieder in den Wurf gekommen sind, kann mir am Ende auch Kunigunde noch einmal begegnen."

„Ich wünsche nichts lebhafter, als daß Ihre Kunigunde Sie dereinst glücklich machen möge," bemerkte Martin achselzuckend, „aber ich zweifle sehr daran."

„Sie sind allzu hart," sprach Kandid.

„Das macht, ich habe lange in der Welt gelebt," versetzte jener.

„Aber betrachten Sie nur jene Gondoliere," fing Kandid wieder an; „singen sie nicht frohen Muthes den lieben langen Tag?"

„Sie sehen sie nicht in ihren vier Pfählen," entgegnete Martin, „bei ihren Weibern und ihren Murmelthieren von Kindern. Der Doge hat seine Noth und Plage und der Gondoliere nicht minder. Ich gebe zu, daß, Alles wohl erwogen, der Gondelführer um ein Härchen glücklicher sein mag, als der Doge, aber auch nur um ein Härchen, so daß es wahrlich nicht der Mühe verlohnt, den Unterschied genau zu untersuchen."

„Man behauptet," nahm Kandid wieder das Wort, „der Senator Pococurante[63]), der dort in dem schönen Palaste an der Brenta wohnt und der die Fremden sehr gastfrei empfangen soll, sei ein Mann, der weder Sorge, noch Kummer kenne."

„Einen so seltnen Vogel möcht' ich sehen!" sprach Martin.

Sogleich ließ Kandid den Signor Pococurante um Erlaubniß bitten, ihm morgen aufwarten zu dürfen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Beſuch bei dem venezianiſchen Nobile, Signor Pococurante.

Kandid und Martin fuhren in einer Gondel die Brenta hinauf und kamen im Palaſt des Nobile Pococurante an. Die Gärten waren ſehr weiten Umfangs und mit herrlichen Marmorſtatuen geziert, der Palaſt im edelſten Geſchmack erbaut. Der Herr vom Hauſe, ein Sechsziger und ſteinreich, empfing die beiden Neugierigen ſehr höflich, doch ohne alle Umſtände, was Kandid ein wenig ſtutzig machte, Martin aber gar nicht übel gefiel.

Zwei niedliche, wohlgekleidete Mädchen trugen Chocolate auf, die ſie trefflich ſchäumen ließen. Kandid konnte nicht umhin, ſie wegen ihrer Schönheit, Anmuth und Gewandtheit zu loben.

„Es ſind ganz gute Thierchen," ſprach der Senator Pococurante, „die ich bisweilen mit zu Bette nehme. Der Stadtdamen bin ich herzlich müde. Plage ſich, wer da will, mit ihrer Koketterie und ihrer Eiferſucht, mit ihren Zänkereien und Launen, mit ihrem Dünkel und ihrer Kleinlichkeit, mit ihren Albereien aller Art und den Sonetten, die man für ſie machen oder beſtellen muß. Bei alle dem aber machen auch dieſe beiden Dirnen mir nachgrade Langeweile."

Nach dem Frühſtück ergingen ſie ſich in einer geräumigen Galerie, wo Kandid von der Schönheit der Gemälde überraſcht wurde. Er fragte, welcher Meiſter zwei, die ihm zuerſt in die Augen fielen, gemalt habe.

„Sie ſind von Rafael," antwortete der Senator; „ich kaufte ſie vor ein paar Jahren aus Eitelkeit für ſchweres Geld. Ganz Italien ſoll nichts Vollendeteres aufzuweiſen haben; aber ſie gefallen mir durchaus nicht. Die Farben ſind zu dunkel gehalten; die Figuren haben keine Rundung, treten

nicht plaſtiſch hervor, und die Draperien gar haben mit wirklichen Gewändern nicht die entfernteſte Aehnlichkeit[64]). Kurz, wie ſehr man ſie auch anpreiſen mag, wahre Nachahmung der Natur ſuch' ich vergeblich darin. Mir kann ein Gemälde nur gefallen, wenn ich die Natur ſelbſt zu ſehen glaube, aber wo fände man wohl ſo eins! Ich hab' eine Menge Gemälde, aber ich ſehe ſie nicht mehr an."

Während das Mittageſſen beſorgt wurde, ließ Pococurante durch ſeine Hauskapelle ein Concert aufführen. Kandid war vor Entzücken über die herrliche Muſik außer ſich.

„Das Gedudel kann einem eine Viertelſtunde lang erträglich die Zeit vertreiben," ſprach Pococurante, „dauert es aber länger, ſo wird Jedermann es überdrüſſig, wenn auch Keiner es zu geſtehen wagt[65]). Heutzutage beſteht die Tonkunſt nur in der Ausführung muſikaliſcher Kunſtſtücke, was aber bloß ſchwierig iſt und weiter nichts, kann auf die Länge unmöglich anſprechen. — Die Oper würde mir vielleicht beſſer gefallen, hätte man nicht die Kunſt entdeckt, ein Ungeheuer daraus zu machen, das mich wahrhaft anwidert. Gehe hin wer da will, um jene jämmerlichen in Muſik geſetzten Tragödien anzuſehen, wo keine Scene einen andern Zweck hat, als mir nichts, dir nichts, der Geſang mag nun dahin paſſen, wie die Fauſt aufs Auge, zwei oder drei abgeſchmackte Arien anzubringen, wodurch die Actrice ihre Kehle geltend machen kann. Falle vor Entzücken in Ohnmacht, wer da will oder kann, wenn er einen Kaſtraten die Rolle eines Cäſar oder Cato herkrähen hört und ihn mit linkiſcher Haltung auf den Bretern einherſtolziren ſieht. Ich meinerſeits habe längſt auf dieſe Armſeligkeiten verzichtet, die heutzutage den Stolz Italiens ausmachen und die mehr als ein Fürſt ſo theuer bezahlt."

Kandid machte einige Einwendungen, die er aber mit großer Bescheidenheit vorbrachte. Martin dagegen war ganz der Meinung des Senators.

Man setzte sich hierauf zu Tisch und nahm ein auserlesenes Mittagsmahl ein, nach dessen Beendigung Pococurante die Fremden in seine Bibliothek führte. Beim Anblick eines prächtig gebundenen Homer machte Kandid dem Illustrissimo ein Compliment über seinen guten Geschmack.

„Dieser Dichter," sprach er, „war der Abgott des großen Pangloß, des ersten Philosophen in ganz Deutschland."

„Mein Abgott ist er nicht," versetzte Pococurante trocken. „Man wollte mir in meiner Jugend weiß machen, ich fände Vergnügen an dem alten Homer. Aber die ewige Wiederholung von Kämpfen, die sich alle so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern; diese Götter, die sich in Alles mischen und doch nichts Entscheidendes zu Stande bringen; diese Helena, über die der ganze Krieg herkommt und die doch nur eine unbedeutende Nebenrolle darin spielt; dies Troja, das man beständig belagert und nie einnimmt: Alles das langweilte mich zum Sterben. Ich fragte verschiedene Gelehrte aufs Gewissen, ob der alte Tröster für sie mehr Anziehungskraft habe, und Jeder, der mir reinen Wein einschenkte, gestand, daß ihm das Buch aus der Hand falle, daß es aber als ein ehrwürdiges Denkmal des Alterthums in keiner Bibliothek fehlen dürfe — ähnlich jenen alten verrosteten Münzen in den Sammlungen der Numismatiker, die man im Handel und Wandel nicht mehr brauchen kann."

„Ew. Excellenz urtheilen, denk' ich, vom Virgil anders?" sprach Kandid.

„Je nun," erwiderte Pococurante, „ich räume ein, daß das zweite, vierte und sechste Buch seiner Aeneide trefflich sind[66]). Was aber seinen frommen Aeneas betrifft,

den ſtarken Cloanthes und Freund Achates, den kleinen Aſcan, den einfältigen König Latinus, die kleinſtädtiſche Amata und die abgeſchmackte Lavinia, ſo glaub' ich ſchwerlich, daß es was Matteres und Läppiſcheres geben kann. Da ſind mir doch Taſſo und die Ammenmährchen Arioſt's, bei denen man im Stehen einſchläft, noch tauſendmal lieber."

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, Signor," ſprach Kandid, „ob Sie nicht großen Gefallen an Horazens Gedichten finden?"

„Man findet Maximen darin," antwortete Pococurante, „die ein Weltmann ſehr gut benutzen kann, und die ſich, in kurze, kräftige Verſe gekleidet, dem Gedächtniſſe deſto leichter einprägen. Dagegen kümmere ich mich den Henker um ſeine Reiſe nach Brundusium[67]), ſo wie um ſeine Beſchreibung eines ſchlechten Mittageſſens[68]), oder gar um ſeinen Zankdialog im Karrenſchieberton zwiſchen Gott weiß was für einen Rupilius, deſſen Worte, wie er ſagt, voll Eiter waren, und einem Andern, deſſen Worte nach Eſſig ſchmeckten[69]). Nur mit wahrem Ekel las ich ſeine plumpen Grobheiten gegen alte Weiber[70]) und Hexen[71]), und kann es auch gar nicht für eine ſo beſonders erhabene Poeſie anſehen, daß er zu ſeinem Freunde Mäcenas ſagt: „Wenn Du mich den lyriſchen Dichtern beizählſt, werd' ich mit erhabenem Scheitel bis an die Sterne reichen"[72]). Die Einfaltspinſel bewundern an einem geſchätzten Autor Alles ohne Unterſchied. Ich leſe nur für mich und befreunde mich nur mit dem, was ich brauchen kann."

Kandid, den man von Kindesgebeinen an nur zum Nachbeten angehalten hatte, war über Alles, was er hörte, höchlich verwundert; Martin dagegen fand Pococurante's Denkweiſe ganz vernünftig.

„Ha, da ſeh' ich einen Cicero!“ rief Kandid, „den großen Mann werden Sie doch gewiß nie müde zu leſen?“

„Nein, denn ich ſeh' ihn nie an,“ verſetzte der Venezianer. „Was kümmert's mich, daß er vor ſo und ſo viel Jahrhunderten für einen obſcuren Rabirius oder Cluentius als Anwald aufgetreten iſt? Ich habe ſelbſt genug Proceſſe zu ſchlichten. Eher könnten mir ſchon ſeine philoſophiſchen Werke zuſagen; da ich aber ſah, daß er an Allem zweifelt[73]), ſchloß ich, daß ich ſoviel davon wüßte, wie er, und, um unwiſſend zu ſein, Niemandes Hülfe nöthig hätte.“

„Ei, hier ſeh' ich achtzig Bände Commentationen einer Akademie der Wiſſenſchaften,“ ſprach Martin, „darunter könnte wohl was Gutes ſein.“

„Das könnt' es allerdings,“ entgegnete Pococurante, „wenn nur ein Einziger von Allen, die den Plunder zuſammengeſchmiert, die Kunſt, Stecknadeln zu machen, erfunden hätte. So aber findet man in dem ganzen Kram nur leere Syſteme und nichts im mindeſten Brauchbares.“

„Welch' eine Menge dramatiſcher Werke ſeh' ich da!“ rief Kandid, „italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche.“

„Ja wohl!“ ſprach der Senator, „es ſind an dreitauſend Stück und darunter noch nicht einmal drei Dutzend, die was taugen. — Was nun gar dieſe Predigtſammlungen betrifft, die insgeſammt nicht eine einzige Seite von Seneca aufwiegen, und jene dicken theologiſchen Wälzer, ſo können Sie leicht denken, daß es mir ſo wenig, wie ſonſt Jemandem, einfällt, nur einen Blick hineinzuwerfen.“

Martin bemerkte einen Schrank, worin nur engliſche Bücher ſtanden. „Ich ſollte denken,“ ſprach er, „ein Republicaner müßte an Werken Geſchmack finden, die in ſo freiem Geiſte geſchrieben ſind.“

„Allerdings,“ antwortete Pococurante, „ist es schön, zu schreiben, was man denkt. Das ist das Vorrecht des Menschen. In unserm ganzen Italien schreibt man nur, was man nicht denkt. Die heutigen Bewohner des Vaterlandes der Cäsaren und Antonine dürfen sich nicht unterstehen, ohne die Erlaubniß eines Dominicaners nur einen Gedanken zu haben, geschweige denn auszusprechen. Ich wäre mit der Freiheit, die den genialen Britten begeistert, vollkommen zufrieden, wenn nicht bei ihm wieder Leidenschaft und Parteigeist Alles verdürben, was diese kostbare Freiheit Schätzenswerthes hat“ [74]).

Kandid ward einen Milton gewahr und fragte, ob er diesen Dichter nicht für einen großen Mann halte.

„Wen?“ sprach Pococurante, „diesen Barbaren, der in zehn Büchern holpriger Verse einen weitschweifigen Commentar über die drei ersten Kapitel des ersten Buchs Mose schreibt? Diesen plumpen Nachahmer der Griechen, der die Schöpfungsgeschichte verhunzt und der, statt daß Moses den Allmächtigen darstellt, wie er durch sein bloßes Werde die Welt ins Dasein ruft, den Messias aus einem Schranke des Himmels einen großen Zirkel hervorholen läßt, um den Grundriß zum Universum zu ziehen [75])? Ich ihn hochschätzen, der Tasso's Hölle und Teufel verpfuscht hat; der den Lucifer bald in eine Kröte, bald in einen Kolkraben verkappt [76]); der ihn hundertmal dieselben Reden wiederkäuen und gelegentlich theologische Streitfragen erörtern läßt [77]); der Ariosto's komische Erfindung mit dem Feuergewehr im vollen Ernste nachahmt und von den Teufeln im Himmel die Kanonen losbrennen läßt [78])? Weder ich, noch sonst irgend Jemand in Italien, konnte solchem Unsinn Geschmack abgewinnen. Die Heirath der Sünde und des Todes und die Nattern, welche die Sünde gebiert [79]),

müſſen auf jeden Leſer von geſundem Geſchmack wie ein Brechmittel wirken, und ſeine lange Beſchreibung eines Hoſpitals [80]) taugt nur für einen Todtengräber. Dies dunkle, phantaſtiſche, ekelhafte Gedicht wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen überſehen und verachtet [81]); ich halte nicht mehr und nicht weniger davon, als ſeine Zeitgenoſſen in ſeinem Vaterlande davon hielten. Uebrigens ſag' ich, was ich denke, und kümmere mich wenig darum, ob Andere ſo denken, wie ich."

Kandid wurde durch dieſe Reden ein wenig verſtimmt. Er hielt den Homer hoch in Ehren und Milton war ihm nicht gleichgültig.

„O weh, o weh!" raunte er Martin zu, „wie wird der Mann erſt unſere deutſchen Poeten wegfallen laſſen!"

„Das Unglück wäre eben ſo groß nicht" [82]), verſetzte Martin.

„Welch' ein überlegener Kopf!" fuhr Kandid halblaut fort. Welch' ein großes Genie iſt doch dieſer Pococurante! Niemand kann ihm etwas recht machen."

Nachdem ſie auf beſagte Weiſe ſämmtliche Bücher die Muſterung hatten paſſiren laſſen, gingen ſie in den Garten hinunter. Kandid erhob deſſen Schönheit bis in den Himmel.

„Ich kenne nichts Geſchmackloſeres," ſprach der Eigenthümer. „Nichts als eitler Tand und Flitterkram. Aber morgen am Tage will ich einen Garten nach einem edlern Plane anlegen laſſen."

Als die beiden Neugierigen ſich von Sr. Excellenz verabſchiedet hatten, ſagte Kandid zu Martin: „Nun, daß der Mann der glücklichſte Menſch auf Erden iſt, werden Sie doch hoffentlich nicht leugnen wollen. Iſt er nicht über Alles erhaben, was er beſitzt?"

„Sehen Sie denn nicht," entgegnete Martin, „daß

er Alles deſſen überdrüſſig iſt? Die Mägen ſind nicht die beſten, hat Platon ſchon vor langer Zeit geſagt, die alle Speiſen und Getränke zurückweiſen“ [83]).

„Aber,“ wandte Kandid ein, „iſt es nicht auch eine Luſt, Alles zu bekritteln und Fehler zu entdecken, wo andere Leute nur Schönheiten zu ſehen glauben?“

„Das heißt,“ verſetzte Martin, „iſt es nicht eine Luſt und Freude, an nichts Luſt und Freude zu finden?“

„Nun gut,“ ſprach Kandid, „ſo bin ich denn allein glücklich, wenn ich Fräulein Kunigunde wiederſehe.“

„Halten Sie meinetwegen die Hoffnung feſt,“ ſprach Martin, „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

Indeſſen verſtrichen wieder Tage und Wochen unter vergeblichem Hoffen und Harren. Kein Kakambo ließ ſich blicken, und Kandid war ſo in Schmerz verſenkt, daß er nicht einmal darauf achtete, wie weder Pakette, noch Fra Leucojo einmal wieder gekommen, um ſich für das ihnen gemachte reiche Geſchenk zu bedanken.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Kandid und Martin mit ſechs Fremden zu Abend ſpeiſten und wer dieſe waren.

Als ſich eines Abends Kandid mit Martin und einigen Fremden, die in demſelben Wirthshauſe logirten, zu Tiſche ſetzen wollte, packte ihn plötzlich ein Menſch mit einem rußfarbenen Geſichte von hinten zu beim Arm und flüſterte ihm zu: „Halten Sie Sich reiſefertig! Sie müſſen mit uns fort; vergeſſen Sie es ja nicht!“

Kandid dreht ſich um und ſieht Kakambo. Nur

Kunigundens Anblick hätte ihm noch überraſchender und erfreulicher ſein können. Er war nahe daran, vor Entzücken närriſch zu werden. Inbrünſtig umarmte er ſeinen theuern Freund.

„Sicher iſt alſo Kunigunde hier? Wo iſt ſie? Bringe mich zu ihr, daß ich in ihren Armen vor Wonne ſterbe!“

„Kunigunde iſt nicht hier,“ entgegnete Kakambo, „ſie iſt in Konſtantinopel.“

„Hilf Himmel! In Konſtantinopel! Aber wäre ſie auch in China, ich flöge hin zu ihr. Fort, fort! zu Schiffe!“

„Nach dem Eſſen werden wir zu Schiffe gehen,“ erwiderte Kakambo; „mehr kann ich Ihnen jetzt nicht ſagen. Ich bin Sklave; mein Herr wartet auf mich, ich muß ihn bei Tiſche bedienen. Sagen Sie kein Wort. Nehmen Sie Ihr Abendbrot ein und halten Sie Sich dann bereit.“

Freude und Schmerz ſtürmten mit gleicher Heftigkeit auf Kandid's Seele ein. Entzückt, ſeinen getreuen Agenten wieder geſehen zu haben, beſtürzt, ihn im Sklavenkleide zu erblicken, und vor Allem voll von dem Gedanken, ſeine Geliebte wieder zu finden, mit gepreßtem Herzen und halb verwirrt im Kopfe, ſetzte er ſich mit Martin, der allen dieſen Abenteuern ganz kaltblütig zuſchaute, und mit ſechs Fremden zu Tiſche, die das Carneval in Venedig mitmachen wollten.

Gegen das Ende der Mahlzeit ſagte Kakambo einem der ſechs Fremden, dem er bei der Mahlzeit aufgewartet hatte, halblaut ins Ohr: „Sire, Ew. Majeſtät können reiſen, wenn's Ihnen gefällig iſt, das Schiff iſt ſegelfertig.“ Hierauf ging er hinaus.

Stumm vor Erſtaunen ſahen die Gäſte einander an, als ein zweiter Bedienter ſich ſeinem Herrn mit den Worten

näherte: „Sire, die Kutsche Eurer Majestät steht zu Padua und die Barke ist bereit.“ Der Herr gab ihm einen Wink und der Diener ging fort.

Wieder sahen sich sämmtliche Gäste mit großen Augen, worin sich doppeltes Erstaunen kund gab, einander an. Ein dritter Diener näherte sich einem dritten Fremden und sagte: „Folgen Sie meinem Rathe, Sire! Es ist für Ew. Majestät nicht ersprießlich, sich hier noch länger aufzuhalten. Ich gehe, um schleunigst Alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Kandid und Martin zweifelten jetzt nicht mehr, nur eine Carnevalsmaskerade vor Augen zu haben, und wurden in dieser Meinung noch mehr bestärkt, als ein vierter Bedienter seinem Herrn sagte: „Ew. Majestät können abreisen, sobald es Ihnen gefällig ist.“

Ganz dasselbe wiederholte ein fünfter.

Allein der sechste Diener sprach mit dem sechsten Fremden, der neben Kandid saß, in ganz anderm Ton. „Meiner Treu, Sire!“ sagte er, „man will weder Ew. Majestät, noch mir länger kreditiren, und ich fürchte, wir werden am Ende noch diese Nacht Beide in den Schuldthurm wandern müssen. Ich gehe, um für mich selbst zu sorgen. Addio.“

Nachdem alle Bedienten hinaus waren, verharrten die sechs Fremden, Kandid und Martin im tiefsten Stillschweigen. Endlich konnte Kandid sich nicht länger halten.

„Meine Herren,“ sprach er, „das ist ja ein seltsamer Spaß! Warum stellen Sie denn sämmtlich Könige vor? Ich meinerseits gestehe, daß ich so wenig wie Martin ein gekröntes Haupt bin.“

Kakambo's Gebieter nahm jetzt gravitätisch das Wort und sprach auf italienisch: „Ich bin nichts weniger als ein Spaßmacher: ich heiße Achmed III. und war mehrere

Jahre Großſultan. Ich ſtieß meinen Bruder vom Throne und wurde ſelbſt von meinem Neffen entthront. All' meine Weſire wurden geköpft[84]) und ich bin verurtheilt, meine Tage im alten Serail zu beſchließen. Mein Neffe, der Großſultan Mahmud, erlaubt mir bisweilen meiner Geſundheit wegen eine Reiſe zu machen, und ſo bin ich diesmal nach Venedig gekommen, um dem Carneval beizuwohnen."

Ein Jüngling, der neben Achmed ſaß, hub nach ihm an zu reden. „Ich heiße Iwan," ſprach er, „und war Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen[85]). Schon in der Wiege wurde ich entthront. Meine beiden Aeltern wurden in den Kerker geworfen und ich im Gefängniß erzogen. Bisweilen erlaubt man mir, in Begleitung meiner Wächter, eine Reiſe zu machen, und ſo bin ich nach Venedig gekommen, um dem Carneval beizuwohnen."

Der Dritte ſprach: „Ich bin Karl Eduard, König von England. Mein Vater trat mir ſeine Rechte auf dies Königreich ab und ich trat zu deren Behauptung mit gewaffneter Hand in die Schranken[86]). Achthunderten meiner Anhänger riß man das Herz aus und ſchlug es ihnen um die Ohren. Ich habe auch im Gefängniß geſeſſen. Jetzt geh' ich nach Rom, meinen Vater zu beſuchen, der gleichfalls entthront iſt, wie ich und mein Großvater, und bin vorläufig nach Venedig gekommen, um dem Carneval beizuwohnen."

Nunmehr nahm der Vierte das Wort und ſprach: „Ich bin König von Polen. Das Kriegsloos, deſſen Tücke auch mein Vater erprobte, beraubte mich meiner Erbſtaaten[87]). Wie der Sultan Achmed, der Kaiſer Iwan und der König Karl Eduard, denen Gott ein langes Leben verleihen möge, ergebe ich mich in den Willen der Vorſehung und bin nach Venedig gekommen, um dem Carneval beizuwohnen."

Der Fünfte sprach: „Auch ich war König von Polen. Zweimal verlor ich mein Königreich, allein die Vorsehung gab mir einen andern Staat, worin ich mehr Gutes gethan habe, als alle Könige der Sarmaten zusammen genommen an den Ufern der Weichsel auch mit dem besten Willen zu thun vermocht hätten [88]). Auch ich füge mich in den Willen der Vorsehung und bin nach Venedig gekommen, um dem Carneval beizuwohnen."

Jetzt war an dem sechsten Monarchen die Reihe: „Meine Herren," sprach er, „ein so großer Herr, wie Jeder von Ihnen, war ich freilich nicht, dennoch aber bin ich so gut wie Sie König gewesen. Ich heiße Theodor und wurde zum Könige von Korsika erwählt. Sonst nannte man mich Ew. Majestät und jetzt nennt man mich kaum mein Herr. Sonst ließ ich Münzen schlagen, jetzt habe ich keinen rothen Dreier. Sonst hatte ich zwei Staatssecretäre, und jetzt sahen Sie, wie mir mein letzter Bedienter davon lief. Ich sah mich einst auf einem Throne und mußte nachher in London geraume Zeit im Kerker auf dem Stroh liegen [89]). Ich fürchte sehr, daß es mir hier am Ende eben so geht, obgleich ich, wie Eure Majestäten, nach Venedig kam, um dem Carneval beizuwohnen."

Die fünf andern Könige hörten dieser Erzählung mit edelm Mitleiden zu. Jeder von ihnen gab dem Könige Theodor zwanzig Zechinen, um sich Kleider und Hemden anzuschaffen; Kandid aber schenkte ihm einen Diamanten von zweitausend Zechinen an Werth.

„Was ist denn das nur für ein einfacher Privatmann," sprachen die fünf Könige unter einander, „der im Stande ist, hundertmal so viel wegzugeben, als Jeder von uns, und der es auch thut?"

In eben dem Augenblick, da man vom Tische aufstand,

kamen in demſelben Wirthshauſe vier Durchlauchten an, die gleichfalls durch das Kriegsloos ihrer Staaten beraubt waren und die jetzt den Reſt des Carnevals in Venedig mitmachen wollten[90]). Kandid achtete nicht einmal auf die Neuangekommenen. Der Gedanke, ſeine theure Kunigunde in Konſtantinopel aufzuſuchen, füllte ſeine ganze Seele.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Kandid's Reiſe nach Konſtantinopel.

Der treue Kakambo hatte bereits den türkiſchen Schiffspatron, der den Sultan Achmed nach Konſtantinopel zurückbringen ſollte, dahin vermocht, auch Kandid und Kakambo mit an Bord zu nehmen. Beide begaben ſich aufs Schiff, nachdem ſie Seiner erbarmungswürdigen Hoheit ihre Huldigung dargebracht hatten.

„Sehen Sie," ſprach Kandid unterwegs zu Martin, „da haben wir nun mit ſechs abgeſetzten Königen geſpeiſt, und noch dazu war unter den ſechſen einer, dem ich ein Almoſen gegeben habe. Vielleicht giebt es noch viele andere, weit unglücklichere Fürſten. Ich habe doch nur hundert Lama's verloren und fliege jetzt in Kunigundens Arme. Noch einmal, liebſter Martin, Pangloß hatte Recht: Alles iſt gut."

„Wollte Gott!" ſeufzte Martin.

„Aber," ſprach Kandid, „das iſt doch ein höchſt unwahrſcheinliches Abenteuer, was wir da in Venedig erlebt haben. Hat man je geſehen oder gehört, daß ſechs abgeſetzte Könige zuſammen in einem Wirthshauſe zu Abend gegeſſen?"

„Das iſt nicht merkwürdiger,“ verſetzte Martin, „als das Meiſte, was uns begegnet iſt. Daß Könige abgeſetzt werden, iſt doch was ſehr Gewöhnliches, und daß wir nun gerade die Ehre hatten, mit ihnen zu ſpeiſen, iſt eine Nebenſache, auf die weiter gar nichts ankommt.“

Kaum war Kandid auf dem Schiffe, ſo fiel er ſeinem alten Diener, ſeinem Freunde Kakambo, um den Hals.

„Nun,“ fragte er, „was macht Kunigunde? Iſt ſie noch immer jenes Wunder der Schönheit und Anmuth? Liebt ſie mich noch? O, wie geht es ihr? Du haſt ihr doch ohne Zweifel in Konſtantinopel gleich einen Palaſt gekauft?“

„Mein lieber Herr,“ antwortete Kakambo, „Kunigunde ſcheuert am Ufer des Marmorameers das Küchengeſchirr eines Fürſten, der nur wenig Teller und Schüſſeln aufzuweiſen hat. Sie iſt Sklavin im Hauſe eines ehemaligen Herrſchers, Ragoczy[91]), dem der Großtürk täglich drei Thaler in ſeiner Freiſtatt ausgeſetzt hat. Mit noch größerer Betrübniß aber werden Sie vernehmen, daß ihre Schönheit zum Kuckuck, daß ſie über alle Maßen häßlich geworden iſt.“

„Ach! ſchön oder häßlich,“ erwiderte Kandid; „ich bin ein ehrlicher Mann und ſomit verpflichtet, ſie immer zu lieben. Aber wie konnte ſie nur mit den fünf oder ſechs Millionen, die Du ihr brachteſt, ſo entſetzlich herunterkommen?“

„Schon gut,“ ſagte Kakambo, „mußte ich nicht dem Señor Don Fernando d'Ibaraa y Figueroa y Maſcarenhas y Lampurdos y Suza, Statthalter von Buenos-Ayres, zwei Millionen für die Erlaubniß erlegen, Fräulein Kunigunde mitnehmen zu dürfen? Und hat uns nicht den ganzen Reſt ein Pirat redlich weggeka-

pert? Hat uns nicht eben dieser Pirat nach Kap Matapan, nach Milo, nach Nikaria, nach Samos, nach Petra, nach den Dardanellen, nach Marmora, nach Skutari geschleppt? Kunigunde und die Alte dienen bei dem Fürsten, wovon ich Ihnen sagte, und ich bin Sklave beim entthronten Sultan."

„Welche unendliche Kette des entsetzlichsten Mißgeschicks!" rief Kandid aus. „Aber bei alle dem habe ich ja noch einige Diamanten und werde Kunigunden damit leicht befreien. — Es ist doch schade, daß sie so häßlich geworden ist!" — Hierauf wandte er sich zu Martin und sprach: „Wen halten Sie wohl für beklagenswürdiger, den Sultan Achmed, den Kaiser Iwan, den König Karl Eduard oder mich?"

„Wie kann ich das wissen," antwortete Martin; „da müßte ich in Ihrer Aller Herzen lesen können."

„Ach," sagte Kandid, „wäre Pangloß nur hier, der würde es schon wissen und uns darüber belehren."

„Ich möchte wohl wissen," sprach Martin, „mit welcher Wage Ihr Pangloß das Unglück der Menschen wiegen und ihre Schmerzen taxiren könnte. Nur davon bin ich meinerseits fest überzeugt, daß Millionen und aber Millionen Menschen hundertmal mehr Mitleiden verdienen, als der König Karl Eduard, der Kaiser Iwan, der Sultan Achmed und alle ihre abgesetzten Collegen."

„Das ist sehr möglich," sprach Kandid.

Nach wenigen Tagen liefen sie in den Bosporos ein. Das Erste, was Kandid that, war, daß er Kakambo sehr theuer loskaufte. Ungesäumt warf er sich sodann mit seinen beiden Gefährten in eine Galeere, um am Ufer des Marmormeers Kunigunde aufzusuchen, so häßlich sie auch immer sein möchte.

Unter den Ruderknechten waren zwei, die ganz erbärmlich ruderten, und denen der Levantipatron von Zeit zu Zeit einige Hiebe mit dem Ochsenziemer über ihre nackten Schultern versetzte. Vermöge einer sehr natürlichen Regung seines Gefühls betrachtete Kandid sie aufmerksamer, als die andern Galeerensklaven, und näherte sich ihnen mitleidig. In gewissen Zügen ihrer höchst verunstalteten Gesichter glaubte er eine entfernte Aehnlichkeit mit Pangloß und mit jenem unglücklichen Jesuitenbaron, Kunigundens Bruder, zu erkennen. Diese Vorstellung ergriff und betrübte ihn aufs äußerste. Er faßte sie noch schärfer ins Auge.

„Wahrhaftig," sprach er zu Kakambo, „hätte ich nicht den Magister Pangloß hängen sehen und das Unglück gehabt, den Freiherrn durch und durch zu rennen, so könnte ich mich kaum der Vermuthung erwehren, den Einen wie den Andern in den beiden Unglücklichen dort vor mir zu sehen."

Bei den Worten Freiherr und Pangloß stießen die beiden Gefesselten einen lauten Schrei aus, saßen plötzlich regungslos da und ließen ihre Ruder fallen. Der Levantipatron rannte sogleich auf sie zu und verdoppelte die Hiebe mit dem Ochsenziemer.

„Halt, halt, Herr!" schrie Kandid, „ich will Euch geben, was Ihr haben wollt."

„Himmel! es ist Kandid!" rief der eine der Galeerensklaven.

„Himmel! es ist Kandid!" wiederholte der andere.

„Träume ich oder wache ich?" sprach Kandid; „bin ich denn wirklich auf dieser Galeere? Ist das der Freiherr, den ich getödtet habe? ist das der Magister Pangloß, den ich hängen sah?"

„Wir sind es!" antworteten sie.

„Wie! iſt das der große Philoſoph?“ fragte Martin.

„He! Herr Levantipatron,“ ſagte Kandid, „wie viel Löſegeld fordert Ihr für den Freiherrn von Thundertentronckh, einen der erſten Freiherrn des heiligen römiſchen Reichs, und für den Herrn Magiſter Pangloß, den tiefſinnigſten Metaphyſiker in ganz Deutſchland?“

„Chriſtenhund,“ antwortete der Levantipatron, „da jene beiden Hunde von Chriſtenſklaven Freiherren und Metaphyſiker ſind, was in ihren Landen wohl hohe Würden ſein müſſen, ſo ſollſt Du mir 50,000 Zechinen für ſie geben.“

„Ihr ſollt ſie haben, Herr. Bringt mich nur ſchnell wie der Blitz nach Konſtantinopel und auf der Stelle ſollt Ihr bezahlt werden. Doch nein, bringt mich lieber zu Fräulein Kunigunden.“

Bei Kandid's erſten Worten hatte der Patron bereits das Schiff umgelegt und ließ ſchneller, als ein Vogel die Lüfte durchſchneidet, nach der Stadt zu rudern.

Kandid fiel einmal über das andere bald dem Freiherrn, bald Pangloß um den Hals. „Und wie iſt es nur möglich, theuerſter Baron, daß ich Sie nicht umgebracht habe? Und wie können Sie noch leben, verehrteſter Pangloß, nachdem Sie bereits am Galgen hingen? Und wie ſind Sie nur alle Beide auf die türkiſchen Galeeren gerathen?“

„Iſt denn wirklich meine theure Schweſter in der Türkei?“ fragte der Freiherr.

„Nicht anders,“ verſicherte Kakambo.

„So ſehe ich denn meinen geliebten Kandid wieder!“ rief Pangloß.

Kandid ſtellte ihnen Martin und Kakambo vor, ſie umarmten ſich insgeſammt und ſprachen Alle zugleich.

Die Galeere flog inzwiſchen mit Windeseile dahin, und bald waren ſie im Hafen angelangt. Man ließ einen Juden kommen, welcher Kandid einen Diamanten, der wenigſtens hunderttauſend Zechinen werth war, für die Hälfte abſchacherte und bei Vater Abraham ſchwor, keinen Kreuzer mehr dafür geben zu können. Ungeſäumt bezahlte Kandid hierauf das Löſegeld für den Freiherrn und für Pangloß. Letzterer warf ſich ſeinem Befreier zu Füßen und badete ſie mit Thränen; jener dankte ihm mit vornehmem Kopfnicken und verſprach, ihm das Geld bei erſter Gelegenheit wieder zu geben.

„Iſt es denn aber nur möglich," fragte er abermals, „daß meine Schweſter ſich in der Türkei befindet?"

„Nichts iſt möglicher," ſprach Kakambo; „es iſt ausgemacht, daß ſie einem ſiebenbürgiſchen Fürſten ſein ſchlechtes Küchengeſchirr ſcheuert."

Man ließ ſofort zwei Juden kommen. Kandid verkaufte wieder einige Diamanten, und ſie beſtiegen darauf ſämmtlich eine andere Galeere, um Kunigunden aufzuſuchen und zu befreien.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Schickſale des Freiherrn und des Magiſters Pangloß.

„Verzeihung, nochmals Verzeihung, hochwürdiger Pater, daß ich Ihnen ſo ohne Weiteres den Degen durch den Leib jagte!" ſagte Kandid zum Freiherrn.

„Nichts mehr davon," antwortete dieſer; „ich war ein wenig zu lebhaft, ich geſteh' es. — Doch Sie wollen wiſſen, welch ein unglücklicher Zufall mich auf die Galeeren gebracht

hat. So hören Sie denn. Nachdem der Bruder Apotheker unſers Collegiums meine Wunde geheilt hatte, wurde ich von einer ſpaniſchen Streifpartei angegriffen und gefangen genommen. Man ſetzte mich in Buenos-Ayres, das meine Schweſter eben verlaſſen hatte, ins Gefängniß. Ich verlangte nach Rom zum Pater General zurück zu kehren, und ſpäter wurde ich zum Almoſenier des franzöſiſchen Herrn Geſandten in Konſtantinopel ernannt. Ich hatte dies Amt noch keine acht Tage bekleidet, als ich gegen Abend zufällig mit einem jungen ſehr wohlgebildeten Itſchoglan [92]) zuſammentraf. Es war ſehr ſchwül; der junge Menſch wollte ſich baden; ich nahm die Gelegenheit wahr und badete mich mit. Ich hatte keine Ahnung davon, daß es für einen Chriſten ein Halsverbrechen ſei, mit einem jungen Muſelmann in puris naturalibus betroffen zu werden. Ein Kadi ließ mir hundert Stockprügel auf die Fußſohlen geben und verurtheilte mich zu den Galeeren. Eine himmelſchreiendere Ungerechtigkeit iſt meines Erachtens noch nie begangen worden. — Aber noch einmal, wie, ums Himmels willen, gerieth nur meine Schweſter in die Küche eines zu den Türken geflüchteten Fürſten von Siebenbürgen?"

„Und Sie, theuerſter Pangloß," rief Kandid, „wie iſt es möglich, daß ich Sie wiederſehe?"

„Es war freilich keine Augentäuſchung," ſprach Pangloß, „daß Sie mich hängen ſahen. Der Regel nach hätte ich verbrannt werden müſſen; Sie erinnern ſich aber wohl, daß es regnete, als wenn es mit Mulden goß, und dazu wüthete ein ſo heftiger Sturm, daß man nicht daran denken konnte, das Holz zum Brennen zu bringen. Ich wurde alſo gehängt, weil man nichts Beſſeres mit mir anfangen konnte. Ein Feldſcheer kaufte meinen Leichnam, nahm mich mit nach Hauſe und fing an mich zu ſeciren. Er machte

zuerst einen Kreuzschnitt von dem Nabel bis zum Schlüsselbein hinauf. Noch nie seit der Erfindung des Galgens war wohl Jemand elender gehängt worden als ich. Der Nachrichter der heiligen Inquisition, der den Rang eines Unterdiakonus bekleidete, verstand sich meisterlich aufs Verbrennen, aber das Hängen war seine Sache nicht. Der Strick war vom Regen durchnäßt, glitschte also nicht recht und schlug einen schlechten Knoten. Kurz, ich athmete noch. Der Kreuzschnitt weckte mich aus meiner Bewußtlosigkeit, und ich stieß ein so furchtbares Gebrüll aus, daß mein Feldscheer rücklings zu Boden stürzte, dann schleunigst in der Meinung, er habe den Teufel secirt, halb todt vor Furcht davon lief und Hals über Kopf die Treppe hinunterfiel. Seine Frau kam bei dem Lärm und Gepolter aus einem Nebenzimmer herbeigerannt, sah mich mit meinem Kreuzschnitt über den Tisch ausgestreckt liegen, gerieth in noch größere Angst als ihr Mann, lief davon und fiel auf ihn. Als sie sich ein wenig erholt hatten, hörte ich die Frau zum Manne sagen: „Wie konntest Du Dir's nur einfallen lassen, mein Bester, einen Ketzer zu seciren? Du solltest doch wissen, daß dergleichen Leute immer den Teufel im Leibe haben. Ich will geschwind hin und einen Priester holen, damit der ihn austreibt.“ Die Haut schauderte mir bei diesen Worten, ich raffte den geringen Ueberrest meiner Kräfte zusammen und schrie: „Habt Erbarmen mit mir!“ Endlich faßte der portugiesische Barbier sich ein Herz. Er nähte meine Haut wieder zu; selbst seine Frau nahm sich meiner liebevoll an, und nach vierzehn Tagen war ich wieder auf den Beinen. Der Barbier sah sich nach einem Dienst für mich um und brachte mich als Lakai bei einem Malteser Ritter unter, der nach Venedig ging. Da aber mein Herr mir meinen Lohn nicht zahlen konnte, trat ich bei einem venetianischen

Kaufmann in Dienſt und folgte ihm nach Konſtantinopel.

„Eines Tags kam ich auf den Einfall, in eine Moſchee zu gehen. Es war Niemand darin, als ein alter Iman und eine junge allerliebſte Andächtige, die ihre Paternoſter herbetete. Ihr Buſen war ganz unverhüllt, und vor demſelben ſteckte ein ſchöner Strauß von Tulpen, Roſen, Anemonen, Ranunkeln, Hyacinthen und Aurikeln. Sie ließ ihn fallen; ich hob ihn auf und ſteckte ihn mit ſehr ehrfurchtsvoller Geſchäftigkeit ihr wieder vor. Beim Anordnen der Blumen bracht' ich ſo lange Zeit zu, daß der Iman in Harniſch gerieth, und da er ſah, daß ich ein Chriſt war, um Hülfe rief. Man führte mich vor den Kadi, der mir hundert Hiebe mit dem Bambusrohr auf die Fußſohlen geben ließ und mich auf die Galeeren ſchickte. Ich wurde gerade auf dieſelbe Galeere und auf eben die Bank geſchmiedet, worauf ſich der Herr Freiherr befanden. Auf der nämlichen Galeere waren noch vier junge Marſeiller, fünf neapolitaniſche Prieſter und zwei Mönche aus Korfu, die uns verſicherten, daß dergleichen Geſchichten alle Tage paſſirten. Der Herr Freiherr behauptete, ihm ſei größeres Unrecht geſchehen, als mir; ich behauptete dagegen, daß es weit erlaubter iſt, einem Frauenzimmer einen Blumenſtrauß wieder vor den Buſen zu ſtecken, als ſich in puris naturalibus mit einem Itſchoglan betreffen zu laſſen. Wir diſputirten beſtändig und empfingen täglich unſere zwanzig Karbatſchenſtreiche, bis die Verkettung der Begebenheiten in dieſer Welt Sie, theurer Kandid, in unſere Galeere führte, und Sie uns loskauften."

„Nun, lieber Pangloß," ſprach Kandid, „blieben Sie denn noch immer bei Ihrem alten Lehrſatze, nachdem Sie gehängt, ſecirt, zerprügelt und endlich Galeerenſklave

geworden waren? Behaupten Sie noch immer, daß dieſe Welt die beſte iſt?“

„Allerdings hänge ich noch immer feſt an meiner erſten Meinung und werde ihr ewig treu bleiben,“ antwortete Pangloß; „denn ich bin ein Philoſoph, und es würde mir ſchlecht anſtehen, etwas, das ich einmal behauptete, zu widerrufen. Leibnitz kann nicht Unrecht haben, und überdies giebt es nichts Herrlicheres in der Welt, als die vorherbeſtimmte Harmonie[93]), wie auch die Lehre vom **Plenum** und der **Materia subtilis.**“

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Kandid Kunigunden und die Alte wiederfand.

Während Kandid, der Freiherr, Pangloß, Martin und Kakambo ſich ihre Abenteuer erzählten, über die zufälligen oder nicht zufälligen Begebenheiten in der Welt vernünftelten, über Wirkungen und Urſachen, über das moraliſche und phyſiſche Uebel, über Freiheit und Nothwendigkeit und über die Tröſtungen diſputirten, deren man ſich auf einer türkiſchen Galeere erfreuen kann, landeten ſie bei dem Hauſe des Fürſten von Siebenbürgen am Ufer des Marmorameers. Das Erſte, was ihnen in die Augen fiel, war Kunigunde und die Alte, die Servietten auf eine Leine hingen, um ſie zu trocknen.

Bei dieſem Anblick erblaßte der Freiherr. Als aber Kandid, der zärtliche Liebhaber, ſeine ſchöne Kunigunde erblickte, als er ihre gebräunte Haut ſah, die Scharlachränder um ihre Augen, ihren zuſammengeſchrumpften Buſen, ihre runzligen Wangen, ihre rothen und ſchuppigen Arme,

da wich er ſchaudernd drei Schritte zurück, doch vermöge ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit bezwang er ſich und trat ihr wieder näher. Sie umarmte Kandid und ihren Bruder, man umarmte die Alte, und Kandid kaufte ſie Beide los.

Es lag ein kleiner Meierhof in der Nähe. Die Alte machte Kandid den Vorſchlag, ſich in Erwartung beſſerer Zeiten damit zu behelfen. Kunigunde wußte nicht, wie häßlich ſie geworden war; Niemand hatt' es ihr geſagt. Sie erinnerte Kandid in ſo entſchiedenem Tone an ſein Verſprechen, daß der gute Kandid ſich der Erfüllung deſſelben nicht zu entziehen wagte. Er erklärte demnach dem Freiherrn, daß er ſeine Schweſter jetzt heirathen werde.

„Nie," fuhr der Baron auf, „werde ich eine ſolche Niederträchtigkeit von Seiten meiner Schweſter, nie eine ſolche Frechheit von Eurer Seite dulden. Nein, dieſe Infamie ſoll man mir nicht vorwerfen! Die Kinder meiner Schweſter wären ja in keinem deutſchen Kapitel ſtiftsfähig! Nein, nie ſoll ſich meine Schweſter mit wem anders als mit einem Reichsfreiherrn vermählen."

Kunigunde warf ſich ihm zu Füßen und benetzte ſie mit ihren Thränen: er blieb unerbittlich.

„Hans Narr!" rief Kandid, „ich habe Dich von den Galeeren befreit, ich habe für Dich und Deine Schweſter das Löſegeld bezahlt; ſie ſcheuert hier Schüſſeln und Näpfe, iſt häßlich wie die Nacht, ich bin ſo gutmüthig und will ſie zur Frau nehmen, und Du unterſtehſt Dich noch, was dagegen einzuwenden? Es juckt mir wahrlich in den Fingern, Dich aufs Neue über den Haufen zu ſtechen."

„Tödte mich meinetwegen zum zweiten Male," ſchrie der Freiherr, „aber meine Schweſter ſollſt Du, ſo lange ich lebe, nicht heirathen."

Dreißigstes Kapitel.

(Schluß.)

Kandid hatte im Grunde seines Herzens nicht die geringste Lust Kunigunden zu heirathen. Allein eben die grenzenlose Unverschämtheit des Freiherrn bestimmte ihn zu dem Entschluß, die Heirath zu vollziehen, und Kunigunde drang überdies so lebhaft in ihn, daß er sein Wort nicht gut zurücknehmen konnte.

Er berieth sich mit Pangloß, Martin und dem treuen Kakambo. Pangloß schrieb eine schöne Abhandlung, worin er bewies, daß der Freiherr kein Recht über seine Schwester habe, und daß sie nach allen Reichsgesetzen sich Kandid an die linke Hand könne antrauen lassen. Martin stimmte dafür, den Freiherrn ins Meer zu werfen. Kakambo that den Ausspruch, man müsse ihn dem Levantipatron wieder überliefern und vorläufig wieder auf die Galeere schmieden, worauf man ihn ja dann mit erster Gelegenheit nach Rom zum Pater General zurückschicken könnte. Dieser Rath wurde einstimmig angenommen; auch die Alte billigte ihn. Seiner Schwester sagte man nichts davon. Für wenig Geld war die Sache abgethan, und man hatte das Vergnügen, zu gleicher Zeit einen Jesuiten zu überlisten und den Hochmuth eines deutschen Freiherrn zu züchtigen.

Nach so mannigfachem Mißgeschick endlich mit seiner Geliebten vereint, in Gesellschaft der Philosophen Pangloß und Martin, des klugen Kakambo und der Alten, und überdies in Besitz so vieler Diamanten, die er aus dem Vaterlande der alten Inka's mitgebracht, hätte Kandid, wie man denken sollte, unfehlbar das angenehmste Leben von der Welt führen müssen. Allein er wurde von den Juden

dergestalt geprellt, daß ihm bald nichts weiter übrig blieb, als sein kleiner Meierhof; dazu wurde seine Frau von Tage zu Tage häßlicher und in eben dem Maße zänkischer und unleidlicher. Die Alte war schwach und kränklich und zudem noch übellauniger als Kunigunde. Kakambo, der im Garten arbeitete und die Hülsenfrüchte zum Verkauf nach Konstantinopel trug, hatte alle Hände voll zu thun und verwünschte sein Schicksal. Pangloß war in Verzweiflung, nicht auf einer deutschen Universität zu glänzen. Martin endlich war fest überzeugt, daß es einem aller Orten schlecht geht, und ertrug daher sein Loos noch am geduldigsten. Kandid, Martin und Pangloß disputirten noch oft über Sätze aus der Metaphysik und der Moralphilosophie. Unter ihren Fenstern kamen oft Schiffe vorbei, die mit Effendi's, Pascha's, Kadi's beladen waren, die man nach Lemnos, Mytilene oder Arzerum ins Exil schickte. Man sah andere Kadi's, andere Pascha's und Effendi's ankommen, die an den Platz der vertriebenen traten und die dann, wenn die Reihe an sie kam, wieder vertrieben wurden. Oft sah man auch wohl einbalsamirte Köpfe ankommen, die der hohen Pforte zu Füßen gelegt wurden.

Bei solchen Gelegenheiten wurden ihre Disputе doppelt lebhaft, wenn man sich aber ausdisputirt hatte, wurde die Langeweile so unerträglich, daß die Alte sich einst unterstand, die Frage aufzuwerfen: „Ich möchte wohl wissen, was schlimmer ist, hundertmal von schwarzen Piraten geschändet zu werden, das halbe Gesäß zu verlieren, bei den Bulgaren Spießruthen zu laufen, bei einem Auto da Fe gepeitscht und gehängt zu werden, sich seciren zu lassen, auf den Galeeren zu rudern, kurz all' das Elend auszustehen, das wir sämmtlich erlitten haben, oder, sein ganzes Leben so die Hände im Schooß hier zuzubringen?"

„Eine kitzlige Frage!“ sprach Kandid.

Dies Gespräch gab zu neuen Betrachtungen Veranlassung, und Martin zumal nahm Anlaß daraus, zu schließen, der Mensch sei dazu geboren, sein Leben in den Zuckungen der Unruhe oder in der Lethargie der Langenweile zuzubringen. Kandid war nicht damit einverstanden, brachte aber nichts Positives dagegen vor. Pangloß gestand, daß er beständig ein Spielball des entsetzlichsten Mißgeschicks gewesen; da er aber einmal behauptet hatte, Alles in der Welt sei aufs herrlichste eingerichtet, verfocht er sein System aufs eifrigste, ohne selbst daran zu glauben.

Endlich ereignete sich ein Umstand, der Martin vollends in seinen verdammlichen Grundsätzen bestärkte, Kandid schwankender machte als je und Pangloß nicht wenig in Verlegenheit setzte. Sie sahen nämlich eines Tags Pakette nebst Fra Leucojo bei ihrem Meierhofe landen.

Beide befanden sich im äußersten Elend. Die dreitausend Piaster, die Kandid ihnen geschenkt, hatten sie bald durchgebracht, sich darauf getrennt, von Neuem überworfen, im Gefängniß gesessen, sich geflüchtet, und endlich war Fra Leucojo Türke geworden. Pakette setzte überall ihr Handwerk fort, ohne noch was damit verdienen zu können.

„Ich hatte es wohl vorhergesehen,“ sagte Martin zu Kandid, „daß Ihre Geschenke bald verschleudert sein und die Leute nur noch unglücklicher dadurch werden würden, als zuvor. Sie und Ihr Kakambo hatten ja die Piaster zu Scheffeln und waren darum doch nicht glücklicher, als Fra Leucojo und Pakette.“

„Ei, sieh doch, sieh doch,“ sagte Pangloß zu Pakette, „so führt Dich denn der Himmel wieder zu uns, armes Kind! Weißt Du wohl, daß Du mich um meine

Naſenſpitze, um ein Auge und um ein Ohr gebracht haſt? Wie Du ausſiehſt! O Welt, o Welt!“

Ueber dies neue Abenteuer fingen ſie ſtärker an zu philoſophiren, als je. In der Nachbarſchaft lebte ein weit berühmter Derwiſch, der für den beſten Philoſophen in der ganzen Türkei galt. Zu dem gingen ſie und fragten ihn um Rath.

Pangloß führte das Wort und ſprach: „Meiſter, wir kommen, um von Euch zu erfahren, wozu ein ſo ſeltſames Thier wie der Menſch geſchaffen wurde?“

„Was geht Dich das an?“ erwiderte der Derwiſch, „iſt das Deine Sache?“

„Aber mein ehrwürdiger Vater,“ ſprach Kandid, „es giebt ſo entſetzliches Elend auf Erden.“

„Ob Elend oder Glück, was iſt daran gelegen?“ entgegnete der Derwiſch. „Wenn Seine Hoheit ein Schiff nach Aegypten ſendet, kümmert Sie Sich wohl darum, ob die Ratten im Schiffe ſich behaglich fühlen, oder nicht?“ [94])

„Was ſoll man denn machen?“ fragte Pangloß.

„Schweigen!“ antwortete der Derwiſch.

„Ich ſchmeichelte mir,“ ſprach Pangloß, „ein wenig über Wirkungen und Urſachen, über die beſte aller möglichen Welten, über den Urſprung des Uebels, über die Natur der Seele und über die vorherbeſtimmte Harmonie mit Euch zu philoſophiren.“

Bei dieſen Worten ſchlug ihnen der Derwiſch die Thür vor der Naſe zu.

Während dieſer Unterredung erſcholl das Gerücht, daß man zu Konſtantinopel zwei Weſire des Divans und den Mufti erdroſſelt und viele ihrer Freunde gepfählt habe. Dieſe Kataſtrophe erregte einige Stunden lang gewaltigen Lärm. Auf dem Heimwege nach ihrem Meierhofe ſtießen Pangloß,

Kandid und Martin auf einen guten Alten, der sich in einer Pomeranzenlaube vor seiner Hausthür der frischen Luft erfreute. Pangloß, der eben so neugierig, als schwatzhaft und disputirsüchtig war, fragte ihn, wie der eben erdrosselte Mufti heiße.

„Das weiß ich nicht," erwiderte der ehrliche Alte, „so wenig, wie ich überhaupt je den Namen irgend eines Mufti oder Wesir gewußt habe. Von der ganzen Geschichte, von der Du da sagst, ist mir nichts bekannt. Ich bin der Meinung, daß die Meisten, die sich in öffentliche Angelegenheiten mischen, am Ende übel wegkommen und es auch verdienen. Ich erkundige mich nie danach, was man in Konstantinopel anfängt. Ich schicke meine selbstgepflanzten Gartenfrüchte zum Verkauf dorthin, und damit gut."

Wie er dies gesagt hatte, nöthigte er die Fremden in sein Haus. Seine beiden Töchter und beiden Söhne bewirtheten sie mit mehrerlei selbstgefertigten Scherbet's, mit Kaimak, der mit eingemachter Citronenschale abgezogen war, mit Pomeranzen, Citronen, Limonien, Ananas, Pistazien und Moccakaffee, der nicht mit den elenden Bohnen von Batavia und den Inseln vermischt war. Hierauf beräucherten die beiden Töchter des guten Muselmanns Kandid, Pangloß und Martin die Bärte.

„Ihr müßt ein großes, herrliches Landgut haben," sprach Kandid zum Türken.

„Nichts weiter, als zwanzig Morgen," antwortete der Alte; „die bestelle ich mit meinen Kindern. Die Arbeit schützt uns vor drei Hauptübeln, vor Langerweile, Laster und Mangel."

Kandid stellte auf dem Heimwege über die Reden des Türken tiefe Betrachtungen an.

„Wahrlich," sprach er zu Pangloß und Martin,

„dieſer gute Alte ſcheint ſich ein Loos verſchafft zu haben, das dem der ſechs Könige, mit denen wir die Ehre hatten, zu ſpeiſen, weit vorzuziehen iſt.“

„Nichts gefährlicher in dieſer Welt, als Macht und Größe,“ ſagte Pangloß, „das lernen wir von allen Philoſophen. Denn am Ende ward Eglon, der König der Moabiter, durch Ehud gemeuchelmordet; Abſalon an den Haaren aufgehängt und mit drei Spießen durchbohrt; König Nadab, der Sohn Jerobeam's, ward von Baeſa getödtet; König Ella von Simri; Ahasja von Jehu; die Königin Athalja von dem Prieſter Jojada; die Könige Jojakim, Jojachin und Zedekia wurden Sklaven[95]). Sie kennen das jämmerliche Ende des Kröſus, Aſtyages, Darius, Dionys von Syrakus, Pyrrhus, Perſeus, Hannibal, Jugurtha, Arioviſt, Cäſar, Pompejus, Nero, Otho, Vitellius, Domitian, Richards II. von England, Eduards II., Heinrichs VI., Richards III., der Maria Stuart, Karls I., der drei Heinriche von Frankreich, Kaiſer Heinrichs IV.; Sie wiſſen —“

„Ich weiß auch,“ ſprach Kandid, „daß wir unſern Garten beſtellen müſſen.“

„Sie haben Recht,“ ſprach Pangloß; „denn als Gott den Menſchen in den Garten Eden ſetzte, ſetzte er ihn deßhalb hinein, ut operaretur eum[96]), auf daß er ihn bebaute; woraus erhellt, daß der Menſch nicht zur Ruhe geſchaffen iſt.“

„Laßt uns arbeiten, ohne zu vernünfteln,“ ſprach Martin, „das iſt das einzige Mittel, ſich das Leben erträglich zu machen.“

Die ganze kleine Geſellſchaft unterſtützte dies löbliche Vorhaben. Jeder ließ es ſich angelegen ſein, ſeine Talente

auszubilden und zu üben. Das kleine Gut trug viel ein. Kunigunde war zwar sehr häßlich, aber sie wurde eine treffliche Pastetenbäckerin; Pakette legte sich aufs Sticken und Nähen, und die Alte besorgte die Wäsche. Selbst Fra Leucojo bestrebte sich, kein unnützes Glied der Gesellschaft zu bleiben; er wurde ein sehr guter Tischler, ja sogar ein rechtschaffner Mann.

Und Pangloß sagte manchmal zu Kandid: „Alle Begebenheiten in dieser besten aller möglichen Welten stehen in nothwendiger Verkettung mit einander, denn: wären Sie nicht wegen Fräulein Kunigundens schöner Augen mit derben Fußtritten aus dem schönsten aller Schlösser gejagt, wären Sie nicht von der Inquisition eingekerkert worden, hätten Sie nicht Amerika zu Fuße durchwandert, dem Freiherrn nicht einen tüchtigen Stoß mit dem Degen versetzt, nicht alle ihre Lama's aus dem guten Lande Eldorado eingebüßt, so würden Sie hier jetzt nicht eingemachte Citronenschale und Pistazien essen."

„Gut gesagt," antwortete Kandid, „aber wir müssen unsern Garten bestellen."

Noten zum Kandid.

1) Voltaire soll bei diesem Frhrn. v. Thundertentronckh einen gewissen Hrn. v. Bar im Sinne gehabt haben. Der Herausgeber verdankt diese Notiz einem Franzosen, an den sie durch Tradition gelangte, will sich aber keineswegs für ihre Richtigkeit verbürgen.

2) Candidus, arglos, treuherzig. Da der Held der Geschichte ein Deutscher ist und überdies auch der Verfasser unter der Verkappung eines Deutschen, des Dr. Ralph, auftrat, glaubte der Herausgeber den Namen Candide durch Weglassung des e einigermaßen germanisiren zu müssen. Kandidus ist ein ganz legitimer deutscher Kalendernamen.

3) Westfalen, womit hier vermuthlich das damals unter dem Krummstabe von Köln stehende Herzogthum Westfalen im engern Sinne gemeint ist, scheint V.'s Aufmerksamkeit durch seinen damaligen Culturstand vor allen deutschen Ländern auf sich gezogen zu haben. Wenigstens gedenkt er dieses Landes mehrfach in ähnlicher Weise, wie hier. In seiner „Reise nach Berlin" heißt es: „Bald darauf durchstrich ich die öden, dürren, trostlosen, „abscheulichen Blachfelder Westfalen's.

„Von der gepries'nen goldnen Zeit
„Sah ich das treuste Conterfei,
„Doch auch, daß rohe Einfachheit
„Noch reizende Natur nicht sei.

„In großen Hütten, die man Häuser nennt, sieht man eine Art „von Geschöpfen, die mit dem Namen Menschen beehrt werden „und die mit andern Hausthieren aufs freundschaftlichste bunt unter „einander leben. Ein gewisser harter, schwarzer, glitschiger Stein, „der aus einer Art Roggen bereitet werden soll (Pumpernickel), „dient den Hausherren zur Nahrung. Jetzt beklage man noch die „französischen Bauern, oder man beklage vielmehr Niemanden in „der Welt; denn in ihren räucherigen Spelunken und bei der ab„scheulichsten Nahrung sind jene Leute aus der Urzeit gesund, „kräftig und frohen Muths. Sie haben gerade das rechte Maß „von Begriffen, das ihr Zustand verträgt" ꝛc.

4) Theodicée, §. 8, sqq., 130, 196, 225 etc. (S. das Vorwort.)

5) Vgl. Theodicée, §. 44, Princip. philos. §. 31—36 etc. Leibnitz stellte dem Satze des Cartesius, wonach Alles wahr ist, was man sich als wahr denkt und klar und deutlich vorstellt, das Princip des Widerspruchs und das des zureichenden Grundes gegenüber, d. h. den Satz, daß nur das wahr sei, was keinen innern Widerspruch enthalte und wobei eine genügende, wenn auch verborgene und unbekannte Ursache obwalte, warum es so und nicht anders sei. Man kann denken, daß diese ratio sufficiens in der „Rechtfertigung Gottes" eine bedeutende Rolle spielt, wenn sie gleich bei den Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt, deren zureichenden Grund Leibnitz zu deduciren unternimmt, nicht immer so klar vorliegt, wie bei den physikalischen Experimenten des Dr. Pangloß.

6) Nur für wenige Leser bedarf es der Erinnerung, daß hier von Preußen und dem preußischen Wehrsystem die Rede ist, wie es im vorigen Jahrhundert besonders unter und seit der Regierung K. Friedrich Wilhelm's I. ausgeübt wurde. Daß es dabei noch zehnmal ärger herging, als Voltaire es hier schildert, ist eben so bekannt, als daß dieser an die Stelle des frühern Lehngefolges getretenen und seit dem 30jährigen Kriege auf Deutschland lastenden Plage erst seit den Revolutionskriegen durch die Einführung der französischen Conscription ein Ende gemacht wurde, einer Recrutirungsmethode, welche, anfangs viel verschrien, vor jenem empörenden, barbarischen und gesetzlosen, wenngleich von den gepriesensten Landesvätern ohne Scheu angewandten System wenigstens den Vorzug hat, alle Unterthanen ohne Unterschied und in gesetzlicher Form in Anspruch zu nehmen, die aber, wie die Gründung der Landwehr hoffen läßt, nur den Uebergang zu einer wahrhaft vernunftgemäßen Volksbewehrung bildet, wie man sie jetzt freilich in Deutschland noch nicht brauchen kann.

7) K. Friedrich II., der sich hier nothwendig wieder erkennen mußte und den die Anerkennung seines großen Genies schwerlich die blutige Satire auf die in seinem Namen verübten Gräuel übersehen ließ, bewährte die Unbefangenheit seines Urtheils, indem er in einem Briefe v. 18. April 1759 Voltaire dankt, ihn „mit „Hrn. Kandid, diesem Hiob im modernen Gewande, bekannt „gemacht zu haben," und dann hinzusetzt, „nur ein solcher Roman

„lasse sich lesen; er sei lehrreicher und liefere schlagendere Beweise, „als alle Argumentationen in barbara, celarent“ etc. In seinem nächstfolgenden Briefe (v. 18. Mai) heißt es mit scherzhafter Anspielung auf einen Ausdruck im 3. Kapitel, ohne einige „heldenhafte Metzelei“ werde es allerdings auch ferner nicht abgehen. Der alte Fritz konnte schon einen Puff vertragen. Er ließ sich nicht bloß Voltaire's honigsüße Poesien (in gebundener und ungebundener Rede) gefallen, sondern zu Zeiten auch ein Stück gallenbitterer, wenn auch überzuckerter Prosa, selbst wo sie ihn noch schärfer faßte, als hier (vgl. u. a. Destutt de Tracy's Commentar zu Montesquieu's G. d. G., Th. VIII., S. 102). Seine frühern Zerwürfnisse mit ihm, worauf wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen werden, hatten ganz andere Ursachen, als etwa mißfällige Wahrheiten, womit ihn V. bedient.

8) Ein berühmter Arzt und Wundarzt aus Anazarbos in Kilikien, der zur Zeit Nero's blühte und den die Aerzte neben Hippokrates, Galenos ꝛc. im Munde zu führen pflegten, als es noch Mode war, den Patienten mit griechischen Namen zu imponiren, statt mit naturphilosophischen Kunstwörtern.

9) d. h. für den strengen, unduldsamen Calvinismus der Voetianer gegen die gemäßigte Partei der Coccejaner. Wie immer in Zeiten, wo Religionsmeinungen das Volk beherrschen, war auch damals in den Niederlanden die religiöse Spaltung mit der politischen verschmolzen, und wie es in solchem Fall in ausgearteten Republiken zu geschehen pflegt, suchte die im Besitz der höchsten Macht befindliche und nach noch unumschränkterer Gewalt strebende Familie, hier also das erst seit Kurzem nach 45jähriger Verdrängung mit der Erbstatthalterwürde bekleidete Haus Oranien, durch Anschluß an die Partei der religiösen Eiferer die Masse des Volks gegenüber der hellersehenden Minderzahl für sich zu gewinnen. — Bei dem hier nur flüchtig skizzirten Zeloten scheint V. denselben Amsterdamer Prädicanten im Sinne zu haben, den er im 31. der dialogues philosophiques sich selbst ausführlicher schildern läßt und den er im Artikel Hiob des dictionnaire philosophique, wo er gleichfalls einen Seitenhieb bekommt, durch die Buchstaben V....e seinen Zeitgenossen oder wenigstens seinen Landsleuten vermuthlich deutlich genug bezeichnete.

10) „Die Secte der Wiedertäufer besteht noch in ziemlicher „Anzahl, befestigt durch das Blut der Proselyten, die sie Märtyrer nennen, aber ganz verschieden von dem, was sie ursprünglich

„war. Die Nachfolger jener blutdürſtigen Fanatiker Johanns „v. Leyden ſind die friedfertigſten Menſchen von der Welt, nur „mit ihren Manufacturen und ihrem Handel beſchäftigt und dabei „arbeitſam und mildthätig in hohem Grade. Es giebt kein zweites „Beiſpiel einer ſo großen Veränderung; allein da ſie durchaus „keine Rolle in der Welt ſpielen, achtet man nicht einmal darauf, „ob ſie ſich geändert haben oder nicht, ob ſie böſe oder tugend„haft ſind. Die Haupturſache der Veränderung ihres ſittlichen „Charakters iſt ihr Anſchluß an die Lehre der Unitarier, d. h. „der Religionspartei, die nur einen Gott anerkennt und bei „andächtiger Verehrung Chriſti mit wenigen Glaubensſätzen und „ohne alle Controverſen fertig wird. Es ſind Leute, die von „allen andern chriſtlichen Secten verdammt werden und doch fried„lich mitten unter ihnen leben. Sie ſind alſo in dieſer Hinſicht „gerade das Gegentheil der Chriſten überhaupt. Dieſe waren „zuerſt friedfertige, duldende, im Verborgenen lebende Brüder „und wurden ſpäter thörichte und barbariſche Böſewichter. Die „Wiedertäufer dagegen fingen mit der Barbarei an und hörten mit „der Sanftmuth und Weisheit auf.“ V. **essai sur les moeurs etc. chap. 132.**

11) Die Annahme, daß die Syphilis von den Gefährten des Columbus aus Amerika mitgebracht ſei, hat man in neuerer Zeit ziemlich allgemein als irrig anerkannt. Sie ſcheint vielmehr das Product einer damals in Europa herrſchenden eigenthümlichen epidemiſchen Conſtitution in Verbindung mit dem Ausſatz zu ſein, wozu dann allerdings noch, um jene bis dahin unbekannte Krankheitsform zu erzeugen, eine von den ſpaniſchen Matroſen aus Weſtindien mitgebrachte ſcharbockartige Seuche das Ihrige mag beigetragen haben. Was übrigens Pangloß von der ungeheuern Ausbreitung und den verheerenden Wirkungen dieſer Krankheit ſagt, iſt durchaus nicht übertrieben, und man kann es daher Voltaire wohl verzeihen, daß er in ſeinem Roman von der beſten Welt eine Seuche nicht mit Stillſchweigen übergeht, die ein anderer Poet, Hieronymus Fracaſtorius, ſogar in drei (dem Cardinal Bembo dedicirten) Büchern meiſterhafter lateiniſcher Hexameter beſang, und die auch unſer Ulrich v. Hutten — dieſer mannhafte, im Kampfe gegen Deutſchlands Erbfeinde, die Franzoſen, ritterlich gefallene und daher nicht mit Unrecht als des deutſchen Volkes Märtyrer und Heiland auf den Schild gehobene deutſche Cavalier — in ſeinem Buche **de morbo Gallico** ſeiner

besondern Beachtung werth hielt. — Pangloſſens Demonſtration der Nothwendigkeit dieſer Krankheit iſt eine Parodie auf Leibnitzens eben ſo bündigen Beweis, daß Sextus Tarquinius die Lucretia habe ſchänden müſſen, damit das römiſche Reich der Welt große und herrliche Exempel gebe. S. ſeine Fortſetzung der philoſophiſchen Dichtung des Laurentius Valla hierüber, Theodicée, §§. 413—17.

12) Das Erdbeben, wodurch am 1. November 1755 zwei Drittheile von Liſſabon zerſtört wurden, und wobei nicht 30, ſondern wenigſtens 50,000 Menſchen umkamen, veranlaßte Voltaire zu einer poetiſchen Erörterung der dem Kandid zum Grunde liegenden philoſophiſchen Streitfrage. Wir werden dies ſchöne Gedicht am Schluß des Kandid mittheilen.

13) Nachdem die Portugieſen ihren einſt überaus blühenden Handel in Japan während der ſpaniſchen Occupation ihres eignen Landes durch Jeſuitenmeutereien eingebüßt hatten und endlich nebſt den Spaniern in Folge einer von den Holländern, Spaniens Erbfeinden, entdeckten und verrathenen Verſchwörung auf ewig aus jenem Reiche verbannt waren, erkauften die Holländer die Erlaubniß, unter den drückendſten Beſchränkungen in Japan Handel zu treiben, durch die eidliche Verſicherung, daß ſie keine Chriſten ſeien — einen Schwur, dem der holländiſche Reſident Kökebecker durch ſeine thätige Mitwirkung bei der Niedermetzelung der damals noch in Japan befindlichen Chriſten den gehörigen Nachdruck gab, und den jeder Holländer bei ſeiner Ankunft in Nangaſaki durch die hier erwähnte Ceremonie des Anſpeiens und Mitfüßentretens des Crucifixes bekräftigen muß.

14) Vgl. Theodicée, §. 119, 121 sqq. 214 etc.

15) Ib. §. 133, 158, 231 etc.

16) Ib. §. 37, 132, 230 etc. — Verſchiedene kleine Abhandlungen, worin Voltaire ſeine Anſichten über Nothwendigkeit, Freiheit des Willens ꝛc. (vgl. oben Seite 45) nicht in tiefſinnig philoſophiſchem Jargon, ſondern in ſeiner gewöhnlichen populären Weiſe entwickelt, wird man am Schluß des Kandid finden.

17) Dies Gutachten der theologiſchen Facultät zu Coimbra, deren damaligen Dekan wir leider nicht genannt finden, iſt rein hiſtoriſch. Doch fand das Verſöhnungs-Auto da Fe zu Evora erſt am 20. Juni 1756, alſo nicht 8 Tage, ſondern beinahe 8 Monate nach dem Erdbeben ſtatt. Vgl. Mercure historique et

politique de la Haye, Bd. CXLI., S. 135. — Ueber die Inquisition im Allgemeinen vgl. Monteſquieu, G. d. G. B. 25, Kap. 13 (Th. VIII., S. 150, ff. unſr. Ausg.). Bekanntlich verdankte dies heilige Inſtitut, durch welches nach Llorente in Spanien allein in 3 Jahrhunderten etwa 32,000 Menſchen zur größern Ehre Gottes geradezu abgeſchlachtet oder verbrannt und Millionen ins Elend geſtürzt wurden, ſein Entſtehen (i. J. 1481) dem frommen K. Ferdinand dem Katholiſchen und ſeine Wiederherſtellung, nachdem die Franzoſen es 1808 abgeſchafft hatten, dem Siege der Legitimität in der Perſon Ferdinand's VII., der dieſe gottgefällige Reſtitution ſeine erſte Regierungsſorge ſein ließ. Erſt durch die Cortes von 1820 wurde die Inquiſition in Spanien auf ewig abgeſchafft. In Portugal wurde ſie (1536) durch Johann III. eingeführt und erſt durch die Revolution von 1820 aufgehoben.

18) Demſelben Reichthum, der den Juden ſo furchtbare Verfolgungen zuzog, verdankten ſie auf der andern Seite in manchen Ländern und namentlich in Portugal einen zwar geheimen, doch darum nicht minder mächtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. So ſoll die Revolution, die i. J. 1640 Portugal von Spanien losriß und das Haus Braganza auf den Thron ſetzte, hauptſächlich durch die thätige Mitwirkung der damals mit der Inquiſition zu dieſem Zweck verbündeten Juden entſchieden ſein.

19) Einſt eine gefürchtete Raubrepublik an der Küſte von Temſena, ſpäter unter marokkaniſcher Herrſchaft in Armuth und Vergeſſenheit verſunken. — Einen ähnlichen Heldenmuth, wie hier gegen die Korſaren, haben die päpſtlichen Soldaten ſeit der Zeit Papſt Julius II. bei jeder Gelegenheit bewieſen.

20) Mulei Ismael ſtarb 1727, und die Bürgerkriege und Empörungen, die ſchon bei ſeinen Lebzeiten begonnen hatten, nahmen in den nächſten 15 Jahren nach ſeinem Tode kein Ende (vergl. Monteſquieu, G. d. G. Th. II., S. 106 unſr. Ausg.). Dieſer Kaiſer von Marokko und ſeine Söhne dienten Voltaire als erbauliches Gleichniß für die ſtreng auguſtiniſche Lehre von der Gnadenwahl, welches, da ſeine Bedeutung mit dem Grundgedanken dieſes Buchs in nahem Zuſammenhange ſteht, hier ſeine Stelle finden mag: „Der Kaiſer Mulei Ismael von Marokko hatte, „wie man ſagt, 500 Söhne. Was würdet ihr nun ſagen, wenn „ein Marabut (muhamedaniſcher Pfaff) vom Berge Atlas euch er„zählte, der weiſe und gute Mulei Ismael habe einmal ſeine

„ganze Familie zum Essen um sich versammelt und gegen das Ende „der Mahlzeit also gesprochen: „„Ich bin Mulei Ismael und „„habe euch gezeugt zu meiner Herrlichkeit (Esaias XLIII, 7), „„denn ich bin sehr herrlich. Ich liebe euch Alle zärtlich und trage „„Sorge für euch, wie eine Henne ihre Küchlein birgt unter ihre „„Flügel (Matth. XXIII, 37). Ich habe beschlossen, daß einer „„meiner jüngern Söhne das Königreich Tafilet bekommen und „„ein anderer Marokko für alle Zeiten inne haben soll. Was „„aber meine andern geliebten Kinder, 1498 an der Zahl, an„„langt, so will ich, daß man die Hälfte von ihnen rädert und „„die andern verbrennt (vergl. Matth. XXII, 14 und Röm. IX, „„12—21); denn Ich bin der Herr (3 B. Mos. XIX, 37 ꝛc.) „„Mulei Ismael.““ Sicher würdet ihr den Marabuten, der „euch dies erzählte, für den ärgsten Tollhäusler halten, dem je „die afrikanische Sonne das Gehirn verbrannte. Wenn nun aber „3 bis 4000 Marabuten, die sich auf eure Kosten mästeten, euch „dieselbe Geschichte wieder und wieder vorkäuten, was würdet ihr „dann thun? Würdet ihr nicht in Versuchung gerathen, sie bei „Brot und Wasser fasten zu lassen, bis sie wieder zu Verstande „gekommen wären? Ihr gebt zu, daß mein Unwille ganz gegründet „ist, so weit er die Supralapsarier betrifft (welche die Gna„denwahl vor dem Sündenfall annehmen), die da glauben, der „Kaiser von Marokko habe jene 500 Söhne nur zu seiner Herr„lichkeit gezeugt und von jeher die Absicht gehabt, sie, bis auf die „beiden zur Herrschaft bestimmten, rädern und verbrennen zu lassen. „Unrecht hab' ich aber nach eurer Meinung gegen die Infralapsa„rier (welche die Gnadenwahl erst von dem Sündenfall datiren), „gegen die Marabuten, die da bekennen, Mulei Ismael habe „ursprünglich nicht die Absicht gehabt, seine Kinder eines qual„vollen Todes sterben zu lassen, sondern erst, nachdem er voraus„gesehen, daß sie nichts taugen würden, als guter Hausvater es „für angemessen gehalten, sich ihrer durch Feuer und durchs Rad „zu entledigen. — O ihr Supra- und Infralapsarier allzumal, „ihr Gratuitisten, Sufficientisten und Efficacisten, ihr Jansenisten „und Molinisten (s. Note 55), so werdet doch endlich Menschen „und verwirrt die Welt nicht länger durch so abgeschmackte und „abscheuliche Dummheiten!“ **Dictionnaire philosophique, Artikel von der Gnade, Abschn. III.**

21) Vergl. Montesquieu's G. d. G., Th. V., S. 128 und 129 unsr. Ausg.

22) Das Kastriren war früher in Italien so an der Tagesordnung, daß die, welche die Operation vollzogen, sich durch öffentliche Anschlagzettel dem Publikum empfahlen. Später suchte man nach dem Vorgange Papst Ganganelli's in allen italischen Staaten durch scharfe Gesetze dem Unwesen zu steuern. Doch nach der Masse Kastraten zu schließen, die man noch jetzt in Italien sieht, müssen die Verbote schlecht befolgt werden. — Ueber die Macht der Eunuchen im Orient vergleiche man Montesquieu im G. d. G., Thl. VI., S. 30 f. unsrer Ausgabe. Bekanntlich wurden Einige, wie Origenes, Narses, Abailard ꝛc. auch in christlichen Ländern zu den großen „Männern" gezählt.

23) Der Politik, die sich in den geheimen Artikeln des Tractats von Mekines i. J. 1728 bethätigte, blieb England auch ferner treu. Ohne sie würde nicht zur Schande Europa's erst über 100 Jahre später mit der Ausrottung der nordafrikanischen Raubnester der Anfang gemacht sein, und auch jetzt würde Frankreich eher auf einen befriedigenden Ausgang dieses kühnen Unternehmens rechnen können, wenn sich nicht seine Feinde in der Barbarei desselben Rückhalts erfreuten, wie damals die Söhne Mulei Ismael's.

24) Es ist von der Belagerung Azow's durch Münnich und Lascy i. J. 1736 die Rede, die besonders durch ein (im Folgenden angedeutetes) kühnes Manöver des russ. Contreadmirals Bredahl entschieden wurde. Vergl. Algarotti's viaggi in Russia.

25) Johann Robeck wurde 1672 zu Kalmar in Schweden geboren. Das Studium der Schriften Swedenborg's gab seinem von Natur zu tiefsinnigen Grübeleien sich hinneigenden Geiste eine phantastische, über die Grenzen der Sinnenwelt mit unbezwinglicher Begier hinausstrebende Richtung. Aus Verdruß über die Unterdrückung seiner in der That nur von harmlosem Unsinn strotzenden, von dem Erzbischof von Upsala aber als ketzerisch verurtheilten Schrift de fine hominis ging er nach Deutschland, trat 1705 in Hildesheim zum Katholicismus über, ging später nach Rinteln und stürzte sich endlich 1734 nicht etwa aus Verzweiflung oder Lebensüberdruß, sondern aus Princip zu Bremen in die Weser. Er hinterließ eine zu ihrer Zeit nicht wenig Aufsehen machende Apologie des Selbstmordes, die sein College Professor Funck in Rinteln seinem Auftrage gemäß nach seinem Tode herausgab und die den Titel führt: Exercitatio

philosophica de εὐλόγῳ ἐξαγωγῇ sive morte voluntaria philosophorum et bonorum virorum etc.

26) Genesis XII, 13, ff.; XX, 2, ff.

27) Ein Zeugniß, daß Preußen (woran, wie gesagt, bei Bulgarien und bulgarisch immer zu denken ist) im vorigen Jahrhundert durch sein Exercitium und überhaupt durch sein Heer- und Kriegswesen in allen Welttheilen fast eben so berühmt war, wie jetzt durch seine hohe Intelligenz, seine freiere Presse, die salomonischen Aussprüche des Obercensurgerichts in B. und die Calembourgs einer hohen Person, findet sich u. a. in Raynal's Geschichte der Niederlassungen der Europäer in beiden Indien, B. XIX. Kap. 4. p. m. 561 ff.

28) Seit 1640 hatten sich die Jesuiten an den herrlichen Ufern des Paraguay und des Paranna niedergelassen und dort allmälig einen mächtigen theokratischen Staat gegründet, der die Provinzen Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte und den sie über hundert Jahre lang, um ihre Macht und ihre Pläne zu verbergen, in derselben strengen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt zu erhalten wußten, wodurch in neuerer Zeit der berüchtigte Dr. Francia demselben Lande die Unabhängigkeit zu sichern suchte. Sie dachten auf nichts Geringeres, als das ihnen unterworfene Gebiet und demnächst vielleicht ganz Südamerika der Oberherrschaft der Kronen Spanien und Portugal, denen sie einstweilen, alle übrigen Regierungsrechte sich selbst vorbehaltend, für jeden ihrer Unterthanen jährlich einen Piaster zahlten, auch dem Namen nach gänzlich zu entziehen. Merkwürdiger Weise war es also dieser sonst der widernatürlichsten Tyrannei dienende und sie zugleich für sich selbst, auch in diesem Fall, erstrebende Orden, welcher zuerst der neuen Welt mit dem Beispiele der Zerreißung des durch die Erstarkung der Kolonie unnatürlich gewordenen Bandes zwischen dieser und dem Mutterlande voranging. In Folge eines Grenztractats zwischen Spanien und Portugal wurden endlich die Absichten der Jesuiten in Paraguay, so wie ihre bereits gewonnene Macht dem staunenden Europa offenbar, zugleich aber durch die übereilte Enthüllung derselben ihr Fall beschleunigt. Sie weigerten sich, jenem Vertrage gemäß sieben ihrer 30 Doctrinae oder Missionsbezirke an Brasilien abzutreten, hetzten die Eingebornen in der Provinz San Nicola zu offener Empörung auf und stellten endlich 1756 selbst ein wohlgerüstetes Heer von 20,000 Mann unter dem Oberbefehl der Väter Lamp und Thadeo ins Feld.

Doch sie hatten ihre Kräfte überschätzt. Der vereinigten Macht der beiden Königreiche noch nicht gewachsen, wurde ihr Heer geschlagen, die Indianer zum Gehorsam gebracht und, einige Jahre später, dem ganzen Mönchsstaate ein Ende gemacht. Vergl. die Geschichte des Jesuitenreichs in Paraguay von dem (als Verfasser nicht genannten) portugiesischen Jesuiten P. Ibagnez, deutsch in Le Bret's Magazin, Thl. II., S. 359, ff. — Der Untergang der Jesuiten in Paraguay gab gewissermaßen die Losung zu dem bald darauf auch in Europa von allen Seiten über den Orden hereinbrechenden Verderben, den bekanntlich Papst Ganganelli 1773 durch die Bulle Dominus redemptor aufhob, und welchen nach 41jähriger Verborgenheit wieder offen ins Leben zu rufen dem goldnen Zeitalter der Restauration neben andern heiligen Restitutionen vorbehalten blieb. Daß es indessen den Jesuiten nie gelingen wird, auch in Amerika wieder ihr Haupt zu erheben, ist wohl eben so ausgemacht, als daß ihr gleißnerisches Zurschautragen liberaler Tendenzen in einigen Ländern Europa's, wie in Belgien und Ireland, denen, die sich dadurch täuschen lassen, schlechten Segen bringen wird, und daß jedes Volk, das nach wahrer Freiheit strebt, sich solcher Bundesgenossen schämen und sie, eingedenk des timeo Danaos et dona ferentes, mit Verachtung zurückweisen sollte.

29) Die hier angedeutete zarte Passion wurde den heiligen Vätern der Gesellschaft Jesu ziemlich allgemein nachgesagt. Selbst eines ihrer gepriesensten Glieder, der gelehrte P. Marc-Antoine Muret, sah sich deswegen in Rom den Aeußerungen des Volksunwillens ausgesetzt. — Voltaire verewigt den Namen eines Elsasser Jesuiten, der i. J. 1753 seinen Plan, sich auf dem mümpelgart'schen Schlosse Horburg bei Kolmar niederzulassen, durch den Einfluß seines Bruders, Beichtvaters der Dauphine, hintertrieb.

30) Das Journal de Trevoux war das kritische Organ der Jesuiten in Frankreich, mit dem Voltaire in beständiger Fehde lebte, und über dessen Herausgeber er namentlich in seinem „Bericht über die Krankheit, die Beichte, den Tod und die Erscheinung des Jesuiten Bertier" die beißendste Lauge ausgoß. Mit der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (1767) hörte auch das J. d. T. auf.

31) Ueber die Passion mancher Affen für die Weiber der Menschen und namentlich über die galanten Abenteuer der südamerikanischen Affen mit den schönen Indianerinnen findet man weitere Auskunft im Büffon unter dem Artikel Ouanderou (Simia Silenus).

32) Orechon's (Ohrindianer, Langohren, franz. Oreillons) wurde von den Spaniern wegen seiner großen Ohren ein besonders wildes und grausames Volk in der Landschaft Chaco am obern Paraguay genannt, das, wenigstens unter dieser Benennung, bei den neuern Reisenden nicht vorkommt. Vielleicht sind es die Chiquitos.

33) Eine Anspielung auf J. J. Rousseau's Schrift über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen, auf deren Zusendung V. dem Verfasser neben vielen Complimenten erwiderte: „Noch nie ist man mit solchem Aufwand von Geist darauf ausgegangen, uns zu Thieren zu machen. Es wandelt einen die Lust an, auf allen Vieren zu gehen, wenn man Ihr Buch liest."

34) Die älteste Nachricht von dem Goldlande zwischen Peru und Guyana rührt von Juan Martinez, einem spanischen Artillerieoffizier von Ordaco um die Mitte des 15. Jahrhunderts her. Er wollte, wegen eines Dienstvergehens flüchtig geworden, auf ähnliche Weise, wie Kandid, dorthin gelangt sein und 7 Monate in der Hauptstadt verweilt haben. Von dieser Hauptstadt, Manoa genannt, die inmitten des großen Binnensees Parima liegen sollte, erzählte er dieselben Wunderdinge, die später unsern Kandid in Erstaunen setzten. Doch soll nach ihm Eldorado nicht das Stammland der peruanischen Inka's, sondern vielmehr, zur Zeit der Eroberung Peru's durch die Spanier, von dem mit einem großen Theil der Einwohner jenes Landes über den Marannon geflüchteten Inka Guaynakapak gegründet worden sein. Martinez' Bericht, der in der spanischen Kanzlei zu San Juan di Porto Rico niedergelegt war, brachte später den berühmten englischen Krieger, Staatsmann und Schriftsteller Sir Walter Raleigh auf den Gedanken, das Goldland aufzusuchen und dadurch vielleicht die eingebüßte Gunst der Königin Elisabeth wieder zu erlangen. Mit etwa 100 Leuten fuhr er 1795 den Orinoco hinauf und kam unter beständigen siegreichen Gefechten mit den dort angesiedelten Spaniern nach seiner Meinung bis nahe an die Grenze von Eldorado, an dessen Existenz er nach der Aussage der Indianer jener Gegenden nicht mehr zweifelte. Doch getrauete er sich mit seiner geringen Mannschaft nicht in das Wunderland selbst einzudringen, und beschloß, die Ausführung dieses Wagestücks auf eine gelegenere Zeit zu verspären. Nach England zurückgekehrt, wurde er durch dringendere Angelegenheiten zu sehr

in Anspruch genommen, als daß er fürs Erste jenen abenteuerlichen Plan hätte wieder aufnehmen können. Eine im folgenden Jahre in seinem Auftrage vom Kapitän Keymis unternommene Fahrt führte zu keinem genügenden Resultate. Erst 21 Jahre später, nachdem R., wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen K. Jakob I. zum Tode verurtheilt, 12 Jahre im Tower gesessen hatte, erbot er sich, um seinen Hals zu retten, abermals, die Schätze Eldorado's für den König zu entdecken und zu erobern. Er wurde auch wirklich auf diese Bedingung seiner Haft entlassen und segelte mit 12 Schiffen ab. Das Unternehmen mißlang aber noch entschiedener, als das erste Mal, und nach seiner Rückkehr ließ ihm König Jakob den Kopf abschlagen, um in jener Welt das Schlaraffenland zu suchen, das er in dieser nicht finden konnte und das auch nach ihm Niemand gefunden hat, es sei denn der glückliche Beranger in seinem himmlischen Pays de Cocagne. — (Einen Auszug aus Raleigh's höchst anziehender Beschreibung seiner ersten Reise nach Eldorado findet man im 16. Theil der Sammlung aller Reisen, S. 315 ff. — Humboldt wurde im J. 1800 durch die Guaykasindianer verhindert, bis zum See Parima vorzudringen.

35. 35) Damit Voltaire durch diese Stellen nicht in den Verdacht gerathe, als huldige er den verschrobenen Emancipationsideen unserer modernen Männinnen, ist es nöthig, zu bemerken, daß er hier nur die Sage von Eldorado mit jener andern, durch Pizarro's Gefährten Franz Orellana aufgebrachten Fabel vom Amazonenlande verschmilzt, das allerdings, wenn es existirte, ungefähr in derselben Gegend, wie Eldorado, oder doch nur etwas weiter südlich, etwa im nördlichen Theil der brasilischen Intendanz Rio Negro zu suchen sein würde.

36) Vergl. Montesquieu's unübertreffliche Apologie der Negersklaverei im G. d. G. Th. VI., S. 9 unsr. Ausg., und was insbesondre die Unmenschlichkeit der Holländer in Surinam gegen ihre Neger betrifft, Raynal's Geschichte der Niederlassungen der Europäer ꝛc. B. XI., Kap. 22, und B. XII., Kap. 27, pp. m. 175 u. 307.

37) In vielen seiner Schriften spricht Voltaire seine Vorliebe für Venedig und dessen Verfassung aus, die allerdings, trotz ihrer Ausartung seit der aristokratischen Revolution i. J. 1172, noch immer durch den kräftigen und zähen Gemeingeist der Nobili dem monarchisch-despotischen Auslande gegenüber ein imposantes

Schauspiel darbot. Voltaire's Artikel über Venedig im Dictionnaire philosophique wird, da wir letzteres als Ganzes mitzutheilen uns versagen müssen, hier am besten seine Stelle finden. Er lautet folgendermaßen: „Keine Macht kann den Venezianern „vorwerfen, auf dem Wege der Empörung zur Freiheit gelangt „zu sein. Keine kann ihnen sagen: Ich habe euch freigelassen: „hier ist euer Freiheitsbrief. — Sie haben ihre Rechte nicht usur„pirt, wie die Cäsaren das Reich und wie so viele Bischöfe, der „römische an der Spitze, ihre landesherrlichen Rechte usurpirten. „Sie sind (wenn dieser Vergleich nicht zu kühn ist) Herren von „Venedig, wie Gott Herr der Erde ist, weil er sie gegrün„det hat. Attila, dem es, beiläufig gesagt, nie einfiel, den Titel „Geißel Gottes anzunehmen, durchzog verheerend Italien. Er „hatte gerade so viel Recht darauf, wie später der Ostfranke Karl „der Große, der Kärnthner Bastard Arnulf, der Herzog „Guido v. Spoleto, der Markgraf Berengar v. Friaul „und die nach fürstlicher Macht strebenden Bischöfe. In jener „Zeit kriegerischer und kirchlicher Räubereien nun schießt Attila „herbei, wie ein Geier, und die Venezianer bergen sich im „Meere, wie Taucher. Keiner schützt sie, als sie selbst. Sie „bauen ihr Nest mitten im Wasser, sie vergrößern, bevölkern, ver„theidigen und bereichern es. Nun frag' ich, ob man sich wohl „einen besser begründeten Besitz denken kann? Unser Vater Adam, „der im schönen Lande Mesopotamien gelebt haben soll, war mit „keinem größeren Rechte Herr und Gärtner des irdischen Paradie„ses. Ich las das squittinio della liberta di Venezia und war „empört darüber. Wie! Venedig sollte nicht von Haus aus „frei gewesen sein, weil die bigotten, nichtswürdigen, ohnmäch„tigen, barbarischen Kaiser von Byzanz sagten: diese neue Stadt „ist auf unserm alten Gebiet gegründet, und weil Deutsche, die „sich Kaiser des Abendlands nennen, behaupten: diese Stadt liegt „im Abendlande und ist daher unserer Botmäßigkeit unterworfen! „Man glaubt einen fliegenden Fisch zu sehen, der zugleich von „einem Falken und von einem Haifisch verfolgt wird und der bei„den entwischt. Mit Recht sagt Sannazar, indem er Rom „mit Venedig vergleicht: Illam homines dices, hanc posuisse „deos. (Epigr. de mirabili urbe Venet.) Rom verlor „durch Cäsar nach 500 Jahren seine durch Brutus erlangte Frei„heit; Venedig bewahrte die seine bereits 11 Jahrhunderte lang, „und ich hoffe, es wird sie immer zu bewahren wissen (!). —

„Warum, o Genua, prahlſt du doch mit dem Freiheitsbrief jenes „Berengar, der dir i. J. 958 Privilegien verliehen? Weißt du „nicht, daß gnädigſt verliehene Privilegien nur Titel der Knecht„ſchaft ſind? Und ein herrlicher Titel iſt's überdem, den die Ur„kunde eines ephemeren Tyrannen gewähren kann, der nie in Ita„lien recht anerkannt und 2 Jahre nach der Ausſtellung jener Karte „verjagt wurde. Der wahre Freiheitsbrief iſt die Be„hauptung der Unabhängigkeit durch die Kraft des „Volks. Mit der Spitze des Schwertes unterzeichnet man die „Urkunden, die dies natürliche Recht ſicher ſtellen. Du verlorſt „öfter als einmal dein Privilegium und deine Schatulle. Halte „Beides ſeit 1748 beſſer feſt! — Glückliche Schweiz! welcher „verſchimmelten Urkunde verdankſt du deine Freiheit? Deinem „Muthe, deiner Feſtigkeit, deinen Bergen. „Aber ich bin dein „Kaiſer.“ „Aber ich will nicht länger, daß du es ſeiſt.“ „Aber „deine Väter waren Sklaven meines Vaters.“ „Ebendeßwegen „wollen ihre Kinder dir nicht dienſtbar ſein.“ „Aber ich hatte „das Recht, das an meiner Würde haftet.“ „Aber wir, wir hat„ten das Recht der Natur.“ „Wann erwarben die ſieben Pro„vinzen der vereinigten Niederlande dies unbeſtreitbare Recht?“ „„In eben dem Augenblick, da ſie ſich vereinigten, und von dieſem „Augenblick an war Philipp II. der Rebell.“ Welch ein großer „Mann war jener Wilhelm v. Oranien! Er fand Sklaven „und machte ſie zu freien Menſchen. — Warum iſt die Freiheit „doch ſo ſelten? — Weil ſie das höchſte Gut iſt.“ — Wir wollen den zahlreichen Betrachtungen nicht vorgreifen, die ſich jetzt, beinahe ein Jahrhundert, nachdem dieſe Worte niedergeſchrieben wurden, jedem Leſer bei denſelben aufdrängen müſſen. Man weiß, wie V.'s herber Spott über Rouſſeau, als dieſer Rußlands baldigen Untergang prophezeite (ſ. Geſellſchaftsvertrag, S. 45, f. unſr. Ausg.), ſich durch das Fehlſchlagen ſeiner eigenen hier ausgeſprochenen Hoffnung auf die ewige Fortdauer der venezianiſchen Freiheit gerächt hat. Man weiß, wie Venedig, das freilich zuletzt (nach Martin's Ausdruck im 21. Kapitel) nur noch für die venezianiſchen Nobili taugen mochte, 40 Jahre nachdem Kandid dort eine Freiſtatt ſuchte, unter den Streichen einer jugendlich kräftigen Republik erlag, wie es von dieſer ſeinem gleichfalls beſiegten Bundesgenoſſen, damals noch römiſch-deutſchem Kaiſer und zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, zur Entſchädigung für andere ihm entriſſene Länder als Almoſen zugeworfen

und von ihm mit unterthänigem Danke angenommen und behalten wurde, bis es 8 Jahre später wieder an den nämlichen Sieger verloren ging; wie es endlich bei der großen Restauration nicht als Freistaat, sondern nach erweitertem Begriff des heiligen Worts Legitimität in den Besitz seines vorletzten Usurpators, Oesterreich, restituirt wurde, da ja dies für das einst von Polen geraubte, dann durch Frankreich verlorene und jetzt in den Händen des lieben Bundesgenossen Rußland für alle Zeiten wohl aufgehobene Westgalizien entschädigt werden mußte. Man weiß, wie Genua fast ganz dasselbe Loos erfuhr und sich nicht zum zweiten Mal, wie nach der von Voltaire angedeuteten Browne'schen Occupation, zur Selbstständigkeit ermannte. Man weiß, wie die weiland vereinigten Niederlande als Republik einschliefen und als Königreich wieder aufwachten, glücklich, auf diese Weise einem Großneffen des großen Wilhelm v. Oranien Gelegenheit gegeben zu haben, sich für die Verdienste seines Ahnherrn aus dem Nationalschatze bezahlt zu machen und am Abend seines Lebens im Auslande die Früchte seiner Industrie zu genießen. Man weiß endlich, wie die freie Schweiz, selbst von der französischen Gewaltherrschaft, zwar ihrer factischen Selbstständigkeit, doch nicht der republikanischen Form beraubt wurde, und wie deshalb auch die hohen Paciscenten in Paris und Wien, die sich ohnehin über ihren Besitz schwerlich hätten vereinigen können, es für zu gewagt halten mochten, sie nach dem Beispiel der deutschen Reichsstädte schon damals in den Schooß der allein selig machenden Monarchie aufzunehmen, wie sie aber wenigstens bemüht waren, nach Beseitigung der Vermittlungsacte, welche die Kraft Helvetiens zu verjüngen drohte, in Verein mit den Schweizer Aristokraten und Priestern aus der guten alten Zeit den „guten alten Zustand," das heißt eine veraltete, widersinnig gewordene und schon vor der Revolution in sich selbst zerfallende Verfassung, möglichst wieder herzustellen, um in Folge dessen die freie Schweiz, damit sie doch zu etwas gut sei, dem gesammten monarchischen Europa als republikanisches Schreck- und Warnungsexempel vorhalten zu können — ein Plan, der leider doch nicht völlig gelang. Man weiß, wie gesagt, dies Alles, und folglich auch, daß die Freiheit, die Voltaire für das höchste Gut erklärt, nicht blos ein seltenes, sondern auch da, wo man sie zu finden glaubt, ein gar zerbrechliches, unzuverlässiges Gut ist, wenn sie keine breitere und festere Basis hat, als in jenen von Voltaire als frei gepriesenen Staaten.

38) V. bedenkt hier beiläufig in seiner Weise die HH. Ledet, Schneider, van Düren, Marc Michel Rey, Merkus und Arkstee ꝛc. in Amsterdam, von deren Praktiken er aus eigner Erfahrung ein Lied zu singen wußte.

39) Socinianer nannte man die Anhänger der sieneſiſchen Häreſiarchen Lelio und Faustino Sozzini (Oheim und Neffe) im 16. Jahrhundert, welche die Lehre von der Gottheit Christi und überhaupt das Dogma der heiligen Dreieinigkeit bekämpften. In seinem Vaterlande harten Verfolgungen ausgesetzt, floh Lelio S. nach Zürich; man kann sich aber denken, daß er im 16. Jahrhundert keine sonderliche Aufnahme in einem Lande fand, das sich noch 3 Jahrhunderte später durch seine Bigotterie und damit natürlich verbundene Intoleranz vor ganz Europa lächerlich machte. — Faustino S. ging nach Polen, wo sich auch seine Lehre am weiteſten verbreitete, die übrigens auch in Deutschland, den Niederlanden, England und Nordamerika viele Anhänger fand. Die meiſten Socinianer findet man in Siebenbürgen, wo ſie eine förmliche Secte bilden und mit den übrigen Religionsparteien gleiche Rechte genießen. Sie werden häufig mit den Unitariern verwechſelt, weichen jedoch in noch mehr Punkten, als dieſe, von dem orthodoxen chriſtlichen Lehrbegriff ab.

40) Der Ketzer Manes, der im 3. Jahrhundert auf Befehl des Königs von Perſien geſchunden wurde, trug die altperſiſche Lehre Zoroaſter's von einem guten und einem böſen Grundweſen (Oromazes und Arimanes) auf das Chriſtenthum über, wobei er ſich namentlich auf die Schriftſtelle (Matth. VII, 17) berief, daß ein guter Baum nur gute Früchte, ein fauler aber arge hervorbringe. Der Namen der einſt in Aſien und Europa eben ſo weit verbreiteten, als hart verfolgten Manichäer verſcholl ſeit dem 13. Jahrhundert (bis er endlich auf den deutſchen Univerſitäten wieder auflebte, wo die neuen Manichäer in einem goldſtrotzenden Geldbeutel den großen Oromazes anbeten und in einem leeren das Grundprincip des Böſen verabſcheuen, und wo ſie bekanntlich nicht als Verfolgte, ſondern als Verfolger auftreten).

41) Die jährlich am 30. Auguſt und den folgenden beiden Tagen gehaltene große Meſſe zu Saint-Germain en Laye (6 Lieues weſtlich von Paris) hat noch nichts von ihrem ehemaligen Flor eingebüßt, ſo wie ſich auch die Chevaliers d'industrie, die dort den geeignetſten Schauplatz ihrer Wirkſamkeit finden, noch immer der alten Berühmtheit erfreuen.

42) Vermuthlich eine Anspielung auf den, übrigens von V. sehr geschätzten Leonhard Euler, damals Akademiker in Berlin, und dessen Liebhaberei, mathematische Beweisformeln auf die heterogensten Dinge anzuwenden.

43) Zur Zeit des ancien régime zeichneten sich mehrere Vorstädte von Paris dermaßen durch bodenlosen Schmutz aus, daß man kein Bedenken trug, den altclassischen Namen der Hauptstadt des Continents Lutetia von lutum, Koth, herzuleiten. Seitdem ist durch die Alles gleichmachende Revolution auch das schmutzige Chiffonnierquartier Saint-Marcel dem altadligen Faubourg Saint-Germain, wenigstens, was die Straßenreinlichkeit betrifft, etwas ähnlicher geworden, wenn gleich der Unterschied noch immer groß ist.

44) Nach der Verordnung Christoph's de Beaumont, Erzbischofs von Paris, sollten Jedem, der sich nicht durch ein billet de confession legitimirte, daß er regelmäßig und zwar bei einem nicht jansenistischen Priester gebeichtet habe, die Sterbesacramente und ein christliches Begräbniß verweigert werden.

45) Voltaire's Mahomet, seine schönste, durch Goethe's Bearbeitung auch auf der deutschen Bühne einheimisch gewordene Tragödie, wurde anfangs auf die Denunciation des Abbé Desfontaines, eines alten Feindes des Dichters, von der Sorbonne heftig verketzert und verfolgt, später aber durch die günstige Aufnahme, die sie bei Papst Benedikt XIV. fand, glänzend gerechtfertigt; wenigstens mußten die Zeloten jetzt gute Miene zum bösen Spiele machen. (Lächerlich genug machte sich der offizielle Franzosenhaß unserer Zeit sogar in den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken geltend, indem die poetischen Uebertragungen von Voltaire's Mahomet und Tancred, denen der Dichter selbst einen Platz in der Sammlung seiner Schriften einräumte, daraus verbannt wurden, während man doch den Reineke Fuchs, gleichfalls nur eine, um nichts selbstständigere Uebersetzung, beibehielt und, um die durch jenen Ausfall entstandene Lücke auszufallen, grobe Cynismen, wie Hanswurst's Hochzeit, glatte Lustspiele, wie die Wette und die ungleichen Hausgenossen, und andere Fadaisen, die Goethe selbst verworfen, unter seine Werke aufnahm.)

46) Ohne Zweifel ist der Graf von Essex von Thomas Corneille gemeint, eine Tragödie, über die Voltaire am Schluß seines Commentars zu Peter Corneille's Werken eine ziemlich

scharfe Kritik fällte, und die Lessing in seiner Dramaturgie einigermaßen gegen ihn in Schutz nimmt. Die K. Elisabeth erscheint in derselben nicht, wie in Schiller's Maria Stuart, als ein stolzes, kluges, heuchlerisches Weib, nicht frei von den Schwächen ihres Geschlechts, doch männlich kräftigen Willens und ihrer Herrschsucht jede andere Rücksicht unterordnend, sondern als eine verliebte, mattherzige, inconsequente, phrasendrehende alte Jungfer, die nicht weiß, was sie will, zu kleinlich, um Haß oder Bewunderung zu erregen, und zu langweilig, um auch nur Mitleiden einzuflößen.

47) Mlle. Le Couvreur. Voltaire verewigte sie und den Fanatismus, der ihr eine geweihte Ruhestätte versagte, durch ein schönes Gedicht, das wir später mittheilen werden.

48) Einer der zahllosen Ausfälle Voltaire's gegen den ertüchtigten Kritikaster Freron, Herausgeber des année littéraire, über den er, statt seinen Verunglimpfungen stillschweigende Verachtung entgegenzusetzen, bei jeder Gelegenheit mit der maßlosesten und unwürdigsten Erbitterung herfiel und den er namentlich in seinem Lustspiel L'Ecossaise dem öffentlichen Hohne preisgab. Unter den Schwächen des großen Mannes war seine Empfindlichkeit gegen die Anfeindungen solcher Leute nicht die kleinste und sicher die, wodurch er sich die beträchtlichsten Blößen gab. Friedrich II. schrieb hierüber nach V.'s Tod bei Gelegenheit einer zu veranstaltenden neuen Ausgabe von dessen Werken an d'Alembert: „Il serait à souhaiter, que les editeurs élaguassent ces sorties trop fréquentes contre les Nonotte, les Patouillet et d'autres insectes de la littérature, dont les noms ne méritent pas de se trouver placés à coté de tant de morceaux inimitables, qui dignes de la postérité dureront autant, et plus peutêtre, que la monarchie française."

49) Die berühmte Schauspielerin Hippolyte Claire Leyris de la Tude, bekannt unter dem Namen Clairon, wurde von Voltaire mehrfach, auch in Gedichten, gefeiert. Zu dem rauschenden und dauernden Beifall, den sie beim Publicum fand, trugen neben ihrem wirklich ausgezeichneten Talent seine gewichtige Empfehlung und einige Bravourrollen, die er eigens für sie geschrieben haben soll, nicht wenig bei, so wie hinwiederum er selbst einen Theil seines Ruhms als dramatischer Dichter bei den Zeitgenossen ihrem und Le Kain's meisterhaftem Spiel verdankte. Mlle. Clairon starb 1803 im hohen Alter.

50) Die Herren von Parolignac waren die letzten unter den französischen Emigranten, denn bekanntlich wurden sie erst nach der Julirevolution von ihren großprahlerischen, liederlich-leichtsinnigen, rechtsverachtenden Landsleuten gezwungen, über den Rhein zu weichen. Glücklicherweise fanden sie in den Staaten der kleinen deutschen Landesväter eine eben so freundliche Aufnahme, wie einst die andern, anderes Heil und andern Segen bringenden Emigranten an den deutschen Höfen. Mit edler Uneigennützigkeit wirken sie nun, ihr adeliges Gewerbe zumal an deutschen Heilquellen fortsetzend, selbst eine neue Quelle des Heils, für des deutschen Volkes ewiges und zeitliches Wohl, theils unmittelbar, indem sie ihm den leidigen Mammon abnehmen, der das Herz verhärtet und dessen Festhalten zum Geiz führt, der Wurzel alles Uebels, theils mittelbar durch die in die landesväterliche Schatulle fließende Spielpacht, die so natürlich unendlich viel weiser und segensreicher zu Nutz und Frommen der geliebten Unterthanen verwandt wird, als diese, hätten sie das Geld zu eigner Verfügung behalten, es in ihrem einfältigen unreifen Verstande vermöchten. Kurz, die nach Deutschland übergesiedelten legitimen Descendenten und Seitenverwandten der Frau Marquise von Parolignac, an die Kandid anno 1757 in zwei Taillen 50,000 Francs verlor, wären für einen neuen Pangloß in jedem Betracht ein neuer Grund, die beste Welt nicht in Eldorado, sondern in unserm gesegneten Vaterlande zu suchen, ganz abgesehen davon, daß jenes Fabelland nicht einmal mehr einen witzigen König vor uns voraus hat. (S. oben S. 105.)

51) Gabriel Gauchat, Prämonstratenser Abt und Doctor der Sorbonne, war einer der eifrigsten Zionswächter jener Zeit. Sein Hauptwerk sind seine „kritischen Briefe oder Analyse und Widerlegung der Schriften gegen das Christenthum," wofür ihn der Erzbischof von Paris mit der Abtei St. Jean de Falaise begnadigte. Er starb 1779. Hier ist vermuthlich von seinem Philosophe du Valais die Rede.

52) Abbé Trublet, Archidiakonus von Saint-Malo, ein mittelmäßiger moralisch ascetischer Schriftsteller, der sich bei hohem Anspruch auf Geist doch meistens nur von den Brocken nährte, die von Andrer Tische fielen, reizte Voltaire's Galle vornehmlich durch seine eben so anmaßend ausgesprochene, als schlecht motivirte Verachtung aller Poesie. Noch schlechter, als hier, kommt

er in der literarischen Satire „der arme Teufel“ weg, wo der Held des Gedichts von ihm sagt:

Den guten Abt Trüblet besaß die Wuth,
Auch in Paris ein kleines Licht zu sein,
Und weil sein Geistchen gar zu winzig klein,
Half er ihm nach mit fremdem Geistesgut.
Das aufzustapeln war sein Eifer groß;
Wie stoppelt', stoppelt', stoppelt' er drauf los!
Wie's ihm so raßlos aus der Feder floß!
Was er in Büchern oder sonst erwischt,
Wird, frisch gewärmt, den Lesern aufgetischt.
Gar bald bei dem Gewäsch ermüden die,
Doch er, der gute Abt, im Schmieren nie.
Mich wählt er, ihm im Denken beizustehn,
Drei Monden haben er und ich gedacht,
Manch Buch und Blatt selbander durchgesehn
Und aus uns selbst kein Wort zu Tag' gebracht ꝛc.

Trüblet's bekanntestes Werk ist — oder war vielmehr, denn jetzt ist er überhaupt vergessen — sein Panegyrique des saints, an dessen Titel man schon genug hat. Unter den hier erwähnten Miscellen sind ohne Zweifel seine Essais des littérature zu verstehen.

53) Voltaire denkt bei dieser summarischen Kritik an die dramatischen Werke eines Crebillon, Piron, La Motte, le Franc de Pompignan, de la Noue, Chateaubrun, Saurin, la Grange Chancel, le Mierre ꝛc. ꝛc. Der Leser denke an andere, die er kennt und auf welche die Charakteristik paßt.

54) Sicher schwebten dem Verfasser sowohl bei diesem unglücklichen Autor und rüstigen Kritiker, wie bei dem Abbé aus Perigord bestimmte Persönlichkeiten vor, deren Namen indessen nichts zur Sache thun, da die Originale zu diesen Figuren überall und zu allen Zeiten zu finden sind.

55) Der um die nichtswürdigsten theologischen Controversen, namentlich um die Lehre von der Gnadenwahl und dem Gnadenbestande sich drehende Streit zwischen den Anhängern des belgischen Priesters Kornelius Jansen und denen des Jesuiten Ludwig Molina machte damals eben so viel, wenn nicht noch mehr Spektakel in Frankreich, wie jetzt die Journal- und Kammerdebatten zwischen Doctrinärs und Ultraliberalen, Juste Milieu's und Legitimisten, und wohl versteckte sich damals hinter den dogmatischen Zänkereien nicht minder die wichtige Frage: Wer wird diese oder jene fette Pfründe davontragen? wie jetzt hinter den politischen die noch

wichtigere: Wer wird dies oder jenes einträgliche Portefeuille erwischen?

56) Vgl. Theodicée, §. 213, Anm.

57) Die Grafschaft Artois.

58) Es ist hier die Rede von der Verwundung Ludwig's XV. durch Franz Damiens am 5. Januar 1757. Der Thäter, ein halb wahnsinniger Schwärmer, wurde, wie er sagte, durch die Noth Frankreichs, durch die heillose Mätressenwirthschaft und namentlich durch den Streit des Königs mit dem Parlament zu seinem Entschluß bewogen, beabsichtigte übrigens nach seiner unter den Umständen ziemlich glaubhaften Versicherung nicht, den König zu tödten, sondern nur, ihm den Tod von ferne zu zeigen und ihm dadurch das Gewissen zu schärfen. Er wurde geviertheilt, und bei dieser Gelegenheit war es, wo der Anblick der elenden Gäule, die sich eine Stunde an dem Delinquenten zerarbeiteten, einer gefühlvollen Dame unter den Zuschauern mitleidige Thränen und den Ausruf entpreßten: Ah, les pauvres chevaux! — Die oben angeführten Jahreszahlen beziehen sich auf die Ermordung Heinrich's IV. durch Fr. Ravaillac und den Mordversuch auf eben diesen König durch Jean Chastel, die Beide gleichfalls geviertheilt wurden. Wie die Franzosen von jeher vorzugsweise mit schlechten Königen heimgesucht waren, gab es unter ihnen auch die meisten Dilettanten im Königsmord, einer freien Kunst, in der es jedoch nur Clement, Ravaillac und, wenn man will, Samson zur Meisterschaft brachten und die hoffentlich durch die vielen Pfuscher in der neuesten Zeit auf immer in Mißcredit sank.

59) Den Krieg, wovon Martin spricht, veranlaßte die geographische Unwissenheit der Diplomaten, die 43 Jahre früher den Utrechter Frieden schlossen. Damals hatte Frankreich an England Akadien „nach seinen alten Grenzen" abgetreten. Diese alten Grenzen aber wollte England südwestlich bis an den Fluß St. John und das südliche Ufer des St. Lorenzstromes ausgedehnt wissen, während Frankreich sich alles Land nordöstlich jener Ströme bis an die akadische Landenge (Neubraunschweig) mit Einschluß von Port Royal und Annapolis Royal (in Neuschottland), so wie die Communication zwischen Kanada und Luisiana längs dem Ohio im Westen der englischen Kolonien vorbehielt. Darüber entbrannte gleichzeitig mit dem siebenjährigen Kriege in Deutschland und in seinem weitern Verlauf damit zusammenhängend der siebenjährige Seekrieg zwischen England und Frankreich, worin letzteres nicht

bloß das streitige Land, sondern ganz Akadien, Kanada und viele westindische Inseln an England, und Luisiana an Spanien verlor. In unserm Jahrhundert dürfte die unzulängliche Kenntniß des von Columbus jenseit des Oceans entdeckten Welttheils schwerlich so viel Blutvergießen verursachen; eher ließe sich Unheil erwarten von der vornehmen Unkunde der Diplomaten auf den Landkarten jener andern neuen Welt, die J. J. Rousseau entdeckte und deren Eroberung i. J. 1789 begann.

60) Der Held der hier erzählten Begebenheit war der englische Admiral John Byng, Sohn des berühmten Seehelden George Byng. Er wurde im Jahre 1756 beauftragt, das von den Franzosen bedrohte Port Mahon auf der Insel Minorca zu entsetzen, sah aber diesen Zweck durch den unglücklichen Ausgang der am 20. Mai im Angesicht jener Festung dem französischen Admiral Galliſſonière gelieferten Seeschlacht vereitelt. Sein Gegner verdankte den Sieg hauptsächlich einem glücklichen Zufall oder Verrath, der ihm den Schlüssel der Signale des englischen Admirals in die Hände gespielt. Ungeachtet dieses und anderer ihm zur Entschuldigung dienenden Umstände und trotz seiner oft bewiesenen Bravour und seemännischen Tüchtigkeit wurde Byng vor ein Kriegsgericht gestellt, unter dem von Voltaire angegebenen Vorwande zum Tode verurtheilt und, obschon der Gnade des Königs empfohlen, am 14. März 1757 erschossen. Voltaire, dem er eine selbstgeschriebene Vertheidigung seines Verhaltens zugesandt hatte, suchte mit demselben warmen Eifer, womit er sich mancher andern Schlachtopfer richterlicher Verblendung und Leidenschaftlichkeit angenommen, die Vollziehung von Byng's Todesurtheil zu verhindern, und zwar durch Vermittelung seines Freundes, des Marschalls Richelieu, des Eroberers von Minorca, dessen Zeugniß den Angeklagten unwiderlegbar rechtfertigen mußte. Aber umsonst. Das Ministerium Newcastle hielt es für nöthig, der sich damals laut äußernden und durch den Verlust Minorca's, wie durch Braddock's Niederlage am Ohio allerdings noch gesteigerten Unzufriedenheit des Volks mit den Regierungsmaßregeln eine unschädlichere Richtung zu geben, indem es den allgemeinen Haß geschickt von den Urhebern des Kriegs auf dessen unschuldiges Werkzeug lenkte und dann durch die solenne Abschlachtung dieses unglücklichen Sündenbocks beschwichtigte — wie denn nur zu oft unter solchen Umständen der Spruch des Kaiphas den Gewalthabern als Richtschnur diente.

61) Die Theatiner wurden im 16. Jahrhundert, nicht als eigentliche Mönche, da die Vermehrung der Mönchsorden durch die Concilien untersagt war, sondern als regulirte Chorherren des heil. Augustin mit der schwarzen Kleidung der Weltpriester von Peter Caraffa, nachherigem Papst Paul IV., gestiftet und nach seinem damaligen Bischofssitz Theate (Chieti im Kgr. Neapel) benannt. Sie durften kein festes Eigenthum haben und auch nicht betteln, wußten sich aber doch durch die freiwilligen Spenden der Gläubigen hinlänglich zu mästen. Voltaire scheint es auf diese heilige Brüderschaft besonders gemünzt zu haben, weil einige seiner Feinde, wie z. B. der Bischof Boyer von Mirepoix, sein eifriger Verfolger, ihr angehörten.

62) In dieser Republik erfreuten sich die Töchter der Freude des ganz besondern Schutzes der Regierung und waren sogar nach Montesquieu (Geist der Gesetze, Th. III., S. 61 unsr. Ausg.) der einzige erlaubte Gegenstand des sonst durch die Gesetze streng verpönten Luxus der Nobili.

63) Poco curante, der sich wenig aus der Welt macht. — Paliſſot meint, Voltaire habe unter der Person dieses Signor Pococurante sich selbst schildern wollen. In den ersten Worten aber, die er uns (im 25. Kap.) aus dessen Munde vernehmen läßt, that er es sicher nicht.

64) Der Herausgeber erlaubt sich, ein kurzes Gespräch zwischen zwei Kunstenthusiasten, einem jugendlichen und einem ältlichen, das er zu München in der Pinakothek belauschte, hier buchstäblich mitzutheilen. Jugendlicher Kunstenthusiast (vor einer Madonna aus Rafael's peruginischer Periode): „Von wem ist denn dies schauderhafte Fratzengesicht?“ Aeltlicher Kunstenthusiast (der im Katalog nachgesehen): „Um Gotteswillen, still! Es ist ein Rafael.“ Jugendlicher Kunstenthusiast (erschrocken): „Ein Rafael?! —“ (Nach einer Pause in Ekstase:) „Himmlisch! — Göttlich!“ — (Seufzend): „Wo hatt' ich meine Augen?“ — Es ist schade, daß Pococurante sein Urtheil über die Zerrbilder der ältesten Meister seiner Vaterstadt und über die steifleinenen und ledernen Gliederpuppen der altdeutschen Schule nicht mittheilt, in denen unser geläuterter Geschmack jetzt unerreichbare Ideale anstaunt.

65) In der hier ausgesprochenen musikalischen Ketzerei trifft Voltaire mit seinem großen Widersacher Lessing zusammen, wie in manchen theologischen. Ein Glück, daß man jetzt in Berlin,

dem Empyreum des Glaubens und zugleich dem Paradiese der Töne, nur kreuzgläubige Genies in jeder Art brauchen kann. Ein Voltaire und Lessing würden dort heutzutage mit ihrer Concertscheu so übel ankommen, wie mit ihren Evangelienkritiken.

66) Die Bücher, worin die Eroberung Troja's, die Liebesgeschichte der Dido und des Aeneas Fahrt in die Unterwelt erzählt werden. Ausführlicher entwickelt V. sein Urtheil über Homer, Virgil ꝛc. in seinem essai sur la poésie épique und im Artikel épopée des Dictionn. philosophique. Voltaire gehörte zu der relativ nicht geringen Anzahl berühmter Schriftsteller, die ihrer Stärke gerade da am gewissesten zu sein glaubten, wo sie am schwächsten waren. Auf keine seiner Productionen war er so stolz, wie auf seine frostige, langweilige Henriade, und in keinem Zweige der Poesie hielt er sich demgemäß auch für einen competentern Richter, als eben im Epos ernster Gattung, und bringt doch gerade hier, wie man sieht, mit Ausnahme der Kritik Milton's vielleicht, die einseitigsten, unhaltbarsten Urtheile vor.

67) Sat. I., 5.
68) Sat. II., 8.
69) Sat. I., 7, vs. 1 & 32.
70) Od. III., 15; IV., 13; epod. 8 & 12.
71) Epod. 5 & 17; sat. I., 8.
72) Od. I., 1, vs. 35, sq.

73) Man sehe den Schluß der Academ. quaestiones, wo Cicero, der übrigens hier, wie überall in seinen philosophischen Schriften, auf griechischen Vorgängern, nämlich auf Karneades und Pyrrhon fußt, seine rath- und trostlosen Meinungen über alle Sätze der Physik, Metaphysik, Moralphilosophie ꝛc. in seiner gewöhnlichen selbstgefällig schwatzhaften Manier zu Markte bringt. Latent omnia, heißt es u. A. (a. a. O. cap. 39) crassis occultata et circumfusa tenebris, ut nulla acies humani ingenii tanta sit, quae penetrare in coelum, terram intrare possit; und später (c. 46): Nihil ejusmodi esse arbitror, cui si assensus sim, non assentior saepe falso, quoniam vera a falsis nullo discrimine separantur.

74) Vgl. Montesquieu's Bemerkungen über den Charakter der englischen Schriften im G. d. G. (Th. VI., S. 138 u. 148 unsr. Ausg.) und Voltaire's ausführlichere Darlegung seiner

Ansicht über die Preßfreiheit in seiner Epistel darüber und dem Hirtenbriefe des Mufti am Schluß dieses Bändchens.

75) — In his hand
He took the golden compasses, prepared
In God's eternal store, to circumscribe
This universe, and all created things.
Paradise lost, canto VII., vs. 224, sqq.

76) Ib. canto IV., vs. 799, sq. und vs. 195 sq.

77) Z. B. c. II., vs. 558 sqq.; ferner zu Ende des zweiten Gesanges ꝛc.

78) C. VI., vs. 482, sqq. und vs. 571, sqq.

79) C. II., vs. 787, sqq.

80) C. XI., vs. 477, sqq.

81) Milton hatte Mühe, einen Verleger für sein Gedicht zu finden. Endlich gab ihm der Buchhändler Thompson aus Mitleiden 30 Pfund für das verlorene Paradies, das später seinen Erben Hunderttausende einbrachte. Lange blieb es unbeachtet, bis es endlich viele Jahre nach M.'s Tode zwei patriotischen Engländern, dem Lord Sommers und dem Dr. Atterbury (später Bischof v. Rochester) einfiel, England müsse doch auch ein Nationalepos haben. Das verlorene Paradies schien ihnen dazu am tauglichsten. Sie veranlaßten Thompson's Erben, eine neue brilliante Ausgabe davon zu veranstalten; der berühmte Addison mußte in einer Vorrede beweisen, daß der Verfasser kühn mit Homer und Virgil in die Schranken treten könne, und Milton war für alle Zeiten zum classischen Dichter gestempelt. Im englischen Volke konnte er freilich so wenig Wurzel fassen, wie sein treuer Nachtreter Klopstock im deutschen. Und das war auch nicht anders möglich. Wo die Engel und Teufel so legionenweise auftreten, sich, um die Sache beim rechten Namen zu nennen, so gemein machen, wie in den religiösen Epopäen dieser beiden Dichter, müssen sie nothwendig bei jedem unbefangenen Leser sich und ihre Sänger bald in Mißkredit bringen.

82) Bei dem damaligen Stande der deutschen Poesie allerdings nicht, trotz des schmeichelhaften Briefes, womit Voltaire den Freiherrn von Schönaich auf die Zusendung seines „Hermann" erfreute und den der ehrwürdige Gottsched vor der zweiten Auflage dieses langathmigen und zu seiner Zeit unsterblichen Poem's wohlgefällig abdrucken ließ.

83) Vermuthlich meint Martin den Satz: *Τοῦ μὲν σώματος τῆς φύσεως διαφθειρομένης, δοκεῖ οὐ βιωτὸν εἶναι, οὐδὲ μετὰ πάντων σιτίων τὲ καὶ ποτῶν.* Reipubl. l. IV. (Platon. opp. ed. Stephan. tom. II., p. 445.) Wenigstens erinnert der Herausgeber sich keiner Stelle, wo Platon etwas dem obigen Gemeinplatze Näherkommendes gesagt hätte.

84) Unter andern der Großwesir Ibrahim, merkwürdig dadurch, daß er (1728) die erste Buchdruckerei in Konstantinopel anlegte. Die Meuterei, wodurch Achmed III. den Thron verlor, fand i. J. 1730 statt, und er soll 6 Jahre später, also 21 Jahre vor dem Zeitpunkte, wo V. ihn hier auftreten läßt, im alten Serail an Gift gestorben sein. Doch ist das eine unverbürgte Sage.

85) Er war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich v. Braunschweig und der meklenburgischen Prinzessin Anna und durch seine Mutter Großneffe der Kaiserin Anna Iwanowna, die ihn zu ihrem Nachfolger ernannte. Als Kind von zwei Monaten wurde er auf den Thron gesetzt, um ihn zwei Monate später (im December 1740) durch Elisabeth Petrowna wieder zu verlieren und auf Zeitlebens in der Festung Schlüsselburg eingekerkert zu werden. Seine Ermordung blieb seiner dritten Nachfolgerin, der großen Katharina, vorbehalten, die zwei Jahre nachdem sie ihren Gemahl Peter III. hatte massakriren lassen, (im Juli 1764) auch den Prinzen Iwan über die Seite schaffen ließ, da sie, nach einer zu seinem Gunsten bereits ausgebrochenen Verschwörung, durch sein Dasein nicht ohne Grund ihre eigene Sicherheit und demnächst die ruhige Thronfolge des Großfürsten Paul, ihres adulterinus von Iwan Soltikow und Stammvaters des jetzt regierenden russischen Kaiserhauses, gefährdet zu sehen glaubte.

86) Der letzte Sprößling des unglücklichen Hauses Stuart, Sohn des unter dem Namen des Ritters Sanct George bekannten englischen Kronprätendenten und Enkel des vertriebenen K. Jakob II., machte 1745 einen letzten Versuch, mit französischer Hülfe dem Hause Hannover die englische Krone zu entreißen. Er drang anfangs siegreich bis ins Herz von England vor, mußte aber nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden, die er am 27. April 1746 gegen den Herzog von Cumberland verlor, und besonders nachdem sich Frankreich von ihm losgesagt, sein Vorhaben für immer aufgeben. Die hier von Voltaire angedeutete unmenschliche Grausamkeit, womit die engl. Regierung

gegen seine Anhänger verfuhr, ist historisch verbürgt, so wie auch, daß der Prinz Karl Eduard auf dem Gipfel seines Glücks nach dem Siege bei Prestonpans die Person und Familie seines Feindes, K. Georg's II., für unverletzlich erklärte, während dieser einen Preis auf seinen Kopf setzte. Der englischen Regierung diente diese Empörung zum willkommenen Vorwand, die schottischen Hochländer, als die treuesten Freunde des Prätendenten, ihrer alten Rechte und Freiheiten zu berauben. Das englische Volk dagegen verdankte vielleicht den ungestörten Genuß der seinigen zum Theil den wiederholten Prätensionskriegen der Stuarts, da die Furcht vor ihnen das regierende Haus abhielt, Regierungsmaximen anzunehmen, deren hartnäckiges Festhalten jene den Thron gekostet hatte. — Der Prinz Karl Eduard starb 1788 in Rom.

87) August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, war (1756) durch Friedrich II. aus Sachsen vertrieben worden, wie einst sein Vater August II. durch Karl XII. aus Polen. Erst sechs Jahre nach dem Souper in Venedig bekam er durch den Hubertsburger Frieden sein Kurfürstenthum zurück. (Ein merkwürdiges Seitenstück zu der damaligen temporären Vereinigung Sachsen's mit Preußen ist die definitive Theilung jenes Landes i. J. 1815. August III. verlor Sachsen auf eine Zeitlang an Preußen wegen jenes Bündnisses mit Oesterreich, Frankreich und Rußland, welches zunächst dem König von Preußen seinen österreichischen Raub wieder abzujagen bezweckte, und aus seinen Erblanden vertrieben, fand er in seinem Königreich Polen eine Zufluchtsstätte. Sein Enkel, K. Friedrich August, verlor das durch Frankreichs Machtgebot wiederhergestellte und durch Frankreichs Gunst ihm zugewandte Stück von Polen und mußte obendrein die Hälfte Sachsens abtreten, als Buße für sein nothgedrungenes Festhalten an dem französischen Bündniß zu einer Zeit, da quasipatriotischer Bundbruch vortheilhafter war, und um eben jenes Preußen für seinen alten Antheil an dem polnischen Raube zu entschädigen, wovon ihm sein Bundesgenosse Rußland kaum die Hälfte aus besonderer Gnade überließ. In beiden Fällen wurde also Sachsen das Opfer eines foedus leoninum seines Fürsten.)

88) Stanislaus Leczinsky wurde 1704 auf Karl's XII. Betrieb gegen August II. von Sachsen zum König von Polen erwählt, mußte aber nach 5 Jahren nach der Niederlage seines Beschützers seinem Vorgänger weichen. Eine Zeitlang lebte er als

Gefangener in der Türkei und suchte dann eine Zuflucht in Frankreich, dessen König Ludwig XV. sich mit seiner Tochter vermählte und mit dessen Hülfe er nach seines Nebenbuhlers Augusts Tode 1733 zum zweiten Mal, aber vergebens, den polnischen Thron, auf den eine mächtige Partei im Lande ihn berufen hatte, zu besteigen versuchte. Zwei Jahre später verlangte die französische Regierung als Preis ihrer Garantie der pragmatischen Sanction, die sie später nichts desto weniger mit Füßen trat, von Kaiser Karl VI. das Herzogthum Lothringen, das Land des kaiserlichen Schwiegersohns, für den Exkönig von Polen, Schwiegervater des Königs von Frankreich, und somit demnächst für sich selbst. Um seiner Tochter die Thronfolge in seinen Erblanden zu sichern, trug auch der Mehrer des Reichs (der, obgleich selbst ein Fürst, bornirt genug war, sich auf das Wort seiner Collegen zu verlassen) nicht das geringste Bedenken, jene herrliche Provinz des deutschen Reichs dessen alten Feinden zu überlassen, und auch sein Schwiegersohn, der durch Toskana entschädigt wurde, hatte nichts dagegen einzuwenden. — Voltaire fand eine Zeitlang (1748) an Stanislaus Hofe in Lüneville Schutz vor seinen Verfolgern in Frankreich und feierte diesen edeln Fürsten, der auch als französischer Schriftsteller auftrat, in mehrern seiner Schriften. Stanislaus starb 1766.

89) Theodor von Neuhoff, ein westfälischer Baron, gerieth nach mancherlei Abenteuern in spanische Kriegsdienste, dann in maurische Gefangenschaft, wurde Dolmetscher und einflußreicher Günstling des Dei von Algier und endlich 1736 von den gegen Genua insurgirten Korsen zum König erwählt. Mit wechselndem Erfolge kämpfte er für seine Krone und die Unabhängigkeit der Insel, mußte sie zuletzt 1743 auf immer verlassen und verschmachtete nach vielen vergeblichen Anstrengungen, verschiedene Mächte für die Sache Korsika's zu gewinnen, zu London im Schuldgefängnisse. Er war nicht der Mann, der Rousseau's spätere Prophezeihung über Korsika (Gesellschaftsvertrag, S. 52 unsrer Ausgabe) hätte verwirklichen können, die durch Napoleon's Erscheinung so merkwürdig, wenn gleich nicht entfernt im Sinne des Propheten, in Erfüllung ging. — Theodor's der Romantik reichen Stoff bietende Geschichte wurde von Van der Velde (Prinz Friedrich) und Steffens (Familien Walset und Leith) zu novellistischer Darstellung ausgebeutet.

90) 70 bis 80 Jahre später, 1833 etwa, hätte sich eine noch stattlichere Schaar exilirter hoher Häupter — ein Bonaparte'sches

Königskleeblatt von Spanien, Holland und Westfalen, ein König von Schweden, ein König von Portugal, ein Kaiser von Brasilien, noch ein König von Spanien, drei Könige von Frankreich, ein Kurfürst von Hessen, ein Dei von Algier, ein Herzog von Braunschweig ꝛc. — zum Carneval in Venedig oder sonst einer der vielen gleichfalls abgethanen und beim großen Restaurationswerk der Fürsten nicht mit restaurirten Republiken zusammenthun können. Doch eine abgedankte Republik hat wohl für abgedankte Majestäten eben so wenig Reiz, wie eine florirende für regierende.

91) Franz Ragoczy, dessen Ahnen zur Zeit des 30jährigen Krieges Siebenbürgen beherrscht hatten, warf sich während des spanischen Erbfolgekrieges zum Fürsten dieses Landes auf, erregte einen Aufstand in Ungarn und war nahe daran, dies Königreich dem durch Frankreich schwer bedrängten Hause Oesterreich zu entreißen. Als aber der Kaiser nach Pr. Eugen's Sieg über die Franzosen bei Höchstedt den Insurgenten eine stärkere Heeresmacht entgegenstellen konnte, wandte sich das Glück; Ungarn und Siebenbürgen unterwarfen sich (1711) durch den Vertrag von Szethmar, und Ragoczy mußte fliehen. Er starb 1735 in seinem Zufluchtsort am Marmorameer. Indem ihn Voltaire 22 Jahre später noch leben läßt, begeht er also, da über Ragoczy's Todesjahr kein Zweifel obwaltet, einen stärkern Anachronismus, als beim Sultan Achmed III.

92) Ein Page oder Hofjunker des Großherrn. — In Bezug auf das Folgende vergleiche man die 29. Note, Kap. 15.

93) Vgl. Theodicée, §. 59, 61, 291, etc. — Danken wir dem Genius unseres Jahrhunderts, wo kein Voltaire Gelegenheit hätte, einen ähnlichen metaphysischen Gallimathias zu persifflren, des Jahrhunderts, wo lichtvoll und segenspendend die erhabene Lehre von der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven, von der Indifferenz des Differenten, worin das Wesen des Absoluten äqual Gott besteht, die weisheitdürstende Welt und vor Allem unser glückliches Vaterland erleuchtet und erquickt.

94) Eine der Lehre vom Kismet (blindem Geschick), wie sie der Koran ausspricht, völlig entsprechende Ansicht.

95) Jud. III., 21; II. Sam. XVIII., 14; I. Reg. XV., 28; ib. XVI., 10; II. Reg. XI., 27; ib. XI., 20; II. Paralip. XXXVI, 6; II. Reg. XXIV, 15; ib. XXV, 7.

96) Genesis II., 15, nach dem Texte der Vulgata.

Beilage zum fünften Kapitel des Kandid.

Das Erdbeben von Liſſabon.
(1755.)

Vorrede.

Durfte die Streitfrage über Urſprung, Weſen und Zweck des phyſiſchen Uebels in irgend einem Falle die Aufmerkſamkeit aller Menſchen in Anſpruch nehmen, ſo war es bei Gelegenheit jener furchtbar traurigen Ereigniſſe, die uns unabweisbar zur Betrachtung unſerer ſchwachen Natur aufrufen, jener allgemeinen Seuchen, die den vierten Theil der geſammten Bevölkerung in der bekannten Welt dahinrafften, des Erdbebens, welches 1699 in China 400,000 Menſchen verſchlang, des Erdbebens von Lima und Callao, und endlich des zuletzt ſtattgefundenen in Portugal und im Königreich Fez. Der Satz: „Alles iſt gut,“ muß den Augenzeugen ſo ſchrecklichen Mißgeſchicks ziemlich ſeltſam vorkommen. Ohne Zweifel iſt Alles von der Vorſehung feſtgeſetzt und angeordnet; daß aber Alles ſeit urvordenklicher Zeit keineswegs auf eine, unſer dermaliges Wohl bezweckende Weiſe eingerichtet iſt, liegt nur zu ſehr am Tage.

Als der berühmte Pope ſeinen Essay on man ſchrieb und in ſeinen unſterblichen Verſen die Syſteme Leibnitzens, Lord Shaftesbury's*) und Lord Bolingbroke's, entwickelte, fiel

*) Vielleicht iſt hier zum erſten Mal ausgeſprochen, daß Pope's Syſtem mit dem des Lord Shaftesbury zuſammenfällt, und

eine Menge Theologen aller Secten über dies System her. Man lehnte sich heftig gegen den neuen Satz auf, daß Alles gut sei,

doch ist dies eine unbestreitbare Wahrheit. Der ganze physische Theil findet sich fast Wort für Wort im dritten Abschnitt des ersten Theils der Abhandlung über die Sittenlehrer (Shaftesbury's characteristicks of men etc. treatise V.), wo die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der scheinbaren Mängel und Widersprüche der Natur mit glänzender Beredtsamkeit vertheidigt wird (siehe S. 31). Gleichwohl erklärt der berühmte Dr. Clarke in seiner Schrift über das Dasein Gottes, daß „das Menschengeschlecht sich in einem Zustande befindet, worin die natürliche Ordnung der Dinge offenbar umgekehrt ist" (Sam. Clarke's demonstration of the being and attributes of God). Gleichwohl kann der Mensch sagen: Ich als denkendes und fühlendes Wesen muß meinem Herrn so theuer sein, wie die Planeten, die wahrscheinlich keine Empfindung haben. Gleichwohl könnten die Dinge in dieser Welt anders eingerichtet sein, da man uns sagt, daß die Ordnung verkehrt ist und wiederhergestellt werden wird. Gleichwohl bleibt das physische, wie das moralische Uebel dem menschlichen Geiste ewig unbegreiflich. Gleichwohl kann man endlich den Satz: Alles ist gut, abermals in Zweifel ziehen, bei aller Achtung übrigens vor Shaftesbury und Pope, deren System man anfangs des Atheismus verdächtigte und nachher bis in den Himmel erhob. — Der moralische Theil von Pope's Essay on man findet sich gleichfalls in seiner ganzen Ausdehnung bei Shaftesbury in seinen Forschungen über die Tugend (characteristicks etc. treat. IV., viz. an inquiry concerning virtue), wo der Verfasser sagt, daß das wohlverstandene Interesse des Einzelnen das allgemeine ausmacht. „Der Eifer fürs Gemeinwohl verträgt sich nicht bloß mit dem für unser eignes, sondern ist unzertrennlich davon." To be well affected towards the public interest and one's own, is not only consistent, but inseparable (a. a. O. book II., part 1, sect. 1, conclusion). Eben dies beweist er in dem ganzen Buche und eben dies ist die Grundlage des moralischen Theils von Pope's Essay on man. Er schließt damit:

That reason, passion answer one great aim,
That true selflove and social are the same.
(Ep. IV, vs. 395 sq.)

daß dem Menſchen genau die Portion Glück zugemeſſen werde, wofür ſein Weſen empfänglich ſei ꝛc. ꝛc.

„Vernunft und Leidenſchaft entſprechen Gottes großem Zweck; wahre Selbſtliebe und Liebe zur Geſellſchaft ſind ein und daſſelbe.“ Eine ſo ſchöne Moral, die man bei Pope noch viel beſſer entwickelt findet, als bei Shaftesbury, hat den Verfaſſer der Gedichte über das Erdbeben von Liſſabon und über das Naturgeſetz jederzeit entzückt. Daher ſagt er auch (im Eingange zu dem letztgenannten Gedichte, Vers 15 u. 18):

Doch Pope erſchöpft, was jene leicht berührten;
— — Durch ihn erſt lernt der Menſch ſich ſelber kennen.

Lord Shaftesbury beweiſt ferner, daß die Tugend in ihrer Vollendung nothwendigerweiſe durch den Glauben an Gott bedingt iſt. And thus perfection of virtue must be owing to the belief of a God (Inq. concern. virtue, book I., part 3, sect. 3, conclusion). Auf dieſe Worte hin vermuthlich wurde Shaftesbury von einigen Leuten für einen Gottesleugner ausgeſchrien. Hätten ſie ſein Buch mit Bedacht geleſen, ſo würden ſie keinen ſo ſchändlichen Vorwurf auf das Andenken eines Mannes gewälzt haben, dem es zur größern Ehre gereichte, daß er des weiſen Locke würdiger Schüler, als daß er Peer von England war. So beſchuldigte (der Jeſuit) Pater Hardouin (die carteſianiſchen Philoſophen) Paſcal, Malebranche und Arnauld des Atheismus. So ſchalt der Dr. Lange (Profeſſor der Theologie in Halle unter Friedrich Wilhelm I.) den ehrwürdigen Chriſtian Wolf einen Gottesleugner, weil er (in ſeiner oratio de Sinarum philosophia practica) die Sittenlehre der Chineſen gelobt hatte, und da Wolf ſich auf das Zeugniß der Jeſuitenmiſſionäre in China berief, erwiderte jener: „Iſt es denn nicht bekannt genug, daß die Jeſuiten Atheiſten ſind?“ Alle, welche die für die menſchliche Vernunft ſo demüthigende Teufelsgeſchichte von Loudun beſeufzten; Alle, die es mißbilligten, daß ein Barfüßer (den 1634 zu Loudun in Poitou als Hexenmeiſter und Teufelsbanner verbrannten Pfarrer) Urban Grandier, als man ihn zum Tode führte, mit einem eiſernen Cruciſixe ins Geſicht ſchlug (ſ. histoire des diableries de Loudun, Amst. 1693), wurden von den Barfüßern Atheiſten geſchimpft. Die Convulſionnärs druckten, daß Jeder, der ſich über die Convulſionen luſtig mache, ein Gottesleugner ſei (vgl. V.'s Vorwort zu Monteſquieu's G. d. G., Thl. I.,

Man kann fast jede Schrift in einem gewissen Sinne verdammen, während sie in anderm Verstande nur Billigung verdient. Es wäre weit vernünftiger, nur das Schöne und Gute in einem Buche zu beachten und keinen gehässigen Sinn darin zu suchen. Aber es gehört einmal zu den Unvollkommenheiten unserer Natur, Allem, was irgend verschieden gedeutet werden kann, die schlimmste Deutung unterzulegen, und Alles, was Anklang findet, in Verruf bringen zu wollen.

Man glaubte demgemäß mit dem Satze: „Alles ist gut,“

S. 81 unsr. Ausg.); und wohl hundert Mal wurden die Jansenisten eben so von den Molinisten getauft (vgl. die Note 55 zum 22. Kapitel des Kandid). — Als um 1730 ein bekannter Schriftsteller (Voltaire selbst im 11. der englischen Briefe) zuerst in Frankreich über die Einimpfung der Blattern schrieb, ließ ein Quidam sich vernehmen: „Nur ein auf englischen Unsinn erpichter Atheist konnte unserer Nation vorschlagen, ein gewisses Uebel für ein ungewisses Gut zu nehmen.“ — Der Verfasser der Nouvelles ecclésiastiques (der Abbé Bonnaire), der schon so lange ungestört gegen die Gesetze und gegen die gesunde Vernunft schreibt, suchte in einer ganzen Nummer seines Blattes zu beweisen, daß Montesquieu ein Atheist, und in einer andern, daß er ein Deist sei. (Siehe die Vertheidigung des „Geistes der Gesetze“ am Schluß dieses Werks, Thl. XII. unsr. Ausg. S. 53 ff.) — Als der, seiner Zeit durch seinen Fanatismus nicht minder, als durch sein Heldengedicht Klodwig bekannte Saint Sorlin des Marets eines Tages den Staatsrath und Hofmeister Monsieur's (Bruders Ludwig's XIV.) La Mothe le Vayer (Verfasser des Buches de la vertu des payens) in der Gallerie des Louvres vorübergehen sah, sprach er: „Da geht ein Mensch hin, der keine Religion hat.“ La Mothe le Vayer wandte sich um und würdigte ihn der Antwort: „Mein Freund, ich habe so viel Religion, daß ich mich freilich zu Deiner Religion nicht bekennen kann.“ — Ueberhaupt ist eben diese lächerliche und abscheuliche Manie, alle Leute, die anders denken, wie wir, mir nichts, dir nichts für Atheisten auszuschreien, vor Allem an der tiefen Verachtung schuld, die man jetzt in ganz Europa gegen theologische Controversschriften hegt. Anm. v. Voltaire.

die Grundlage der einmal angenommenen Vorstellungen über den Haufen geworfen zu sehen. „Wenn Alles gut ist," sprach man, „so muß natürlich der Fall des Menschen eine Fabel sein. Wenn nach der allgemeinen Ordnung Alles so sein muß, wie es ist, so kann natürlich die menschliche Natur nicht verdorben sein und bedarf also keines Erlösers. Ist die Welt, so wie sie ist, die beste aller möglichen Welten, so darf man auf keine glückseligere Zukunft mehr hoffen. Sind alle Uebel, unter deren Last wir seufzen, in Bezug auf das große Ganze ein Gut, so thaten alle civilisirte Nationen sehr unrecht daran, nach dem Ursprunge des Uebels in der physischen und in der moralischen Welt zu forschen. Wenn ein Mensch, der von wilden Thieren gefressen wird, das Wohl dieser Bestien bewirkt und sein Scherflein zur Weltordnung beiträgt; wenn das Unglück jedes Einzelnen nur die Folge jener allgemeinen und nothwendigen Ordnung ist, so sind wir offenbar nur kleine Räder, die der Bewegung des großen Uhrwerks willenlos dienen müssen; wir sind in den Augen der Gottheit nicht mehr werth, als die Thiere, die uns verschlingen."

Solche Schlüsse zog man aus Alexander Pope's Gedicht; und eben diese Schlüsse erhöhten nur noch den Ruhm und den glänzenden Erfolg seines Werks. Allein man hätte es unter einem andern Gesichtspunkte ins Auge fassen sollen. Die in dem Gedichte athmende Ehrfurcht vor der Gottheit, die darin als unerläßliche Pflicht hingestellte Ergebung in ihren höchsten Willen, die gesunde Moral, die Toleranz endlich, die darin gepredigt wird, solche Vorzüge verdienten als die wahre Seele des trefflichen Werks vor Allem anerkennende Berücksichtigung. Und die wurde ihm auch von Seiten des Publicums zu Theil. Von Männern übersetzt, die einer solchen Arbeit würdig und gewachsen waren, feierte der Essay on man über alle feindselige Kritiken einen um so glänzendern Triumph, je kitzlichere Gegenstände dieselben betrafen.

Leidenschaftliche Recensionen haben in der Regel den eigen-

thümlichen Erfolg, die Ansichten, die sie bekämpfen, erst recht in Aufnahme zu bringen. Man erhebt ein gewaltiges Geschrei gegen ein Buch, weil es Beifall findet; man will eine Menge Irrthümer darin entdecken. Was geschieht aber nun? Ueber jenes wüthende Geschrei empört, nehmen die Leute auch jene Irrthümer, welche die Recensenten in dem Werke auszuwittern glaubten, für Wahrheiten. Die Kritik läßt sich in einen Windmühlenkampf mit Phantomen ein, die sie selbst erst geschaffen, und die Leser heißen in ihrer Abneigung gegen die Kritik auch diese Schattenbilder willkommen.

„Leibnitz und Pope lehren den Fatalismus," sagten die Recensenten; und siehe da, die Anhänger Leibnitzens und Pope's sprechen: „Wenn Leibnitz und Pope den Fatalismus lehren, so haben sie Recht, und man muß an ein unabänderliches Verhängniß glauben."

Pope hatte den Satz, daß Alles gut ist, in einem sehr annehmbaren Sinne aufgestellt, und jene machen ihn jetzt in einem Sinne geltend, der allerdings angefochten werden kann.

Der Verfasser des Gedichts über das Erdbeben von Lissabon will den gefeierten Pope, den er immer bewundert und geliebt hat, durchaus nicht bekämpfen. Er stimmt mit seiner Weltanschauung fast in allen Punkten überein; allein vom Elende der Menschheit ergriffen, lehnt er sich gegen die Mißbräuche auf, wozu das alte Axiom: „Alles ist gut," verleiten kann. Er bekennt sich zu der traurigen und weit ältern, von allen Menschen anerkannten Wahrheit, daß es Uebel auf Erden giebt. Er gesteht, in dem Satze: „Alles ist gut," wenn man ihn ohne alle Einschränkung und namentlich ohne die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hinstellt, nur eine Verhöhnung der Leiden unseres Lebens zu sehen.

Man vergegenwärtige sich den Jammer der Unglücklichen, die im November 1755, als Lissabon, Mekines, Tetuan und so viele andere Städte mit einer Unzahl ihrer Bewohner vom Boden

verſchlungen wurden, mit genauer Noth dem Untergange entrannen, und denke ſich nun einen Haufen Philoſophen, die ihnen zurufen: „Alles iſt gut; die Erben der Todten werden ihre Finanzen verbeſſern; die Maurer werden beim Neubau der Häuſer „tüchtig Geld verdienen; die Thiere werden ſich die unter den „Trümmern begrabenen Leichname gut ſchmecken laſſen; es iſt eine „nothwendige Wirkung nothwendiger Urſachen; das Uebel, das jeden „Einzelnen von Euch betroffen, hat nichts zu bedeuten; Ihr tragt „dadurch zum allgemeinen Wohl bei.“ Wäre nicht eine ſolche Sprache in eben dem Grade grauſam, wie das Erdbeben ſelbſt verderblich war? Und das iſt es eben, was der Verfaſſer des Gedichts über das Erdbeben von Liſſabon meint.

Er bekennt demnach mit aller Welt, daß es Böſes, wie Gutes, auf Erden giebt; er bekennt, daß kein einziger Philoſoph jemals den Urſprung des Uebels in der moraliſchen und in der phyſiſchen Welt zu erklären vermochte; er bekennt, daß Bayle, der größte Dialektiker unter allen Schriftſtellern, nur zweifeln lehrte und ſich ſelbſt bekämpft; er bekennt endlich, daß die Schwäche der menſchlichen Einſicht dem Elende des menſchlichen Lebens völlig die Waage hält. In wenigen Worten ſetzt er alle Syſteme aus einander. Er ſagt, daß die Offenbarung allein den von allen Philoſophen nur noch mehr verwickelten Knoten löſen kann. Er ſagt, daß die Hoffnung auf eine Entwickelung unſeres Seins in einer neuen Ordnung der Dinge uns allein über alles gegenwärtige Mißgeſchick zu tröſten vermag, und daß die Güte der Vorſehung das einzige Aſyl iſt, wohin der Menſch in den Finſterniſſen ſeiner Vernunft und den Drangſalen ſeiner ſchwachen, ſterblichen Natur ſeine Zuflucht nehmen kann.

N. S. Leider iſt es immer nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, daß die Einwürfe, die ein Schriftſteller ſich ſelbſt macht, von ſeinen Antworten auf dieſelben zu unterſcheiden und das, was er widerlegt, nicht mit dem, was er ſelbſt annimmt, zu verwechſeln iſt.

Das Erdbeben von Liſſabon

oder

Prüfung des Satzes:

„Alles iſt gut.“

Unſel'ge Menſchheit! Welt des Jammers! Erdenhölle!
Jedweden Drangſals grauſer Sammelplatz!
Unnützer Schmerzen nie verſiegte Quelle!
— Betrog'ne Weiſe! voll von eurem Satz,
Daß Alles gut iſt, eilt herbei, betrachtet
Die Schrecken der Vernichtung hier,
Die Trümmerwelt, von Schutt und Qualm umnachtet.
Seht ihr der Weiber Todesnoth? Seht hier
Hoch aufgethürmt der Kinder blut'ge Leichen
Und rings, ſo weit die Augen reichen,
Von eingeſtürzter Marmorwand bedeckt,
Zerſtreute Menſchenglieder hingeſtreckt?
Die hunderttauſend Elenden, die lebend
Der Boden dort verſchlingt, die blutig und zerfetzt
Und zuckend noch, in Todesqual erbebend,
Von ihrer Häuſer Wucht zerſchmettert, jetzt
Den Jammer ihrer Tage enden,
Den keine Hülfe rettend mochte wenden?
Hört ihr das Todesröcheln, das Geſchrei
Der Sterbenden? Vermögt ihr ohne Grauen
Den Dampf verkohlter Leichen dort zu ſchauen?

Und lehrt ihr kalt und ruhig noch dabei,
Daß ewige Gesetze den Allmächt'gen zwingen,
Des freien, guten Gottes Wahl bedingen?
Könnt ihr den Haufen jener Opfer sehn
Und habt ihr noch den Muth, zu sprechen:
„Gott rächte sich; ihr Tod ist Lohn für ihr Verbrechen?“
Ha! welche Unthat, welch Vergehn
Ward von den zarten Kindern wohl begangen,
Die blutend und zerquetscht am Mutterbusen hangen?
War Lissabon, das nicht mehr steht,
Im Pfuhl der Laster tiefer wohl versunken,
Als London, als Paris, wo wollustrunken,
Indeß die Tajostadt zu Grunde geht,
Bakchantisch Groß und Klein in üpp'gem Tanz sich dreht?
Ihr ruhig Schauenden, ihr unverzagten Geister,
Leicht bleibt ihr eurer Sinne Meister
Bei eurer Brüder Qual und Tod.
Kaltblütig forscht ihr nach des Unheils Gründen;
Doch wenn aus des Verderbens Schlünden
Euch selbst das finstre Schicksal droht,
Dann lernt ihr menschlicher empfinden,
Gleich uns entpreßt euch Thränen eure Noth.
O! glaubt mir: wenn der Erde Tiefen gähnen,
Wenn sich der Abgrund öffnet, ist gerecht
Mein Weheruf, sind schuldlos meine Thränen.
Vergönnt die Klage dem unseligen Geschlecht,
Umgeben rings von des Geschickes Tücken,
Erliegend vor der Bösen Frevelmuth,
Gefangen in des Todes Stricken,
Erzitternd vor der Elemente Wuth,
O ihr, verurtheilt, gleiches Weh zu tragen,
Mißgönnt uns nicht den armen Trost, zu klagen!

„Nur Hochmuth, widerſpenſt'ger Stolz allein
Kann," ſprecht ihr, „zu behaupten wagen,
Ein Uebel ſei'n des Erdenlebens Plagen,
Das Loos der Menſchheit könne beſſer ſein."
Geht hin und forſchet nach am Tajoſtrande,
Durchwühlt die wüſten blut'gen Trümmer dort,
Die armen Opfer fragt an jenem Schreckensort,
Ob's Hochmuth iſt, der an des Abgrunds Rande
Verzweifelnd fleht: „O Himmel! ſteh' uns bei!
O, löſe gnädig unſres Elends Bande!
Erhör' der Menſchheit lautes Wehgeſchrei!"
Ihr lehrt, daß Alles gut, — nothwendig ſei.
Wie! hätt' es um das ganze Weltall ſchlimmer
Geſtanden ohne dieſen Höllenſchlund
Und ohne daß die Weltſtadt ſank in Trümmer?
Wißt ihr ſo ſicher, daß der ew'ge Grund
Des All's, daß er, der Alles thut, dem Alles kund,
Der Alles ſchuf für ſeine eignen Zwecke,
Nicht hindern konnte, daß der Erde Brand uns ſchrecke,
Daß unter dieſem jammervollen Himmelsſtrich,
Wohin er uns gebannt, Vulkane ſich
Entzünden unter unſern Schritten?
Beſchränkt ihr alſo ſeine höchſte Macht?
Wird ihm der Gnade hehres Recht beſtritten?
Der Ew'ge, der den Plan der Welt erdacht
Und ausgeführt, hat er in ſeinen Händen
Zahlloſe Mittel nicht, was nur ſein Wink vollbracht,
Dem ew'gen Zweck gemäß zu wenden?
In Demuth, ohne wider meinen Herrn
Zu murren, wünſcht' ich, ſein Gebot entzünde
In Wüſten, von der Menſchen Städten fern
Die unterird'ſchen Flammenſchlünde.

Den Höchſten bet' ich an, doch lieb' ich ſeine Welt.
Wenn meines Kummers heiße Thräne fällt
Um meiner Brüder Qual und Plage,
Erzeugt nicht Stolz, nein Mitleid meine Klage.

Sagt, würden wohl auf jenem Unglücksſtrand
Die Fluchbelaſteten an der Verzweiflung Rand
Troſt ſchöpfen aus den weiſen Worten:
„Fallt ruhig! klagt nicht an des Todes Pforten!
„Zum Heil des großen Ganzen ſinkt zerſtört
„Eu'r Obdach hin, eu'r heimathlicher Heerd.
„Durch andre Hände neu erſtehen
„Einſt die Paläſte, die jetzt krachend untergehen;
„In euern Mauern, die zertrümmert dort
„Jetzt ragen, werden nachgeborene Geſchlechter
„Bald hauſen; ſchon bereichert ſich der Nord
„Mit dem, was ihr durch weiſe Schickung jetzt verlort.
„Auf! tröſtet euch! Erwägt nur, daß je ſchlechter
„Es euch ergeht, das All, die ganze große Welt
„Um ſo viel beſſer iſt beſtellt!
„Glaubt nur, daß Gott euch nicht geringer achtet,
„Euch gleiche Lieb' und Huld gewährt,
„Wie jenen Würmern, die einſt euer Leib ernährt,
„Wenn Grabesdunkel euch umnachtet."
Wer ſo zu Unglücksſöhnen ſpricht, verachtet
Der Menſchlichkeit Geſetz, trägt in der Bruſt kein Herz.
Grauſame! häuft nicht Hohn auf meinen Schmerz!

Nein, haltet nicht der tiefbewegten Seele
Mehr jene ewigen Geſetze vor,
Nicht der Nothwendigkeit unwandelbare
Beſchlüſſe! Redet nicht von jener Kette,
Die Körper, Geiſter, Welten eng verknüpft.

Tiefſinn'ge Hirngeſpinnſte! Träumerei'n
Der Ueberweiſen! Der Allmächt'ge hält
In ſeiner Hand die Kette, ohne ſelbſt
Doch ihrem Zwange unterthan zu ſein [1]);
Durch ſeine ſegensreiche Wahl bedingt
Iſt Alles, was geſchieht; er ſelbſt iſt frei,
Er iſt gerecht, er iſt nicht unverſöhnlich.
Wie iſt's denn aber möglich, daß wir leiden?
Wie läßt des Herrn Gerechtigkeit es zu [2])?
Das iſt der Knoten, den 's zu löſen gilt!
Denkt etwa unſre Uebel ihr zu bannen,
Indem ihr kühn ſie wegzuleugnen wagt?
Die Völker alle, unter Gottes Hand
Erzitternd, forſchten nach des Böſen Urſprung,
Des Böſen, deſſen Daſein ihr verneint.
Wenn jenes ewige Geſetz, dem ſich
Die Elemente fügen, durch des Sturmes
Gewalt Felsblöcke in den Abgrund ſchmettert;
Wenn dichtbelaubte Eichen blitzgetroffen
In jäher Gluth auflodern, läßt ſie fühllos
Der Schläge Wucht, die grimmig ſie zermalmt.
Ich aber lebe, fühle — mein gepreßtes Herz
Fleht Hülfe von dem Gott, der es erſchaffen.
Wir, des Allmächt'gen Kinder, doch im Elend
Geboren, ſtrecken flehend unſre Hände
Zu ihm empor, der unſer Aller Vater.
Zum Töpfer freilich ſpricht nicht das Gefäß:
„Warum bin ich ſo klein und ſo zerbrechlich?
Warum doch aus ſo grobem Stoff geformt?"
Ihm iſt nicht Rede, noch Begriff verliehen.
Die Urne, die, im Werden noch, zerſchmettert
Zu Boden fällt, empfing ja aus den Händen

Des Töpfers kein empfindend Herz voll Sehnsucht
Nach dem Gefühl des Wohlseins, und erschaudernd
Vor jedem Ungemach. — „Dies Unglück," sprecht ihr,
„Begründet eines andern Wesens Wohl."
Mein blut'ger Leichnam ist des Daseins Quelle
Für eine Unzahl lebender Geschöpfe.
Ein schöner Trost fürwahr, wenn allen Uebeln,
Die ich erduldete, der Tod nun endlich
Die Krone aufgesetzt: ein schöner Trost,
Von Würmern dann zum Schluß verspeist zu werden!
Trübsel'ge Rechenmeister unsres Elends!
Verschont mich — geht mit eurem leid'gen Trost!
Ihr schärft mein Weh nur, und ich seh' in euch
Nichts als des stolzen Unglücks eitles Streben,
Sich mit des Glückes Trugbild zu umgeben.
Ich freilich bin ein schwacher kleiner Theil nur
Des großen All's; die ganze Thierwelt aber,
Die auch zum Leben doch verurtheilt ward,
Die fühlenden Geschöpfe insgesammt,
Die unterm nämlichen Gesetz geboren,
Zu Qual und Tod sind sie gleich mir erkoren.
Voll wilder Gier labt der gefräß'ge Geier
Sich an der Beute, die in seinen Krallen
Wehrlos verblutet; ihm scheint Alles gut;
Doch über Kurzem trifft ihn selbst die Reihe;
Mit scharfem Schnabel packt ein Adler ihn.
Den stolzen Aar ereilt alsbald des Menschen
Todbringendes Geschoß. Der aber endet
In Staub gebettet auf dem Feld des Mars,
Mit Blut bedeckt, von Hieben, Stichen, Kugeln
Zerfetzt, auf einem Haufen Sterbender,
Der Kräh'n und Raben grauenvolle Atzung.

So ist denn Noth und Jammer unabwendbar
Das Loos jedweden Gliedes in der Kette
Der Wesen dieser Welt. Zur Qual geboren
Sind alle, und als Opfer einem andern
Zu fallen ist den meisten vorbehalten.
Und in so unheilvollem Chaos wollt
Ihr aus dem Elend jedes Einzelwesens
Das allgemeine Glück zusammensetzen!
Ein herrlich Glück! — O, Mensch! o du, des Staubes
Elender, schwacher Sohn! du rufst den Satz,
Daß Alles gut, mit Tönen, die von Thränen
Erstickt sind, in die Welt, und diese Welt
Sie straft dich lügen; ja, dein eignes Herz
Hat hundertmal den Irrthum widerlegt,
Den gern dein Geist sich selbst betrügend hegt.
In Krieg lebt Alles — Elemente, Thiere
Und gar die Menschen erst. Gestehn wir's frei:
Das Uebel ist auf Erden, nun und immer,
Ob uns sein Urgrund schon verborgen blieb.
Kann von dem Schöpfer alles Guten uns
Das Böse kommen? Ist's der finstre Typhon[3]),
Der Wüthrich Arimanes[4]), dessen Wille
Tyrannisch uns zum Leidenskelch verdammt?
Mein Geist verwirft empört die Ungeheuer,
Die zitternd einst die Welt als Götter ehrte.
Wie aber kann ich einen Gott begreifen,
Die Güte selbst, der seine Kinder liebt,
Der sie verschwenderisch mit allem Guten
Begabt und doch zugleich mit vollen Händen
Die Fluth des Bösen über sie ergießt?
Vermag ein sterblich Auge je die Tiefen
Der Zwecke des Allweisen zu ergründen?

Von ihm, dem unvollkommnen Wesen kann
Das Böse nimmer stammen; und ein Andrer
Kann's auch in's Dasein nicht gerufen haben [5]),
Da neben Gott kein andrer Herrscher thront.
Gleichwohl ist's da. — Trostlose Wahrheiten!
Betäubend Labyrinth von Widersprüchen!
Ein Gott kam selbst, um unser jammervolles
Geschlecht zu trösten, auf die Erde ließ
Er sich herab und hat sie nicht verwandelt [6])!
Anmaßungsvoll versichert ein Sophist,
Er hab' es nicht gekonnt. — Er konnt' es, spricht
Ein Andrer, doch er wollt' es nicht! Einst will
Er's ohne Zweifel auch. — Und während man
Noch Schlüsse dreht, bricht jählings aus dem Boden
Ein Feuerstrom, stürzt Lissabon zusammen;
Umhergeschleudert sieht man weit die Trümmer
Von dreißig Städten, und vom Tajostrand
Bis Cadix strahlt es roth von Blut und Brand.
Entweder ward die Schuld mit uns geboren
Und Gott bestraft des Menschen Gattung; oder
Er selbst, der unumschränkte Herr des Seins
So wie des Raumes folgt, vom Zorne wie
Vom Mitleid unbewegt, gleichgültig, ruhig
Dem ew'gen Zuge seines ersten Willens;
Oder im Aufruhr wider seinen Herrn
Und Meister trägt der ungeformte Stoff
In seinem Schooße Mängel, die gleich ihm
Nothwendig waren; oder Gott will endlich
Uns prüfen, und der Aufenthalt auf Erden
Ist nur ein enger Durchgang auf dem Wege
In eine ew'ge Welt [7]). Vorübergehend
Ist jeder Schmerz, der uns hienieden quält,

Der Tod ein Gut, das unſer Elend endet.
Doch wenn wir einſt den grauſen Zwiſchenort
Verlaſſen, wer wohl von uns Allen wagt
Dann zu behaupten, durch ſein Thun auf Erden
Hab' er verdient, jetzt glücklicher zu werden?

Zu welchem Glauben wir uns wenden mögen,
Der eine wie der andre macht uns ſchaudern.
Nichts, das wir kennen, giebt es, nichts, das wir
Nicht fürchten. Die Natur iſt ſtumm, vergebens
Befragt man ſie; der Lehre eines Gottes
Bedarf der Sterblichen Geſchlecht, um endlich
Zur rechten Kunde zu gelangen. Gott
Und keinem Andern ſteht es zu, ſein Werk
Zu deuten; er allein vermag den Schwachen
Zu tröſten und Weiſen zu erleuchten.
Dem Zweifel und dem Irrthum preisgegeben,
Sucht ohne ihn der Menſch umſonſt ein Rohr,
Das, ob auch ſchwankend, ihm als Stütze diene.
Auch Leibnitz zeigt mir nicht die unſichtbaren
Verknüpfungen, wodurch in dieſer Welt,
Der beſtgeordneten von allen, die
Er ſich als möglich denken kann, die größte
Unordnung ewig herrſcht, ein wahres Chaos
Von Elend, das mit wen'gen eiteln Freuden
Der wahrſten Schmerzen Unzahl grauſam miſcht.
Er ſagt mir nicht, warum daſſelbe Uebel
Den Guten wie den Schuldbelaſteten
Gleich unabwendbar trifft. Nicht minder dunkel
Iſt mir, wie Alles in der Welt beſchaffen
Sein müßt', um gut zu heißen. Ach! ich gleiche
Den Meiſtern aller Weisheit: ich weiß nichts!

Einſt war, wie Platon uns erzählt [9]), der Menſch
Geflügelt und ſein Körper undurchdringlich
Für Alles, was ihm Unheil bringen könnte;
Nicht Schmerz, noch Tod vermochten ihm zu nahen.
Wie weit, ach! wie unendlich weit iſt er
Doch jetzt von ſolcher Herrlichkeit entfernt!
Am Boden haftend duldet er und ſtirbt.
Was da geboren wird, geht unter; die Natur
Iſt der Zerſtörung Reich. Wie kann dies ſchwache
Gerüſt von Sehnen und Gebein dem Einfluß
Der Elemente dauernd widerſtehen!
Wie ſollte dies Gemiſch von Säften, Blut
Und Staub, weil's eine Miſchung iſt, nicht endlich
Der Auflöſung auch unterworfen ſein!
Wie dieſer zarten Nerven Reizbarkeit
Dem Schmerz, der Krankheit nicht, des Todes Dienern!
Das Alles lehrt mich die Natur. Ich höre
Nicht mehr auf Platon, Epikur verwerf' ich.
Mehr, als die Andern alle, weiß noch Bayle
Davon; bei ihm will ich mich Raths erholen.
Die Waag' in Händen lehrt er mich die Kunſt
Des Zweifels [9]). Weiſ' und groß genug, um kein
Syſtem zu gründen, ſtieß er alle um,
Und ſelber ſich bekämpfend ähnelt er
Dem blinden Rieſen, der, in der Philiſter
Gewalt, mit ſtarker Hand des Hauſes Säulen
Umſtoßend unter ſeiner Trümmer Wucht
Mit ſeinen Feinden ſelbſt den Tod geſucht [10]).
Was denn vermag des Geiſtes weitſter Umfang,
Sein höchſter Flug? — Ach! nichts. Des Schickſals Buch
Bleibt unſerm Blick verſchloſſen. Stets ſich ſelbſt
Ein Fremdling, kennt der Menſch den Menſchen nicht.

Sagt mir: wer bin ich? wo? wohin? woher[11])?
Atome ſind wir, Pünktchen nur, mit Qual
Belaſtet, an ein Häufchen Koth gebannt;
Atome, die der Tod verſchlingt, womit
Der Zufall ſpielt, doch denkende Atome,
Doch Pünktchen, deren Augen, vom Gedanken
Regiert, des Himmels ferne Räume meſſen.
Bis in die Tiefen der Unendlichkeit
Vermag der Geiſt ſich kühn hinauszuſchwingen:
Uns ſelbſt zu kennen wird uns nie gelingen.
Sagt, wimmelt dieſe Welt des Stolzes und
Des Irrthums Schauplatz nicht von Unglücksſöhnen,
Die nur vom Glücke reden? Alles jagt
Dem Glücke nach und Alles ſeufzt und jammert.
Wie keiner Luſt zum Sterben hat, ſo möchte
Doch keiner noch einmal geboren werden[12]).
Wohl trocknet, während unſre meiſten Tage
Dem Schmerz gewidmet ſind, auf Augenblicke
Die ſanfte Hand der Freude unſre Thränen;
Doch ſie enteilt dem flücht'gen Schatten gleich.
Verdruß und Gram und Reue ſonder Ende,
Verluſte ſonder Zahl ſind unſer Loos.
Nur unſern Kummer weckt das Angedenken
An das Vergang'ne, und die Gegenwart
Iſt ſchauervoll, wenn's keine Zukunft giebt,
Wenn Grabesnacht, was in uns *denkt*, zerſtört.
Dereinſt *wird Alles gut*, das *hoffen* wir;
Doch *Täuſchung* iſt's, daß *jetzt* ſchon Alles *gut* ſei.
Die Weiſen haben ſich und mich betrogen
Und Gott allein hat Recht. In meinen Seufzern
Voll Demuth, in mein Leid, wie ſich's geziemt,
Mich ſtill ergebend, bin ich weit entfernt,

Mich gegen Gottes Rathſchluß aufzulehnen.
Einſt ſang ich wohl in minder düſtrer Weiſe
Der ſüßen Wolluſt lockende Gewalt.
Ach! andre Zeiten, andre Sitten! — Jetzt,
Nachdem das Alter beſſer mich belehrt,
Theil' ich die Schwäche der verirrten Menſchen.
In dichter Finſterniß ſuch' ich nach Licht,
Ich fühle, dulde, aber murre nicht.
Zu Gott, den er im Staub verehrte, ſprach
Einſt ein Kalif[12]) in ſeiner letzten Stunde
Als einziges Gebet die frommen Worte:
„Ich bringe Dir, allein'ger höchſter Herrſcher,
„Dir, einzig unbeſchränktes Weſen, Alles,
„Was Du entbehrſt in Deiner Herrlichkeit
„Und nur uns Erdenwürmern wollteſt gönnen:
„Schuld, Reue, Elend und Unwiſſenheit."
— Doch hätt' er auch die Hoffnung nennen können[13])

Noten zu vorſtehendem Gedicht.

1) Die allgemeine Kette iſt keineswegs, wie man hat behaupten wollen, eine regelmäßig fortlaufende Steigerung, die alle Weſen mit einander verbindet. Wahrſcheinlich iſt ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen dem Menſchen und dem unvernünftigen Thier, ſo wie zwiſchen den Menſchen und den höhern Weſen; die Unendlichkeit liegt zwiſchen Gott und allen Weſen. Die Kugeln, die ſich um unſere Sonne drehen, zeigen nichts von jener allmäligen Steigerung, weder in ihrer Größe, noch in ihren Entfernungen von einander, noch in ihren Trabanten. — Pope ſagt, der Menſch könne nicht wiſſen, warum die Trabanten des Jupiter kleiner wären, als Jupiter ſelbſt. (Why Jove's satellites are less, than Jove. Essay on man, ep. I., vs. 42.) Er irrt. Sein

Irrthum ist verzeihlich und mag seinem sonst so herrlichen Talente wohl zu Gute gehalten werden. Jeder Mathematiker würde dem Lord Bolingbroke und unserm Pope leicht begreiflich machen, daß, wenn Jupiter kleiner wäre, als seine Trabanten, sie sich nicht um ihn drehen könnten; allein kein Mathematiker vermag eine regelmäßige Steigerung in den Körpern des Sonnensystems zu entdecken. — Es ist nicht wahr, daß die Welt nicht bestehen könnte, wenn man ein Atom aus ihr entfernte. Das hat schon der gelehrte Geometer de Crouzas in seinem Buche gegen Pope sehr richtig bemerkt. In diesem Punkt hat er Recht, wenn er gleich in andern von Warburton und Silhouette siegreich widerlegt wurde. — Jene Kette der Ereignisse wurde von dem großen Philosophen Leibnitz angenommen und sehr sinnreich vertheidigt. Sie ist wohl einer Erläuterung werth. Alle Körper, so wie alle Ereignisse sind durch andere Körper und durch andere Ereignisse bedingt. Sehr richtig; allein nicht alle Körper sind nothwendig Behuf der Ordnung und Erhaltung des Universums und nicht alle Ereignisse sind wesentlich in der Kette der Ereignisse. Ein Wassertropfen, ein Sandkorn mehr oder weniger können nichts an der Einrichtung des Alls ändern. Die Natur ist weder an irgend eine genau bestimmte Quantität, noch an irgend eine genau bestimmte Form sklavisch gebunden. Unser Planet bewegt sich nicht in einer völlig regelmäßigen Kurbe; kein bekanntes Wesen hat eine genau mathematische Gestalt; zu keiner Operation ist eine genau bestimmte Quantität erforderlich. Nie agirt die Natur mit so rigoroser Strenge und Bestimmtheit. Man ist also nicht zu der Behauptung berechtigt, daß ein Atom weniger auf Erden die Zerstörung des Erdballs nach sich ziehen würde. — Eben so verhält es sich mit den Begebenheiten. Die Ursache einer jeden liegt in dem ihr vorhergehenden Ereignisse. Das ist etwas, wogegen kein Philosoph jemals einen Zweifel erhoben hat. Hätte man nicht bei Cäsar's Mutter den Kaiserschnitt vorgenommen, so würde Cäsar nicht der Republik ein Ende gemacht, er würde nicht den Octavian an Kindesstatt angenommen und dieser würde nicht das Reich dem Tiberius hinterlassen haben. Maximilian heirathet die Erbin Burgund's und der Niederlande, und diese Ehe wird die Quelle zweihundertjähriger Kriege. Ob aber Cäsar nach der rechten oder nach der linken Seite ausspuckte, ob die Erbin von Burgund ihren Kopfputz so oder so aufsetzte, das änderte sicher nichts am allgemeinen Gang der Dinge. — Es giebt also Begebenheiten,

die bestimmte Wirkungen hervorbringen, und andere, die dies nicht thun. Es verhält sich mit ihrer Verkettung wie mit einem Stammbaum: man sieht daran Zweige, die bei der ersten Generation erlöschen, und andere, die das Geschlecht fortpflanzen. Viele Begebenheiten bleiben gleichsam ohne Nachkommenschaft. So giebt es in jeder Maschine Wirkungen, die für die Bewegung derselben nothwendig sind, und andere ganz gleichgültige, die aus jenen hervorgehen, aber selbst zu nichts führen. Die Räder an einem Wagen bewirken sein Fortrollen. Allein ob sie etwas mehr oder etwas weniger Staub aufwirbeln, darauf kommt hinsichtlich der Fortbewegung nichts an. Die allgemeine Weltordnung ist also der Art, daß die Glieder der Kette durch etwas mehr oder weniger Materie, etwas mehr oder weniger Unregelmäßigkeit nicht in Verwirrung gebracht werden. — Die Kette befindet sich nicht in einem absoluten Plenum. Es ist erwiesen, daß die Revolutionen der Himmelskörper in einem Raume stattfinden, wo sie auf keinen Widerstand stoßen. Der Raum ist keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung mit Materie angefüllt. Es giebt also keine fortlaufende Reihenfolge von Körpern vom Sonnenstäubchen bis zum entlegensten Stern; es sind also unermeßliche Abstände zwischen den gefühlsbegabten, wie zwischen den gefühllosen Wesen denkbar. Man kann also nicht mit Gewißheit behaupten, der Mensch befinde sich nothwendiger Weise in einem der Kettenglieder, die durch eine ununterbrochene Reihenfolge mit einander verknüpft seien. Der Satz: Alles ist miteinander verkettet, bedeutet weiter nichts, als daß Alles geordnet ist. Gott ist die Ursache und der Herr dieser Ordnung. Homer's Zeus war der Sklave des Geschicks; in einem geläuterten philosophischen System dagegen ist Gott der Herr desselben. Vergl. Clarke's Werk über das Dasein Gottes.

2) **Sub Deo justo nemo miser, nisi mereatur.** Der heil. Augustin.

3) Princip des Bösen bei den Aegyptern.

4) Princip des Bösen bei den Persern.

5) Das heißt von einem andern Grundwesen.

6) Ein englischer Philosoph behauptete, die physische Welt habe sich bei der Incarnation Gottes verwandeln müssen, wie die moralische.

7) Dies sind nebst der Hypothese der beiden Grundwesen sämmtliche Lösungen, die sich dem menschlichen Geiste bei diesem schwie-

rigen Problem darbieten. Die Offenbarung allein vermag uns über etwas Aufschluß zu geben, das der menschliche Geist nun und nimmer begreifen kann.

8) Im Phädros.

9) Unzählige geistvolle Bemerkungen, die man in Bayle's Dictionnaire zerstreut findet, sichern ihm einen unsterblichen Ruhm. Die Frage über den Ursprung des Bösen läßt er unentschieden. Man findet bei ihm die Auseinandersetzung sämmtlicher Meinungen darüber; sämmtliche Gründe, die zur Unterstützung derselben, so wie jene, welche zu ihrer Erschütterung dienen, werden von ihm mit gleicher Tiefe und gleichem Scharfsinn untersucht und erörtert. Er ist der Generalanwalt der Philosophen, sein entscheidendes Urtheil aber behält er für sich. Er macht es wie Cicero, der oft in seinen philosophischen Schriften, wie schon der gelehrte und scharfsinnige Abbé d'Olivet bemerkt, die Rolle des unentschiedenen Akademikers beharrlich durchführt. — Ich will versuchen, hier die Erbitterung derer zu besänftigen, die seit einigen Jahren mit so maßloser Wuth und dabei doch so fruchtlos gegen Bayle zu Felde ziehen; doch nein! nicht fruchtlos, denn sie bewirken dadurch, daß man ihn desto begieriger liest. Sie sollten von ihm lernen, richtig zu denken und zugleich sich zu mäßigen. Nie ließ es sich überdies der Philosoph Bayle einfallen, die Vorsehung oder die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen. Man übersetzt und commentirt Cicero, man braucht ihn beim Unterricht der Prinzen; was findet man aber bei ihm, neben manchem Vortrefflichen, fast auf jeder Seite? Man findet, daß „die Vorsehung, wenn es eine solche giebt, den Menschen die Vernunft verliehen, da sie doch gewußt, daß sie dieselbe mißbrauchen würden." (Sic vestra ista providentia reprehendenda, quae rationem dederit iis, quos sciverit ea perverse et improbe usuros. De nat. Deor. III. 31.) Ferner: „Niemand hat jemals die Tugend von den Göttern hergeleitet, und zwar mit Recht." (Virtutem autem nemo unquam Deo retulit; nimirum recte. Ibid. 36.) Sodann: „Wenn ein Gottloser ungestraft stirbt, so sagt ihr, daß die Götter sein Verbrechen an seinen Kindern heimsuchen. Würde eine Stadt einen Gesetzgeber dulden, der die Kinder oder Enkel wegen der Verbrechen ihres Vaters oder Großvaters strafte?" (Ferretne ulla civitas latorem istiusmodi legis, ut condemnaretur filius aut nepos, si pater aut avus deli-

quisset? Ibid. 38.) Und was am meisten befremdet, Cicero schließt sein Buch über die Natur der Götter, ohne solche Behauptungen zu widerlegen. In den Tusculanen vertheidigt er hundertmal die Sterblichkeit der Seele, nachdem er erst ihre Unsterblichkeit behauptet hat. Noch mehr: vor dem versammelten römischen Senat sagt er in seiner Rede für Cluentius: „Was hat ihm denn der Tod am Ende zu Leide gethan? Wir verwerfen alle jene einfältigen Fabeln von der Unterwelt; was hat ihm denn also der Tod weiter geraubt, als die Empfindung des Schmerzes?“ (Quid tandem illi mali mors attulit? nisi forte ineptiis ac fabulis ducimur, ut exis timemus illum apud inferos impiorum supplicia perferre . . . quae si falsa sunt, id quod omnes intelligunt, quid ei tandem aliud mors eripuit, praeter sensum doloris? Ibid. 61.) Sagt er nicht endlich in seinen Briefen, wo er vor Allem ohne Hehl spricht: Si non ero, omni sensu carebo? „Wenn ich nicht mehr bin, wird mein Gefühl mit mir sterben.“ (Epist. ad fam. lib. VI. ep. 3.) Bayle hat nie etwas gesagt, was Obigem nur entfernt zu vergleichen wäre, und doch giebt man den Cicero der Jugend in die Hände, während man mit maßloser Wuth über Bayle herfällt. Warum? Weil Inconsequenz und Ungerechtigkeit die Menschen regieren.

10) Simson. Judic. XVI., 21—29.

11) Offenbar kann der Mensch durch sich selbst hierüber keine Auskunft erlangen. Der menschliche Geist gelangt zu keinem Begriff anders, als auf dem Wege der Erfahrung. Keine Erfahrung aber kann uns darüber belehren, was wir vor unserm irdischen Dasein waren, was wir später sein werden und was unsere gegenwärtige Existenz beseelt. Auf welche Weise haben wir das Leben empfangen? Durch welche Triebfeder wird es erhalten? Wie gelangt unser Gehirn zu Begriffen und Gedächtniß? Wie geht es zu, daß unsere Glieder auf der Stelle unserm Willen gehorchen? ꝛc. Wir wissen es nicht. Ist dieser Erdball allein bewohnt? Wurde er später als andere Weltkörper oder in demselben Augenblicke geschaffen? Stammt jede Pflanzenart von einer ersten Urpflanze ab, oder nicht? Wurde jede Thiergattung von einem einzigen Paare von Thieren erzeugt, oder nicht? Die größten Philosophen wissen von alledem gerade so viel und so wenig, wie die Unwissendsten unter den Menschen. Wir kommen immer wieder auf das Volkssprichwort zurück: „Ist das Huhn eher da gewesen, oder das Ei?“

Das Sprichwort ist gemein, allein es beschämt die erhabenste Weisheit, welche, ohne übernatürlichen Beistand, in Bezug auf die Urprincipe der Dinge völlig im Finstern tappt.

12) Man wird schwerlich Jemand finden, der die einmal durchlaufene Bahn von vorn wieder anfange, der dieselben Ereignisse noch einmal erleben möchte.

13) Die meisten Menschen hegten diese Hoffnung, selbst ehe sie sich noch des Beistandes der Offenbarung erfreuten. Die Hoffnung auf ein verlängertes Dasein nach dem Tode beruht auf der Liebe zum Dasein während des Lebens, auf der Wahrscheinlichkeit, daß, was einmal denkt, immer denken wird. Man hat keinen Beweis dafür, weil eine erwiesene Sache nur eine solche ist, wovon das Gegentheil ein Widerspruch sein würde, und weil über erwiesene Wahrheiten nie entgegengesetzte Meinungen herrschten. Lucretius bringt, um diese Hoffnung als nichtig darzustellen, in seinem dritten Buche Argumente vor, deren Stärke allerdings etwas Niederschlagendes hat; bei alledem aber stellt er nur Wahrscheinlichkeiten noch stärkern Wahrscheinlichkeiten entgegen. Viele Römer theilten übrigens Lucretius' Ansichten, und auf dem römischen Theater sang man: Post mortem nihil est. „Nach dem Tode ist Alles vorbei.“ Allein der Instinct, die Vernunft, das Bedürfniß des Trostes, das Wohl der Gesellschaft behielten die Oberhand, und die Menschen ließen sich die Hoffnung auf ein ewiges Leben nicht nehmen — eine Hoffnung, die freilich oft mit Zweifeln zu kämpfen hat. Die Offenbarung schlägt den Zweifel nieder und setzt die Gewißheit an seine Stelle. Wie schrecklich aber ist es, noch Tag für Tag über die Offenbarung selbst im Kampfe zu liegen; wie schrecklich, zu sehen, wie die christliche Gesellschaft, den Grundsätzen der Vergesellschaftung selbst widerstrebend, sich in Bezug auf die Offenbarung in hundert Secten zerspaltet; wie die Christen sich der Offenbarung wegen gegenseitig verleumden, verfolgen und zu Grunde richten; wie um der Offenbarung willen Bartholomäusnächte gefeiert, um der Offenbarung willen die empörendsten Mordthaten und alle nur denkbare Gräuel begangen werden! O Gott! offenbare uns, daß Menschlichkeit und Duldung unsere ersten Pflichten sind!

14) Vermuthlich ist Harun al Watek Billah, der 9. der Abassiden († i. J. der Hedschra 224), gemeint, dessen von Elmakin mitgetheiltes Sterbegebet hier freilich noch sehr amplificirt ist. D. Uebers.

Platon's Traum.

Platon träumte viel, und ſeit ſeiner Zeit iſt man in Träumereien nicht ſchwächer geworden. Ihm hatte geträumt, die Natur des Menſchen ſei einſtens doppelter Art geweſen, und zur Strafe ſeiner Vergehen ſei er in ein Männchen und ein Weibchen zertheilt worden*).

Er hatte bewieſen, daß es nur fünf vollkommene Welten geben könne, weil es nur fünf regelmäßige Körper in der Mathematik gebe**). Seine Republik war eine ſeiner vornehmſten Träumereien. Ihm hatte ferner geträumt, das Wachen erzeuge den Schlaf und der Schlaf das Wachen***) und man verliere unfehlbar das Geſicht, wenn man eine Sonnenfinſterniß anders als im Waſſerſpiegel beobachte†). Durch ſolche Träume gelangte man damals zu mächtigem Anſehen.

Ich erzähle hier einen ſeiner Träume, der nicht zu den unintereſſanteſten gehört††). Ihm däuchte, der große Demiurgos, der ewige Baumeiſter wollte, nachdem er den unendlichen Raum mit zahlloſen Weltkörpern bevölkert, die Weisheit und Geſchicklichkeit der Genien prüfen, die Zeugen ſeiner Werke geweſen. Er gab

*) Im *συμπόσιον*, Plat. opp. ed. Steph. tom. III., p. 189, sqq. Platon legt dieſe Hypotheſe dem Ariſtophanes in den Mund.

**) Tim. Locr. ib. p. 98.

***) Alicubi in Timaeo.

†) In Phaedone. Plat. opp. ed. Steph. tom. I., p. 99.

††) Das Folgende iſt reine Erdichtung Voltaire's, bei welcher freilich das von Platon in den beiden Timäen aufgeſtellte Syſtem der Weltſchöpfung zum Grunde lag.

jedem von ihnen ein kleines Stück des Grundstoffs der Dinge, um daraus zu machen, was sie könnten, ungefähr so, wie Phidias und Zeuris ihren Schülern die Anfertigung von Bildsäulen und Gemälden auftrugen, wenn man kleine Dinge mit großen vergleichen darf.

Demogorgon bekam zu seinem Antheil das Stückchen Koth, welches man die Erde nennt. Er machte daraus, was man noch heutzutage sieht, und behauptete, als er fertig war, ein Meisterstück geliefert zu haben. Er bildete sich ein, den Neid zu Schanden gemacht zu haben, und erwartete Lobsprüche sogar von seinen Collegen. Wie groß war seine Ueberraschung, als er von ihnen mit Gezisch und Hohngelächter empfangen wurde.

Einer von ihnen, ein schlechter Spaßvogel, nahm das Wort und sprach: „Sie haben wahrhaftig Ihre Sachen ganz vortrefflich gemacht! Sie sondern ihre Welt in zwei Hälften ab und setzen zwischen beide Hemisphären eine Menge Wasser, um die Verbindung zwischen ihnen möglichst zu erschweren. Unter ihren beiden Polen muß man erfrieren und unter ihrem Aequator vor Hitze umkommen. Höchst weise erscheint besonders die Schöpfung großer Sandwüsten, wo die Reisenden vor Hunger und Durst sterben müssen. Mit Ihren Schafen, Kühen und Hühnern wäre ich schon ganz zufrieden; doch aufrichtig gesagt, mit Ihren Schlangen und Spinnen bin ich es nicht allzu sehr. Ihre Zwiebeln und Artischoken sind ganz vortreffliche Sachen, was Sie Sich aber dabei gedacht haben mögen, die Erde mit zahllosen Giftpflanzen zu bedecken, ist mir zu hoch. Nicht minder auffallend scheint es mir, daß Sie wohl dreißig verschiedene Affenarten und noch mehr Gattungen von Hunden schufen, während ich nur vier bis fünf Menschenracen sehe. Freilich haben Sie dies letztere Geschöpf mit ihrer sogenannten Vernunft beglückt; aber, unter uns, diese Vernunft ist doch gar zu lächerlich und der Tollheit zu nahe verwandt. Mir kommt es außerdem so vor, als lege Ihnen dies zweifüßige Thier

Philosophie und namentlich die Idee des Geschicks, des Herrn der Götter, wie die Götter Herren der Welt sind.

Wenn der hochherzige Hektor mit aller Gewalt den hochherzigen Achilleus bekämpfen will und zu dem Ende aus Leibeskräften an zu laufen fängt, so daß er richtig dreimal den Weg um die ganze Stadt zurücklegt, ehe er den Kampf beginnt, um mehr Kräfte zu sammeln; wenn Homer den leichtfüßigen Achilleus, der ihn verfolgt, einem Schlafenden vergleicht; wenn Madame Dacier vor Bewunderung über die Kunst und den hohen Sinn dieser Stelle außer sich geräth, so will Zeus den großen Hektor, der ihm so viele Opferthiere dargebracht, retten und befragt deshalb das Geschick. Er wiegt in einer Waage das Geschick Hektor's und Achill's (Iliad. l. XXII. vs. 208 sqq.). Er findet, daß der Trojaner jedenfalls dem Achäer unterliegen muß; er kann nichts dagegen machen, und von dem Augenblick an steht Apollon, Hektor's Schutzgott, sich genöthigt, seine Hand von ihm abzuziehen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht Homer oft und namentlich an eben dieser Stelle nach dem alten Privilegium des Alterthums ganz widersprechende Ideen durcheinander wirft; aber bei alledem stellt doch er bereits den Begriff des Geschicks, des Verhängnisses auf. Dieser Begriff mußte also zu seiner Zeit schon tiefe Wurzeln gefaßt haben.

Die Pharisäer unter dem kleinen jüdischen Volke nahmen erst mehrere Jahrhunderte später die Lehre vom Geschick an; denn diese Pharisäer selbst, die zuerst unter den Juden eine gelehrte Schule bildeten, waren sehr neuen Ursprungs. Sie vermengten in Alexandria einen Theil der stoischen Lehrsätze mit alten jüdischen Vorstellungen. Der heilige Hieronymus setzt sogar ihren Ursprung nicht weit über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaus.

Die Philosophen hatten weder den Homer noch die Pharisäer nöthig, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles

nach unwandelbaren Gesetzen vor sich geht, daß in Allem eine beständige Ordnung herrscht, daß Alles eine nothwendige Wirkung ist. Sie schließen folgendermaßen:

Entweder besteht die Welt vermöge ihrer eigenthümlichen Natur durch ihre physischen Gesetze, oder ein höchstes Wesen hat sie nach seinen höchsten Gesetzen geschaffen und eingerichtet. In beiden Fällen sind diese Gesetze unveränderlich; in beiden Fällen ist Alles nothwendig. Die schweren Körper streben nach dem Mittelpunkt der Erde, ohne jemals ihren Ruhepunkt in der Luft suchen zu können. Birnbäume können nun und nimmer Ananas erzeugen. Der Instinct eines Hühnerhundes kann nicht mit dem eines Strauß übereinkommen. Alles ist einer nothwendigen Ordnung unterworfen, Alles greift in einander und hat seine bestimmten Grenzen.

Der Mensch kann nur eine bestimmte Anzahl Zähne, Haare und Begriffe haben, und für keinen bleibt die Zeit aus, wo er nothwendig seine Zähne, seine Haare und seine Begriffe verliert.

Es ist ein Widerspruch, daß, was gestern war, nicht gewesen sein, was heute ist, nicht sein soll. Es ist nicht minder ein Widerspruch, daß, was sein muß, nicht sein müssen könnte.

Wenn du an dem Geschick einer Fliege etwas zu ändern vermöchtest, so wäre kein Grund vorhanden, der dich daran hindern könnte, auch das Geschick aller andern Fliegen, aller andern Thiere, aller Menschen, der ganzen Natur zu beherrschen; du würdest am Ende mächtiger sein, als Gott.

Schwachsinnige sagen: „Mein Arzt hat meine Tante von einer tödtlichen Krankheit errettet; ihm hat sie es zu verdanken, daß sie jetzt zehn Jahre länger lebt, als ihr beschieden war.“ Andere, die sich Wunder wie klug dünken, sagen: „Der Kluge ist selbst seines Glücks Schmied.“

Nullum numen abest, si sit prudentia, sed te
Nos facimus, fortuna, Deam, coeloque locamus.

Juvenal. Sat. X. vs. 365.

wenig am Herzen, sonst gäben Sie ihm wohl nicht so viele Feinde bei so geringen Mitteln zur Vertheidigung, so viele Krankheiten und so wenige wirksame Arzneien, so viele Leidenschaften und so wenig Weisheit. Offenbar ist es nicht Ihre Absicht, diese Geschöpfe auf Erden sehr zahlreich werden zu lassen; denn, die Gefahren, denen Sie dieselben bloßstellen, gar nicht gerechnet, haben Sie Ihre Rechnung so vortrefflich gemacht, daß einst die Blattern jedes Jahr regelmäßig den zehnten Theil dieser Gattung hinwegraffen werden, während die Schwester dieser Seuche bei den übrigen neun Zehnteln die Quelle des Lebens vergiftet; und als wäre das noch nicht genug, haben Sie die Dinge so eingerichtet, daß die Hälfte der Ueberlebenden unter einander processirt, während die Andern damit beschäftigt sind, einander geradezu über den Haufen zu stechen und zu schießen. Sie sind Ihnen zweifelsohne höchlich verpflichtet, und Sie haben da ein herrliches Meisterwerk geschaffen."

Demogorgon erröthete. Er fühlte wohl, daß bei seinem Machwerke moralisches und physisches Uebel mit untergelaufen war; allein er behauptete, das Böse werde doch von dem Guten überwogen. „Nichts ist leichter als tadeln," sprach er; „aber halten Sie es denn für Kinderspiel, ein Wesen zu schaffen, das immer vernünftig, das frei sein und nie seine Freiheit mißbrauchen soll? Glauben Sie, wenn man neun oder zehn tausend Pflanzen einzusenken hat, könne man so leicht verhüten, daß in einer oder der andern davon nicht auch schädliche Eigenschaften mit aufkeimen? Bilden Sie Sich ein, mit einer bestimmten Quantität Wasser, Sand, Koth und Feuer, auf die man einmal angewiesen ist, ließen sich Meere und Wüsten vermeiden? Sie selbst, mein Herr Spottvogel, haben da eben den Planeten Mars zu Stande gebracht. Jetzt wollen wir doch einmal sehen, wie Sie Sich Ihres Auftrags entledigt haben, wie sich Ihre beiden breiten Streifen um den Weltkörper ausnehmen und welche schöne Wirkung Ihre Nächte ohne Mond hervorbringen. Wir wollen mal sehen,

ob man unter Ihren Leuten da weder Thorheit noch Krankheit findet.“

Wirklich unterſuchten die Genien den Mars, und man fiel unbarmherzig über den Spötter her. Der ernſte Genius, der den Saturn zurecht geknetet, wurde auch nicht verſchont, und ebenſo bekamen ſeine Collegen, die Werkmeiſter des Jupiter, des Merkur und der Venus ihr volles Maß von Tadel und Hohn.

Man ſchrieb dicke Bände und Broſchüren; es regnete Epigramme und Spottlieder; man gab ſich lächerliche Blößen; die gegenſeitige Erbitterung wuchs; da gebot endlich der ewige Demiurgos Allen Stillſchweigen. „Ihr Alle,“ ſprach er, „habt Gutes und Schlechtes geſchaffen, weil Eure Einſicht groß, aber nicht vollkommen iſt. Eure Werke werden nur einige Millionen Jahrhunderte dauern; dann werdet Ihr klüger ſein und Eure Sache beſſer machen. Nur mir iſt es vorbehalten, Vollkommnes und Unvergängliches zu ſchaffen.“

So erzählte Platon ſeinen Schülern. Als er geendet hatte, ſprach einer von ihnen: „Und darauf erwachten ſie!“

Geſchick (Beſtimmung).

(Dictionnaire philosophique.)

Unter allen Büchern des Abendlandes, die bis auf unſere Zeiten ſich erhalten haben, ſind die Dichtungen Homer's die älteſten. In ihnen findet man die Sitten des profanen Alterthums, hainbüchene Helden, grobgeſchnitzte Götter, die nach dem Bilde des Menſchen gemacht ſind. Eben dort aber findet man neben manchen Träumereien und Widerſprüchen auch die erſten Keime der

Philosophie und namentlich die Idee des Geschicks, des Herrn der Götter, wie die Götter Herren der Welt sind.

Wenn der hochherzige Hektor mit aller Gewalt den hochherzigen Achilleus bekämpfen will und zu dem Ende aus Leibeskräften an zu laufen fängt, so daß er richtig dreimal den Weg um die ganze Stadt zurücklegt, ehe er den Kampf beginnt, um mehr Kräfte zu sammeln; wenn Homer den leichtfüßigen Achilleus, der ihn verfolgt, einem Schlafenden vergleicht; wenn Madame Dacier vor Bewunderung über die Kunst und den hohen Sinn dieser Stelle außer sich geräth, so will Zeus den großen Hektor, der ihm so viele Opferthiere dargebracht, retten und befragt deshalb das Geschick. Er wiegt in einer Waage das Geschick Hektor's und Achill's (Iliad. l. XXII. vs. 208 sqq.). Er findet, daß der Trojaner jedenfalls dem Achäer unterliegen muß; er kann nichts dagegen machen, und von dem Augenblick an steht Apollon, Hektor's Schutzgott, sich genöthigt, seine Hand von ihm abzuziehen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht Homer oft und namentlich an eben dieser Stelle nach dem alten Privilegium des Alterthums ganz widersprechende Ideen durcheinander wirft; aber bei alledem stellt doch er bereits den Begriff des Geschicks, des Verhängnisses auf. Dieser Begriff mußte also zu seiner Zeit schon tiefe Wurzeln gefaßt haben.

Die Pharisäer unter dem kleinen jüdischen Volke nahmen erst mehrere Jahrhunderte später die Lehre vom Geschick an; denn diese Pharisäer selbst, die zuerst unter den Juden eine gelehrte Schule bildeten, waren sehr neuen Ursprungs. Sie vermengten in Alexandria einen Theil der stoischen Lehrsätze mit alten jüdischen Vorstellungen. Der heilige Hieronymus setzt sogar ihren Ursprung nicht weit über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaus.

Die Philosophen hatten weder den Homer noch die Pharisäer nöthig, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles

nach unwandelbaren Gesetzen vor sich geht, daß in Allem eine beständige Ordnung herrscht, daß Alles eine nothwendige Wirkung ist. Sie schließen folgendermaßen:

Entweder besteht die Welt vermöge ihrer eigenthümlichen Natur durch ihre physischen Gesetze, oder ein höchstes Wesen hat sie nach seinen höchsten Gesetzen geschaffen und eingerichtet. In beiden Fällen sind diese Gesetze unveränderlich; in beiden Fällen ist Alles nothwendig. Die schweren Körper streben nach dem Mittelpunkt der Erde, ohne jemals ihren Ruhepunkt in der Luft suchen zu können. Birnbäume können nun und nimmer Ananas erzeugen. Der Instinct eines Hühnerhundes kann nicht mit dem eines Strauß übereinkommen. Alles ist einer nothwendigen Ordnung unterworfen, Alles greift in einander und hat seine bestimmten Grenzen.

Der Mensch kann nur eine bestimmte Anzahl Zähne, Haare und Begriffe haben, und für keinen bleibt die Zeit aus, wo er nothwendig seine Zähne, seine Haare und seine Begriffe verliert.

Es ist ein Widerspruch, daß, was gestern war, nicht gewesen sein, was heute ist, nicht sein soll. Es ist nicht minder ein Widerspruch, daß, was sein muß, nicht sein müssen könnte.

Wenn du an dem Geschick einer Fliege etwas zu ändern vermöchtest, so wäre kein Grund vorhanden, der dich daran hindern könnte, auch das Geschick aller andern Fliegen, aller andern Thiere, aller Menschen, der ganzen Natur zu beherrschen; du würdest am Ende mächtiger sein, als Gott.

Schwachsinnige sagen: „Mein Arzt hat meine Tante von einer tödtlichen Krankheit errettet; ihm hat sie es zu verdanken, daß sie jetzt zehn Jahre länger lebt, als ihr beschieden war.“ Andere, die sich Wunder wie klug dünken, sagen: „Der Kluge ist selbst seines Glücks Schmied.“

Nullum numen abest, si sit prudentia, sed te
Nos facimus, fortuna, Deam, coeloque locamus.
Juvenal. Sat. X. vs. 365.

Oft aber unterliegt der Kluge seinem Geschick, weit entfernt es zu schaffen. Das Schicksal eben macht die Leute klug.

Tiefe Staatskünstler versichern, daß, wenn man Cromwell, Ludlow, Ireton und ein Dutzend andere Parlamentsglieder acht Tage, ehe Karl dem I. der Kopf abgeschlagen wurde, ermordet hätte, jener König noch lange leben und endlich in seinem Bette hätte sterben können. Sie haben Recht; sie können noch hinzusetzen, wenn ganz England vom Meere verschlungen wäre, so würde jener Monarch eben so wenig vor dem Schlosse Whitehall auf dem Schaffot geendet haben. Die Dinge waren nun aber einmal so angeordnet, daß Karl dem I. der Kopf abgeschlagen werden mußte.

Der Kardinal d'Ossat*) war ohne Zweifel klüger als ein Verrückter im Tollhause; aber liegt es nicht auch am Tage, daß die Organe des weisen d'Ossat anders eingerichtet waren, als die jenes Hirnlosen? Nicht anders, als wie die Organe eines Fuchses sich von denen eines Kranichs und einer Lerche unterscheiden.

Dein Arzt hat deiner Tante das Leben gerettet; allein sicherlich hat er bei der Kur der Ordnung der Natur nicht zuwider gehandelt, sondern sie vielmehr treu befolgt. Offenbar konnte deine Tante nichts dagegen einwenden, daß sie in der und der Stadt geboren wurde; ebensowenig konnte sie sich zu dieser oder jener Zeit vor einer gewissen Krankheit schützen. So konnte auch der Arzt nirgend anders sein, als in der Stadt, wo er gerade war; deine Tante mußte ihn rufen lassen; er mußte ihr die Arzneien verschreiben, die sie heilten oder wovon man dies wenigstens annahm, während in der That die Natur der einzige Arzt war.

Ein Bauer glaubt, es habe zufällig auf seinem Lande gehagelt,

*) Arnaud d'Ossat (1530—1604), ein ausgezeichneter französischer Diplomat, der durch seine geschickten Unterhandlungen nicht wenig zur Aussöhnung Heinrich's IV. mit dem römischen Hofe, mithin zur endlichen Befestigung seines Thrones beitrug.

der Philosoph aber weiß, daß es keinen Zufall giebt und daß es, so wie die Welt nun einmal eingerichtet ist, nothwendig an eben diesem Tage und an eben diesem Orte hageln mußte.

Erschrocken über diese Wahrheit wollen einige Leute sie zur Hälfte einräumen, wie wohl Schuldner sich erbieten, ihren Gläubigern die Schuld zur Hälfte abzutragen, und für den Rest um Frist bitten. Gewisse Dinge, sagen sie, sind nothwendig, andere aber sind es nicht. Es wäre doch drollig, wenn in der Welt in gewissen Dingen Ordnung herrschte und in andern nicht; wenn das, was geschieht, zum Theil geschehen müßte und zum Theil nicht. Wenn man die Sache bei Lichte besieht, wird man sich bald von der Ungereimtheit der Lehre, die jener vom unabänderlichen Geschick entgegen gesetzt ist, überzeugen; allein es ist nun einmal das Geschick vieler Leute, unrichtig zu denken, so wie es die Bestimmung anderer ist, gar nicht zu denken, und noch anderer endlich, die Denker zu verfolgen.

Einige Leute sagen: Glaubt ja nicht an ein Verhängniß, denn da euch in diesem Falle Alles als unvermeidlich erscheint, werdet ihr nicht mehr arbeiten wollen, in völliger Gleichgültigkeit werdet ihr eure Tage dahinschleppen; ihr werdet euch weder aus Reichthum, noch aus Ehre oder Lob ferner etwas machen können; ihr werdet auf keinen Erwerb mehr ausgehen; ihr werdet euch weder Verdienst noch Macht mehr zutrauen; kein Talent wird mehr ausgebildet werden; Alles wird in Stumpfsinn versinken.

Seid unbesorgt, ihr Herren! nie werden uns Leidenschaften und Vorurtheile verlassen, da es einmal unsere Bestimmung ist, von beiden beherrscht zu werden. Wir werden nie vergessen, daß es eben so wenig von unserer Willkür abhängt, viel Verdienst und große Talente zu besitzen, als wir uns dichtes lockiges Haar und schöne Hände geben können. Wir werden überzeugt sein, daß man auf nichts eitel zu sein Grund hat, und doch wird die Eitelkeit beständig unser Erbtheil bleiben.

Ich kann mich der Liebhaberei, dies niederzuschreiben, so wenig entziehen, wie du jener andern, mich deshalb zu verdammen. Wir sind Beide gleich dumm, dienen Einer wie der Andere dem Geschick zum Spielball. Deine Natur bringt es mit sich, Böses zu thun, meine, die Wahrheit zu lieben und sie dir zum Trotz zu verbreiten.

Der Uhu, der sich in seinem Mauerloche von Mäusen nährt, sprach zur Nachtigall: „Hör' auf, dort in den schattigen Zweigen zu singen, komm herab in mein Loch, damit ich dich fresse." Die Nachtigall aber antwortete: „Ich bin dazu geboren, hier zu singen und mich über dich lustig zu machen."

Ihr fragt mich, was denn aus der Freiheit werden wird. Ich verstehe Euch nicht; ich weiß nicht, was für eine Freiheit Ihr meint. Ihr zankt Euch schon so lange über ihre Natur, daß Ihr sie sicher nicht kennt. Wollt Ihr aber oder könnt Ihr vielmehr die Sache friedfertig mit mir untersuchen, so schlagt unter dem Buchstaben F. nach.

Von der Freiheit des Willens.

(Dictionnaire philosophique.)

Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht Locke, wie er denn überhaupt in Definitionen stark ist, auch den Begriff Freiheit sehr gut durch Macht definirte. Ich müßte mich ferner irren, wenn nicht der als Sheriff von London rühmlichst bekannte Collins der einzige Philosoph ist, der diesen Begriff gründlich aufgefaßt hat*), wogegen Clarke ihm nur als Theolog antwortete. Von Allem aber, was bis jetzt in Frankreich über die Freiheit geschrieben wurde, schien mir folgendes kleine Gespräch noch das bündigste zu sein.

*) Ant. Collins, inquiry concerning human liberty.

A. Dort feuert eine Batterie Kanonen nahe vor unsern Ohren. Steht es Ihnen frei, die Kanonade zu hören oder nicht?

B. Keine Frage, ich muß sie hören.

A. Wollen Sie, daß jene Kanone Ihren Kopf und obendrein die Köpfe Ihrer Frau und Ihrer Tochter wegreißt, die mit Ihnen spazieren gehen?

B. Welchen seltsamen Vorschlag Sie mir machen! So lange ich bei Sinnen bin, kann ich dergleichen nicht wollen, das ist mir unmöglich.

A. Gut! Sie hören nothwendiger Weise den Kanonendonner. Eben so nothwendig ist Ihr Wille, weder allein noch mit Ihrer Familie auf dem Spaziergange durch einen Kanonenschuß umzukommen. Sie haben weder die Macht, nicht zu hören, noch die Macht, hier bleiben zu wollen.

B. Das liegt am Tage*).

A. Sie haben demgemäß etwa dreißig Schritte gemacht, um vor der Kanone in Sicherheit zu sein. Es stand in Ihrer Macht, diese wenigen Schritte mit mir zu machen.

B. Das liegt gleichfalls am Tage.

---

*) Ein „Armer an Geist“ (Formey) macht dagegen in einer kleinen, anständigen und namentlich äußerst logischen Schrift den Einwurf, „wenn der Fürst dem B. befehle, sich dem Feuer der Kanone auszusetzen, so werde er auf seinem Posten bleiben.“ Allerdings, wenn sein Muth oder vielmehr die Furcht vor der Schande über die Liebe zum Leben den Sieg davon trägt, wie das freilich nicht selten der Fall ist. Erstens handelt es sich hier um einen ganz verschiedenen Fall. Zweitens ist der Mensch, wenn der Instinct der Furcht vor der Schande über jenen der Selbsterhaltung die Oberhand gewinnt, ebensowohl genöthigt, dem Feuer ausgesetzt zu bleiben, wie er zur Flucht genöthigt ist, wenn er sich derselben nicht schämt. Der Arme an Geist war genöthigt, lächerliche Einwürfe zu machen und Grobheiten in die Welt zu schreiben; und die Philosophen sehen sich genöthigt, sich ein klein wenig über ihn zu belustigen und ihm zu verzeihen.

Note von Voltaire.

A. Und wenn Sie nun lahm gewesen wären, so hätten Sie es nicht vermeiden können, der Batterie ausgesetzt zu bleiben; es hätte nicht in Ihrer Macht gestanden, da zu sein, wo Sie jetzt sind; Sie hätten nothwendiger Weise den Kanonenschuß nicht bloß gehört, sondern auch empfangen, und Sie wären nothwendig gestorben?

B. Nichts ist ausgemachter.

A. Worin besteht denn also Ihre Freiheit anders, als in der Macht, die Sie als Individuum ausübten, dasjenige zu thun, was Ihr Wille von einer absoluten Nothwendigkeit forderte?

B. Sie setzen mich in Verlegenheit; die Freiheit wäre also nichts Andres, als die Macht zu thun, was ich will.

A. Denken Sie einmal darüber nach und sagen Sie selbst, ob die Freiheit wohl anders verstanden werden kann.

B. In diesem Falle ist mein Jagdhund so frei, wie ich. Er hat nothwendiger Weise den Willen zu laufen, wenn er einen Hasen sieht, und die Macht zu laufen, wenn er gesunde Beine hat. Ich habe also nichts vor meinem Hunde voraus; Sie reduciren mich auf den Zustand der Thiere.

A. Da höre ich die armseligen Spitzfindigkeiten der armseligen Sophisten, von denen Sie unterrichtet wurden. Das ist auch ein rechtes Unglück, so frei zu sein, wie Ihr Hund. Essen und schlafen Sie denn etwa nicht wie er? Wünschen Sie Sich etwa einen andern Geruch als durch die Nase? Und wenn das nicht ist, warum wollen Sie denn auf eine andere Weise frei sein, als Ihr Hund?

B. Aber ich habe eine Seele, die unendlicher Schlußfolgerungen fähig ist, und mein Hund weiß nichts von Schlüssen, er hat fast bloß einfache Begriffe, während ich tausend metaphysische Begriffe habe.

A. Nun wohl, Sie sind tausendmal freier, als er, in so fern Sie ein tausendmal weiteres Denkvermögen haben; darum aber sind Sie keineswegs auf andere Weise frei, als er.

B. Wie! es sollte mir nicht freistehen, zu wollen, was ich will?

A. Was verstehen Sie darunter?

B. Was Jedermann darunter verſteht. Hört man nicht beſtändig ſagen: der Wille iſt frei?

A. Ein Sprichwort iſt kein Grund. Erklären Sie Sich deutlicher.

B. Nun, ich verſtehe darunter, daß es mir frei ſteht, zu wollen, was mir beliebt.

A. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, das hat keinen Sinn. Sehen Sie nicht ein, daß es lächerlich iſt, zu ſagen: „Ich will wollen?“ Ihr Wille iſt ein Product der Nothwendigkeit, Sie wollen in Gemäßheit der Begriffe, die ſich Ihnen darſtellten. Wollen Sie heirathen oder nicht?

B. Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ich weder das Eine, noch das Andere will?

A. So würden Sie antworten, wie jener, der da ſagte: Die Einen glauben, der Kardinal Mazarin ſei todt, die Andern, er lebe noch; was mich betrifft, ſo glaube ich weder das Eine, noch das Andere.

B. Nun wohl, ich will heirathen.

A. So! Das heißt antworten. Und warum wollen Sie heirathen?

B. Weil ich in ein junges, ſchönes, ſanftes, wohlerzogenes, ziemlich reiches Mädchen verliebt bin, die vortrefflich ſingt, deren Aeltern ſehr ehrenwerthe Leute ſind, die mich, wie ich mir ſchmeichle, wieder liebt, und in deren Familie ich wohl gelitten bin.

A. Das iſt ein Grund. Sie ſehen, daß Sie nicht ohne Grund wollen können. Ich erkläre Ihnen, daß es Ihnen frei ſteht, zu heirathen, das heißt, daß Sie ermächtigt ſind, den Contract zu unterzeichnen, Hochzeit zu halten ꝛc.

B. Wie, ich könnte nicht ohne Grund wollen? Ei, was wird denn aus dem andern Sprichworte: Sit pro ratione voluntas? Mein Wille iſt mein Grund, ich will, weil ich will.

A. Das iſt etwas Ungereimtes, lieber Freund. In dieſem Falle fände bei Ihnen eine Wirkung ohne Urſache ſtatt.

B. Wenn ich gerade oder ungerade ſpiele, habe ich alſo wohl einen Grund, eher gerade als ungerade zu wählen?

A. Allerdings, ohne Zweifel.

B. Und was wäre denn das für ein Grund, wenn Sie mir's gefälligſt ſagen wollen?

A. Weil der Begriff gerade Ihrem Geiſte eher vorſchwebt, als der entgegengeſetzte. Es wäre doch drollig, wenn Sie in gewiſſen Fällen wollten, weil eine Urſache für Ihren Willen vorliegt, und in andern ohne eine ſolche Urſache. Wenn Sie heirathen wollen, ſind Sie Sich des Sie dazu beſtimmten Grundes deutlich bewußt; nicht ſo, wenn Sie gerade oder ungerade ſpielen; gleichwohl muß auch in dieſem Falle ein Grund vorhanden ſein.

B. Aber noch einmal, ich bin alſo nicht frei?

A. Ihr Wille iſt nicht frei, wohl aber ſind es Ihre Handlungen. Sie haben die Freiheit zu handeln, wenn Sie die Macht dazu haben.

B. Aber alle Bücher über die Freiheit der Indifferenz, die ich geleſen —

A. Was verſtehen Sie unter einer ſolchen Freiheit?

B. Die Freiheit, zur Rechten oder zur Linken auszuſpucken, auf der rechten oder linken Seite zu ſchlafen, viermal oder fünfmal im Zimmer umher zu gehen.

A. Da haben Sie wirklich eine allerliebſte Freiheit! Gott hätte Ihnen ein herrliches Geſchenk damit gemacht, deſſen Sie Sich wohl rühmen dürften! Wozu diente Ihnen denn eine Macht, die Sie nur bei ſo nichtsbedeutenden Gelegenheiten ausübten? Und doch iſt es bei alledem lächerlich, den Willen, zur Rechten ausſpucken zu wollen, vorauszuſetzen. Dieſer Wille zu wollen iſt nicht nur an ſich ungereimt, ſondern es iſt ausgemacht, daß mehrere kleine Umſtände Ihren Entſchluß auch bei ſolchen Handlungen, die Sie gleichgültig nennen, beſtimmen. Sie ſind dabei nicht freier als bei den übrigen. Doch ich wiederhole es, Sie ſind zu jeder Zeit, an jedem Orte frei, ſobald Sie thun, was Sie thun wollen.

B. Ich glaube beinahe, daß Sie Recht haben, ich will darüber nachdenken.

Beilage zum fünfundzwanzigsten Kapitel des Kandid.

(Vergl. Note 74.)

I. Epistel über die Preßfreiheit an König Christian VII. von Dänemark[1]).

(1771.)

Fürst, dessen Edelsinn die Atmosphäre
Ererbter Despotie im Keime nicht erstickt,
So denkst Du mein am fernen Balt'schen Meere?
Wie Deines Landes Bürger willst beglückt
Du mich auch wissen? willst Dein Reich erweitern?
Mit Deinem Licht auch meine Nacht erheitern?

Nur wenig Erdenkön'ge möchten Dir,
Dem Ueberschreiter jener Grenzen gleichen,
Die eng' umzieh'n der Herrschermacht Revier.
Oft schrieb ich China's Kaiser[2]), doch kein Zeichen
Der Gunst, ja keinen Gruß noch sandt' er mir.
Zufried'ner bin ich mit der hohen Amazone,
Die jetzt an Mustapha's, des dicken Sultans, Throne
So kräftig rüttelt[3]). Auch der weise Stanislaus[4])
Und er, der große Fritz, (mit dem mein kleiner Strauß
Längst ausgekämpft[5]),) sie suchen wohl bisweilen
Mit ihrer Güte heim mein nied'rks Haus,
Und Fama putzt mit so willkomm'ner Kunde Zeilen
Dann schnell die Schweizer Zeitungen heraus[6]).

Mit Ganganelli steh' ich nicht so gar vorzüglich [7]);
Ob meiner Fahrt nach Preußen sieht der Hirt
Der Gläub'gen mich als Ketzer an; er irrt,
Und wär' er hundertmal untrüglich.

Doch prüf' ich nicht, wie weit der Ehrfurcht Zoll,
Den wir der Bibel schulden, auszudehnen,
Auch nicht, ob glücklicher den Papst ich preisen soll,
Als Euch, ihr Könige, ob gar am Ende wähnen,
In meiner Dunkelheit noch besser d'ran zu sein;
Sei's wie es will — vergönnt nur sei dem Greise,
Im stillen Jurathal sich Deiner still zu freu'n,
Dem Jüngling, Dir, sein Lied zu weih'n
Und Deiner jugendlichen Weisheit Preise.
Mit Ehrfurcht frei, kühn ohne Eitelkeit,
Beug' ich vor Dir mich in der Menschheit Namen;
Aus meinem Lied erschallt ihr Wort, das Du befreit,
Die Frucht des Danks trägt Deiner Gnade Samen.
Die Rechte, die man ihm geraubt,
Dein hoher Sinn giebt sie dem Menschen wieder,
Zu denken hast Du ihm aufs Neu' erlaubt.
Geschichte, Predigten, Physik, Romane, Lieder
Und Opern, nichts Geschrieb'nes braucht den Tag
Jetzt mehr zu scheu'n, und zische wer da mag [8]).

Sonst sind dem Pegasus die Flügel arg beschnitten,
Und in Paris wirft mir ein zungenfert'ger Wicht
Im Amt [9]) nicht selten keck die Worte in's Gesicht:
„Bei meinem grünen Tisch müßt ihr Gewähr erbitten;
„Der Majestät Genehmigung braucht ihr
„Zum Denken; Geist und Witz zu zeigen, müßt ihr hier,
„Hier bei der Polizei Erlaubniß holen;
„Der Freude Töchter kommen unverhohlen

„Und ohn' Erröthen gleichfalls ja hieher:
„So gut ist ihr Gewerb', als eures, wenn nicht mehr
„Es gilt; ihm ist, da es um's Hundertfache süßer,
„Die Gunst des klugen Publicums gewisser."
So, großer König, steht's bei uns um den Parnaß,
So ängstet man Plutarch's, höhnt man Horazens Söhne!
Sagt Belisar ein Wörtchen mehr, als was
Herrn Ribalier[10]) beliebt, so wähne
Er nicht, daß für Paris sein kräft'ges Wort ertöne.
Ach! ist die Druckerkunst im Staat doch keine Macht,
Die Unheil je dem Vaterland gebracht.
Voitür's spitzfind'ger Witz, der Prunk der hohen Worte,
Die Balzac um sich warf, und nie am rechten Orte,
Scarron's Romane auch verwirrten nie die Welt,
Und Chapelain war in der Fronde Stürmen
Der Brandanschürer weder, noch der Held[11]).
Seh'n wir sich Gräu'l auf Gräu'l bei den Sarmaten thürmen,
Des sanften, weisen Königs Edelmuth
Erliegen vor der Zwietracht frecher Wuth[12]);
Seh'n wir des Halbmond's nächt'gen Glanz erbleichen,
Vor Moskau's Adler des Propheten Banner weichen:
Erregt doch wahrlich solchen Weltsturm nicht
Ein dunkler Commentar, ein elendes Gedicht?
Parteien stehen sich nicht wuthentflammt entgegen
Und Völker würgen sich nicht eines Buches wegen.
Und was kann er denn nur groß Böses thun,
Ein armer Schelm von Federheld? Je nun,
Zu Grunde höchstens den Verleger richten,
Den Leser allenfalls mit Prosa und Gedichten
Was Wen'ges zur Verzweiflung bringen, sich
Mit Theorien toll und lächerlich,
Mit hohlen Träumen und Gesichten,

Mit aberwitzigen Windbeutelei'n
Dem allgemeinen Hohne weih'n.
Ein schlechtes Buch kann nie begnadigt werden,
Ein gutes tilgt kein Grimm der Kön'ge von der Erden,
In Rom wird es verbrannt und London staunt es an,
Begier'ger lieſt's die Welt, that es der Papſt in Bann.

Gern säh' ein Charlatan, der Einfluß ſich erſchlichen [13]),
Daß wir an Geiſtesatrophie ihm glichen,
Doch glaube mir, o des Hippokrates
Abtrünn'ger Jünger, nie erreichſt du es;
Eh' heilteſt du noch meiner Milz Beſchwerde.
Laß ab, bedräng' und ſchinde, wie bisher,
Der Muſen Günſtlinge nicht mehr,
Die Lebenden und gar die Todten in der Erde.
Des Leibes Mörder nicht allein,
Willſt du tyranniſiren den Gedanken,
Doch mag es noch ſo leichtes Spiel dir ſein,
Aus der Lebend'gen Zahl zu tilgen deine Kranken,
Magſt du ſie insgeſammt dem Orkus weih'n,
Ein gutes Buch wirſt du umſonſt zum Tod verdammen;
Verbrenn' es nur, daß mir in lichten Flammen
Sein Brand als Fackel ſtrahlt, dir, mein Hieronymus,
Die ſchäb'ge Naſe ſchwärzt, wie ſchnöder Ofenruß.

„Doch," wirfſt du ein, „das iſt anſtöß'ges Räiſonniren,
„Riecht nach Philoſophie, zielt gar nach Wahrheit ja!"
Nun wohl, ſo widerleg's! Biſt du nicht dazu da?
Und kannſt du nicht, wie ich, Papier beſchmieren?
Mag doch aus allen unſer'n Zänkerei'n
Vielleicht noch Nutz und Heil dem Volk gedeih'n.
Aus Kieſeln, die wir an die Köpf' uns werfen, ſpringen
Schon Funken; ei, wer weiß, ob wir's zum Licht nicht bringen!

Nie hätten unſ're Weiſen uns belehrt,
Wenn ſie durch Widerſpruch ſich ſelbſt nicht aufgeklärt.
Ziſcht nur nach Herzensluſt, ihr lieben Brüder,
Ich geb's euch, rechnet d'rauf! mit Zinſen wieder.
Doch nehmt der Prüfung Recht, verbannt den Streit,
Und wie in Rom, wo ſeit achthundert Jahren
Knechtſchaft und träge Ruh' des Geiſtes Mörder waren,
Sinkt in Erſchlaffung auch des unſern Regſamkeit.

Huldvoll, doch eben ſo gerecht, o großer König,
Willſt in den Brand der Zügelloſigkeit Du nicht
Ausarten ſeh'n der neuen Freiheit Licht[14]),
Und, wer bei Sinnen, wünſcht es wohl ſo wenig,
Wie Du; der Sitten nimmt ſich jeder an,
Sind ſie bedroht; ein frecher Skribler kann
Auf die verdiente Strafe ſicher zählen.

All' jene ſchnöden Schandlibelle, die
Der ſchmutz'ge Geiſt erzeugt, gemeiner Seelen
Schamloſigkeit gebar, umſonſt verſuchen ſie,
An's Licht aus Marteau's[15]) Bude ſich zu ſtehlen,
Die als ihr ew'ges Grab die todte Brut verſteckt.

Zeigt eine Schandſchrift mir in allen Landen
Europa's, die nicht ew'ge Schmach bedeckt,
Wenn ſie nicht etwa tief in des Vergeſſens Banden,
In jener Pfütze ſteckt, wo ſie entſtanden.

Die Feder und die Zunge züchtigt man
Zu Zeiten wohl, die gleißneriſche Rede,
Die fromme Meuterei zu Gottes Ruhm erſann,
Worin ein Bourgoin[16]) und ein Guignard Fehde

Der Ordnung kündeten, zu gräuelvollem Mord
Anreizten mit der Hölle Lügenwort,
Das Teufel predigten in Christi Namen.
Doch wie! weil eine Hand in Blut sich tauchte, nahmen
Sie auch den Degen d'rum? Weil vor dem Lästerwort
Der frechen Bosheit Niemand sich kann hüten,
Soll man das Reden d'rum durch ein Gesetz verbieten?
Weil ein obscurer Pfaff in seinem Winkel dort[17])
Schmähschriften heckt, soll mir mein Recht nicht bleiben,
Mein gutes Recht, zu denken und zu schreiben?
Den Mißbrauch straft, doch den Gebrauch erlaubt!
Der Dunkelmänner Schaar, so grimmig gegen
Die heilige Vernunft ankämpfend, glaubt
Mit Recht dem Mann zu fluchen, der zum Segen
Der Menschheit ein beweglich Alphabet
Erfindungsreich zuerst in Blei und Zinn gegossen,
Durch dessen Presse für die Welt geschrieben steht,
Was Gutes aus dem Geist und auf's Papier geflossen.
Hört Boyer[18]): „Diese Kunst gab in der Häuser Schooß
„Schon mehr als einem stillen Glück den Stoß.
„Sie witzigte zu sehr die Mädchen, wie die Knaben."
Sei's! doch das Gute, das wir ihr zu danken haben?
Rom[19]) freilich nicht, sonst jedes Volk empfand
Die Wohlthat. Patschte nicht mein eig'nes Vaterland
Jahrhunderte im scheuslichsten Moraste,
Eh' jene Kunst ein Deutscher uns erfand?
War's eine Schande nicht, beim großen Gott! und raste
Das arme Volk nicht, wenn's zu Fuß nach Rom gerannt,
Sein bischen Geld für Ablaß zu verzetteln,
Mit unverstand'nen Litanei'n
Die heilige Madonna anzuschrei'n,
Und auf der Heimkehr dann um's liebe Brot zu betteln?

War's Schande nicht, wenn, um vom Traualtar
Zum Hochzeitbett ſich freien Weg zu ſchaffen,
Die erſte Nacht ein junger Gatte baar
Bezahlen mußte dem verbuhlten Pfaffen?
Wenn um des Kirchhof's Ehre war gebracht,
Wer auf dem Sterbebett Sanct Petern nichts vermacht?
Ja, wenn dem erſten Räuber gar als Beute
Ein ganzes Reich verfiel, dem Bann und Interdict
Des Papſt's und Gottes Zorn hatt' über'n Hals geſchickt,
Weil, als der König ſeine Pathe freite,
Er für Dispens aus Rom die hohe Taxe ſcheu'te?
Wer denn, ihr Könige, zerbrach der Feſſeln Band,
Die euch gedrückt? Wer konnt' allein euch heilen
Von hundert altverjährten Vorurtheilen?
Sagt, welche, eurer Größe günſt'ge Hand
Bezahlte endlich der dreifalt'gen Krone
Den Schimpf, den ſie verübt an manchem Königsthrone?
Wer zog an's Licht die Wahrheit, die ſo tief
Verborgen ſaß in ihres Brunnens Höhle,
Durch ſie dem Volk, das lang' in trägem Stumpfſinn ſchlief,
Erſt einzuhauchen die lebend'ge Seele?
Die Bücher thaten es, und läugn' es wer da kann,
Daß euer Reich erſt feſten Grund gewann,
Ihr Könige, ſeitdem die Leute leſen können[20]).
D'rum mögt ihr jedem guten Autor ſchon
Aus Dankbarkeit wohl eure Gnade gönnen;
Zum Mind'ſten ſei nicht Plag' und Zwang der Lohn
Für Wohlthat und Verdienſt um euren Thron.
Und rechnet ihr für nichts denn das Vergnügen,
Das ihr durch ſie genießt, das reinſte in der Welt,
Das nie der Reue Qual vergiftet und vergällt?
Läßt euer Mißmuth ſich nicht gern betrügen

Und heilen, bald durch Melpomenens Leid,
Bald durch Thaliens holde Heiterkeit?
Ein König leidet oft an Langerweile;
Bei Tisch sie zu verscheuchen, hört, ihr Herrn,
Die Thaten Karl's, das Leben Ludwig's gern.
Wenn ein bigotter Censor nun bei jeder Zeile
Dem armen Autor Hemmnisse ersann,
Seht ihr ihn selbst nicht für den Dummkopf an?
Frei muß er sein vor allen Dingen,
Wie sich der stolze Adler frei
Muß durch des Aethers blaue Bahnen schwingen,
Wohin sein kühner Flug gerichtet sei.
Nicht dürfen wir den Stier im Joch beklagen,
Denn seinen Nacken schuf der Himmel, es zu tragen;
Der Zaum gebührt dem Rosse, das dich trägt;
Der Mönch hat selber sich die Ketten auferlegt.
Doch nicht dem Sterblichen, der um zu denken
Geboren ward, dürft ihr die Freiheit je beschränken.
Glaubt ihr in dem Parnaß, dem Sitze jener neun
Gelehrten Schwestern, gar ein Kloster wohl zu sehen,
Wo sie der Obhut sich der Frau Aebtissin freu'n,
Um seinen Segen einen Bischof flehen,
Bei einem Pfaffen, wie Grizel[21]), zur Beichte gehen?
Nie heißt's bei ihnen: „Nehmt euch wohl in Acht,
„Geliebte Schwester, ja bei Leibe nicht gedacht!
„Wenn's nicht der würd'ge Beichtiger gestattet.
„Und wenn ihr über'n Lütticher Kalender[22]) gar
„Zu schreiben was im Sinne hattet,
„Sprecht ohne Privilegium von Jahr
„Und Jahreszeiten nichts, auf euch sonst die Gefahr!"
Was wohl auf so ergötzlich weise Lehre
Uraniens bescheid'ne Antwort wäre? —

Stets vom Parnaſſos ausgeſchloſſen war
So der Tyrannen, wie der Frömmler Schaar;
Ein ew'ger Freiſtaat iſt er, frei vor allen!
Kein anderes Geſetz erkennt er an,
Als was Thelemens[23]) Laune juſt erſann;
So freies Loos iſt Keinem zugefallen,
Dem tapfern Bürger nicht im freien Bern,
Nicht Genua's, noch Venedig's edeln Herrn.
Und jenes weiten Reiches Bürger wohnen
Zerſtreut bis in der Erde fernſte Zonen;
Wohl zählte jeder ſich zu ihnen gern.
Bei unſer'n Schweſtern, großer Fürſt, galt immer
Der Gleichheit Recht, ob's auch der Hof verlacht.
Doch dieſe Mächt'gen, die mit ſo viel Mächt'gen nimmer
Es noch zu freud'ger Harmonie gebracht,
Dir gleichen ſie, Dein Sieg iſt ihnen auch gelungen,
Da ſie die Liebe aller Welt errungen.

Noten zu vorſtehendem Gedicht.

1) Dieſer König, der anfangs zu großen Hoffnungen berechtigte, ſpäter aber in eine bis zu ſeinem Tode (1808) währende Geiſtesſchwäche verfiel, hatte auf den Rath ſeines trefflichen Miniſters Bernſtorff durch ein Geſetz vom 14. September 1770 (ergänzt 18. October 1771) ſeinen Staaten uneingeſchränkte Preßfreiheit ertheilt, weil es „der unparteiiſchen Unterſuchung der „Wahrheit eben ſo nachtheilig, als der Entdeckung verjährter Irr„thümer und Vorurtheile hinderlich ſei, wenn redlich geſinnte, um „das allgemeine Wohl und Beſte ihrer Mitbürger beeiferte Patrio„ten durch Anſehen, Befehle und vorgefaßte Meinungen abgeſchreckt „oder behindert würden, nach Einſicht, Gewiſſen und Ueberzeugung „frei zu ſchreiben, Mißbräuche anzugreifen und Vorurtheile auf-

„zudecken.“ Auf wiederholte Anträge von Seiten der Aristokratie, die Preßfreiheit zu beschränken und unter Umständen zu suspendiren, sprach Bernstorff im Namen des Königs im Staatsrath mit siegreichem Nachdruck die Ueberzeugung aus: „Preßfreiheit ist ein „großes Gut, der Segen seines weisen Gebrauches wiegt den „Schaden seines Mißbrauches bei weitem auf. Sie ist ein unver„äußerliches Recht jeder civilisirten Nation, durch dessen Kränkung „eine Regierung sich selbst herabsetzt, durch dessen unverletzte Be„wahrung sie sich selbst achtet und des vollen Vertrauens der Nation „würdig zeigt.“ Diese Preßfreiheit erstreckte sich natürlich auch auf die deutschen Provinzen des Königs von Dänemark, die dadurch, namentlich während der Wöllnerischen Periode in Preußen, zu einem Asyl für geächtete Gedanken und Wahrheiten aus ganz Deutschland wurden. Erst 1819 erklärten die Karlsbader Beschlüsse auch die Holsteiner als Deutsche für unreif und somit der ein halbes Jahrhundert lang mit Ehren genossenen Preßfreiheit verlustig. — In dem Briefe Christian's VII. an Voltaire (Frederiksberg, 15. December 1770), den er mit der vorliegenden Epistel beantwortete, heißt es unter Anderem: „Ihnen gelingt es, „die Menschen durch Erleuchtung und Unterricht im freien Denken „glücklich zu machen. Mit dem besten Willen von der Welt und „der Macht eines Souveräns bin ich nicht so glücklich. Ich hab' „es noch nicht durchsetzen können, die Hindernisse zu beseitigen, „welche meiner Absicht, dem größten Theile meines Volkes die „bürgerliche Freiheit wiederzugeben, im Wege stehen“ ꝛc.

2) Unter der Ueberschrift: „An den König (Kaiser Kien-Long) von China über die von ihm herausgegebene Gedichtsammlung“ findet sich unter Voltaire's poetischen Episteln nur eine im Jahre 1770 geschriebene Satire über die damaligen literarischen Klopffechtereien in Paris.

3) Katharina II. von Rußland, Voltaire's Freundin und Bewunderin und von ihrem Regierungsantritt bis an seinen Tod seine regelmäßige Correspondentin, war damals in dem blutigsten und langwierigsten aller Kriege Rußlands mit der Pforte begriffen, und nicht lange vorher hatte ihr Admiral Orloff im Hafen von Tschesme die türkische Flotte in die Luft gesprengt.

4) S. Kandid, Kap. 26, Note 88.

5) Seit der Aussöhnung mit Friedrich um 1757 gefiel Voltaire sich häufig in scherzhaften Anspielungen auf die zu ihrer Zeit übrigens nichts weniger als scherzhafte Mißhelligkeit.

6) Daß die Nähe eines Mannes, wie Voltaire, zu mancherlei Besprechungen oder vielmehr Klatschereien in den damals ziemlich spießbürgerlichen Journalen der Schweiz Veranlassung geben mußte, konnte nicht fehlen. Daß übrigens selbst in dem bigotten Genf wenigstens beim Volke der Ruf seiner Segen und Frieden in weitem Kreise um sich verbreitenden Persönlichkeit das Zetergeschrei über seine Ketzereien übertönte, erkennt man noch jetzt aus der Popularität, in der sein Name dort noch 65 Jahre nach seinem Tode steht.

7) Diese Anspielung auf päpstliche Ungnade scheint nur des launigen Gegensatzes wegen angebracht zu sein, da Clemens XIV. vor Voltaire's Geist und Bestrebungen die höchste Achtung nicht bloß hegte, sondern öffentlich aussprach, wenn er gleich keine Gelegenheit fand, sie ihm auf so unzweideutige Weise wie sein zweiter Vorgänger Benedikt XIV. (Lambertini) zu bezeugen.

8) Es wäre irrig, aus der allerdings auffallenden und wahrscheinlich manchen Leser, wie den Uebersetzer, widrig berührenden Frivolität dieser Wendung zu schließen, der Dichter habe sich noch zu keinem klaren Begriff über die Wichtigkeit seines Gegenstandes zu erheben vermocht. Hierüber konnte und mußte den hellsehenden, zur Zeit der Abfassung dieser Epistel beiläufig 77jährigen Voltaire die ungeheuere, damals bereits in hohem Maße sich bethätigende Wirkung seiner eignen Schriften am besten belehrt haben. Einmal aber war dies rasche Ueberspringen aus dem ernstesten in einen badinanten, ja höhnischen Ton in seiner Reflexionspoesie der Launennatur des alten Proteus eben so eigen und vielleicht unwillkürlicher, wie manchem unserer neuesten Lyriker nach Heine's Vorgang die in analogen, meist noch schneidenderen Contrasten sich aussprechende Ironie der eigenen Empfindungen; dann aber ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß er bei allem Eifer für die Preßfreiheit doch gerade den Fürsten, welchen er sie empfahl, gegenüber ihre Macht wohlweislich als geringfügiger und auf eine untergeordnetere Sphäre beschränkt darstellte, wie sie es schon damals nach seiner Ueberzeugung war.

9) Un commis à la phrase. — Es ist notorisch, daß die französischen Literaten jener Zeit gelegentlich solche und wohl noch ärgere Dinge zu hören bekamen. War doch Voltaire selbst, als man, noch dazu ohne sein Vorwissen, einen Theil der Pucelle mit Umgehung der Censur gedruckt hatte, von dem Siegelbewahrer Chauvelin mit Auspeitschung bedroht worden.

10) Der bei seinem Erscheinen in ganz Europa großes Aufsehen

erregende, später aber ziemlich in Vergessenheit gerathene Roman Belisar von Marmontel wurde wegen der dem Helden in den Mund gelegten freisinnigen Reden über Staats- und Kirchenverhältnisse von der Sorbonne, namentlich von dem Dr. Lefèvre und den Abbé's Ribalier und Cogé aufs heftigste verfolgt, was Voltaire zu häufigen bittern Sarkasmen, u. A. in den Anecdotes sur Bélisaire Veranlassung gab.

11) Vier Schriftsteller, deren Blütezeit in den Anfang und die Mitte des 17. Jahrhunderts fällt; Voitüre durch Gedichte, ähnlich denen der Lohenstein'schen Schule in Deutschland, Balzac durch schwülstige Briefe, Chapelain durch sein weitschweifiges Epos über die Jungfrau von Orleans, zu ihrer Zeit berühmt, später nach dem Erwachen des bessern Geschmacks, um dessen Förderung sie gleichwohl nicht zu verkennende Verdienste hatten, berüchtigt und jetzt längst vergessen. Scarron's (des ersten Mannes der Frau v. Maintenon) Roman comique dagegen hat sich wenigstens in den Leihbibliotheken gehalten.

12) In Polen wütheten damals die aus Religionszwiespalt und der Erbärmlichkeit der Verfassung hervorgegangenen und von den Nachbarn eifrig angeschürten Bürgerkriege, die 24 Jahre später den Untergang des Reichs herbeiführten. Voltaire's Eingenommenheit für den schwachen König Stanislaus August Poniatowsky läßt sich aus seinem persönlich freundlichen Verhältniß auch zu diesem König leichter erklären, als entschuldigen. — In Bezug auf das Folgende s. die dritte Anmerkung Seite 250.

13) Gerhard van Swieten, der bekannte Commentator Boerhave's, und Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, war zugleich Präsident des Büchergerichts in Wien und verwaltete als solcher, besonders den französischen Philosophen gegenüber, sein Amt mit einer Strenge, deren Andenken noch jetzt in Oesterreich bewundernde Anerkennung gezollt wird. Sein Beichtvater rühmt ihm nach, wie glänzend er seinen heiligen Eifer im orthodox katholischen Glauben bethätigt habe, indem er „alle ihm entgegengesetzte Schriften mit unversöhnlichem Hasse verfolgte und vernichtete." S. des Jesuiten, P. Ignaz Wurtz, Trauerrede auf den Tod des Frhrn. van Swieten ꝛc. Wien, 1772. Seite 81.

14) Diese Absicht suchte man übrigens in Dänemark keineswegs durch indirecte Beschränkungen der Freiheit auf dem Wege der Einschüchterung, durch strenge Strafen für Preßvergehen, durch

Festsetzung von Cautionen, Stempel oder dgl. zu erreichen. Es wurde nur verlangt, daß der Verfasser oder Drucker sich nenne, und übrigens lediglich auf das gemeine Recht hingewiesen.

15) Ein damals berüchtigter Verleger anonymer Schmähschriften in Köln.

16) Zwei, durch die blutigen Erfolge ihrer fanatischen Predigten berüchtigte Priester aus den Zeiten der Ligue, Bourgoin, Dominikaner-Prior und Beichtvater Jakob Clement's, des Mörders Heinrich's III.; Guignard, ein Jesuit, der Johann Chastel zu einem Mordversuch auf Heinrich IV. veranlaßte und deshalb (1595) gehangen wurde.

17) Un cuistre en son taudis. Wahrscheinlich ist der Exjesuit oder, wie Voltaire ihn an einer andern Stelle nennt, ex-compagnon de Jésus Nonotte gemeint, dessen häufig mit ganz ähnlichen Prädicaten Erwähnung geschieht.

18) Diesen einflußreichen und dabei eben so bornirten als fanatisch verfolgungssüchtigen Priester, Erzieher des Dauphin's (Sohnes Ludwig's XV.) und früher Bischof von Mirepoix, machte Voltaire, dessen Erbitterung er namentlich durch die Verketzerung des „Muhamed" und noch mehr durch seine geraume Zeit erfolgreichen Umtriebe gegen des Dichters Aufnahme in die Akademie gereizt hatte, häufig zur Zielscheibe seines Spottes, unter andern im Zadig, wo er als Erzmagier Yebor (Anagramm seines Namens) eine so ergötzliche Rolle spielt.

19) In Rom wurde die schon einmal im Alterthum durch Kaiser Tiberius (vgl. Tacit. annal. IV. 24) eingeführte Censur einige Decennien nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von Papst Alexander VI. durch ein Edict vom Jahre 1496 förmlich sanctionirt.

20) Hinsichtlich der Erweiterung und festern Begründung der landesherrlichen Macht gegenüber der des Adels und der Pfaffen gilt dieser Satz unbestreitbar. Mit der größern Verbreitung der Intelligenz unter der Masse des Volks mußten diesem vor Allem über den nächsten und fühlbarsten Druck, über seine Quellen und die zweckmäßigsten Mittel, sie zu stopfen, die Augen aufgehen, und, sich selbst noch nicht als Macht fühlend, fand es die augenfälligste Abhülfe wider die Tyrannei der kleinen unmittelbaren Herren in dem Schutze des höhern gemeinschaftlichen, dem sich dagegen in der Förderung der Rechte und Freiheiten des Bürgerstandes das ersprießlichste Gegengewicht gegen die, seine

Macht mehr oder weniger paralysirenden, die eigene aber eben auf den unnatürlichen Prärogativen vor der Masse der Nation basirenden aristokratischen und hierarchischen Staatselemente darbot. Bei noch klarer werdendem Bewußtsein des Volks, nicht bloß mehr über seine Leiden, sondern auch über seine Kraft, konnte freilich endlich auch die Collision der Volksinteressen mit denen des Landesregenten nicht ausbleiben, insofern dieser, wie solches im Wesen des Erbmonarchen liegt, darauf bestand, in der Regierung kein vom Volke übertragenes Amt, sondern ein unmittelbar von Gott verliehenes und deshalb nach Willkür noch schrankenloser, als früher die vom Throne relevirenden Herrenrechte der Dynasten auszudehnendes Herrscherrecht erblickte, und da er die Integrität dieses „göttlichen Rechtes" (pouvoir sacré nennt es Voltaire in dieser Epistel selbst, man weiß nicht, ob aus Courtoisie oder Ironie) durch den schwellenden Strom der Volksmacht bedroht sah, diesem wieder als Damm die Trümmer der einst im eigenen Interesse geschmälerten, jetzt aber aus gleichem Motiv zu heben, wenigstens so weit sie noch bestanden, aufrecht zu erhalten versuchten Feudalrechte des Adels entgegensetzte. — Für den obigen Satz Voltaire's, der die letztere Collision nicht mehr sehen, sondern nur beschleunigen helfen sollte, liefert die deutsche und französische Geschichte von der letzten Hälfte des 15. bis zum 18. Jahrhundert die vollständigsten Belege.

21) Abbé Grizel, gleichfalls einer der zahlreichen Obscuranten jener Zeit, denen Voltaire die unverdiente Ehre erwies, durch seine häufigen und heftigen Ausfälle gegen sie ihre sonst längst vergessenen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Der besonders wegen seines fanatischen Eifers gegen Dichter und Schauspieler von ihm an den Pranger gestellte Grizel kommt am schlimmsten in dem 21. der „philosophischen Dialoge" weg, auf den wir die verweisen, die ihn näher kennen lernen wollen, — was freilich nicht der Mühe werth ist.

22) Der „Lüttich er Almanach" von Matthäus Länsberg war ein sehr mangelhafter, aber gleichwohl damals, neben dem „hinkenden Boten" von Anton Souci in Basel, einem in Frankreich und den Niederlanden weitest verbreiteten astronomisch-ökonomischen Jahreskalender.

23) Θέλημα, ein Begriff, den unser Dichter in der lieblichen poetischen Erzählung „Makar und Theleme" aufs Anmuthigste allegorisirte.

II. Von der entſetzlichen Gefahr des Leſens.

Hirtenbrief des Mufti.

Wir Juſſuf Scheribi, von Gottes Gnaden Mufti des heiligen ottomaniſchen Reichs, das Licht der Lichter, der Erwählte unter den Erwählten, allen Gläubigen und Getreuen, ſo dies leſen, den Segen himmliſcher Dummheit und unſern Gruß zuvor.

Wasmaßen Said Effendi, vor dieſem Geſandter der hohen Pforte in dem kleinen Staate, der da heißt Nemtſchiſtan und belegen iſt zwiſchen den Fürſtenthümern Frankiſtan und Madſchariſtan, uns Bericht abgeſtattet hat über den verderblichen Brauch der Druckerei: als zogen wir ſothane Neuigkeit mit unſern ehrwürdigen Brüdern, den Kadi's und Iman's der kaiſerlichen Stadt Stambul und inſonderheit mit den durch ihren Eifer wider allen Geiſt rühmlichſt bekannten Fakirn in reifliche Erwägung, und gefiel es dem hochgelobten Propheten Muhamed und uns, dickbeſagte hölliſche Erfindung der Druckerei mit Fluch, Bann und Acht zu belegen aus Gründen, wie folgt:

1) Die Kunſt, ſo leicht und bequem ſeine Gedanken mitzutheilen, zielt augenſcheinlich darauf ab, die Unwiſſenheit zu verbannen, als welche da iſt eine Schutz- und Sicherheitswache aller wohlgeordneten Staaten.

2) Es steht zu besorgen, daß unter den Büchern, so aus dem Abendlande bei uns eingeführt werden, eins oder das andere über den Ackerbau und die Mittel, die mechanischen Künste zu vervollkommnen, mit unterlaufen möchte, und es leuchtet ein, daß derlei Werke, was Gott verhüte, auf die Länge den Geist unserer Landwirthe und Handwerker wecken, ihre Betriebsamkeit rege machen, ihren Wohlstand erhöhen und ihnen dermaleinst gar einige Seelengröße, einige Liebe fürs Gemeinwohl, mithin Gesinnungen einflößen könnten, die mit unserm gesunden Regierungssystem in schnurgeradem Widerspruch stehen.

3) Es könnte sich am Ende zutragen, daß Geschichtsbücher unter uns aufkämen, worin sich nichts von jenen Wunderhistorien fände, so die Nation in ihrer glückseligen Dummheit erhalten. Man würde etwa in solchen Büchern unklug genug sein, den guten und bösen Handlungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Billigkeit und Vaterlandsliebe zu empfehlen, was augenscheinlich den Rechten unseres Amts zuwiderläuft.

4) Es wäre gar möglich, daß in der Folge der Zeiten nichtsnutzige Philosophen unter dem augenverblendenden aber strafbaren Vorwand, die Menschen aufzuklären und sie besser zu machen, uns gefährliche Tugenden lehren wollten, die niemals zur Kenntniß des Volks gelangen dürfen.

5) Sie könnten angeblich zur Förderung der Ehrfurcht vor Gott, in Wahrheit aber zum Aergerniß der Welt drucken, daß der Allgegenwärtige Alles mit seiner Gegenwart erfüllt, und solchergestalt die Zahl der frommen Pilger nach Mekka schmälern, zu nicht geringem Schaden des Seelenheils der Gläubigen.

6) Es würde zweifelsohne geschehen, daß wir durch das Lesen der abendländischen Schriftsteller, die über ansteckende Krankheiten und die Art und Weise, ihnen vorzubeugen, schrieben, endlich unglücklich genug sein würden, uns vor der Pest zu schützen, wel-

hergestalt wir uns eines maßlosen Frevels wider die Rathschlüsse der Vorsehung schuldig machten.

Aus solchen und andern Ursachen, zur Erbauung der Gläubigen und zum Heil ihrer Seelen verbieten wir ihnen, bei Strafe ewiger Verdammniß, jemals ein Buch, welchen Namen es führen möge, zu lesen. Fernerweit verbieten wir aus väterlicher Besorgniß, daß sie sich dennoch von der teuflischen Versuchung, klüger zu werden, bestricken lassen, sämmtlichen Vätern und Müttern, ihre Kinder lesen zu lehren. Fernerweit um jeglicher Uebertretung unsers Befehls vorzubeugen, befehlen wir ihnen unter Androhung derselben Strafen, sich alles Denkens durchaus und mit Fleiß zu enthalten; und legen wir damit zugleich allen wahren Gläubigen die Pflicht auf, bei unserm Officialat jedweden anzugeben, der sich erdreistet, vier zusammenhängende Sätze nach einander auszusprechen, worin ein klarer und deutlicher Sinn zu finden. Wir befehlen, daß man sich in jeglichem Gespräch nach dem alten löblichen Gebrauch der hohen Pforte nur solcher Redensarten bedient, darin gar keiner oder nur der zur Nothdurft ausreichende gesunde Menschenverstand anzutreffen.

Um nun zu verhüten, daß überall kein Gedanke sich in den geheiligten Bezirk der kaiserlichen Stadt einschleicht, beehren wir mit dem Auftrage, solches abzuwenden, insonderheit den ersten Leibarzt Seiner Hoheit*), der in einem Moraste des nördlichen Abendlandes das Licht der Welt erblickte. Da sothaner Arzt allbereits vier durchlauchtige Personen der erhabenen ottomanischen Dynastie ins Paradies befördert hat, mithin ihm mehr, als sonst wem, daran liegen muß, jeder Einschwärzung nützlicher Kenntnisse ins Land vorzubeugen, solchemnach ermächtigen wir ihn durch gegenwärtigen Brief, jede Idee, die, schriftlich oder mündlich aus-

*) Van Swieten. S. oben S. 252 die 13. Note zu der Ep. üb. d. Preßfreiheit.

gesprochen, an den Stadtthoren sollte betroffen werden, unverzüglich greifen zu lassen und an Händen und Füßen gebunden und wohlverwahrt vor unser Antlitz zu führen, daß wir in unserer Weisheit eine Strafe gegen sie verfügen, wie uns gut dünkt.

Gegeben in unserm Palast der Dummheit, am 7. des Mondes Muharem im Jahre der Hedschra 1143 (1765).

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Französische Classiker.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Ellissen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

Vorwort des Herausgebers.

Der Roman, den wir hier auf den Kandid folgen lassen, dem Umfange nach unter Voltaire's Erzählungen in ungebundener Rede die zweite, ging der Satire auf den Optimismus um elf Jahre voran. Er schrieb ihn am Hofe Stanislaus Leczinsky's, Exkönigs von Polen, zu Lüneville, wo er vor unzähligen Anfeindungen und Plackereien, die seine endliche Aufnahme in die französische Akademie begleiteten und ihm den Aufenthalt in Paris vollends verleideten, Schutz und Zuflucht fand. Es scheint nicht überflüssig, diesen Umstand zu erwähnen, da die durch seine damaligen Verhältnisse erzeugte Stimmung des Verfassers sich besonders in den ersten Kapiteln des Zadig unverkennbar ausspricht und er es auch in diesem Romane nicht verschmäht, die Namen seiner Feinde und Verfolger durch die Art, wie er sie ins Schlepptau seines Witzes nahm, sichrer vor dem Untergange im Meere der Vergessenheit zu retten, als sie selbst bei dem besten Willen es vermocht hätten.

„Zadig war (nach dem Ausdrucke eines damaligen französischen Journals) ein Kind seiner Muße, zu dessen Vaterschaft er sich anfangs nicht bekennen wollte, das aber zu unverkennbare Spuren einer ausgezeichneten Herkunft an sich trug, als daß man lange hätte zweifeln können, welcher glänzende Geist es geschaffen."

Wie groß übrigens auch der Beifall war, womit diese Erzählung als Unterhaltungsschrift von der Lesewelt und den Kritikern aufgenommen wurde, so scheinen doch fast Alle sich über die wahre Bedeutung derselben völlig getäuscht und das vom Dichter selbst dieser Production beigelegte Prädicat: **ouvrage qui dit plus qu'il ne *semble* dire** übersehen zu haben. Luchet nennt den Zadig eine Sammlung kleiner Geschichten, die, kunstvoll an einander gereiht, nur eine einzige auszumachen scheinen und deren Hauptzweck darin besteht, zu zeigen, daß Alles, was uns in der Welt widerfährt, die Wirkung einer höhern Kraft, einer von unserm Willen unabhängigen Macht sei. Palissot findet darin gleichfalls nur den Beweis der unausweichlichen Macht des Verhängnisses in Bezug auf alle Ereignisse des Lebens und die Darlegung der Verkettung von Umständen, vermittelst welcher seine Alles beherrschende Hand uns beständig leitet, wohin es will, und uns dabei gleichwohl in der Täuschung bestärkt, uns für frei zu halten. Auf ähnliche, das heißt, wie man sieht, auf ziemlich triviale Weise wurde auch von Condorcet, La Harpe, Auger und andern französischen Commentatoren der Grundgedanke des Zadig aufgefaßt.

Weit näher scheint uns, so wenig wir sonst seinem harten Urtheil über Voltaire beipflichten, der treffliche Schlosser dem wahren Verständnisse der Erzählung vom Geschick zu stehen, wenn er sich folgendermaßen darüber ausspricht: „Im Zadig wird anschaulich und hand-

lich gemacht, wie abgeschmackt die gewöhnlichen mo-
ch erbaulichen Betrachtungen über die Wege der Vor-
ng und über einen Gott, der wie ein Mensch denkt,
thschlagt, handelt und leitet, dem kühnen Spötter
heinen müssen. Voltaire macht durch seine Erzäh-
g anschaulich, was leicht handgreiflich zu machen war,
il es unleugbar wahr ist: daß sich die Theorie von
ter handgreiflichen Leitung menschlicher Dinge durch eine
ts sichtbar eingreifende Vorsehung aus der Erfahrung
nd Geschichte eben so gut widerlegen, als begreifen läßt."

Man sieht, Schlosser nimmt das zwanzigste Ka-
itel des Zadig, im Gegensatz der übrigen Commenta-
oren, nicht für eine Rechtfertigung der Vorsehung, ein
Unternehmen, das ja Voltaire selbst in seinem Kan-
did in seiner ganzen eiteln Nichtigkeit darstellt, sondern
für das, was es, im Einklang mit der in allen seinen
übrigen Schriften unverhohlen ausgesprochenen Ueberzeu-
gung, einzig sein kann, für eine Verspottung der anma-
ßenden Versuche, die Zwecke der Vorsehung ausklügeln
oder, nach Schlosser's Ausdruck, mit Händen greifen
zu wollen, und insbesondere der eben so lächerlichen als
unfruchtbaren Liebhaberei, zu bestimmen, wie es hätte
kommen können oder gar müssen, wenn es nicht so
gekommen wäre, wie es wirklich gekommen ist — einer
Manie, von der selbst einige unsrer bessern Historiker nicht
jederzeit frei blieben, die wir aber durch Voltaire be-
reits in seinem Artikel über das Geschick (Beilagen zum

Kandid, S. 234) in das rechte Licht gestellt sahen, und die in dem alten Volkswitz: „Wenn meine Tante ein Junge geworden wäre, so wär's mein Onkel," ihre schlagendste Würdigung findet. Wer die ebengenannte Abhandlung mit Bedacht gelesen, kann in den Aufschlüssen des Engels Dschesrad über die Wege der Vorsehung die ziemlich stark aufgetragene Ironie und in Zadig's letztem Aber, worauf ihm der Engel die Antwort schuldig bleibt, das eigentliche Stichwort des ganzen Romans vom Geschick unmöglich verkennen. Sic *placuit* superis, *quaerere* plura nefas — in diesen Spruch ist unsres Bedünkens die ganze Moral des Zadig zusammenzufassen.

Die Freiheit bleibt dabei unangetastet, sobald man darunter nicht absolute Selbstbestimmung des Willens, sondern die Macht versteht, den, nicht durch Leidenschaftlichkeit oder Verblendung, sondern durch klare Vernunftgründe bedingten Willen, ungehemmt durch äußern Zwang, ins Werk zu setzen. Hiernach ist Zadig als Setok's Sklave und als Arbogad's Gefangener so wenig ganz frei, wie zu der Zeit, da die Leidenschaft für Astarte das Licht seiner Einsicht verdunkelt, wohl aber ist er es als glücklicher Privatmann, so wie später als Minister und endlich als Herrscher; kurz so oft das Geschick, durch Gründe der Weisheit seinen Willen bestimmend, ihm auch die Macht verleiht, das Gewollte zur That werden zu lassen.

Und in dieſem, das heißt in dem nach Voltaire's
rbemerkung und der angeführten Definition Locke's
zig zuläſſigen Sinne wird man auch des Erſtern Ge-
cht über die Freiheit mit ſeinen bisher mitgetheil-
n Ausſprüchen über die in Rede ſtehende, für den gordi-
hen Knoten der Metaphyſik geltende Streitfrage ſo wenig
m Widerſpruch finden, wie die vermeinte Apologie der
Vorſehung im Zadig mit der Abfertigung der Theodicée
im Kandid. —

Um in dem Gange der Erzählung, wie ſie am beſten für ſeinen Zweck paßte, durch keine hiſtoriſchen Reminiſcenzen geſtört zu werden, verſetzt Voltaire nach dem Beiſpiel der arabiſchen und perſiſchen Märchendichter den Zadig in eine Zeit, von der weder Herodot noch Trogus Pompejus, weder Mirchond noch Abul Faradſch etwas wiſſen. In den Regiſtern der altaſſyriſchen und babyloniſchen Könige oder in Ferduſi's Schahh-Nameh würde man die Namen Moabdar und Zadig eben ſo vergeblich ſuchen, wie in den von Anquetil du Perron herausgegebenen Zend-Büchern den vermeinten Ausſpruch des großen Zoroaſter, daß, wer von einer ſchönen Frau geliebt werde, alle Fährlichkeiten in der Welt glücklich überſtehe (ſ. den Schluß des 18ten Kapitels), oder jenen andern, daß der erſte Monat der Ehe der Honigmond und der zweite der Wermuthmond ſei (Anf. d. 3. Kap.).

Da indeſſen die Geſchichte im Morgenlande ſpielt, da orientaliſche Sitte und Denkart und vornehmlich die Reli-

gion der alten Parsen, womit freilich der Verfasser willkürlich genug umspringt, als Motive der Handlungsweise sämmtlicher im Zadig auftretenden Personen hingestellt sind, so schien es nicht unzweckmäßig, durch kurze Deutungen jener Anklänge des Ostens und insbesondere der auf die Lehre Zoroaster's bezüglichen Stellen die Leser auf dem Boden heimischer zu machen, wohin der Dichter sie versetzen möchte. Findet vielleicht Einer oder der Andere, daß in Folge dieser Bemühung des Herausgebers die Anmerkungen zum Theil ein allzu gelehrtes Ansehen gewonnen haben, so überschlage er sie, und ist es ihm überhaupt nur um flüchtige Unterhaltung zu thun, so ergötze er sich, wenn er kann, am Zadig, wie die Sultaninnen des weisen Ulugh Bek an **1001** Nacht, und werfe ihn dann bei Seite. Wer dagegen nach Sadi's Wink in seinem Zueignungsschreiben in dieser orientalischen Erzählung etwas mehr sucht, als sie auf den ersten Anblick zu versprechen scheint, und sie deßhalb ein wenig aufmerksamer liest und überdenkt, der wird hoffentlich den Zadig auf die Dauer liebgewinnen und erkennen, daß er, wenn er auch nicht jenem Orient angehört, in welchen Goethe, um Patriarchenluft zu kosten und vor dem Weltsturm des Occidents geborgen zu sein, sich flüchtete, doch gleich den meisten Kindern desselben Vaters jenen noch reinern Osten als seine Heimath rühmen kann, aus welchem das Licht uns geboren wird.

Die Freiheit.

er Verfaſſer verſteht unter dem Worte Freiheit das Vermögen, zu thun, was man will. Eine andre Freiheit giebt es nicht und kann es nicht geben. Daher hat Locke ſie ſo richtig durch Macht definirt [1]).

Wenn auf des Lebens kurzem, engen Pfade
Das Glück, das Jeder eifrig ſucht, der Preis
Der wahren Weisheit iſt, wer kann uns dieſen
Koſtbarſten aller Schätze denn verleihn?
Wer hat darüber zu gebieten? Hängt
Es von mir ſelbſt ab oder iſt es ein
Geſchenk des Himmels? Iſt es, wie der Geiſt,
Die Schönheit, die Geburt, ein Gut, das ſich
Durch Menſchenklugheit nicht erlangen läßt?
Bin ich in Wahrheit frei? Wie! oder ſind
Am Ende Seel' und Körper nichts als blinde
Werkzeuge in den Händen eines Andern,
Der durch mich handelt? Iſt mein Wille, der
Mein Weſen in Bewegung ſetzt, mich hinreißt,
Im Schloß der Seele Herrſcher oder Sklave?
So quälten dunkle Zweifel mein Gemüth,
Die Augen ſuchten thränenſchwer den Himmel,
Da fühlte Mitleid einer jener Geiſter,
Die in die Nähe ſeines Throns der Herr
Berief, die er erſchuf, in voller Klarheit

Ihn zu erkennen, die in ihm nur athmen,
Von ſeinem Feuer glühn; ein ſolcher ließ
Vom Empyreum ſich zu mir herab.
Denn nicht verſchmähn es dieſe hehren Söhne
Des Lichts, zu Zeiten eines Weltkinds rohe
Und ungeſchminkte Einfalt zu erleuchten,
Derweil ſie eigenſinnig ſich dem Forſchen
Des dünkelvollen Meiſters aller Weisheit
Entziehn, der über ſie in ſeinem Lehrſtuhl
Sich weit erhaben dünkt und, im Gehirn
Verwirrt von ſeines Lehrgebäudes Dünſten,
Die wüſten Nebel ſelber, die ihn dicht
Umhüllen, anſieht für des Himmels Licht.
„Vernimm," ſo ſprach der Spender milden Troſtes,
„Was du zu faſſen fähig biſt und was ich
Dir offenbaren darf. Mich jammert deiner
Rathloſigkeit und höhere Erleuchtung
Verdient dein offenes Gemüth, da es
Zum Zweifel zu erheben ſich vermag.
Ja! frei, wie ich, frei iſt der Menſch auf Erden.
Die Freiheit iſt das herrlichſte Geſchenk,
Das unſer Aller-Herr und Vater jedem
Geſchöpf, das denkt, verlieh. In ihr beruht
Das Leben und das Weſen aller Geiſter,
Der größten, wie der kleinſten, in der Schöpfung.
Wer denkt und will und handelt, iſt auch frei,
Indem er handelt: ja, die Freiheit iſt
Des Allgewalt'gen göttlich Attribut
Und dieſer Himmelsgabe läßt er ſeine
Geliebten Kinder auch theilhaftig werden.
Wir ſind die Kinder, ſeiner Gottheit Abglanz.
Er dachte, wollte, und die Welt ſtand da.

So, wenn du willſt, gehorcht auch dir der Stoff.
Auf Erden Niemand über dir erkennend,
Durch den Gedanken Herr und König, willſt du,
Und deinen Händen beugt ſich die Natur.
Dem Meer gebieteſt du, dem Wind, den eignen
Gedanken, ja, was mehr iſt, den Begierden.
Was wären ohne Freiheit unſre Seelen?
Triebräder nur, von unſichtbarem Feuer
In Thätigkeit geſetzt; nicht unſre Wünſche,
Noch unſre Handlungen, nicht unſre Freuden,
Noch unſer Widerwille, kurz, von unſerm
Geſammten Weſen nichts wär' unſer eigen.
Ohnmächtige Maſchinen eines höchſten
Werkmeiſters, denkende, belebte Puppen
In Gottes Hand, die uns am Draht regiert,
Elende Werkzeuge nur wären wir,
Die ewig ſich unwiſſend ſelbſt belogen,
Werkzeuge Gottes und von ihm betrogen.
„Wie wären ohne Freiheit wir ſein Bild?
Was hätt' er doch von ſeinen ſeelenloſen
Geſchöpfen? Weder wohlgefallen könnten
Sie ihm, noch ihn beleidigen; er hätte
Zu lohnen weder noch zu ſtrafen Grund.
So wenig wie im Himmel könnt' auf Erden
Noch von Gerechtigkeit die Rede ſein.
Was hat Pucelle's Edelſinn, was haben
Die Laſter Desfontaines' noch zu bedeuten[2])?
Uns ſchlug ja das Verhängniß in die Bande
Der wilden Triebe, die uns knechten, und
Den Böſen hört das Chaos dieſer Welt.
Der freche, übermüth'ge Unterdrücker,
Der beutegier'ge Räuber, ein Cartouche,

Ein Mir-Weis[3]) und jedes Ungeheuer
Von gleichem Schlage, jenes andre endlich,
Das schlimmste unter allen, der Verleumder,
Kann sagen: Ich that nichts, der einzige
Urheber alles meines Thuns ist Gott.
Nicht ich, Er bricht durch meinen Mund die Treue,
Er ist's, der Raub und Brand, Gewalt und Mord
Durch meine Hände übt. — Der Gott des Friedens
Und der Gerechtigkeit, er wäre also
Der Urquell der Verwirrung und des Streits,
Der Gott jedweden Frevels. Könnte wohl,
Der Arme, den man solche Gräuel lehrte,
Mehr thun, wenn er als Gott den Teufel ehrte?"
Mir war bei diesen Worten gleichwie einem
Berauschten, der vom Schlafe plötzlich auffährt
Und jetzt, vom hellen Tageslicht geblendet,
Es halb nur sieht, da vor dem Glanzstrom sich
Die schwachen Augenlider blinzelnd schließen.
Und schüchtern endlich wagt' ich zu erwidern:
„Warum denn nur, o heiliger Verkünder
Der ewigen Gesetze, ist der Mensch,
Wenn Freiheit ihm beschieden ward, so schwach,
So elend schwach? Wozu nur dient die Fackel
Der eiteln Weisheit ihm? Er folgt ihr und
Verirrt sich täglich doch; in ew'gem Kampfe
Ergiebt er sich trotz aller Tugendliebe
Dem Laster. Wie verfällt nur dieser König
Der Erde, den du weise nennst und frei,
So oft dem Joch der härtsten Sklaverei?"
Ich sprach's, und sanft entgegnete der Tröster:
„Von welchem ungerechten Schmerze läßt
Dein Geist sich überwältigen! Du siehst

Der Freiheit dich, so sprichst du, oft beraubt.
Doch war dir Gott denn eine Freiheit schuldig,
Unwandelbar, unendlich, stets sich gleich,
Nie durch Verhältniß, Ort und Zeit bedingt?
Nur eines Menschen Loos ist dir beschieden,
Zum Gott erhebst du dich in deinen Wünschen *).
Wie! ein Atom, das sich im Ozean
Des All's verliert, will als sein gutes Recht
Die Unermeßlichkeit in Anspruch nehmen!
Nein! schwach, beschränkt und wandelbar ist Alles
An dir, Kraft, Schönheit, Geist und Fähigkeiten.
Jedwedes Ding in der Natur hat seine
Fest vorgeschrieb'nen Grenzen, und die Macht
Des Menschen sollte ohne Schranken sein?
Doch sprich, wenn nun dein Herz sich wider Willen
Dem Eindruck jener Leidenschaften, die
Zu dem es machten, was es ist, ergiebt,
Wenn deine Freiheit kämpfend unterliegt,
So *war* sie dein doch, da du sie verlorst?
Ein hitz'ges Fieber stürmt auf deine schwachen
Organe ein, durchwühlt in hastigem
Und regellosen Gang dein Eingeweide.
Mitnichten aber ist durch die Gefahr,
Die deinem Leben droht, dir die Gesundheit
Vernichtet, noch auf ew'ge Zeit entrissen.
Du kehrest wieder von des Todes Pforten
Und rüstiger, zufriedner, mäßiger,
Kurz, kräftiger denn sonst. Erkenne besser
Das glückliche Geschenk, das ohne Grund
Dein Kummer zu entbehren wähnt. *Gesundheit*
Der Seele ist die Freiheit für den Menschen.
Wohl büßt er sie zu Zeiten ein; der Durst

Nach Größe, Hochmuth, Zorn, der Liebe Lockung
Ein grillenhaftes trüg'risches Gelüst;
Wer kann die Krankheiten des Herzens zählen!
Doch fehlt dir's gegen ihren Angriff nicht
An starker Schutzwehr. Nimm ein gutes Buch,
Berathe dich mit dem verständ'gen Freunde.
Das ist der Silva, der Vernage, der
Helvetius[5]), das ist der weise Arzt,
Den Gott zu unserm Beistand huldvoll sendet,
Wenn unsre letzte Kraft zu schwinden droht.
Giebt wohl ein Sterblicher noch einem andern
Gedanken Raum im Drange der Gefahr?
Betracht' ihn nur, den störr'gen Widersacher
Der Freiheit, ihn, der blindlings auf ein blindes
Verhängniß schwört: vernimm, wie er trotz dem
Auf fremden Rath hört, billigt, überlegt;
Wie er den Feind zu schelten nicht verschmäht;
Gieb Acht, wie er am Nebenbuhler sich
Zu rächen sucht; wie er den eignen Sohn
Bestraft und bessern will. Er hielt ihn also
Für frei? Ja, ohne Zweifel, und er selbst
Verleugnet unwillkürlich jede Stunde
Den finstern Wahn, zu dem er sich bekennt.
Das eigne Herz belog er im Bestreben,
Den Lehrsatz zu erklären, der, gedacht nur
Und durch die That, sich widersinnig zeigt.
Er findet in sich das Gefühl, dem er
Trotz bieten möchte; und als Freier handelt,
Den nur sein Eigensinn zum Sklaven wandelt.
„Bewahre, sichre dir nur den Besitz
Der Freiheit, um dies köstliche Geschenk
Einst dem erhabnen Geber, der dir's gnädig

Zu deinem Heil verliehen, ungeschmälert
Zurückzugeben. Der Vernunft gebiete
Vor Allem, jene Zänkerei'n zu meiden,
Den ew'gen eiteln Wortstreit der Tyrannen
Des Geistes; festen Sinnes und dabei
Einfält'gen Herzens, liebe du die Wahrheit,
Doch übe Nachsicht mit dem Irrthum! Fliehe
Den wilden Ungestüm schwarzgall'gen Eifers.
Sieh' in dem Sterblichen, der sich verirrt,
Den Menschen, deinen Bruder. Deine Weisheit
Gehöre dir allein, dein Mitleid ihm.
Begründe endlich deines Nächsten Glück:
Du lenkst den Segen auf dein Haupt zurück."
So sprach der Weise aus den lichten Höhen
Des Himmels. Seine Rede hob mich über
Mein eignes Ich empor. Allzu vermessen
In meinen Wünschen, wollt' ich noch nach manchem
Geheimniß forschen, dessen Lösung nur
Den Himmelssöhnen vorbehalten blieb.
Erkundet hätt' ich gern das wahre Wesen
Von Geist und Stoff, von Ewigkeit und Zeit,
Von Triebkraft, Raum und Licht: seltsame Fragen,
Die oft den tiefen Denker 's Gravesande,
Oft Mairan's hellen, scharfen Blick verwirrten [6]),
Und die der Wirbel hochgepries'ner Lehrer [7]),
Der freilich nur noch wenig Gläub'ge zählt,
In seinen überweisen Hirngespinnsten
Vergebens zu erklären sich bemühte.
Doch meinem festgebannten Blick entschwindend
Flog jener schon der sel'gen Heimath zu,
Den Lichtgefilden, wo die Wahrheit strahlt.
Nicht hatt' er sich zu mir herabgelassen,

Um die Geheimnisse des Allerhöchsten,
Die ich nicht fassen kann, mir zu verkünden.
Er barg mir jenes hellern Tages Glanz,
Den keines Menschen Auge noch ertrug.
„Sei glücklich!“ sprach er und er sprach genug.

Noten zu vorstehendem Gedicht.

1) **The idea of *liberty* is the idea of a *power* in any agent to do or forbear any particular action according to the determination or thought of the mind, whereby either of them is prefer'd to the other *etc.*** (Der Begriff Freiheit ist der Begriff der Macht eines handelnden Wesens, irgend eine besondre Handlung zu begehen oder zu unterlassen, je nach der Bestimmung oder Vorstellung des Geistes, vermöge welcher es der einen [Handlung] vor der andern den Vorzug giebt ꝛc.) **Essay on human understanding, b. II, ch. 21, § 5.** — Vgl. Destutt de Tracy's Commentar zum Geist der Gesetze, Th. IV, S. 90 ff. unsrer Ausgabe.

2) René Pücelle (1655—1745), Parlamentsrath und Abt von Corbigny, war ein durch strenge Rechtschaffenheit ausgezeichneter Mann, der sich übrigens durch seine Theilnahme an den Händeln der Jansenisten und Molinisten zu Gunsten der erstern nicht eben als den hellsten Kopf bewährte, so daß man sich wundern muß, weßhalb Voltaire grade ihn zum Repräsentanten der Tugendhaften wählte. — Weit anstößiger ist übrigens hier die gehässige Erwähnung des Abbé P. Fr. Guyot Desfontaines, wenn gleich dieser wegen seiner Sitten übelberüchtigte Schriftsteller den Zorn des Dichters schwer gereizt hatte. Glauben wir Voltaire und seinem Biographen (u. A. du Vernet, Kap. 5), so hatte er Desfontaines kurz zuvor durch seine Fürsprache aus Bicêtre befreit, wo er wegen Päderastie eingekerkert war, als er von ihm in einer anonymen Broschüre auf hämische Weise angegriffen und verleumdet wurde.

3) Der Gauner Louis-Dominique Cartouche war 13 Jahre vor der Abfassung dieses Gedichts in Paris gerädert. — Bei

Nir-Weis ist nicht an den ältern Afghanenkan dieses Namens, er um 1700 Kandahar der persischen Oberherrschaft entzog, sondern an dessen Neffen und Nachfolger Mir-Mahmud, zu denen, auf den jener Name gewöhnlich übertragen wird, einen blutgierigen Wütherich, der 1722 Isfahan eroberte, sich zum König von Iran erklärte und mit der Grausamkeit eines Nero in Persien hauste, bis er nach drei Jahren unter dem Dolche seines Stiefsohns Aschraf fiel.

4) *Sors tua mortalis, non est mortale quod optas.*
Ovid. metam. II, 56.

5) Drei berühmte Aerzte jener Zeit. Jean-Baptiste Silva 1682—1742, aus einer jüdischen Familie in Bordeaux) gab ein Werk über Aderlässe und eine geschätzte Sammlung medicinischer Consultationen und Dissertationen heraus. Michel-Louis Vernage (1697—1773), ein ausgezeichneter Praktiker, schrieb über die Einimpfung der Blattern. Jean-Claude-Adrien Helvetius (1685—1755), Staatsrath und Leibarzt Ludwig's XV. (und Vater des berühmten Verfassers des Buches de l'esprit), erwarb sich durch mehrere werthvolle Werke, über die thierische Oekonomie, über die Blattern, über die Einwirkung der Luft auf das Blut in den Lungen, **principia physico-medica etc.**) einen ehrenvollen Platz in den Annalen der medicinischen Litteratur. — Die Biographen dieser Aerzte rechnen ihnen die Art, wie Voltaire hier noch bei ihren Lebzeiten ihre Namen nannte, zu nicht geringem Ruhme an.

6) Zwei der berühmtesten Anhänger und Verbreiter des Locke'schen Sensualismus (d. h. der Philosophie der Erkenntniß durch die äußern Sinne und die Reflexion im Gegensatz von Descartes' angeborenen Ideen). Beide waren ausgezeichnete Mathematiker und Physiker. Wilhelm Jakob 's Gravesande (1688—1742), Professor in Leyden, gründete seinen Ruf vorzüglich durch seine Einleitung in die Philosophie Newton's, dessen Ideen durch ihn zuerst auf dem Continent Wurzel faßten. Jean-Jacques Dortous de Mairan (1678—1771), Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Paris, erwarb sich dauernden Ruhm durch eine gekrönte Preisschrift über die Veränderungen des Barometers, durch geistreiche Forschungen über die Natur des Eises, über das Nordlicht, Briefe über China und eine Menge physikalischer Abhandlungen in den Annalen der Akademie d. W. Mit beiden Gelehrten stand Voltaire in freundschaftlicher Verbindung.

7) Carteſius. Er ſuchte die Bewegung der Weltkörper durch die Hypotheſe zu erklären, daß dieſelben durch ungeheure Strömungen der von ihm mit dem Raum identificirten Materie fortgeriſſen und in Kreiſen, die wie die Räder einer Uhr in die Bahnen andrer Körper eingriffen, umgetrieben würden. Die Möglichkeit dieſer Strömungen oder ſogenannten carteſianiſchen Wirbel wurde u. A. von Voltaire in ſeinen Elementen der Newton'ſchen Philoſophie (Th. III, Kap. 2) durch ſchlagende Gründe widerlegt.

Sadi's
Zueignungsſchreiben
der Geſchichte des Zadig
an die Sultanin Scheraa [1]).

Am 18. des Monats Schewal im Jahre der Hedſchra 837 [2]).

Reiz der Augäpfel, Qual der Herzen, Licht des Geiſtes! Ich küſſe nicht den Staub Deiner Füße, weil Du wenig gehſt, und dann nur auf Roſen oder auf Teppichen von Iran. Ich übergebe Dir die Ueberſetzung eines Buchs von einem alten Weiſen, welcher ſo glücklich war, nichts zu thun zu haben, und ſich die Zeit damit vertrieb, die Geſchichte Zadig's niederzuſchreiben, ein Werk, welches mehr enthält, als man nach dem äußern Anſchein denken ſollte. Ich bitte Dich, das Buch zu leſen und ein geneigtes Urtheil darüber zu fällen; denn obgleich Du im Sommer Deines Lebens ſtehſt, obgleich alle Freuden Dich ſuchen, obgleich Du die Reizendſte Deines Geſchlechts biſt und Deine Geiſtesgaben Deine Schönheit noch erhöhen; obgleich man Dir endlich den lieben langen Tag nur Weihrauch ſtreut und Du demnach hinlänglich entſchuldigt wärſt, wenn Du keinen geſunden Menſchenverſtand mehr hätteſt, ſo hat doch Alles der Tiefe Deines Geiſtes und der Feinheit Deines Geſchmacks keinen Eintrag gethan, und ich hörte vernünftigere Reden aus Deinem Munde, als aus den Mäulern alter Derwiſche mit langem Bart und ſpitzer Mütze. Du beſitzeſt

Umsicht und Besonnenheit ohne Mißtrauen; Deine Sanftmuth artet nicht in Schwäche aus; Du bist wohlthätig, aber mit Unterschied; Du liebst Deine Freunde und machst Dir keine Feinde. Dein Witz borgt keine Reize von der Mißgunst und Verleumdung; Du bist so wenig im Stande, etwas Böses zu sagen, als zu thun, so unendlich leicht Dir auch Beides gemacht wird. Kurz, Deine Seele erschien mir immer in eben so reinem und hellem Lichte, wie Deine Schönheit. Selbst an einer philosophischen Grundlage fehlt es Deinem Geiste nicht, und das brachte mich auf den Gedanken, Du möchtest vielleicht eher, als irgend ein Weib in der Welt, diesem Werke eines alten Weisen Geschmack abgewinnen.

Es war zuerst in chaldäischer Sprache niedergeschrieben, die Du so wenig verstehst wie ich. Man übersetzte es ins Arabische, um dem berühmten Sultan Ulugh-Bek [3]) die Zeit damit zu vertreiben. Eben damals waren bei den Arabern und Persern die **1001 Nacht**, **1001 Tag** ꝛc. [4]) an der Tagesordnung. Ulugh ließ sich lieber aus dem Zadig vorlesen; die Sultaninnen dagegen waren ganz in die **1001** Nacht vernarrt. „Wie könnt ihr nur Geschichten vorziehen," fragte der weise Ulugh, „worin kein gesunder Menschenverstand ist und aus denen man in der Welt nichts lernen kann?" „Eben deßhalb mögen wir sie so gern," antworteten die Sultaninnen.

Ich schmeichle mir, Du wirst es ihnen nicht nachthun, sondern ein wahrer Ulugh sein. Ich hoffe selbst, wenn Du der gewöhnlichen Unterhaltungen satt bist, die den Tausend und einen so ziemlich ähnlich sehen, nur daß sie unendlich langweiliger sind, so wird mir vergönnt sein, ein Viertelstündchen verständig mit Dir zu verplau-

dern. Wärst Du Thalestris zur Zeit Skander's, des Sohnes Philipp's [7]), oder wärst Du die Königin von Saba zur Zeit Suleiman's [8]) gewesen, so würden diese Könige die Reise zu Dir angetreten haben.

Ich flehe die himmlischen Tugenden, daß Deine Freuden ungemischt, Deine Schönheit beständig und Dein Glück ohne Ende sein möge.

Sadi.

Erstes Kapitel.

Der Einäugige.

Zur Zeit des Königs Moabdar lebte in Babylon ein junger Mensch, Namens Zadig. Seine trefflichen natürlichen Anlagen waren durch die Erziehung ausgebildet und befestigt. Obschon reich und jung, wußte er seine Leidenschaften zu beherrschen; alle Heuchelei und Affectation war ihm fremd; er wollte nicht beständig recht haben und nahm freundlich Rücksicht auf die menschlichen Schwächen Anderer. Es erregte Bewunderung, daß er bei viel natürlichem Witz niemals jene weitschweifigen, unzusammenhängenden, polternden Reden, jene frechen Verleumdungen, jene von eben so großer Unwissenheit als Anmaßung zeugenden absprechenden Urtheile, jene groben Unflätherein, jenen leeren Wortschwall, den man in Babylon Unterhaltung nannte, zur Zielscheibe seines Spottes wählte. Er hatte im ersten Buche Zoroaster's [7]) gelesen, daß die Eigenliebe ein mit Wind gefüllter Ball ist, woraus Stürme hervorbrechen, wenn man hineinsticht. Zadig rühmte sich nicht, die Weiber zu verachten, und prahlte eben so wenig mit seinen Triumphen über sie. Er

war großmüthig; er scheute es nicht, auch Undankbare zu verpflichten, nach der großen Vorschrift Zoroaster's: „Wenn Du issest, theile auch den Hunden mit, und sollten sie Dich beißen“ [8].

Er war so weise, wie ein Sterblicher es sein kann, denn er bestrebte sich, in der Gesellschaft von Weisen zu leben. In der Gelehrsamkeit der alten Chaldäer unterrichtet, wußte er von den Grundgesetzen der Natur so viel, als man damals davon lernen konnte, und von der Metaphysik so viel, als man zu jeder Zeit davon wußte, nämlich äußerst wenig. Er war fest überzeugt, daß, trotz der neuen Philosophie seiner Zeit, das Jahr aus 365 Tagen und 6 Stunden bestehe und daß die Sonne sich im Mittelpunkte des Planetensystems befinde; und wenn die Ober-Magier ihn mit beleidigendem Dünkel bedeuteten, daß er anstößige Gesinnungen hege, daß nur ein Feind des Staats der Meinung sein könne, die Sonne drehe sich um sich selbst und das Jahr habe 12 Monate, so schwieg er ohne Zorn und Verachtung [9].

Zadig war mit großen Schätzen und folglich mit einer Menge von Freunden gesegnet, er war gesund und wohlgebildet, geistreich ohne Sucht nach etwas Besonderm, von offnem und edlem Charakter; kein Wunder, wenn er bei solchen Eigenschaften auch glaubte, glücklich sein zu können. Er stand im Begriff, sich mit Semira zu vermählen, einem Mädchen, um dessen Hand ihn in Betracht ihrer Schönheit, ihres Standes und ihres Vermögens die ganze Männerwelt in Babylon beneidete. Er war ihr mit reiner und inniger Liebe zugethan, die Semira mit glühender Leidenschaft erwiderte.

Schon die Stunden bis zu dem seligen Augenblick ihrer Vereinigung zählend, lustwandelten sie eines Tages im

Schatten der Palmen am Ufer des Euphrat nicht weit von einem Thore Babylons; da ſahen ſie plötzlich einen Trupp Bewaffneter mit Bogen und Schwertern auf ſich losſtürzen. Es waren die Trabanten des jungen Orkan, des Neffen eines Miniſters, dem die Schranzen ſeines Oheims in den Kopf geſetzt hatten, ihm ſei Alles erlaubt. Er beſaß nicht einen Schatten von Zadig's Anmuth und Edelſinn, da er ſich aber gleichwohl weit über ihn erhaben dünkte, konnte er den Verdruß, ihn vorgezogen zu ſehen, nicht verwinden. Dieſe Eiferſucht, die nur in ſeiner Eitelkeit ihren Grund hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß er ſterblich in Semira verliebt ſei. Er beſchloß, ſie zu entführen. Die Räuber packten ſie, ja in der Hitze des Kampfs vergoſſen ſie das Blut dieſes reizenden Weſens, deſſen Anblick die Tiger des Berges Imaus erweicht haben würde. Sie erhob ein herzzerſchneidendes Jammergeſchrei. „O mein Gatte!“ rief ſie aus, „mein Alles! o ſie rauben mich ihm, dem Angebeteten!“ Sie kümmerte ſich nicht um ihre eigne Gefahr; nur der Gedanke an den Geliebten füllte ihre Seele. Zadig vertheidigte ſie mittlerweile mit der vollen, gewichtigen Mannskraft, die Tapferkeit und Liebe verleihen. Obgleich er nur zwei Sklaven zu ſeinem Beiſtande hatte, gelang es ihm, ſich der Räuber zu erwehren; ſie entflohen, und er trug die blutende und ohnmächtige Semira in ihr Haus zurück. Sie ſchlug die Augen auf, und ihr erſter Blick fiel auf ihren Befreier. „O Zadig!“ ſprach ſie, „ich liebte Dich als meinen künftigen Gatten; welchen Namen ſoll ich jetzt meiner Liebe zu Dir geben, zu Dir, dem ich Ehre und Leben danke!“

Nie war wohl ein Herz tiefer von Dankbarkeit durchdrungen, als das Herz Semirens; nie ſprachen reizendere Lippen rührendere Empfindungen aus, überſtrömend

in jenen Feuerworten, die das Gefühl der größten Wohlthat, verbunden mit der zärtlichsten Aufwallung der reinsten Liebe einflößt. Sie war nur leicht verwundet und genas bald. Zadig's Verletzung war gefährlicher; ein Pfeilschuß hatte ihm nahe am Auge eine tiefe Wunde beigebracht. Semira flehte Tag und Nacht zu den Göttern um die Genesung ihres Geliebten. Tag und Nacht waren ihre Augen mit Thränen benetzt; mit ungeduldiger Sehnsucht harrte sie des Augenblicks, wo Zadig sich wieder ihres Anblicks würde freuen können; aber ein Geschwür, das sich am linken Auge bildete, ließ das Schlimmste befürchten. Man sandte bis nach Memphis, um den berühmten Arzt Hermes [10]) rufen zu lassen, der denn auch mit zahlreichem Gefolge ankam. Er besuchte den Kranken und erklärte, daß er sein Auge verlieren werde, ja er verkündete genau den Tag und die Stunde dieses traurigen Ausgangs. „Wär' es das rechte Auge gewesen," sprach er, „so hätt' ich ihn geheilt; aber solche Wunden am linken Auge sind unheilbar." Ganz Babylon beklagte Zadig's Geschick und bewunderte zugleich die tiefe Weisheit des Hermes. Zwei Tage darauf kam das Geschwür von selbst auf, und Zadig wurde vollkommen wieder hergestellt. Hermes schrieb ein Buch, worin er bewies, daß dies nach dem Gesetze der Kunst nicht hätte sein dürfen. Zadig las es nicht; sobald er aber das Zimmer verlassen konnte, war sein erster Gang zu ihr, die die Hoffnung auf das Glück seines Lebens ausmachte, für die allein er seine Augen zu behalten wünschte. Semira war seit drei Tagen auf dem Lande. Auf dem Wege dahin erfuhr er, die Schöne habe laut erklärt, sie hege eine unüberwindliche Abneigung gegen Einäugige, und sich demzufolge in der letztvergangenen Nacht mit Orkan vermählt. Bei dieser

Nachricht sank Zadig bewußtlos nieder. Sein Schmerz brachte ihn an den Rand des Grabes. Er war lange krank; endlich aber trug die Vernunft über seine Betrübniß den Sieg davon, ja die Grausamkeit dessen, was er erfahren, selbst diente dazu, ihn um so leichter zu trösten.

„Da ein am Hofe erzogenes Mädchen mich einer so grausamen Laune zum Opfer gebracht hat, will ich eine Braut aus dem Mittelstande wählen.“ So dachte Zadig und wählte Asora, ein durch Verstand und Bildung vor allen ausgezeichnetes Mädchen aus der besten Familie in der Stadt. Die Vermählung wurde vollzogen, und er schwelgte einen Monat mit ihr in der Süßigkeit der zärtlichsten Vereinigung. Nur bemerkte er bei seiner Gattin einigen Leichtsinn und eine besondere Neigung, immer die äußerlich wohlgebildetsten jungen Männer auch für die geistreichsten und tugendhaftesten anzusehen.

Zweites Kapitel.

Die Nase.

Eines Tages kehrte Asora im höchsten Zorn und mit den heftigsten Ausrufungen von einem Spaziergange heim.

„Was fehlt Dir, geliebtes Weib?“ fragte Zadig; „weßhalb bist Du so außer Dir?“

„Ach!“ erwiderte sie, „Dir würde sein, wie mir, wärst Du Augenzeuge des Schauspiels gewesen, wovon ich eben herkomme. Ich wollte die junge Wittwe Kosru trösten, die vor zwei Tagen ihrem jungen Gatten am Ufer des Baches, der die Wiese dort begrenzt, ein Grabmal hat errichten lassen. Sie gelobte in ihrem Schmerze den Göttern, das Grabmal nicht zu verlassen, so lange das Wasser des Baches daran vorbeifließen würde.“

„Ei," ſprach Zadig, „das iſt ja eine herrliche Frau, die ihren Mann recht von Herzen geliebt haben muß."

„Ach!" fiel Aſora ein, „wüßteſt Du, was ſie grade vorhatte, als ich ſie eben beſuchte!"

„Nun, was hatte ſie denn vor, ſchöne Aſora?"

„Sie ließ den Bach ableiten!"

Und Aſora ergoß ſich aufs Neue in ſo endloſe Schmähungen, brach in ſo heftige Vorwürfe gegen die junge Wittwe aus, daß dieſer Tugendprunk Zadig gar nicht gefallen wollte.

Unter ſeinen Freunden war ein gewiſſer Kador, einer jener jungen Männer, die ſich in den Augen ſeiner Frau durch Rechtſchaffenheit und ſonſtige Verdienſte vor andern auszeichneten. Er machte ihn zu ſeinem Vertrauten und verſicherte ſich, ſo gut er konnte, ſeiner Treue durch ein anſehnliches Geſchenk.

Aſora war einige Tage zum Beſuch bei einer Freundin auf dem Lande geweſen. Als ſie am dritten Tage heimkehrte, empfingen die weinenden Diener ſie mit der Nachricht, ihr Gemahl ſei in der letzten Nacht plötzlich geſtorben; man habe nicht gewagt, ihr die Trauerbotſchaft zu überbringen; und Zadig ſo eben im Grabmal ſeiner Väter am Ende des Gartens beigeſetzt. Sie weinte, rauſte ſich die Haare aus und ſchwur, ihren Gatten nicht überleben zu wollen.

Am Abend ließ ſich Kador bei ihr melden. Sie weinten zuſammen. Den andern Tag weinten ſie weniger und ſpeiſten zuſammen. Kador vertraute ihr, ſein Freund habe ihm den größten Theil ſeines Vermögens hinterlaſſen, und gab ihr zu verſtehen, er werde ſich glücklich ſchätzen, Alles mit ihr zu theilen. Die Dame weinte, wurde böſe, ließ ſich aber beſänftigen. Das Abendeſſen dauerte länger,

als das Mittagsmal. Man wurde vertrauter mit einander. Asora hielt dem Seligen eine Lobrede, gestand aber doch, daß er Fehler gehabt habe, von denen Kador frei sei.

Während sie noch bei Tisch saßen, klagte Kador plötzlich über heftiges Milzstechen. Voll Unruhe und Besorgniß ließ die Dame alle mögliche Essenzen herbeiholen, womit sie sich zu parfümiren pflegte, um zu versuchen, ob nicht eine oder die andere darunter gut gegen das Milzstechen sei. Sie bedauerte innig, daß der große Hermes nicht mehr in Babylon war; ja im Uebermaß ihres Mitleids rieb sie mit eigener Hand die Seite, wo Kador so heftige Schmerzen empfand.

„Wirst Du oft von diesem grausamen Uebel heimgesucht?“ fragte sie im Ton der aufrichtigsten Theilnahme.

„Es bringt mich bisweilen an den Rand des Grabes,“ antwortete Kador, „und es giebt nur ein Mittel, das mir Erleichterung schaffen kann; wenn man mir nämlich die Nase eines Tags zuvor gestorbenen Menschen auf die Seite legt.“

„Das ist ja ein seltsames Mittel,“ sprach Asora.

„Nicht seltsamer,“ erwiderte jener, „als die Säckchen des Herrn Arnou[a]) gegen die Apoplexie.“

Dieser Grund und dazu die außerordentlichen Verdienste des jungen Mannes bestimmten den Entschluß der Dame. „Alles wohl erwogen,“ sprach sie, „wird wohl der Engel Asrael meinem Manne auf dem Wege aus der Welt von gestern in die Welt von morgen den Uebergang über die

a) Es lebte damals ein Babylonier Namens Arnou*), der in den Zeitungen ein als Amulet an den Hals zu hängendes Säckchen als sicheres Schutz- und Heilmittel gegen alle Schlagflüsse anpries.
Anm. Voltaire's.

*) Ein Pariser Apotheker zu V.'s Zeit.

Brücke Tschinavar [11]) verweigern, weil ſeine Naſe im zweiten Leben nicht ganz ſo lang iſt, wie ſie im erſten war."

Sie entſchloß ſich alſo kurz, nahm ein Scheermeſſer, ging zum Grabmal ihres Gatten, benetzte es mit ihren Thränen und trat hinzu, um Zadig, der ausgeſtreckt in ſeinem Sarge lag, die Naſe abzuſchneiden.

Da richtet ſich Zadig empor und hält mit der einen Hand ſeine Naſe feſt, während er mit der andern das Meſſer abwehrt. „Verehrteſte!" ſpricht er ſanft, „erhebe kein ſolches Zetergeſchrei mehr über die Wittwe Kosru! Der Vorſatz, mir die Naſe abzuſchneiden, mag allenfalls die Ableitung eines Baches aufwiegen" [12]).

Drittes Kapitel.

Der Hund und das Pferd.

Zadig fand durch eigene Erfahrung den Ausſpruch des Buches Zend bewährt, daß der erſte Mond der Ehe der Honigmond und der zweite der Wermuthmond iſt. Er ſah ſich nach einiger Zeit genöthigt, ſich von Aſora zu trennen, da nicht länger mit ihr auszukommen war. Er ſuchte jetzt ſein Glück im Studium der Natur. „Kein größeres Glück," ſprach er bei ſich ſelbſt, „als in dem großen Buche zu leſen, das Gott uns aufgeſchlagen vorlegte. Die Wahrheiten, die er entdeckt, ſind ganz ſein; er nährt und erhebt ſeine Seele; er lebt ruhig, braucht ſich vor Niemandem zu fürchten, und ſeine zärtliche Gattin kommt nicht mit dem Scheermeſſer, um ihm die Naſe abzuſchneiden."

Voll von dieſen Vorſtellungen zog er ſich in ein Landhaus am Ufer des Euphrat zurück. Hier beſchäftigte er ſich nicht mit der Berechnung, wie viele Tropfen Waſſer in einer Secunde unter den Bögen einer Brücke durchfließen,

oder ob im Monde der Maus ein Kubikzoll Regen mehr fällt, als im Monde des Hammels. Er grübelte nicht darüber nach, Seide aus Spinnegewebe und Porzellan aus zerbrochenen Flaschen zu verfertigen [13]), wohl aber erforschte er sorgfältig die Eigenthümlichkeiten der Thiere und Pflanzen und erlangte bald eine Scharfsichtigkeit, vermöge deren er tausend Unterschiede entdeckte, wo Andere nur Gleichförmigkeit sahen.

Als er einst in der Nähe eines kleinen Gehölzes lustwandelte, sah er einen Eunuchen der Königin, dem mehr Hofbeamte folgten, in vollem Laufe auf sich zukommen. Die Leute befanden sich, wie es schien, in der höchsten Unruhe; sie liefen hin und her, als hätten sie etwas äußerst Kostbares verloren und wüßten in ihrer Angst nicht, wo sie es zuerst suchen sollten.

„Junger Mann," sprach der Ober-Eunuch, „hast Du nicht vielleicht den Hund der Königin gesehen?"

„Es ist eine Hündin und kein Hund," entgegnete Zadig bescheiden.

„Du hast Recht," erwiderte jener.

„Es ist eine kleine Wachtelhündin," fuhr Zadig fort; „sie hat vor Kurzem Junge geworfen; sie hinkt ein wenig mit dem rechten Vorderfuß und hat sehr lange Ohren."

„Du hast sie also gesehen?" fragte der Ober-Eunuch athemlos.

„Nichts weniger," antwortete Zadig; „ich habe sie nie gesehen. Ich wußte viel davon, ob die Königin eine Hündin habe!"

Durch eine jener seltsamen Launen des Zufalls, die übrigens gar nicht so selten sind, wie man gewöhnlich glaubt, war gerade zu derselben Zeit das schönste Pferd des königlichen Marstalls aus den Händen eines Stallknechts in die Ebnen von Babylon entsprungen. Der

Ober-Stallmeiſter und ſämmtliche königliche Stallbedienten liefen eben ſo ängſtlich hinter ihm an, wie der Ober-Eunuch hinter der Hündin der Königin. Der Ober-Stallmeiſter wandte ſich an Zadig und fragte ihn, ob er das Pferd des Königs nicht geſehen habe.

„Das Pferd," erwiderte Zadig, „welches ſo vortrefflich galoppirt; es iſt fünf Fuß hoch, hat einen ſehr kleinen Huf und einen Schweif von viertehalb Fuß Länge; die Nägel an ſeinem Gebiß ſind von dreiundzwanzig-karatigem Golde und ſeine Eiſen von elflöthigem Silber."

„Welchen Weg hat es eingeſchlagen? wo iſt es?" fragte der Ober-Stallmeiſter.

„Ich habe es nicht geſehen," erwiderte Zadig, „und nie davon reden hören."

Der Ober-Stallmeiſter und der Eunuch zweifelten keinen Augenblick daran, daß Zadig das Pferd des Königs und die Hündin der Königin geſtohlen habe. Sie ließen ihn vor die Verſammlung des großen Deſturham [14]) führen, der ihn zur Knute und zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien verurtheilte. Kaum war das Urtheil gefällt, ſo fand man das Pferd und die Hündin wieder. Die Richter befanden ſich in der ſchmerzlichen Nothwendigkeit, ihr Urtheil zu widerrufen; doch verdammten ſie Zadig zu einer Geldſtrafe von 400 Unzen Gold, weil er geleugnet hätte, etwas geſehen zu haben, was er doch offenbar geſehen haben mußte. Er mußte dieſe Buße auf der Stelle erlegen, und dann erſt wurde ihm geſtattet, ſeine Sache vor dem Rathe des großen Deſturham zu vertheidigen. Er ſprach folgendermaßen:

„Sterne der Gerechtigkeit, Abgründe der Weisheit, Spiegel der Wahrheit, die ihr die Schwere des Blei's, die Härte des Eiſens, den Glanz des Diamanten und

viele Verwandtſchaft mit dem Golde beſitzt! Da mir erlaubt iſt, vor dieſer erlauchten Verſammlung zu reden, ſo ſchwöre ich bei Oromazes [15]), daß ich ſo wenig die hochachtbare Hündin der Königin, wie das geheiligte Roß des Königs der Könige je mit Augen geſehen habe. Vernehmt aber, was mir begegnete. Ich luſtwandelte in der Nähe des Wäldchens, wo ich ſpäter dem ehrwürdigen Eunuchen und dem ruhmreichen Ober-Stallmeiſter begegnete. Da bemerkte ich im Sande die Spuren eines Thieres, in denen ich leicht die eines kleinen Hundes erkannte. Aus einzelnen leichten, länglichen Furchen, die ich auf kleinen Erhabenheiten des Sandes zwiſchen den Spuren der Pfoten wahrnahm, ſah ich, daß es eine Hündin war, deren Zitzen herunterhingen, die alſo vor wenigen Tagen Junge geworfen haben mußte. Andre von den erſtern verſchiedne Spuren, die immer neben den Vorderfüßen und zwar außerhalb derſelben die Oberfläche des Sandes geſtreift zu haben ſchienen, ſetzten es außer Zweifel, daß das Thier ſehr lange Ohren haben müſſe; und da ich endlich noch bemerkte, daß der Sand immer von einer Pfote nicht ſo tief eingedrückt war, als von den drei andern, ſo ſchloß ich daraus, daß die Hündin unſrer allergnädigſten Gebieterin, mit gnädigſter Erlaubniß zu ſagen, ein wenig hinkte.

Was nun das Roß des Königs der Könige betrifft, ſo wiſſet, daß ich beim Luſtwandeln in den Alleen jenes Wäldchens die Spuren von Pferdehufen wahrnahm, die alle gleich weit von einander entfernt waren. Ei, ſprach ich bei mir ſelbſt, das Pferd geht einen vortrefflichen Galopp. Auf einem engen Pfade, der nur ſieben Fuß breit iſt, war der Staub der Bäume zur Rechten und zur Linken viertehalb Fuß weit von der Mitte des Weges ein wenig weggefegt. Dies Pferd, dachte ich, hat einen Schweif von

viertehalb Fuß, der durch seine Bewegungen zur Rechten und zur Linken den Staub weggefegt hat. Unter den Bäumen, die eine fünf Fuß hohe Laube bildeten, sah ich frisch gefallenes Laub am Boden liegen und erkannte daraus, daß das Pferd mit dem Kopfe bis an die Zweige gereicht hatte und demnach fünf Fuß hoch sein mußte. Das Gebiß muß von dreiundzwanzig-karatigem Golde sein, denn es hat die Nägel gegen einen Stein gerieben, den ich als einen Probirstein erkannte und womit ich die Probe machte. Aus den Zeichen endlich, die seine Hufeisen an Kieseln anderer Art zurückgelassen, schloß ich, daß es mit elflöthigem Silber beschlagen war" [16].

Sämmtliche Richter bewunderten Zadig's tiefe und scharfe Unterscheidungskraft. Das Gerücht davon drang bis zu den Ohren des Königs und der Königin. In den Vorzimmern, im Salon und im Kabinet war nur von Zadig die Rede; und obgleich mehrere Magier der Ansicht waren, man müsse ihn als Hexenmeister verbrennen, befahl doch der König, ihm die Buße von 400 Unzen Gold, wozu er verurtheilt war, zurückzuzahlen. Der Actuar, die Gerichtsdiener und Procuratoren brachten ihm also mit großem Gepränge seine vierhundert Unzen wieder. Sie behielten davon bloß dreihundert acht und neunzig an Gerichtskosten, und ihre Leute baten sich ein Trinkgeld aus.

Zadig erkannte, wie gefährlich es bisweilen ist, allzu gelehrt zu sein, und nahm sich fest vor, bei der nächsten Gelegenheit für sich zu behalten, was er gesehen hätte.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Ein Staatsgefangener entwischte; er kam unter Zadig's Fenstern vorbei. Man befragte Letztern; er gab keine Auskunft, allein man bewies ihm, daß er aus dem Fenster gesehen hatte. Er wurde in Folge dieses Verbrechens zu einer Buße von

fünfhundert Unzen Gold verurtheilt und dankte, wie es in Babylon Brauch ist, den Richtern für ihre Nachsicht. „Großer Gott," sprach er bei sich selbst, „wie ist man zu beklagen, wenn man in einem Walde spazieren geht, wo die Hündin der Königin und das Pferd des Königs eben durchgelaufen sind! Wie gefährlich ist es, aus dem Fenster zu sehen, und wie schwer, in diesem Leben glücklich zu sein."

Viertes Kapitel.

Der Neidische.

Zadig wollte sich mit der Philosophie und der Freundschaft über die Tücken seines Schicksals trösten. Er besaß in einer Vorstadt von Babylon ein geschmackvoll eingerichtetes Haus, welches er zu einem Sammelplatz der Künste und aller eines rechtschaffenen Mannes würdigen Freuden machte. Am Morgen stand seine Bibliothek allen Gelehrten offen und Abends sein Tisch der guten Gesellschaft. Allein er erfuhr bald, wie gefährlich die Gelehrten sind. Es erhob sich ein großer Zank über ein Gesetz Zoroaster's, welches den Genuß des Greifenfleisches untersagte.

„Wie kann man nur verbieten, Greifen zu essen," sagten die Einen, „wenn dies Thier nicht existirt?"

„Es muß wohl existiren," sprachen die Andern, „da Zoroaster nicht will, daß man sein Fleisch ißt."

Zadig wollte sie in Güte vergleichen und sprach: „Wenn es Greifen giebt, so wollen wir keine essen, und giebt es keine, noch weniger; jedenfalls werden wir also dem Gebote Zoroaster's gehorchen."

Ein Gelehrter, der dreizehn Bände über die Eigenschaften des Greifs geschrieben hatte und überdies ein gewaltiger Theurg [17]) war, beeilte sich, Zadig bei dem Erzmagier [18]) Yebor [19]), dem einfältigsten und folglich bigottesten und verfolgungssüchtigsten aller Chaldäer, zu verklagen. Dieser Mensch hätte Zadig zur größern Ehre der Sonne spießen lassen und das Brevier Zoroaster's [20]) nur in desto wohlgefälligerm Tone hergeplärrt. Der Freund Kador — ein Freund ist mehr werth als hundert Priester! — begab sich zum alten Yebor und sprach:

„Es lebe die Sonne und die Greife! Hüte Dich wohl, Zadig zu züchtigen; er ist ein Heiliger: er hält sich Greifen auf seinem Hühnerhofe und ißt sie nicht; grade sein Ankläger aber ist ein Ketzer, der zu behaupten wagt, daß die Kaninchen einen gespaltenen Fuß haben und nicht unrein sind" [21]).

„Schon gut," sprach Yebor, und schüttelte sein kahles Haupt, „so muß man Zadig spießen, weil er von den Greifen übel gedacht, und den Andern, weil er von den Kaninchen übel gesprochen hat."

Kador wußte gleichwohl durch Vermittelung eines Mädchens, die ein Kind von ihm hatte und sich eines großen Einflusses im Collegium der Magier erfreute, die Sache beizulegen. Niemand wurde gespießt, worüber freilich mehrere Doctoren murrten und den nahen Untergang Babylon's weissagten.

„Durch welche Nichtswürdigkeiten ist doch das Glück bedingt!" rief Zadig, „Alles in dieser Welt verfolgt mich, selbst Geschöpfe, die gar nicht existiren."

Er verwünschte die Gelehrten und wollte nur noch in guter Gesellschaft leben. Er versammelte die ehrenwerthe-

sten Männer und die liebenswürdigsten Frauen aus Babylon um sich; er gab herrliche Gastmäler, denen häufig Concerte vorausgingen und die durch die hinreißendsten Unterhaltungen belebt wurden. Aus letztern wußte er namentlich das ängstliche Bestreben, Geist und Witz zur Schau zu tragen, fern zu halten, da er darin das sicherste Mittel erkannte, sich grade so albern als möglich zu zeigen und die glänzendste Gesellschaft zu verderben. So wenig bei der Wahl seiner Freunde, wie bei jener der Speisen ließ er sich von der Eitelkeit leiten; in Allem zog er dem Scheine das Wesen vor und erwarb sich eben dadurch jene wahre, hohe Achtung bei Allen, worauf er gar keinen Anspruch machte.

Seinem Hause gegenüber wohnte Arimases, ein Mann, dessen bösartiges Gemüth sich in seinen groben Zügen spiegelte. Gallsüchtig und aufgeblasen in gleichem Grade war er obendrein ein langweiliger Schöngeist. Da er es in der großen Welt nie zu etwas hatte bringen können, rächte er sich, indem er darauf schimpfte. So reich er auch war, kostete es ihm doch Mühe, einige Schmeichler um sich zu versammeln. Das Geraffel der Wagen, die des Abends bei Zadig vorfuhren, belästigte ihn. Das Gerücht seines Lobes erzürnte ihn noch weit mehr. Er ging bisweilen uneingeladen zu Zadig und setzte sich ungebeten mit zu Tisch, wo er dann die ganze Freude der Gesellschaft verdarb, wie man von den Harpyien erzählt, daß sie alles Fleisch, was sie berührten, vergiften[22]). Er wollte einst einer Dame zu Ehren eine große Gesellschaft geben, doch statt seine Einladung anzunehmen, speiste sie bei Zadig. Ein ander Mal, da er im Palast mit Letzterm plauderte, begegneten sie einem Minister, der Zadig zum Essen bat und Arimases nicht. Die unversöhnlichste

Feindschaft entspringt oft aus keiner bedeutenden Quelle. Dieser Mensch, der in Babylon nur der Neidische hieß, wollte Zadig zu Grunde richten, weil man diesen den Glücklichen nannte. Die Gelegenheit, Böses zu thun, findet sich hundertmal jeden Tag und die Gelegenheit, Gutes zu thun, einmal im ganzen Jahre, wie Zoroaster sagt.

Der Neidische begab sich in Zadig's Haus. Dieser lustwandelte eben im Garten mit zwei Freunden und einer Dame, der er allerlei Artigkeiten sagte, ohne übrigens eine andre Absicht dabei zu haben, als eben Artigkeiten zu sagen. Die Unterhaltung drehte sich um einen Krieg, den der König gegen einen aufrührerischen Vasallen, den Fürsten von Hyrkanien [23]), so eben glücklich beendet hatte. Zadig, der in diesem kurzen Kriege glänzende Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte, strich den König sehr heraus, noch mehr aber natürlich die Dame. Er schrieb vier Verse, die er aus dem Stegreif machte, auf ein Täfelchen und gab sie der Schönen zu lesen. Seine Freunde baten ihn, sie ihnen mitzutheilen; doch Bescheidenheit oder vielmehr eine wohlverstandene Eigenliebe hielt ihn davon zurück. Er wußte, daß Verse aus dem Stegreif höchstens in den Augen derjenigen gut sind, der zu Ehren sie gemacht wurden. Er brach das Täfelchen, worauf er geschrieben hatte, entzwei und warf die beiden Stücke in ein Rosengebüsch, wo man sie vergebens suchte. Es fing eben an zu regnen, und man machte, daß man ins Haus kam. Der Neidische blieb im Garten und suchte so lange, bis er das eine Stück fand. Das Täfelchen war so zerbrochen, daß jede Hälfte des Verses, welche die Zeile füllte, einen gewissen Sinn gab und selbst einen Vers von kürzerm Maß bildete; durch einen noch seltsamern Zufall aber gaben diese

kleinen Verse einen Sinn, der die schrecklichsten Beleidigungen gegen den König enthielt. Man las:

Durch Freveltaten ohne gleichen
Befestigt auf dem Herrscherthron
Bei tiefster Ruh' in allen Reichen
Spricht er allein dem Frieden Hohn

Der Neidische fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben glücklich. Er hatte jetzt eine Waffe in Händen, um einen edeln, liebenswürdigen Mann zu Grunde zu richten. Voll grausamer Schadenfreude ließ er die von Zadig's eigner Hand geschriebenen Schmähworte dem König vorlegen. Man ließ Zadig sammt seinen beiden Freunden und jener Dame gefänglich einziehen. Sein Prozeß war bald entschieden, ohne daß man es nur der Mühe werth hielt, ihn anzuhören. Als ihm das Urtheil angekündigt war, stellte sich der Neidische ihm in den Weg und sagte ihm höhnisch, seine Verse taugten nichts. Zadig war es durchaus nicht darum zu thun, für einen guten Dichter zu gelten, aber er war in Verzweiflung, daß man ihn als einen Majestätsverbrecher verurtheilte und obendrein eine schöne Dame und zwei Freunde wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte, gefangen hielt. Man erlaubte ihm nicht, sich zu verantworten, weil seine Handschrift gegen ihn zeugte. So wollte es das Gesetz in Babylon. Durch eine dichtgedrängte Menge neugieriger Zuschauer ging er zum Tode. Keiner wagte ihn zu beklagen, doch Alle machten lange Hälse, um ihn anzugaffen und zu sehen, ob er mit Anstand sterbe. Nur seine Verwandten waren betrübt, weil sie ihn nicht beerbten. Drei Viertel seines Vermögens wurden für den königlichen Schatz und ein Viertel zum Vortheil des Neidischen eingezogen.

Während er sich zum Tode vorbereitete, flog des Kö-

nigs Papagei von seinem Balkon herab und ließ sich in Zadig's Garten auf einen Rosenbusch nieder. Eben dahin hatte von einem Baum in der Nähe der Wind eine Pfirsiche getragen. Sie war auf das eine Stück von Zadig's Schreibtafel gefallen und daran festgeklebt. Der Vogel nahm die Pfirsiche sammt dem Täfelchen und trug sie auf den Schooß des Monarchen. Der neugierige Fürst las Worte darauf, die keinen Sinn gaben, die aber die Schlußworte von Verszeilen zu sein schienen. Er war ein Freund der Dichtkunst, und mit Fürsten, welche die Verse lieben, ist immer noch am besten fertig zu werden. Das Abenteuer mit seinem Papagei machte ihn stutzig. Die Königin erinnerte sich der Worte, die auf dem andern Stück von Zadig's Täfelchen standen, und ließ es sich bringen. Man hielt die beiden Stücke an einander: sie paßten genau zusammen, und jetzt las man die Verse, wie Zadig sie gemacht hatte.

Durch Freveltaten ohne gleichen sah ich die Lande rings erschüttern;
Befestigt auf dem Herrscherthron wußt' unser Fürst dem Sturm zu steuern.
Bei tiefster Ruh' in allen Reichen ist's Amor nur, vor dem wir zittern,
Spricht er allein dem Frieden Hohn, will er, der Schelm, den Kampf erneuern.

Der König befahl auf der Stelle, Zadig vor seinen Thron zu führen und jene beiden Freunde, so wie die schöne Dame auf freien Fuß zu stellen. Zadig warf sich, mit dem Gesichte den Boden berührend, dem König und der Königin zu Füßen. Er bat demüthigst um Verzeihung, so schlechte Verse gemacht zu haben, und entfaltete in Allem, was er sagte, eine solche Fülle von Anmuth, Geist und Verstand, daß der König und die Königin ihn wiederzu-

sehen wünschten. Er kam wieder und setzte sich, ohne es darauf anzulegen, noch fester in ihrer Gunst. Man sprach ihm das ganze Vermögen des Neidischen zu, der ihn fälschlich angeklagt hatte; doch Zadig gab es ihm ungeschmälert zurück. Der Neidische fühlte dabei weiter keine Gemüthsbewegung, als die Freude, seine Schätze zu behalten. Mit jedem Tage stieg Zadig höher in der Achtung des Königs. Er ließ ihn an allen seinen Vergnügungen Theil nehmen und fragte ihn in allen ernsten Angelegenheiten um Rath. Die Königin betrachtete ihn von jetzt an mit einem Wohlgefallen, das nicht blos ihr selbst, sondern auch dem Könige, ihrem erlauchten Gemahl, so wie nicht minder dem guten Zadig, ja dem ganzen Reiche gefährlich zu werden drohte.

Zadig wandte sich jetzt nach und nach wieder dem Glauben zu, daß es doch nicht so schwer wäre, glücklich zu sein.

Fünftes Kapitel.

Der Großmüthige.

Es war damals der Zeitpunkt der Wiederkehr eines großen Festes, das alle fünf Jahre gefeiert wurde. Jedesmal nach dem Verlauf dieser Zeit wurde nach altem Brauch in Babylon feierlich der Name desjenigen Bürgers verkündet, der seit dem letzten Feste die großmüthigste Handlung begangen hatte. Die Großen und die Magier hatten darüber zu entscheiden. Der Ober-Satrap, dem die Sorge für die Stadt oblag, stattete Bericht von den schönsten Handlungen ab, die sich unter seiner Verwaltung zugetra-

gen hatten. Es wurde sodann darüber abgestimmt, und der König verkündete das Urtheil. Von den entferntesten Ländern strömte Alles zu dieser Feierlichkeit herbei. Dem Sieger überreichte der König einen goldnen, mit Edelsteinen besetzten Becher, wobei er die Worte sprach: „Empfange den Preis der Großmuth und möchten die Götter geben, daß Viele unter meinem Volke Dir gleichen!“

Als der denkwürdige Tag gekommen war, erschien der König auf dem Throne, umgeben von den Großen, den Magiern und den Abgeordneten aller Nationen, die diesem schönen Kampfspiel beiwohnen wollten, wo Ruhm und Preis nicht durch die Leichtigkeit der Rosse, nicht durch die Kraft des Leibes erlangt werden konnte, sondern durch die Tugend. Der Ober-Satrap berichtete mit lauter Stimme die Handlungen, die ihren Urhebern jenen unschätzbaren Preis einbringen mochten. Er erwähnte nicht die Seelengröße, womit Zadig dem Neidischen seine Habe zurückgegeben hatte; das war noch keine That, die um den Preis zu buhlen verdiente.

Er erzählte zuerst von einem Richter, vor dessen Tribunal durch ein Versehen, wofür er nicht einmal verantwortlich war, ein Bürger einen ansehnlichen Rechtshandel verloren und der in Folge dessen Letzterm sein ganzes Vermögen, als den Betrag des ihm verursachten Verlustes, abgetreten hätte.

Sodann führte er einen jungen Mann vor, der trotz der leidenschaftlichsten Liebe zu einem Mädchen, mit der er sich zu vermählen in Begriff stand, seine Braut einem Freunde überließ, da er sah, daß dieser aus Liebe zu ihr dem Tode nahe war, ja, der nicht zufrieden damit, dem Besitz der Geliebten entsagt zu haben, sie noch obendrein mit einer reichen Mitgift ausstattete.

Endlich machte er die Ansprüche eines Kriegers geltend, der im hyrkanischen Kriege eine noch glänzendere Probe von Großmuth abgelegt hatte. Feindliche Soldaten wollten seine Geliebte rauben und er vertheidigte sie; da meldet man ihm, daß andre Hyrkanier nicht weit davon seine Mutter bedrohen. Weinend verläßt er seine Geliebte und eilt, seine Mutter zu befreien. Sobald dies gelungen, kehrt er zu ihr, der sein Herz gehört, zurück und findet sie im Sterben. Er wollte sich tödten; doch seine Mutter stellte ihm vor, daß er ihre einzige Stütze sei, und er hatte den Muth, das Leben zu ertragen.

Die Ansicht der Schiedsrichter neigte sich zu Gunsten dieses Kriegers; da nahm der König das Wort und sprach: „Seine That ist, wie die der beiden Andern, schön, doch nicht unerhört. Gestern aber that Zadig etwas, das mich in Erstaunen setzte. Ich hatte vor einigen Tagen meinen bisherigen Minister und Günstling Koreb in Ungnaden entlassen. Ich beklagte mich heftig über ihn, und meine Höflinge versicherten einstimmig, ich sei noch viel zu milde. Jeder suchte den Andern in Schmähungen auf Koreb zu überbieten. Ich fragte Zadig, was er von ihm halte, und er wagte, sich des Geschmähten anzunehmen. Ich gestehe, in unsern Geschichtsbüchern Beispiele gefunden zu haben, daß man einen Irrthum mit seinem Vermögen bezahlt, daß man seine Braut abgetreten, daß man selbst die Mutter der Geliebten vorgezogen; nie aber las oder hörte ich von einem Höflinge, der zu Gunsten eines in Ungnade gefallenen Ministers dem Zorne des Monarchen gegenüber das Wort genommen hätte. Ich gebe jedem der trefflichen Männer, deren großmüthige Thaten man uns berichtete, zwanzigtausend Goldstücke; den Becher aber geb' ich Zadig."

„Herr,“ sprach dieser, „nur Dir, Dir selbst gebührt der Becher! Du allein thatest das Unerhörte, da Du als König Dich nicht gegen Deinen Sklaven erzürntest, als er Deiner Leidenschaft widersprach.“

Man wußte nicht, ob man den König oder Zadig mehr bewundern sollte. Der Richter, der sein Vermögen hingegeben, der Liebende, der dem Freunde seine Braut überlassen, der Krieger, der, um seine Mutter zu retten, die Geliebte aufgegeben hatte, empfingen des Fürsten Gnadengeschenke und sahen ihre Namen in das Buch der Großmüthigen eingetragen; den Becher aber bekam Zadig. Der König erwarb den Ruhm eines guten Fürsten, den er nicht allzu lange behielt. Durch längere, glänzendere Festlichkeiten, als das Gesetz vorschrieb, wurde der schöne Tag gefeiert, und das Andenken daran lebt noch jetzt in Asien fort.

„Jetzt bin ich doch endlich glücklich!“ dachte Zadig, doch er irrte sich.

Sechstes Kapitel.

Der Minister.

Der König hatte seinen ersten Minister verloren. Er ertheilte Zadig den erledigten Platz. Alle Schönen Babylon's priesen die Weisheit dieser Wahl; denn nie seit der Gründung des Reichs hatte man einen so jungen Minister gesehen. Sämmtliche Höflinge waren wüthend darüber; der Neidische bekam Blutspeien, und die Nase schwoll ihm furchtbar auf.

Nachdem Zadig dem König und der Königin seinen Dank abgestattet, dankte er auch dem Papagei. „Schöner

Vogel," sprach er, „du hast mir das Leben gerettet und mich zum ersten Minister gemacht. Die Hündin und das Pferd Ihrer Majestäten haben mir viel Böses zugefügt, du hast mir nur Gutes gethan. Von solchen Dingen also hängt das Geschick der Menschen ab! — Doch," setzte er hinzu, „ein so seltnes Glück ist vielleicht von kurzer Dauer."

„Ja, ja!" antwortete der Papagei.

Zadig erschrak; da er indessen ein tüchtiger Physiker war und nicht glaubte, daß hinter einem Papagei ein Prophet stecke, beruhigte er sich bald. Mit dem besten Willen begann er die Verwaltung seines wichtigen Amts.

Er ließ Alle die geheiligte Macht der Gesetze, Niemandem aber das Gewicht seiner Würde fühlen. Er verbannte bei der Abstimmung im Divan allen Zwang, und jeder Wesir konnte seine eigne Meinung aussprechen, ohne sich dadurch sein Mißfallen zuzuziehen. Wenn er eine Sache entschied, so urtheilte nicht er, sondern das Gesetz; wenn aber letzteres zu streng war, mikderte er es; und wenn kein Gesetz für den vorliegenden Fall da war, so ersetzte seine Billigkeit es auf eine Weise, daß man seine Aussprüche für die des großen Zoroaster selbst hätte halten sollen.

Von ihm lernten die Nationen den erhabenen Grundsatz, daß man es lieber darauf ankommen lassen muß, einen Schuldigen frei zu sprechen, als einen Unschuldigen zu verdammen. Nach seiner Ansicht hatten die Gesetze sowohl zum Zweck, den Bürgern beizustehen, als sie zu warnen.

Er war besonders geschickt darin, die Wahrheit, die alle Menschen zu verdunkeln suchen, zu ermitteln und ans

Licht zu bringen. Gleich in den ersten Tagen seiner Verwaltung legte er eine Probe dieser Geschicklichkeit ab.

Ein angesehener Kaufmann aus Babylon war in Indien gestorben. Er hatte in seinem letzten Willen festgesetzt, daß seine beiden Söhne ihn zu gleichen Theilen beerben sollten, nachdem sie ihre Schwester würden ausgestattet haben, und außerdem ein Geschenk von 30,000 Goldstücken für denjenigen der beiden Brüder bestimmt, von dem es sich ausweisen würde, daß er den Vater am meisten geliebt habe. Der älteste errichtete ihm ein Grabmal, der zweite legte ein Theil seines Erbes zu der Aussteuer seiner Schwester. Jedermann sprach: „Der älteste liebt seinen Vater am meisten; der andre liebt offenbar seine Schwester mehr: dem ältesten gebühren die 30,000 Goldstücke.

Zadig beschied Beide nach einander zu sich. Zum ältesten sprach er: „Dein Vater ist nicht todt, er ist von seiner letzten Krankheit genesen und wird bald wieder in Babylon sein."

„Gott sei gelobt!" erwiderte der junge Mann; „aber das Grab hat mir entsetzlich viel Geld gekostet!"

Zadig sagte dem jüngern Bruder das Nämliche.

„Gott sei gelobt!" erwiderte dieser, „ich gebe natürlich meinem Vater Alles wieder, was ich habe, doch wünschte ich, er ließe meiner Schwester, was ich für sie bestimmte."

„Du sollst nichts herausgeben," sprach Zadig, „und Dir gehören die 30,000 Goldstücke; denn Du liebst Deinen Vater am meisten."

Ein sehr reiches Mädchen hatte zwei Magiern die Ehe versprochen, und nachdem sie einige Monate lang den Unterricht Beider genossen hatte, befand sie sich in gesegneten Umständen. Beide wollten sie jetzt heirathen.

„Ich werde nur den zum Manne nehmen," sprach sie, „der mich in den Stand gesetzt hat, dem Staate einen Bürger zu geben."

„Ich habe das gute Werk vollbracht," sprach der Eine.

„Nein! ich war so glücklich," sagte der Andre.

„Nun gut!" entgegnete sie, „ich erkenne den als den Vater meines Kindes, der ihm die beste Erziehung wird geben können."

Sie gebar einen Sohn. Jeder der Magier wollte ihn erziehen. Die Sache wurde vor Zadig's Richterstuhl anhängig gemacht. Er ließ beide Magier vorladen.

„Was wirst Du Deinen Zögling lehren?" fragte er den Ersten.

„Ich werde ihm," erwiderte der Doctor, „die acht Theile der Redekunst beibringen, ich werde ihn die Dialektik, Astronomie und die Dämonomanie lehren, ich werde ihm die Substanz und das Accidens, das Abstracte und das Concrete, die Monaden und die prästabilirte Harmonie erklären" [24]).

„Ich," sprach der Zweite, „will versuchen, einen braven Mann aus ihm zu bilden, der sich der Liebe und Achtung seiner Mitmenschen würdig zeigt."

Und Zadig entschied: „Magst Du nun sein Vater sein oder nicht, Du sollst seine Mutter heirathen."

Fast täglich liefen bei Hofe Beschwerden gegen den Itimad-Ulet [25]) von Medien Irax ein. Dieser Herr war im Grunde seines Herzens nicht so übel, doch Eitelkeit und Wollust wurden sein Verderben. Selten litt er, daß man überhaupt mit ihm redete, und niemals, daß man sich erdreistete, ihm zu widersprechen. Die Pfauen waren nicht eitler, die Tauben nicht wollüstiger und die Schildkröten

nicht so träge. Er jagte nur falschem Ruhm und falschen Freuden nach. Zadig stellte sich die schwierige Aufgabe, ihn zu bessern.

Er schickte ihm von Seiten des Königs einen Musikmeister mit zwölf Sängern und vierundzwanzig Spielleuten und einen Haushofmeister mit sechs Köchen und vier Kammerherren, die ihn nie verlassen durften. Nach dem königlichen Befehl war ihm folgende Tagesordnung bis ins Kleinste streng vorgeschrieben.

Sobald der faule Irax ausgeschlafen hatte, kam der Musikmeister mit seinen Sängern und Spielleuten. Man sang eine Cantate, die zwei Stunden dauerte und in der etwa alle drei Minuten der Schlußreim wiederkehrte:

„O! wie ist sein Verdienst so hoch erhaben!
Wie paart mit Anmuth seine Größe sich!
Wie muß der edle Herr sich laben
Am eignen theuerwerthen Ich!"

Sobald man mit dem Gedudel fertig war, hielt ein Kammerherr eine Dreiviertelstunden lange Anrede, worin er ihn ausdrücklich wegen all der guten Eigenschaften herausstrich, die ihm fehlten. So wie die Rede aus war, führte man ihn beim Schall der Instrumente zu Tisch. Das Mittagessen dauerte drei Stunden. Sobald er den Mund öffnete, um zu reden, sprach der erste Kammerherr: „Er wird Recht haben." Kaum hatte er vier Worte gesprochen, so rief der zweite: „Er hat Recht." Das Amt der beiden andern Kammerherren bestand darin, über die witzigen Einfälle, die Irax hatte oder hätte haben können, ein schallendes Gelächter zu erheben. Nach Tisch fing man die Cantate von vorn an.

Der erste Tag erschien ihm köstlich. Er glaubte, jetzt erst ehre ihn der König der Könige nach Verdienst. Der

zweite Tag schien ihm schon minder erfreulich, der dritte wurde ihm unbequem, der vierte unerträglich, der fünfte eine Höllenmarter. Endlich konnte er es nicht länger aushalten, beständig singen zu hören: „Wie muß der edle Herr sich laben am eignen theuerwerthen Ich!", beständig sagen zu hören, daß er Recht habe, und sich jeden Tag zur selben Stunde aufs unverschämteste ins Gesicht loben zu lassen. Er schrieb nach Hofe und bat den König inständigst, er möge ihm die einzige Gnade erweisen, seine Kammerherren, seine Musikanten und seinen Haushofmeister zurück zu rufen. Er versprach, fernerhin nicht mehr so eitel und dafür desto fleißiger zu sein. Er ließ sich nicht mehr so vielen Weihrauch streuen, gab weniger Schmausereien und wurde glücklicher; denn, wie es im Buche Sadder [26]) heißt, „beständiges Wohlleben ist nur im Paradiese zu ertragen."

Siebentes Kapitel.

Die Zänkereien und die Audienzen.

So bethätigte Zadig täglich die Schärfe seines Geistes und die Güte seiner Seele. Man bewunderte ihn und liebte ihn dennoch. Er galt für den Glücklichsten aller Menschen. Das ganze Reich war seines Namens voll; die Blicke aller Weiber waren auf ihn gerichtet; alle Bürger priesen seine Gerechtigkeit; die Gelehrten sahen ihn als ihr Orakel an; die Priester sogar räumten ein, daß er mehr verstehe, als der alte Erzmagier Yebor. Man war jetzt weit entfernt, ihm wegen der Greife den Prozeß zu machen; man glaubte nur, was ihm glaublich schien.

In Babylon herrschte ein großer Streit, der bereits 1500 Jahre dauerte und das ganze Reich in zwei hartnäckige Secten theilte. Die Einen behaupteten, man dürfe den Tempel Mithras'[27]) nie anders als mit dem linken Fuß zuerst betreten; den Andern war dieser Gebrauch ein Gräuel und sie traten beständig mit dem rechten Fuß voran. Man erwartete mit großer Spannung das hohe Fest des heiligen Feuers, um zu erfahren, welche Secte der mächtige Zadig wohl begünstigen werde. Aller Welt Augen waren auf seine beiden Füße gerichtet, und die ganze Stadt befand sich in der heftigsten Aufregung. Zadig sprang mit gleichen Füßen in den Tempel und bewies sodann in beredten Worten, daß der Gott des Himmels und der Erde, bei dem kein Ansehen der Person gilt, das linke Bein nicht höher schätzt, als das rechte.

Der Neidische und seine Frau behaupteten freilich, es fehle seiner Rede an den gehörigen Metaphern und sonstigen Figuren, er habe die Berge und Hügel nicht genug tanzen lassen [28]). „Er ist trocken und geistlos," sprachen sie; „man sieht bei ihm weder das Meer zurückweichen noch die Gestirne zur Erde fallen, noch die Sonne schmelzen wie Wachs [29]); kurz, ihm fehlt der echte orientalische Styl."

Zadig begnügte sich mit dem Styl der gesunden Vernunft. Jedermann war auf seiner Seite, nicht weil er Recht hatte, nicht weil er vernünftig und liebenswürdig, sondern weil er erster Wesir war.

Eben so glücklich entschied er die große Streitfrage zwischen den weißen und den schwarzen Magiern [30]). Die weißen behaupteten, es sei eine Gottlosigkeit, sich beim Gebet nach Südosten zu kehren; die schwarzen dagegen versicherten, Gott verabscheue die Gebete aller Derer, die

sich dabei nach Nordwesten wendeten. Zadig verfügte, Jeder solle sich wenden, wohin er wollte.

Er wußte es so einzurichten, daß er des Morgens mit allen ernsten Geschäften, sowohl Privat- als Staatsangelegenheiten, fertig wurde. Den übrigen Theil des Tags beschäftigte er sich mit den Verschönerungen von Babylon. Er ließ Trauerspiele aufführen, bei denen man weinte, und Lustspiele, bei denen man lachte; was seit langer Zeit aus der Mode gekommen war und was er vermöge seines guten Geschmacks wieder einführte. Er machte keinen Anspruch darauf, sich auf die Kunst besser zu verstehen, als die Künstler; er belohnte sie durch Geschenke und Auszeichnungen und beneidete sie nicht insgeheim um ihre Gaben. Des Abends kannten der König und die Königin keinen bessern Zeitvertreib, als seine Unterhaltung. „Der große Minister!“ sagte der König. „Der liebenswürdige Minister!“ sprach die Königin, und Beide setzten hinzu: „Es wäre doch sehr schade, wenn er gehängt wäre!“

Nie war wohl ein Mann, der ein hohes Amt bekleidete, genöthigt, den Damen so viele Privataudienzen zu geben, wie er. Die meisten suchten eine Gelegenheit, mit ihm über Rechtshändel zu sprechen, die sie gar nicht hatten, um auf die Weise wo möglich einen Liebeshandel mit ihm selbst anzuknüpfen. Die Frau des Neidischen war eine der ersten. Sie schwor ihm bei Mithras, bei Zend-Avesta [31]) und dem geheiligten Feuer, die Handlungsweise ihres Mannes sei ihr ein Gräuel gewesen. Sie vertraute ihm sodann, ihr Mann sei ein roher, eifersüchtiger Mensch, und gab ihm zu verstehen, die Götter straften ihn, indem sie ihm die kostbaren Wirkungen jenes heiligen Feuers versagten, wodurch allein der Mensch den Unsterblichen gleich wird [32]). Sie ließ endlich ihr Strumpfband fallen.

Zadig hob es mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit von der Erde auf; allein er versäumte, es selbst wieder um das Knie der Dame zu binden; und dieser kleine Fehler, wenn es überhaupt einer ist, war die Quelle des schrecklichsten Unheils. Zadig dachte nicht weiter daran, die Frau des Neidischen aber desto mehr.

Alle Tage meldeten sich andere Damen. Die geheimen Annalen Babylons behaupten, er habe sich einmal hinreißen lassen, sei aber ganz erstaunt gewesen, ohne Wollust zu genießen und seine Geliebte fast in völliger Zerstreuung zu umarmen. Die Dame, der er, beinahe unbewußt, Beweise seiner Gunst gab, war eine Kammerfrau der Königin Astarte. Um sich zu trösten, dachte die zärtliche Babylonierin: der Mann muß entsetzlich viele Geschäfte im Kopfe haben, da er selbst bei solcher Gelegenheit noch daran denkt. In den Augenblicken, wo die Meisten gar nichts sagen, und Andere nur geweihte Worte aussprechen, entschlüpfte Zadig plötzlich der Ausruf: „Die Königin!“ Die Babylonierin glaubte, er sei endlich zur guten Stunde zu sich selbst gekommen und nenne sie: „Meine Königin!“ Zadig aber sprach in fortwährender Zerstreuung den Namen Astarte aus. Die Dame, die in diesen glücklichen Momenten Alles zu ihrem Vortheil auslegte, bildete sich ein, er wolle damit sagen: „Du bist schöner als die Königin Astarte.“

Reich beschenkt verließ sie Zadig's Harem. Sie erzählte ihr Abenteuer der Neidischen, ihrer vertrauten Freundin. Diese empfand einen tödtlichen Verdruß, eine Andere sich vorgezogen zu sehen.

„Mir,“ sprach sie, „hat er es nicht einmal der Mühe werth gehalten, dies Strumpfband wieder umzubinden, dessen ich mich seitdem gar nicht mehr bedienen mag.“

„Ei!“ sprach die Glückliche zur Neidischen, „Du trägst ja eben solche Strumpfbänder, wie die Königin! Du kaufst sie also bei derselben Putzmacherin?“

Die Neidische stutzte bei diesen Worten und versank in tiefes Nachdenken. Sie antwortete nicht und ging fort, um sich mit ihrem Manne, dem Neidischen, zu berathen.

Indessen bemerkte Zadig, daß er beständig zerstreut war, wenn er Audienzen ertheilte und wenn er zu Gericht saß. Er wußte nicht, woher das komme; das war sein einziger Kummer.

Er hatte einen Traum. Es kam ihm vor, als liege er zuerst auf trocknen Kräutern, worunter einige scharfe und stachliche waren, die ihn nicht wenig belästigten. Dann war es ihm, als ruhe er auf einem weichen Rosenbette, doch unter den Rosen kroch eine Schlange hervor, die ihn mit ihrer spitzen, giftigen Zunge ins Herz stach. „Ach!“ sprach er, „lange lag ich auf jenen dürren, stachlichen Kräutern, jetzt liege ich auf dem Rosenbette, doch wer ist die Schlange?“

Achtes Kapitel.

Die Eifersucht.

Zadig's Unglück entsprang aus seinem Glücke selbst und namentlich aus seinem Verdienste. Täglich stand er in Verkehr mit dem König und mit der Königin Astarte, seiner erlauchten Gemahlin. Die Reize seiner Unterhaltung wurden erhöht durch jenes Bestreben zu gefallen, welches für den Geist dasselbe ist, was der Schmuck für die Schönheit. Seine Jugend und Anmuth machten un-

vermerkt auf Aſtarte einen Eindruck, woraus ſie anfangs durchaus kein Arg hatte. Ohne Bedenken und ohne Furcht gab ſie ſich dem Vergnügen hin, einen Mann zu ſehen und zu hören, der ihrem Gemahl und dem Staate theuer war; ſie wurde nicht müde, ihn vor dem Könige zu rühmen; ſie ſprach von ihm mit ihren Frauen, die ihre Lobſprüche noch zu überbieten ſuchten. Alles trug dazu bei, ihr den Pfeil, den ſie noch nicht fühlte, tiefer ins Herz zu drücken. Sie machte Zadig Geſchenke, worin ſich ein zarterer Sinn ausſprach, als ſie ahnte. Sie glaubte mit ihm nur als Königin zu reden, die ihm ihre Zufriedenheit mit ſeinen Dienſten bezeugte, und nicht ſelten waren ihre Worte der Ausdruck der Empfindungen eines gefühlvollen Weibes.

Aſtarte war weit ſchöner, als jene Semira, die keinen Einäugigen leiden konnte, und als jene Aſora, die ihrem Gatten die Naſe hatte abſchneiden wollen. Aſtarte's Freundlichkeit, ihre zärtlichen Worte, über die ſie jetzt allmälig zu erröthen anfing, ihre Blicke, die ſie abwenden wollte und die doch an den ſeinigen haften blieben, entzündeten in Zadig's Herzen ein Feuer, das ihn mit Beſtürzung erfüllte. Er kämpfte; er rief die Philoſophie zu Hülfe, die ihm noch immer geholfen hatte, doch er gewann durch ſie nur Licht über ſeinen Zuſtand, aber keine Erleichterung, keinen Troſt. Pflicht, Erkenntlichkeit, die Hoheit des Herrſchers, die er ſchon beleidigt zu haben glaubte, ſtanden ihm als rächende Gottheiten vor Augen. Er kämpfte, er triumphirte; doch dieſer Sieg, den er beſtändig aufs neue erringen mußte, koſtete ihm Seufzer und Thränen. In ſeinen Reden mit der Königin erlaubte er ſich nicht mehr jene ſüße Freiheit, die für Beide ſo unendlichen Reiz hatte; ſeine Blicke waren umwölkt; ſeine Worte gezwungen und unzuſammenhängend; er ſchlug die

Augen nieder, und wenn sie sich wider seinen Willen auf Astarte richteten, begegneten sie denen der Königin, aus welchen durch Thränenwolken ein Feuerstrahl ihm ins Herz drang. Sie schienen einander zu sagen: „Wir beten uns an und fürchten doch uns zu lieben; wir werden Beide von einer Gluth verzehrt, die wir verdammen."

Zadig war jedesmal, wenn er von ihr ging, verwirrt und außer sich; er fühlte sein Herz von einer Last erdrückt, die er nicht länger tragen konnte. Im Uebermaß seiner leidenschaftlichen Aufregung schüttete er seine Empfindungen in den Busen seines Freundes Kador aus, wie Jemand, der lange die Marter eines heftigen Schmerzes erduldete, endlich sein Uebel durch einen Schrei, den die augenblickliche Verdoppelung der Qual ihm entpreßt, und durch den kalten Schweiß, der seine Stirn bedeckt, unwillkürlich verräth.

Kador erwiderte: „Längst waren die Gefühle, die Du vor Dir selbst verbergen wolltest, mir kein Geheimniß mehr. Die Leidenschaften haben bestimmte Merkmale, über die man sich nicht täuschen kann. Urtheile aber selbst, lieber Zadig: da ich in Deinem Herzen gelesen habe, wird nicht auch der König ein Gefühl darin entdecken, das ihn beleidigt? Sein einziger Fehler ist eben eine Eifersucht ohne Gleichen. Du bekämpfst Deine Leidenschaft mit einer Kraft, deren die Königin nicht fähig ist; denn Du bist ein Weiser, bist Zadig! und Astarte ist ein Weib. Sie bewacht ihre unvorsichtigen Blicke um so weniger, da sie sich noch durchaus nicht für schuldig hält. Eben weil sie unglücklicher Weise felsenfest auf ihre Unschuld baut, vernachlässigt sie die nothwendigen äußern Rücksichten. Ich werde für sie zittern, so lange sie sich nichts vorzuwerfen hat. Wäret ihr miteinander einver-

ſtanden, ſo würdet ihr Aller Augen zu täuſchen wiſſen. Gerade eine erſt entſtehende und eifrig bekämpfte Leidenſchaft verräth ſich; eine Liebe, der nichts mehr zu wünſchen bleibt, weiß ſich beſſer zu verſtecken."

Zadig ſchauderte bei dem Vorſchlage, den König, ſeinen Wohlthäter, zu verrathen, und nie war er ſeinem Fürſten treuer, als eben da er ſich eines unfreiwilligen Verbrechens gegen ihn ſchuldig fühlte.

Indeſſen ſprach die Königin ſo oft Zadig's Namen aus, eine ſo hohe Röthe überzog jedesmal ihre Stirn, wenn ſie ihn ausſprach, ſie war bald ſo aufgeregt und bald wieder ſo verwirrt, wenn ſie in Gegenwart des Königs mit ihm ſprach, eine ſo tiefe Träumerei bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens, wenn er fort war, daß der König unruhig wurde. Er glaubte Alles, was er ſah, und bildete ſich Alles ein, was er nicht ſah. Er bemerkte namentlich, daß ſeine Frau blaue Pantoffeln trug und Zadig gleichfalls; daß die Bänder ſeiner Frau gelb waren und Zadig's Mütze nicht minder. Welche entſetzliche Verdachtsgründe für einen Fürſten, der es ſo genau nahm wie Moabdar. Der Argwohn wurde in ſeinem einmal erbitterten Gemüthe bald zur ſchrecklichſten Gewißheit.

Alle Sklaven der Könige und Königinnen ſind eben ſo viele Spione ihrer Herzen. Man hatte bald ausgewittert, daß Aſtarte zärtlich und Moabdar eiferſüchtig war. Der Neidiſche veranlaßte ſeine Frau, die Neidiſche, dem Könige ihr Strumpfband zu überſenden, das, wie wir wiſſen, dem der Königin gleich und das obendrein zu allem Unglück blau war. Jetzt dachte der Fürſt nur noch an die Art und Weiſe, wie er ſich rächen wollte. Er beſchloß in einer ſchlafloſen Nacht, bei Tagesanbruch die Königin vergiften und Zadig erdroſſeln zu laſſen. Der Befehl

wurde einem Eunuchen ertheilt, der kein Mitleid kannte und den er deßhalb gewöhnlich mit der Vollstreckung seiner Racheurtheile beauftragte.

Zur selben Stunde befand sich zufällig im Zimmer des Königs ein kleiner Zwerg, der stumm, aber nicht taub war. Man duldete seine Gegenwart beständig; wie ein Hausthier durfte er Augenzeuge des Geheimsten sein, was auch vorfallen mochte. Der kleine Stumme hing mit großer Liebe an der Königin und an Zadig. Mit eben so großem Staunen als Entsetzen vernahm er aus dem Munde des Königs den Befehl, Beide aus der Welt zu schaffen. Doch was konnte er thun, um diesen schrecklichen Befehl unwirksam zu machen, der in wenigen Stunden vollzogen werden sollte? Er konnte nicht schreiben, verstand sich aber auf die Malerei und war besonders im Treffen sehr glücklich. Er brachte einen Theil der Nacht damit zu, Alles, wovon er die Königin benachrichtigen wollte, in einer Zeichnung darzustellen. Man sah auf seinem Bilde in der einen Ecke den König, wie er mit wüthenden Geberden seinem Eunuchen Befehle ertheilte; ferner auf einem Tische eine blaue Schnur und ein Gefäß, nebst blauen Strumpfbändern und andern gelben Bändern, und endlich in der Mitte des Gemäldes die Königin sterbend in den Armen ihrer Frauen und Zadig erdrosselt zu ihren Füßen. Am Horizont erblickte man die aufgehende Sonne, um anzudeuten, daß dies furchtbare Urtheil mit den ersten Strahlen der Morgenröthe vollstreckt werden sollte. Sobald er die Arbeit vollendet hatte, eilte er zu einer von Astarte's Kammerfrauen, weckte sie und gab ihr zu verstehen, daß sie das Bild auf der Stelle der Königin bringen müsse. —

Mitten in der Nacht wird plötzlich an Zadig's Thür geklopft. Man weckt ihn; man giebt ihm einen Zettel von

der Königin. Er glaubt zu träumen; mit zitternder Hand erbricht er den Brief. Wie groß war seine Ueberraschung, was vermag die Bestürzung, die Verzweiflung, die ihn niederdonnerte, zu schildern, als er folgende Worte las: „Fliehe augenblicklich, oder es ist um Dein Leben geschehen. „Fliehe, Zadig! Ich befehle es Dir im Namen unserer „Liebe und meiner gelben Bänder. Ich war nicht schuldig, „aber ich weiß, daß der Tod einer Verbrecherin meiner harrt."

Zadig vermochte kaum ein Wort hervorzustammeln. Er ließ Kador rufen und schweigend übergab er ihm den Brief. Kador nöthigte ihn, der Königin zu gehorchen und auf der Stelle den Weg nach Memphis einzuschlagen.

„Wenn Du Dich zu der Königin wagst," sprach er, „beschleunigst Du ihren Tod; verlangst Du, mit dem Könige zu sprechen, so bewirkst Du gleichfalls nur ihr Verderben. Ich nehme ihr Schicksal auf mich, folge Du dem Deinigen. Ich werde das Gerücht aussprengen, Du habest Dich nach Indien gewandt. Ich werde Dir bald nachkommen und Dir melden, wie die Sachen in Babylon stehen."

Auf der Stelle ließ Kador zwei der leichtfüßigsten Dromedare vor einer geheimen Pforte des Palastes bereit halten. Er half Zadig, den man tragen mußte und der dem Verscheiden nahe schien, auf das eine heben. Ein einziger Diener begleitete ihn, und bald verlor Kador, der in Bestürzung und Schmerz versenkt zurückblieb, seinen Freund aus dem Gesichte.

Als der edle Flüchtling an einen Hügel gelangt war, von wo aus man Babylon übersah, wandte er die Augen noch einmal nach dem königlichen Palaste zurück, und eine Ohnmacht überwältigte seine Sinne. Er kam nur

wieder zu sich, um bittere Thränen zu vergießen und sich den Tod zu wünschen. Endlich nachdem er dem bejammernswerthen Geschick der liebenswürdigsten der Frauen und der ersten Königin der Welt nachgesonnen, kam er einen Augenblick auf sich selbst zurück und rief aus: „Was ist doch das menschliche Leben? O Tugend! wozu dientest du mir? Zwei Weiber haben mich aufs unwürdigste getäuscht und die dritte, schöner und liebenswerther als jene beiden, muß um meinetwillen unschuldig sterben! Alles Gute, was ich je gethan, wurde für mich eine Quelle des Fluchs, und ich wurde nur auf den Gipfel der Größe erhoben, um in den furchtbarsten Abgrund des Unglücks zu stürzen. Wäre ich schlecht gewesen, wie so viele Andere, so würde ich glücklich sein, wie sie."

Von so traurigen Betrachtungen gebeugt, die Augen mit dem Schleier des Schmerzes, das Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt, und die Seele finster umschattet von der Nacht der Verzweiflung, setzte er seine Reise nach Aegypten fort.

Neuntes Kapitel.

Die geschlagene Frau.

Zadig richtete sich auf seinem Wege nach den Gestirnen. Das Sternbild des Orion und der hellleuchtende Sirius leiteten ihn nach dem Pol von Kanopos[33]). Er bewunderte jene ungeheuren Lichtkugeln, die unsern Augen nur als schwache Funken erscheinen, während die Erde, die doch in der That nur ein unmerklicher Punkt im großen All ist, sich unsrer eitlen Begierde als etwas so Großes

und Herrliches darſtellt. Er dachte ſich in ſeiner gegenwärtigen Stimmung die Menſchen, wie ſie wirklich ſind, als Inſekten, die ſich auf einem Atom von Koth einander verſchlingen. Dies wahre Bild ſchien ſein Unglück in nichts aufzulöſen, indem es ihm die Nichtigkeit ſeines eigenen Weſens und des ganzen großen Babylon vor Augen ſtellte. Seine Seele ſchwang ſich ins Unendliche hinaus und überſah, von ſeinem irdiſchen, ſinnlichen Ich ſich löſend, die unwandelbare Ordnung des Weltalls. Wenn er aber dann ſich ſelbſt wiedergegeben, in ſein eigenes Herz zurückkehrend, bedachte, daß Aſtarte vielleicht für ihn geſtorben ſei, verſchwand das All vor ſeinen Blicken und er ſah in der ganzen weiten Schöpfung nur Aſtarte im Sterben und Zadig im Elend.

Wie er ſich dieſer Fluth und Ebbe der erhabenſten Philoſophie und des niederbeugendſten Schmerzes abwechſelnd überließ, näherte er ſich allgemach dem Ziel ſeiner Reiſe. Schon war ſein treuer Diener in den erſten ägyptiſchen Flecken vorausgeeilt, um ein Unterkommen für ihn zu ſuchen. Zadig luſtwandelte indeſſen zwiſchen den Gärten, die das Städtchen umgaben; da ſah er nicht weit von der Heerſtraße eine Frau, die, in Thränen ſchwimmend, den Himmel und die Erde zu ihrem Beiſtande anrief, und einen wüthenden Mann, der ſie verfolgte. Schon hatte er ſie eingeholt; ſie umfaßte ſeine Kniee, doch der Unmenſch überhäufte ſie mit Mißhandlungen und Schmähworten. Aus der maßloſen Heftigkeit des Aegypters und den demüthigen Worten, womit ſie wiederholt um Verzeihung flehte, ließ ſich ſchließen, daß Eiferſucht die Urſache ſeiner Wuth und Treuloſigkeit ihr Verbrechen ſei. Zadig jedoch fühlte ſich beim Anblick dieſer Frau, die in ihrer rührenden Schönheit einige Aehnlichkeit mit der unglücklichen

Aſtarte hatte, nur von innigem Mitleiden für ſie und von Abſcheu gegen den Aegypter durchdrungen.

„Steh mir bei!“ rief ſie Zadig ſchluchzend zu; „erlöſe mich aus den Händen des Unbarmherzigſten aller Menſchen! rette mein Leben!“

Auf dies Geſchrei warf ſich Zadig ungeſäumt zwiſchen ſie und den Unmenſchen. Er verſtand etwas Aegyptiſch und ſagte ihm in dieſer Sprache: „Wenn noch ein Funken von Menſchlichkeit in Dir wohnt, ſo beſchwöre ich Dich, die Schönheit und die Schwäche zu ehren. Wie iſt es Dir möglich, dieſe Frau, ein Meiſterwerk der Natur, ſo zu behandeln, die hier zu Deinen Füßen liegt und der zu ihrer Vertheidigung nur Thränen zu Gebot ſtehen?“

„Aha! Du kommſt mir eben recht,“ polterte der Wüthrich, „Du liebſt ſie alſo auch! auch an Dir hab' ich alſo Rache zu nehmen!“

Mit dieſen Worten ließ er die Frau, die er mit einer Hand bei den Haaren hielt, fahren, griff zu ſeiner Lanze und ſtand im Begriff, den Fremdling zu durchbohren, der indeſſen, da er völlig bei kaltem Blute war, ſich leicht dem Stoße des Wüthenden entzog. Er faßte die Lanze nahe bei der eiſernen Spitze. Der Eine will ſie zurückziehen, der Andre ſie ihm entreißen, und ſo zerbricht ſie ihnen unter den Händen. Der Aegypter zieht ſein Schwert, Zadig desgleichen, und der Kampf beginnt. Jener führt hundert ungeſtüme Hiebe, dieſer weiß ihnen geſchickt auszuweichen. Die Dame, die mittlerweile auf dem Raſen Platz genommen, bringt ihren Kopfputz in Ordnung und ſieht ihnen zu. Der Aegypter war ſtärker, als ſein Gegner, doch Zadig war gewandter. Er ſchlug ſich wie ein Mann, deſſen Kopf den Arm regierte, jener dagegen wie ein Raſender, der ſich in allen ſeinen Bewegungen aufs Gerathe-

wohl von blinder Wuth leiten ließ. Zadig unterläuft und entwaffnet ihn; und als der Aegypter, dadurch zu noch größerer Wuth entflammt, sich über ihn herstürzen will, packt er ihn, umschlingt ihn fest mit den Armen, wirft ihn zu Boden, setzt ihm den Degen auf die Brust und verspricht, ihm das Leben zu schenken, wenn er sich ergiebt. Schäumend vor Wuth zieht der Aegypter seinen Dolch und versetzt Zadig eine Wunde damit in eben dem Augenblick, da der Sieger im Begriff steht, ihm zu verzeihen. Da stößt dieser ihm empört sein Schwert durch die Brust. Der Aegypter erhebt ein furchtbares Geschrei und haucht unter den wüthendsten Geberden die Seele aus.

Zadig näherte sich hierauf der Dame und sprach mit unterwürfigem Ton: „Er zwang mich, ihn zu tödten: ich habe Dich gerächt; Du bist von dem leidenschaftlichsten Wüthrich erlöst, den ich je gesehen. Was befiehlst Du mir, ferner für Dich zu thun?“

„Zu sterben, Nichtswürdiger!“ entgegnete sie, „zu sterben! Du hast meinen Geliebten umgebracht; o könnte ich Dein Herz zerreißen!“

„Nun das gesteh' ich, meine strenge Schöne,“ erwiderte Zadig, Du hattest da einen seltsamen Menschen zum Liebhaber! Dich schlug er aus Leibeskräften und mir wollte er ans Leben, weil Du mich um Beistand angefleht hattest.“

„O schlüge er mich doch noch!“ rief die Dame mit herzbrechendem Geschrei; „ich verdiente es ja; hatte ich ihm doch Grund zur Eifersucht gegeben! Wollte der Himmel, er schlüge mich noch und Du lägest an seinem Platze!“

Zadig, den nie in seinem Leben etwas so sehr überrascht und zugleich empört hatte, erwiderte: „So schön Du auch bist, meine Gute, so verdientest Du jetzt von

mir eine tüchtige Tracht Schläge; so sehr übersteigt Deine Albernheit alle Grenzen! Doch ich halte es nicht der Mühe werth!"

Somit bestieg er wieder sein Kameel und setzte seinen Weg nach dem Flecken fort. Schon nach wenigen Schritten aber wandte er sich um, und zwar auf das Geräusch von vier Eilboten aus Babylon, die mit verhängten Zügeln herangesprengt kamen. Beim Anblick jenes Weibes rief einer von ihnen: „Sie ist es! Sie gleicht völlig der Beschreibung, die man uns von ihr gemacht hat."

Sie bekümmerten sich nicht um den Todten und bemächtigten sich ohne Umstände der Dame, die jetzt nicht müde wurde, Zadig nachzuschreien: „O hilf mir noch einmal, großmüthiger Fremdling! Verzeihe mir meine unbedachten Klagen! Hilf mir, und ich bin Dein bis in das Grab!"

Zadig war aber die Lust vergangen, sich fernerweit für sie herumzuschlagen. „Sieh' Dich nach anderen Helfern um!" sprach er, „mich wirst Du nicht zum zweiten Mal bethören."

Ueberdies war er verwundet; er blutete und bedurfte selbst des Beistandes; und dazu kam noch, daß ihn der Anblick der vier Babylonier, die wahrscheinlich vom König Moabdar abgesandt waren, mit Unruhe und Schrecken erfüllte. Er ritt eilig weiter, ohne begreifen zu können, weßhalb vier Eilboten von Babylon jene Aegypterin überfallen haben möchten, noch weit verwunderter aber über den Charakter dieser Dame.

Zehntes Kapitel.

Die Sklaverei.

So wie er den ägyptischen Flecken betrat, sah er sich alsbald von einer dichten Volksmenge umringt.

„Seht, da ist er," rief ein Jeder, „der die schöne Missuf entführt und den Kletofis ermordet hat!"

„Gott soll mich bewahren, ihr Herren," sprach er, „jemals Eure schöne Missuf zu entführen! Sie ist mir zu eigensinnig, und was den Kletofis betrifft, so habe ich ihn nicht ermordet, sondern mich nur meiner Haut gegen ihn gewehrt. Er wollte mich spießen, weil ich ihn sehr demüthig für die schöne Missuf, die er unbarmherzig mißhandelte, um Gnade gebeten hatte. Ich bin ein Fremder und komme, um in Aegypten eine Zufluchtsstätte zu suchen; urtheilt selbst, ob es wahrscheinlich ist, daß ich, indem ich Euren Schutz anflehe, meinen Eintritt in Euer Land mit der Entführung eines Weibes und dem Morde eines Mannes bezeichnet haben sollte."

Die Aegypter waren damals gerecht und menschlich. Das Volk führte Zadig in das Stadthaus. Hier verband man zuerst seine Wunde und verhörte sodann ihn und seinen Diener, jeden einzeln, um die Wahrheit zu ermitteln. Man erkannte auf diese Weise wohl, daß Zadig kein Mörder war; doch er hatte einmal das Blut eines Menschen vergossen, und das Gesetz verurtheilte ihn zur Sklaverei [34]). Man verkaufte seine beiden Kameele zum Vortheil des Fleckens; alles Gold, was er bei sich trug, wurde unter die Einwohner vertheilt und er selbst, so wie sein Diener und Begleiter öffentlich zum Verkauf ausgestellt.

Ein arabiſcher Kaufmann, Namens Setok, erſtand Beide; doch wurde der Diener, da er geſchickter war, ſchwere Arbeit und Strapazen aller Art zu erdulden, weit theurer bezahlt, als der Herr. Man dachte nicht daran, den innern Werth Beider gegen einander abzuwägen. Zadig wurde demnach als Sklave ſeinem ehemaligen Diener untergeordnet. Man band ſie mit einer Kette, die ihnen um die Füße gelegt wurde, zuſammen, und in dieſem Zuſtande folgten ſie dem arabiſchen Kaufmann in ſein Haus. Zadig tröſtete unterwegs ſeinen Bedienten und ermahnte ihn zur Geduld; nach ſeiner Gewohnheit aber ſtellte er dabei Betrachtungen über das menſchliche Leben an.

„Ich ſehe," ſprach er, „daß mein unglückliches Verhängniß auch Dich in ſeinen Bereich zieht. Alles hat bislang die ſeltſamſte Wendung für mich genommen. Ich wurde zu einer Geldſtrafe verurtheilt, weil eine Hündin ſich verlaufen hatte; eines Greifs wegen ſollte ich geſpießt werden; ich war ſchon auf dem Wege zum Tode, weil ich Verſe zum Lobe des Königs gemacht hatte; ich wäre um ein Haar erdroſſelt, weil die Königin gelbe Bänder trug, und jetzt bin ich ſammt Dir zur Sklaverei verdammt, weil ein Wüthrich ſeine Geliebte ſchlug. Doch getroſt! wir wollen den Muth nicht verlieren; vielleicht nimmt Alles bald ein Ende. Die arabiſchen Kaufleute müſſen nun einmal Sklaven haben, und warum ſollte ich nicht ſo gut einer davon ſein, wie jeder Andre, da ich ein Menſch bin, wie jeder andre. Der Kaufmann wird nicht allzu unbarmherzig mit uns umgehen. Er muß ja wohl ſeine Sklaven gut halten, wenn ſie ihm was nützen ſollen." So ſprach er, doch im Grunde ſeines Herzens dachte er nur an das Loos der Königin von Babylon.

Setok, der Kaufmann, brach zwei Tage darauf mit

seinen Sklaven und seinen Kameelen nach dem wüsten Arabien auf. Sein Stamm wohnte an den Grenzen der Wüste Horeb [35]). Der Weg war weit und mühselig. Zadig's Diener erfreute sich auf der ganzen Reise der Gunst Setok's in weit höherm Maße, als sein ehemaliger Herr, weil er die Kameele besser zu beladen verstand. In manchen kleinen Auszeichnungen gab sich dieser Vorzug kund.

Als sie noch zwei Tagereisen von Horeb entfernt waren, starb eins ihrer Kameele, und die Ladung desselben wurde unter die Diener vertheilt. Zadig bekam, wie jeder andre, seinen Packen. Setok fing an zu lachen, da er alle seine Sklaven mit gekrümmten Rücken einhergehen sah. Zadig nahm sich die Freiheit, ihm den Grund davon zu erklären, und belehrte ihn über die Gesetze des Gleichgewichts. Der Kaufmann staunte und begann jetzt, ihn mit ganz andern Augen anzusehen. Da Zadig bemerkte, daß er seine Neugier rege gemacht hatte, verdoppelte er sie noch, indem er ihm über manche Dinge Auskunft gab, die für seinen Handel nicht ohne Wichtigkeit waren. Er erzählte ihm von der specifischen Schwere der Metalle und der Waaren bei gleichem Umfange, von den Eigenschaften verschiedener nützlicher Thiere und den Mitteln, auch aus solchen, die dies nicht zu sein schienen, Nutzen zu ziehen; kurz, Setok erkannte den Weisen in ihm. Er gab ihm jetzt den entschiedenen Vorzug vor seinem Gefährten, den er so hoch geschätzt hatte. Er behandelte ihn gut und hatte nicht Ursache, es zu bereuen.

Nach seiner Ankunft bei seinem Stamme war Setok's erstes Geschäft, von einem Hebräer 500 Unzen Silber zurückzufordern, die er ihm in Gegenwart zweier Zeugen geliehen hatte. Die beiden Zeugen waren aber unterdessen

gestorben, und da der Hebräer nun nicht überführt werden konnte, eignete er sich das Geld zu und dankte dem Herrn, daß er ihm Gelegenheit gegeben, einen Araber zu prellen. Setok, der sich schon gewöhnt hatte, sich bei Zadig Raths zu erholen, theilte Letzterm seinen Verdruß mit.

„Wo hast Du dem Treulosen die 500 Unzen geliehen?“ fragte Zadig.

„Auf einem breiten Stein,“ erwiderte Jener, „am Fuße des Berges Horeb.“

„Was für eine Art Mensch ist Dein Schuldner?“ fragte Zadig.

„Ein Spitzbube,“ erwiderte Setok.

„So meine ich's nicht! Ich will wissen, ob er lebhaft oder phlegmatisch, behutsam oder vorsichtig ist.“

„Von allen schlechten Zahlern, die ich kenne,“ erwiderte Setok, „ist er ohne Frage der lebhafteste.“

„Nun wohl,“ bat Zadig, „erlaube mir, vor dem Richter Deine Sache zu führen.“

Wirklich lud er den Hebräer vor Gericht und sprach zum Richter folgendermaßen: „Kopfkissen des Throns der Billigkeit! Ich fordre von diesem Manne im Namen meines Herrn 500 Unzen Silber zurück, die er nicht herausgeben will.“

„Habt Ihr Zeugen?“ fragte der Richter.

„Nein, sie sind todt; allein es ist noch ein breiter Stein vorhanden, auf welchem das Geld ausgezahlt wurde; und wenn Deine Erhabenheit geruhen will, zu befehlen, daß man den Stein herbeiholt, so hoffe ich, er wird Zeugniß für uns ablegen. Wir, der Hebräer und ich, werden mitterweile hier warten, bis der Stein kommt. Ich werde ihn auf Kosten Setok's, meines Herrn, holen lassen.“

„Sehr gern," erwiderte der Richter und ging wieder an die Besorgung seiner andern Geschäfte.

Nachdem die Sitzung geschlossen war, fragte er Zadig: „Nun? ist Dein Stein noch nicht angekommen?"

Lachend fiel ihm der Hebräer ins Wort: „Deine Erhabenheit kann hier warten bis morgen, so sie will harren der Ankunft des breiten Steins: ist er doch entlegen über sechs Feldweges und wären doch funfzehn Männer kaum im Stande, ihn nur zu rücken von der Stelle!"

„Nun!" rief Zadig, „sagte ich nicht, daß der Stein Zeugniß für uns ablegen würde? Da dieser Mensch weiß, wo der Stein ist, gesteht er doch damit ein, daß das Geld auf demselben ausgezahlt wurde."

Der Hebräer kam aus der Fassung und sah sich bald gezwungen, Alles zu gestehen. Der Richter befahl, ihn an dem Steine festzubinden und ihm weder Speise noch Trank zu geben, bis er die 500 Unzen ausgezahlt haben würde, die dann natürlich nicht lange auf sich warten ließen.

In ganz Arabien aber erscholl das Gerücht von dem Sklaven Zadig und dem breiten Stein.

Elftes Kapitel.

Der Scheiterhaufen.

Entzückt über die Weisheit seines Sklaven, erkor Setok denselben zu seinem vertrautesten Freund. Er konnte ihn so wenig mehr entbehren, wie einst der König von Babylon, und Zadig freute sich, daß Setok keine Frau hatte. Sein Herr besaß, wie er sich bald überzeugte, die entschiedenste Anlage zum Guten; er vereinigte mit der größten

Geradheit und Rechtschaffenheit des Charakters viel natürlichen gesunden Verstand. Zadig bedauerte, daß der brave Araber nach der uralten Sitte seines Landes die himmlischen Heerschaaren, nämlich Sonne, Mond und Sterne, als Götter anbetete [36]). Er äußerte bisweilen in bescheidener Weise seine Meinung darüber. Er sagte ihm endlich, daß es Körper seien, wie andere auch, die so wenig unsere Huldigung verdienen, wie ein Baum oder ein Felsen.

„Aber," wandte Setok ein, „es sind doch ewige Wesen, denen wir alles Gute verdanken; sie beleben die Natur; sie dienen als Richtschnur der Jahreszeiten; sie sind zudem so weit von uns entfernt, daß man gar nicht umhin kann, sie zu verehren."

„Noch weit größere Vortheile," erwiderte Zadig, „verdankest Du ja den Gewässern des rothen Meeres, die Deine Waaren nach Indien tragen. Warum sollte es nicht so alt sein, wie die Gestirne? Und wenn Du Alles anbetest, was fern von Dir ist, so mußt Du das Land der Gangariden anbeten, weil es am andern Ende der Welt liegt."

„Sag', was Du willst," sprach Setok; „die Gestirne sind doch zu glänzend, als daß ich sie nicht anbeten sollte."

Als es Abend geworden war, zündete Zadig in dem Zelte, wo er mit Setok zu Nacht speisen sollte, eine Menge Wachsfackeln an, warf sich vor denselben, nachdem sein Herr eingetreten war, zu Boden und sprach: „Ewige, glänzende Lichter, seid mir allezeit gnädig zugethan." Nachdem er diese Worte gesprochen, setzte er sich zu Tische, ohne Setok anzusehen.

„Was machst Du denn?" fragte Setok verwundert.

„Ich mache es, wie Du," erwiderte Zadig: „ich

bete dieſe Lichter an und vernachläſſige ihren und meinen Herrn."

Setok verſtand den tiefen Sinn dieſes Gleichniſſes. Die Weisheit ſeines Sklaven fand in ſeiner Seele Eingang. Er verſchwendete keinen Weihrauch länger an geſchaffene Weſen und betete den Ewigen an, der ſie gemacht hat. —

In Arabien herrſchte damals ein urſprünglich von den Skythen ſtammender abſcheulicher Gebrauch, der ſich durch den Einfluß der Bramanen auch in Indien eingeniſtet hatte und ſich über den ganzen Orient zu verbreiten drohte. Wenn ein verheiratheter Mann ſtarb und ſeine Frau das Gelüſt hatte, für eine Heilige zu gelten, ſo verbrannte ſie ſich öffentlich auf dem Leichnam ihres Mannes [38]). Dieſer Act wurde als eins der vornehmſten Feſte unter dem Namen: der Scheiterhaufen der Wittwenſchaft feierlich begangen, und der Stamm, in welchem die meiſten Frauen ſich verbrennen ließen, war der angeſehenſte im ganzen Volke.

Ein Araber von Setok's Stamme war geſtorben, und ſeine Wittwe, die ſchöne und im Geruch der Heiligkeit ſtehende Almona, ließ den Tag und die Stunde bekannt machen, wo ſie ſich beim Schalle der Trommeln und Trompeten in die Flammen ſtürzen werde. Zadig ſtellte ſeinem Herrn und Freunde vor, wie ſehr dieſer entſetzliche Brauch mit dem Wohle des Menſchengeſchlechts im Widerſtreit ſtehe, indem man täglich junge Wittwen verbrennen laſſe, die dem Staate noch Kinder geben oder wenigſtens die ihrigen erziehen könnten; kurz, er wußte ihn für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man, wenn es irgend möglich ſei, eine ſo barbariſche Sitte abſchaffen müſſe.

Doch wandte Setok ein: „Seit länger als tauſend Jahren ſehen es nun einmal unſere Weiber als ein ihnen

zustehendes Recht an, sich verbrennen zu lassen, und wer von uns wird sich unterstehen, ein Gesetz, das die Zeit geheiligt hat, aufzuheben? Was gilt wohl überall für ehrwürdiger und unverletzlicher, als ein alter Mißbrauch?"

„Die Vernunft ist noch älter," erwiderte Zadig, „sprich Du mit den Häuptlingen der Stämme, ich will unterdessen zu der jungen Wittwe gehen."

Er ließ sich bei ihr melden, und nachdem er sich durch das Lob ihrer Schönheit bei ihr eingeschmeichelt und sich darüber ausgesprochen hatte, wie schade es sei, so viele Reize den Flammen preiszugeben, rühmte er sie noch wegen ihrer Beharrlichkeit und ihres Muthes.

„Du mußt also Deinen Gatten wohl ganz unsäglich geliebt haben?" fuhr er fort.

„Ich? Nicht im geringsten!" erwiderte die Araberin, „er war ein roher, eifersüchtiger, unerträglicher Mensch; darum bin ich aber doch fest entschlossen, mich auf seinen Scheiterhaufen zu werfen."

„So!" sprach Zadig, „dann muß es also offenbar ein ganz wonniges Vergnügen sein, lebendig verbrannt zu werden."

„Ach! bei dem bloßen Gedanken schon schaudert die Natur," sprach die Dame; „doch es geht nun einmal nicht anders. Ich stehe im Geruch der Heiligkeit, mein Ruf wäre hin, und Jedermann hätte sein Maulreißen über mich, wenn ich mich nicht verbrennte."

Zadig führte ihr hierauf zu Gemüthe und nöthigte sie zu dem Geständniß, daß sie sich nur für Andre und aus Eitelkeit verbrennen wollte; kurz, er redete ihr so lange zu, bis es ihm gelang, ihr wieder einige Lebenslust und selbst einiges Wohlwollen für den einzuflößen, dessen Beredtsamkeit sie diese erneuerte Freude am Dasein verdankte.

„Was würdeſt Du thun," fragte er endlich, „wenn die Eitelkeit, in den Flammen ſterben zu wollen, Dich nicht beherrſchte?"

„Ach!" erwiderte die Dame, „ich glaube, ich würde Dich bitten, mich zu heirathen."

Der Gedanke an Aſtarte füllte Zadig's ganze Seele zu ſehr, als daß dies offene Geſtändniß ihn hätte in Verſuchung führen können; auf der Stelle aber begab er ſich zu den Häuptlingen des Stammes, ſtattete ihnen von dem Vorgefallenen Bericht ab und rieth ihnen, ein Geſetz zu geben, wonach es künftig keiner Wittwe anders erlaubt ſein ſollte, ſich zu verbrennen, als nachdem ſie ſich zuvor eine volle Stunde unter vier Augen mit einem jungen Manne unterredet haben würde. Seit dieſer Zeit hat keine Dame in Arabien ſich verbrannt.

Zadig allein verdankte man das Glück, in einem Tage eine ſo grauſame Sitte abgeſchafft zu ſehen, die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten beſtanden hatte. Er war alſo der Wohlthäter Arabiens.

Zwölftes Kapitel.

Das Abendeſſen.

Setok konnte ſich nicht mehr von dieſem Manne trennen, in dem die Weisheit wohnte. Er nahm ihn mit auf die große Meſſe in Baſſora [38]), wo die angeſehenſten Kaufleute der ganzen bewohnten Erde zuſammen zu kommen pflegten. Es war für Zadig ein tröſtlicher Anblick, ſo viele Menſchen aus den entlegenſten Gegenden auf demſelben Platze vereint zu ſehen. Die Menſchheit kam ihm

vor, wie eine groſse Familie, die ſich in Baſſora verſammelte.

Am zweiten Tage ſeines dortigen Aufenthalts fand er ſich bei Tiſche zufällig mit einem Aegypter, einem Inder vom Ganges, einem Bewohner von Kathay, einem Griechen, einem Kelten und verſchiednen anderen Fremden zuſammen, die auf ihren häufigen Reiſen nach dem arabiſchen Meerbuſen genug Arabiſch gelernt hatten, um ſich verſtändlich machen zu können.

Der Aegypter ſchien ſehr aufgebracht. „Was für ein abſcheuliches Land iſt dies Baſſora!“ ſprach er; „man verweigert mir 1000 Unzen Gold auf das beſte Unterpfand von der Welt.“

„Wie ſo?“ fragte Setok; „auf was für ein Unterpfand verweigert man Dir dieſe Summe?“

„Auf den Leichnam meiner Tante,“ erwiderte der Aegypter; „es war die bravſte Frau in ganz Aegypten; ſie begleitete mich beſtändig; ſie ſtarb unterwegs, und ich machte eine ſo ſchöne Mumie daraus, als man ſich nur denken kann, eine Mumie, auf die man mir in meiner Heimath leihen würde, ſo viel ich verlangte [39]). Iſt es nicht merkwürdig, daſs man mir hier auf ein ſo ſicheres Unterpfand nicht einmal lumpige 1000 Unzen Gold geben will?“

Und voller Zorn griff er nach einem trefflichen geſottenen Huhn, als plötzlich der Inder ihn bei der Hand zurückhielt und wehmüthig rief: „Ach! was willſt Du thun?“

„Dies Huhn verzehren,“ ſprach der Mann mit der Mumie.

„Ums Himmels willen nicht!“ warnte der Gangaride; „wie leicht wäre es nicht möglich, daſs die Seele der Seligen in den Leib dieſes Huhns gefahren iſt, und

Du möchteſt Dich doch gewiß nicht der Gefahr ausſetzen, Deine Tante zu eſſen [40])? Hühner in den Kochtopf thun, heißt offenbar der Natur Hohn ſprechen.“

„Was willſt Du nur mit Deiner Natur und Deinen Hühnern?“ fuhr der zornmüthige Aegypter auf; „beten wir doch einen Ochſen an [41]) und eſſen darum doch Rindfleiſch!“

„Ihr betet einen Ochſen an! Iſt es denn möglich?“ fragte der Mann vom Ganges.

„Nichts in der Welt iſt möglicher,“ erwiderte jener. „Seit **135,000** Jahren machen wir es ſo, und Niemand hat etwas dagegen einzuwenden.“

„Ei, ei, **135,000** Jahre!“ ſprach der Inder kopfſchüttelnd, „die Rechnung iſt wohl ein wenig übertrieben. Erſt ſeit **80,000** Jahren iſt Indien bevölkert, und es iſt doch eine ausgemachte Sache, daß wir Eure Ahnherren ſind, und daß Brama uns längſt verboten hatte, Rindfleiſch zu eſſen, ehe Ihr es Euch einfallen ließt, die Ochſen auf den Altar zu ſtellen und an den Bratſpieß zu ſtecken.“

„Ein herrliches Thier, Euer Brama, um ihn mit dem Apis zu vergleichen,“ ſprach der Aegypter; „was hat denn Euer Brama groß gethan, daß er ſich mit ihm meſſen könnte?“

„Von ihm lernten die Menſchen leſen und ſchreiben,“ entgegnete der Bramin, „und ihm allein verdankt die ganze Erde das Schachſpiel“ [42]).

„Du irrſt.“ nahm ein Chaldäer, der neben ihm ſaß, jetzt das Wort; „der Fiſch Oannes war der Spender ſo großer Thaten, und es iſt billig, nur ihm dafür zu huldigen. Jedermann wird Dir ſagen, daß er ein göttliches Weſen war, daß er einen goldnen Schweif und einen ſchö-

nen Menſchenkopf hatte, und daß er täglich aus dem Waſſer ans Land ſtieg, um dort drei Stunden lang zu predigen. Er hatte mehrere Söhne, die bekanntlich ſämmtlich Könige wurden. Ich trage ſein Bildniß beſtändig bei mir und ehre es, wie ſich's gebührt [43]). Man kann Rindfleiſch eſſen, ſo viel man will, wohl aber iſt es der Gipfel der Gottloſigkeit, Fiſche zu ſieden. Ueberdieß ſeid Ihr Beide von zu unedlem und zu neuem Urſprung, um mir etwas abſtreiten zu können. Die Aegypter zählen nur 135,000 Jahre und die Inder nur 80,000, während unſre Kalender 4000 Jahrhunderte hinaufreichen [44]). Folgt meinem Rath, vergeßt Eure albernen Geſchichten, und ich werde Euch Allen ein ſchönes Bild des Oannes geben."

Der Mann aus Kambalu nahm jetzt das Wort und ſprach: „Ich habe alle gebührende Ehrfurcht vor den Aegyptern, den Chaldäern, den Griechen, den Kelten, Brama, dem Stier Apis und dem ſchönen Fiſch Oannes; vielleicht mag indeſſen der Li oder der Tian [45]), wie man ihn nun nennen will, die Ochſen und Fiſche ſo ziemlich aufwiegen. Ich ſage nichts von meinem Lande, das ſo groß iſt, wie Aegypten, Chaldäa und Indien zuſammen genommen. Ich laſſe mich in keinen Streit über unſer Alterthum ein, weil es völlig genügt, wenn man nur glücklich iſt, und ſehr wenig darauf ankommt, ob man aus der grauſten Urzeit ſtammt. Soll aber von Kalendern die Rede ſein, ſo darf ich behaupten, daß ganz Aſien ſich der unſrigen bedient und daß wir ſchon ſehr gute Kalender hatten, ehe man in Chaldäa die vier Species kannte" [46]).

„Ihr ſeid doch entſetzlich unwiſſend, Alle, ſo wie Ihr da ſeid!" rief der Grieche; „wißt Ihr denn nicht, daß das Chaos der Vater des Alls war und daß nur den

Wirkungen der Form und der Materie die Welt ihren damaligen Zustand verdankt? — —“ [47]).

Dieser Grieche redete sehr lange, bis er endlich von dem Kelten unterbrochen wurde, der, während die Andern stritten, tüchtig getrunken hatte und sich jetzt für gelehrter hielt, als Alle zusammen. Mit einem Kernfluch versicherte er, daß nur Teutath und die Eichenmistel [48]) der Mühe verlohnten, davon zu reden; daß er beständig Misteln in der Tasche trage; daß seine Vorfahren, die Skythen, die einzigen braven Leute wären, die je auf Erden gelebt; daß sie zwar bisweilen Menschen gefressen hätten, daß aber darum seine Nation nichts desto weniger die größte Achtung verdiene, und daß er endlich Jeden, der sich mißfällig über den Teutath vernehmen lasse, Lebensatt lehren werde.

Der Streit wurde jetzt hitzig, und Setok besorgte nicht ohne Grund, daß es blutige Köpfe setzen werde. Da endlich erhob sich Zadig, der bisher geschwiegen hatte. Er wandte sich zuerst an den Kelten, als an den Wüthendsten; er gab ihm vollkommen Recht und bat ihn um einige Eichenmisteln. Er lobte den Griechen wegen seiner Beredtsamkeit, kurz, er besänftigte endlich alle aufgeregte Gemüther. Dem Mann aus Kathay brauchte er nur wenig zu sagen, da dieser der Vernünftigste von Allen war. „Meine Freunde,“ sprach er hierauf, „Ihr standet im Begriff, Euch um nichts und wieder nichts in die Haare zu gerathen, denn Ihr seid Alle derselben Meinung.“

Gegen diese Worte erhob sich ein allgemeines Geschrei.

„Nicht wahr,“ fragte er den Kelten, „Du betest nicht die Mistel an, sondern den, der die Mistel und die Eiche gemacht hat?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Kelte.

— „Und Du, mein Herr Aegypter, verehrst augenscheinlich in der Person eines gewissen Stiers den, der Euch die Stiere gegeben hat?“

Der Aegypter bejahete.

„Der Fisch Oannes,“ fuhr jener fort, „muß sicher dem nachstehen, der das Meer und die Fische gemacht hat.“

Der Chaldäer räumte es ein.

„Der Inder und der Mann aus Kathay,“ setzte Zadig hinzu, „erkennen, wie Ihr, ein höchstes Grundwesen. Die bewundernswürdigen Sachen, die der Grieche vorbrachte, habe ich nicht allzu wohl verstanden; doch bin ich fest überzeugt, daß auch er ein höheres Wesen annimmt, wovon die Form und die Materie abhängen.“

Der Grieche, den man bewunderte, erklärte, daß Zadig seine Ideen sehr richtig aufgefaßt habe.

„Ihr seid also sämmtlich derselben Meinung,“ wiederholte Zadig; „und aller Grund zum Zank fällt damit weg.“

Alle umarmten ihn.

Nachdem Setok seine Waaren theuer verkauft hatte, kehrte er mit seinem Freunde Zadig zu seinem Stamme zurück. Das Erste, was Zadig bei seiner Ankunft erfuhr, war, daß man ihm in seiner Abwesenheit den Proceß gemacht hatte und daß er bei langsamen Feuer verbrannt werden sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Stelldichein.

Während seiner Reise nach Bassora hatten die Priester der Gestirne beschlossen, ihn zu strafen. Die Edelsteine

und Schmuckſachen der jungen Wittwen, die ſie zum Scheiterhaufen ſchickten, waren immer ihnen von Rechts wegen zugefallen, und wenn ſie Zadig verbrennen ließen, ſo war dieß wohl die mildeſte Vergeltung für den böſen Streich, den er ihnen geſpielt hatte. Sie beſchuldigten ihn demnach irriger Anſichten über die himmliſchen Heerſchaaren; ſie ſagten gegen ihn aus und erhärteten dieſe Ausſage durch einen Eid, er habe geleugnet, daß die Geſtirne im Meere untergingen. Die Richter ſchauderten ob ſolcher entſetzlichen Läſterung; es fehlte wenig, ſo hätten ſie ihre Kleider zerriſſen, da ſie jene gottloſen Worte hörten [49]), und ohne Zweifel würden ſie es gethan haben, wenn Zadig ſie hätte bezahlen können. So aber begnügten ſie ſich im Uebermaße ihres Schmerzes ihn zum langſamen Feuertode zu verurtheilen. Vergebens bot Setok in ſeiner Verzweiflung ſeinen ganzen Einfluß auf, um ſeinen Freund zu retten. Er wurde bald zum Schweigen gebracht. Die junge Wittwe Almona, die wieder große Freude am Leben hatte, und die es Zadig verdankte, beſchloß, ihn vom Scheiterhaufen zu retten, über deſſen Mißbrauch er ihr die Augen geöffnet hatte. Sie durchdachte ihren Plan reiflich, ohne Jemanden ein Wort davon zu ſagen. Zadig ſollte am folgenden Tage hingerichtet werden. Ihr blieb nur eine Nacht, um ihn zu retten, was ſie denn als eine kluge und mitleidige Frau auf folgende Weiſe unternahm.

Sie wuſch ſich mit wohlriechenden Waſſern, erhöhte ihre Schönheit durch den reichſten und gefälligſten Putz und erſuchte ſodann den Oberprieſter der Geſtirne um geheimes Gehör. Als ſie ſich nun mit dem ehrwürdigen Alten unter vier Augen befand, ſprach ſie folgendermaßen:

„Aelteſter Sohn des großen Bären, Bruder des Stiers, Vetter des großen Hundes (das waren die Titel des erha-

benen Pontifex)! Ich komme, Dir meine Gewiſſenszweifel zu beichten. Ich fürchte ſehr, eine große Sünde begangen zu haben, daß ich mich nicht auf dem Scheiterhaufen meines geliebten Gatten verbrannte. In der That, was hatte ich denn groß zu bewahren? Ein vergängliches Fleiſch, das ſchon ganz welk iſt!" Bei dieſen Worten zog ſie aus ihren langen ſeidnen Aermeln ihre bloßen Arme von bewunderswürdiger Form und blendender Weiße hervor. „Du ſiehſt," fuhr ſie fort, „wie wenig dieß zu bedeuten hat."

Der Prieſter fand in ſeinem Herzen, daß dieß ſehr viel zu bedeuten hatte. Seine Augen ſprachen es aus und ſein Mund beſtätigte es. Er ſchwor, nie in ſeinem Leben ſo ſchöne Arme geſehen zu haben.

„Ach!" ſprach die Wittwe, „die Arme ſind vielleicht nicht ganz ſo übel, wie das Uebrige; doch wirſt Du einräumen, daß Hals und Bruſt meiner Beachtung wahrlich nicht werth waren."

Und ſie ließ ihn den reizendſten Buſen ſehen, der je aus den Händen der Natur hervorgegangen [50]). Friſchgewaſchene Lämmer hätten ſich dagegen gelbbraun ausgenommen und eine Roſenknospe auf einem elfenbeinernen Apfel wie Krapp auf Buchsbaumholz. Dieſer Buſen, ihre großen ſchwarzen Augen, ſchmachtend und ſanft glänzend von zärtlichem Feuer, ihre Wangen, auf denen ſich der ſchönſte Purpur mit dem reinſten Milchweiß miſchte, ihre Naſe, die nicht war, wie der Thurm auf dem Berge Libanon [51]), ihre Lippen gleich zwei Korallenreihen, hinter denen ſich die ſchönſten Perlen des arabiſchen Meeres verbargen, der Zauber dieſer vereinigten Reize machte den Greis in ſeiner Einbildung zu einem zwanzigjährigen Jüngling. Er ſtammelte ein zärtliches Geſtändniß heraus,

und jetzt, da ihn Almona im Feuer sah, bat sie ihn für Zadig um Gnade.

„Ach, meine Schöne," sprach er, „wenn ich Dir auch diesen Wunsch gewährte, so würde doch meine Willfährigkeit zu nichts dienen; die Begnadigungsurkunde müßte noch von drei andern meiner Amtsbrüder unterzeichnet werden."

„Unterzeichne nur," bat Almona.

„Mit Vergnügen," sprach der Priester, „unter der Bedingung, daß Deine Gunst der Lohn meiner Gefälligkeit sei.

„Du erzeigst mir zu viel Ehre," entgegnete Almona; laß es Dir nur gefallen, Dich zu mir zu bemühen, sobald die Sonne untergegangen ist und der glänzende Stern Scheat am Horizonte strahlt [52]), Du wirst mich in meinem Zimmer auf einem rosenfarbenen Sopha finden."

Mit der Unterschrift in Händen ging sie fort und ließ den Greis zurück, getheilt zwischen liebendem Verlangen und zweifelndem Mißtrauen in seine Kräfte. Er brachte den Rest des Tages damit hin, sich zu baden, nahm einen aus Zimmt von Ceylon und den kostbaren Spezereien von Tidor und Ternate zubereiteten Trank zu sich und erwartete ungeduldig den Aufgang des Sternes Scheat.

Inzwischen begab sich die schöne Almona in das Haus des zweiten Priesters. Dieser versicherte, daß Sonne, Mond und alle Lichter des Firmaments im Vergleich mit ihren Reizen nur Irrlichter seien. Sie bat ihn um dieselbe Gunst und er forderte denselben Preis dafür. Sie ergab sich und bestellte den zweiten Priester zur Stunde des Aufgangs des Sternes Algenib. Sie ging hierauf zum dritten und zum vierten Priester, schwatzte jedem die Unterschrift ab und bestellte sie dafür von dem Aufgang eines Sternes zum andern.

Sodann ließ sie die Richter auffordern, sich wegen einer wichtigen Angelegenheit zu ihr zu bemühen. Sie gingen hin; Almona zeigte ihnen die vier Namen und erzählte ihnen, um welchen Preis die Priester Zadig's Begnadigung verkauft hatten. Jeder von ihnen stellte sich zur bestimmten Stunde ein; jeder war sehr verwundert, seine Amtsbrüder, und noch erstaunter, die Richter vorzufinden, vor denen ihre Schande offenbar wurde.

Zadig war gerettet und Setok so entzückt über Almona's List und Gewandtheit, daß er sie zur Frau nahm.

Vierzehntes Kapitel.

Der Tanz.

Setok mußte in Handelsgeschäften eine Reise nach der Insel Serendib [53]) machen; doch der erste Monat der Ehe, der bekanntlich der Honigmond ist, erlaubte ihm nicht, seine Frau zu verlassen, oder nur zu glauben, daß er sie je verlassen könne. Er bat seinen Freund Zadig, die Reise für ihn zu machen. „Ach," sprach Zadig, „so soll denn noch ein weiterer Raum mich von Astarte trennen? doch es gilt, meinen Wohlthätern zu dienen." Er sprach's, weinte und reiste.

Er war noch nicht lange in Serendib, als er schon überall für einen außerordentlichen Menschen galt. Er wurde bald der Schiedsrichter aller Streitigkeiten unter den Kaufleuten, der Freund unter den Weisen und der Rathgeber der Wenigen, die sich rathen lassen. Der König der Insel wollte ihn sehen und hören; er erkannte bald Zadig's vollen Werth, setzte in seine Weisheit das höchste

Vertrauen und bat ihn um seine Freundschaft. Diese Freundschaft und Hochachtung des Königs erfüllte Zadig mit Furcht und Schrecken. Keinen Augenblick vergaß er, welches Unheil Moabdar's Güte ihm zugezogen hatte. „Ich habe Gnade vor des Königs Augen gefunden," sprach er; „wird das nicht mein Untergang sein?" Indessen konnte er sich den Gunstbezeigungen des Herrschers nicht entziehen; denn man muß gestehen, daß Nabussan, König von Serendib, der Sohn Nussanab's, des Sohnes Nababsun's, des Sohnes Sanbusna's, einer der besten Fürsten Asiens war, und wenn man mit ihm sprach, mußte man ihn liebgewinnen, man mochte wollen oder nicht.

Dieser gute Fürst wurde beständig gelobt, betrogen und bestohlen. Mit wahrem Wetteifer plünderte man seine Schätze. Der Ober-Einnehmer der Insel Serendib ging mit gutem Beispiele voran, und alle andere befolgten es treulich. Der König wußte dies; er hatte oft seinen Schatzmeister geändert, allein nie gelang es ihm, den einmal bestehenden Brauch zu ändern, wonach die Einkünfte des Königs in zwei ungleiche Hälften getheilt wurden, deren kleinere Sr. Majestät zufiel, während die Finanzverwalter sich in die Hauptsumme theilten.

Der König Nabussan vertraute dem weisen Zadig seinen Kummer. „Du weißt so mancherlei Schönes," sprach er, „solltest Du mich kein Mittel lehren können, einen Schatzmeister ausfindig zu machen, der mich nicht bestiehlt?"

„Allerdings," erwiderte Zadig, „ich weiß ein untrügliches Mittel, Dir einen Mann zu verschaffen, der reine Hände hat."

Entzückt umarmte ihn der König und fragte ihn, wie er das anfangen wolle.

„Du brauchst nur," sprach Zadig, „alle diejenigen, welche sich um das erledigte Schatzmeisteramt bewerben, tanzen zu lassen, und wer dann mit der größten Leichtigkeit tanzt, ist unfehlbar der Ehrlichste unter ihnen."

„Du hast mich zum besten," rief der König; „das wäre eine seltsame Art, meinen Einnehmer zu wählen! Wie! Du behauptest, daß der, welcher die besten Luftsprünge macht, der rechtschaffenste und geschickteste Finanzverwalter ist!"

„Ich stehe gerade nicht dafür ein, daß er der geschickteste sein wird," entgegnete Zadig; „wohl aber will ich mich dafür verbürgen, daß Du keinen ehrlichern findest."

Zadig sprach mit solcher Zuversicht, daß der König sich endlich einbildete, jener sei im Besitz eines besondern Zaubermittels, um die ehrlichen Seckelmeister auszuwittern.

„Ich habe mit Zaubereien nichts zu schaffen," sprach Zadig, „und Leute, die sich mit Wundern abgeben, waren mir, wie die Bücher, in denen davon die Rede ist, jederzeit zuwider. Gefällt es Dir aber, Herr König, mich die vorgeschlagene Probe anstellen zu lassen, so wirst Du Dich überzeugen, daß mein Geheimniß die einfachste und leichteste Sache von der Welt ist."

Der König Nabussan von Serendib staunte noch weit mehr, zu vernehmen, daß das Geheimniß ganz einfach sei, als wenn man es für ein Wunder ausgegeben hätte. „Wohlan," sprach er, „verfahre ganz nach Deinem Gutdünken."

„Laß mich nur gewähren," erwiderte Zadig; Du wirst bei dieser Probe mehr gewinnen, als Du glaubst."

Denselben Tag noch ließ er im Namen des Königs bekannt machen, daß Alle, die sich um den Posten des Ober-Finanzeinnehmers Sr. gnädigsten Majestät, Nabussan's, des Sohnes Nussanab's, bewerben wollten, sich am er-

ſten des Krokodilmonds in leichten ſeidenen Kleidern im Vorzimmer des Königs einzufinden hätten. Es meldeten ſich 64 an der Zahl. Man hatte in einen anſtoßenden Saal Spielleute kommen laſſen; Alles war zum Ball in Bereitſchaft geſetzt; die Thür dieſes Saales aber war verſchloſſen, und man konnte nur durch eine ſchmale, ziemlich dunkle Gallerie dorthin gelangen. Die Bewerber wurden, einer nach dem andern, von einem Thürhüter abgeholt und durch dieſen Gang geführt, wo man jeden einige Minuten allein ließ. Der König, den Zadig in ſeinen Plan eingeweiht, hatte in dieſer Gallerie ſeine ſämmtlichen Schätze zur Schau geſtellt.

Als ſämmtliche Bewerber im Saale verſammelt waren, befahl Seine Majeſtät ihnen, einen Tanz zu beginnen. Nie wurde wohl ſchwerfälliger und mit weniger Anmuth getanzt; gebeugten Hauptes, mit gekrümmten Beinen und die Hände feſt an die Seiten gepreßt, ſtampften ſie unbeholfen umher. „Welche Spitzbuben!“ ſprach Zadig bei ſich ſelbſt.

Ein Einziger nur tanzte mit gehöriger Leichtigkeit, mit emporgerichtetem Haupte, ſicherem Blicke, ausgeſtreckten Armen, aufrechtem Leibe und gradem Knie. „Ach der brave, ehrliche Mann!“ ſprach Zadig.

Der König umarmte den guten Tänzer und erklärte ihn zu ſeinem Schatzmeiſter; alle übrigen aber wurden geſtraft und geſchätzt, wie ſie es verdienten; denn jeder hatte, während er in jener Gallerie verweilte, die Taſchen ſo voll geſtopft, daß er kaum gehen konnte. Dem König that es leid um die menſchliche Natur, daß unter 64 Tänzern 63 Schurken waren. Die dunkle Gallerie hieß von jetzt an der Korridor der Verſuchung. In Perſien hätte man die 63 Herren geſpießt; in andern Ländern vielleicht einen

außerordentlichen Gerichtshof errichtet, der an Proceßkosten das Dreifache des gestohlenen Geldes verschlungen und nichts wieder in den königlichen Schatz gebracht haben würde; in noch einem andern Reiche endlich hätten sie sich völlig gerechtfertigt und den leichtfüßigen Tänzer in Ungnade gestürzt; in Serendib wurden sie nur verurtheilt, eine Buße in den Staatsschatz zu zahlen, denn Nabussan war ein sehr milder Herr.

Er war auch erkenntlich: er schenkte Zadig eine ansehnlichere Geldsumme, als je ein Schatzmeister dem Könige, seinem Herrn, gestohlen hatte. Der erste Gebrauch, den Zadig davon machte, war, daß er einen Boten nach Babylon sandte, um Nachrichten über das Schicksal der Königin Astarte einzuholen. Seine Stimme zitterte, als er den Befehl ertheilte, sein Blut strömte zum Herzen zurück, es war Nacht vor seinen Augen, seine Seele drohte zu entfliehen. Der Eilbote reiste ab; Zadig sah ihn sich einschiffen und kehrte dann zum König zurück, doch ohne in seiner Betäubung zu sehen, was um ihn vorging. Er glaubte in seinem Zimmer allein zu sein, und das Wort Liebe entfloh seinen Lippen.

„Ach! die Liebe," sprach der König; „ja, eben um die Liebe ist es mir zu thun; Du hast den Gegenstand meiner Sorge errathen. Welch ein großer Mann bist Du! Ich hoffe mit Deinem Beistande auch ein Weib kennen zu lernen, die jede Prüfung besteht, so wie ich nur Deiner Klugheit einen uneigennützigen Schatzmeister verdanke."

Zadig, der sich inzwischen gesammelt hatte, gelobte ihm seine Dienste in Liebessachen, wie in der Finanzangelegenheit, obgleich das Ding ungleich schwieriger schien.

Funfzehntes Kapitel.

Die blauen Augen.

„Mein Leib und mein Herz," — fuhr der König in seiner Unterredung mit Zadig fort.

Bei diesen Worten konnte der Babylonier nicht umhin, Seine Majestät zu unterbrechen. „Wie sehr weiß ich es Dir Dank," sprach er, „daß Du nicht von „Geist und Herz" anfängst! Nur diese Worte hört man in den Unterhaltungen zu Babylon. Geist und Herz ist immer das dritte Wort in Büchern, deren Verfasser doch in der Regel weder Geist, noch Herz haben. Doch mit Verlaub, Herr, fahre fort!"

Nabussan fuhr fort: „Mein Leib und mein Herz sind zur Liebe geschaffen. Die erste dieser beiden Mächte hat alle Ursache, sich befriedigt zu fühlen: mir stehen hier hundert Weiber zu Gebot, insgesammt schön, gefällig, zuvorkommend, selbst wollüstig oder wenigstens mir gegenüber Wollust heuchelnd. Mein Herz dagegen ist bei weitem nicht so glücklich; ich habe nur zu wohl gemerkt, daß alle Zärtlichkeiten nur dem König von Serendib gelten, während man sich aus Nabussan sehr wenig macht. Nicht als ob ich meine Weiber für treulos hielte, aber ich möchte eine Seele finden, die ganz mir gehörte. Mit Freuden gäbe ich für einen solchen Schatz die hundert Schönheiten, über deren Reize ich gebiete. Versuche Du nun, ob es Dir gelingt, unter diesen 100 Sultaninnen eine ausfindig zu machen, auf deren Liebe ich sicher bauen kann."

Zadig antwortete mit derselben Zuversicht, wie bei der Schatzmeisterwahl: „Laß mich nur gewähren, Herr; doch bitte ich Dich, mir die im Korridor der Versuchung

aufgestellten Schätze zur einstweiligen Verfügung zu überlassen. Ich werde Dir Rechenschaft darüber ablegen und Du sollst nichts dabei verlieren."

Der König ließ ihm völlig freies Spiel, und er suchte jetzt in Serendib 33 kleine Bucklige zusammen, so häßlich, wie sie nur irgend aufzutreiben waren, ferner 33 der schönsten jungen Pagen und endlich eine gleiche Anzahl der beredtsten und kräftigsten Bonzen. Alle bekamen freien Zutritt in die Zimmer der Sultaninnen. Jeder der kleinen Buckligen hatte 4000 Goldstücke zu bieten, und gleich am ersten Tage war ihr Sieg entschieden. Die Pagen, die weiter nichts zu geben hatten, als sich selbst, triumphirten erst nach zwei oder drei Tagen. Die Bonzen gelangten nicht ganz so leicht zum Ziel; doch endlich ergaben sich auch ihnen 33 fromme Seelen.

Der König war hinter Fensterschirmen, durch welche man das Innere sämmtlicher Zellen übersehen konnte, Augenzeuge aller jener Prüfungen und vor Verwunderung außer sich, als er von seinen hundert Weibern 99 unterliegen sah. Nur eine einzige sehr junge und völlig unerfahrene, die Seine Majestät selbst nie berührt hatte, war noch übrig. Man ließ sie durch einen, durch zwei, durch drei Bucklige bestürmen, die ihr Geld über Geld bis auf 20,000 Goldstücke boten. Sie blieb unbestechlich und mußte lachen, daß die Buckligen sich einbilden könnten, durch ihr Geld schöner zu werden. Man versuchte es mit den beiden schönsten Pagen; doch sie erklärte, sie finde den König noch schöner. Man sandte ihr endlich den beredtsten und sodann den unerschrockensten der Bonzen; allein der erste erschien ihr als ein Schwätzer, und sie war zu unschuldig, um von dem Verdienste des andern nur eine Ahnung zu haben.

„Das Herz thut Alles," sprach sie; „weder das Gold

eins Buckligen, noch die Reize eines Jünglings, noch die Verführungskünste eines Bonzen werden je etwas über mich vermögen. Ich liebe nur Nabuſſan, den Sohn Nuſſanab's, und warte, bis er mich seiner Liebe werth hält."

Der König war vor Freude, Verwunderung und Zärtlichkeit außer sich. Er nahm alles Geld, wodurch die Buckligen gesiegt hatten, und schenkte es der schönen Falide; so hieß die junge Unschuldige. Aber er schenkte ihr auch sein Herz, und sie verdiente es. Nie strahlte die Blüthe der Jugend in glänzenderm Lichte, nie übten die Reize der Schönheit eine größere Zaubermacht. Die historische Treue erlaubt uns nicht, zu verschweigen, daß sie eine ziemlich linkische Verbeugung machte, allein sie tanzte wie die Feen, sang wie die Sirenen und redete wie die Grazien. Man kannte keinen Maßstab für ihre Tugenden und Gaben.

Nabuſſan, der sich so innig geliebt wußte, betete sie an; doch sie hatte blaue Augen, und das war die Quelle des größten Unheils. Nach einem uralten Gesetze war es den Königen von Serendib untersagt, eine jener Frauen zu lieben, die später bei den Griechen βοώπιδες hießen [54]). Das Oberhaupt der Bonzen hatte vor länger als 5000 Jahren dies Gesetz eingeführt und sogar zu einem wesentlichen Theil der Staatsverfassung erhoben, aus keinem andern Grunde, als um sich die Geliebte des ersten Königs der Insel Serendib zuzueignen. Alle Stände des Reichs thaten Nabuſſan die ernstesten Vorstellungen. Man sagte ganz laut, die letzte Stunde des Reichs sei gekommen, die Ruchlosigkeit habe den höchsten Gipfel erreicht, die ganze Natur sei von einem furchtbaren Ereigniß bedroht; kurz, Nabuſſan, der Sohn Nuſſanab's, liebe zwei große blaue Augen. Die Buckligen, die Finanzmänner,

die Bonzen und die Brünetten füllten das Reich mit ihren Klagen.

Die wilden Völker im Norden Serendib's machten sich diese allgemeine Unzufriedenheit zu Nutze. Sie brachen mit Heeresmacht in die Staaten des guten Nabussan ein. Er verlangte Hülfsgelder von seinen Unterthanen. Die Bonzen, welche die Hälfte der Staatseinkünfte besaßen, begnügten sich, die Hände zum Himmel zu erheben, wollten sie aber durchaus nicht ihre Geldkasten stecken, um dem Könige beizustehen. Sie setzten schöne Gebete in Musik und sahen übrigens ruhig zu, wie der Staat den Barbaren zur Beute wurde.

„O theurer Zadig!" rief Nabussan schmerzlich, „wirst Du mich auch aus dieser höchsten Noth erretten?"

„Sehr gern," erwiderte Zadig; „die Bonzen werden Dir so viel Geld geben, wie Du nur irgend verlangst. Gieb nur ihre Ländereien und Schlösser preis und vertheidige allein die Deinen."

Nabussan verfehlte nicht, dem guten Rathe Folge zu leisten. Es währte nicht lange, so warfen die Bonzen sich ihm zu Füßen und flehten ihn um Beistand an. Der König antwortete ihnen mit einer schönen Musik, deren Text ein Gebet zum Himmel für die Erhaltung ihrer Güter war. Jetzt rückten die Bonzen endlich mit Geld heraus, und der Krieg wurde glücklich beendet.

Zadig aber hatte auf diese Art durch weise und glückliche Rathschläge und durch die wichtigsten Dienste die mächtigsten Leute im Staat zu seinen unversöhnlichen Feinden gemacht. Die Bonzen und die Brünetten schworen ihm den Untergang; von den Finanzmännern und den Buckligen hatte er eben so wenig Schonung zu erwarten; man suchte ihn bei dem guten Nabussan anzuschwärzen.

Geleiſtete Dienſte bleiben oft im Vorzimmer und der Verdacht dringt bis ins Kabinet, wie Zoroaſter ſpricht. Alle Tage wurden neue Beſchuldigungen gegen ihn vorgebracht. Die erſte wird zurückgewieſen, die zweite ritzt nur die Haut, die dritte verwundet, die vierte tödtet.

Zadig war durch Schaden klug geworden. Er hatte die Geſchäfte ſeines Freundes Setok glücklich und gewiſſenhaft beſorgt und ihm ſein Geld durch ſichere Hand zuſtellen laſſen. Er dachte daher nur noch daran, die Inſel zu verlaſſen, und beſchloß, jetzt ſelbſt auf Erkundigungen nach Aſtarte auszugehen. „Denn," ſprach er, „bleibe ich in Serendib, ſo laſſen die Bonzen mich ſpießen. Doch wohin ſoll ich mich wenden? In Aegypten macht man mich zum Sklaven; in Arabien werde ich aller Wahrſcheinlichkeit nach verbrannt und in Babylon erdroſſelt. Doch jedenfalls muß ich wiſſen, was aus Aſtarte geworden iſt. Auf denn! ich will ſehen, wofür mein trauriges Verhängniß mich noch aufbewahrt."

Sechszehntes Kapitel.

Der Räuber.

Als er die Grenzen erreicht hatte, die das ſteinige Arabien vom öſtlichen Syrien trennen, führte ihn ſein Weg an einem ziemlich ſtark befeſtigten Schloſſe vorüber, und plötzlich ſah er ſich von bewaffneten Arabern angegriffen, die aus demſelben hervorſtürzten. Er wurde ſchnell umzingelt, und man rief ihm zu: „All Deine Habe gehört uns und Du ſelbſt unſerm Herrn!"

Statt aller Antwort zogen Zadig und ſein muthiger

Diener ihre Schwerter und streckten die ersten Araber, die Hand an sie legten, todt in den Sand. Die Zahl der Feinde verdoppelte sich, doch sie blieben unverzagt und beschlossen, tapfer kämpfend zu fallen. Man sah diese zwei Leute sich gegen eine Menge Angreifer vertheidigen; ein solcher Kampf konnte unmöglich lange dauern. Der Herr des Schlosses, Namens Arbogad, sah aus dem Fenster, welche Wunder der Tapferkeit Zadig verrichtete, und faßte hohe Achtung vor ihm. Er kam eiligst herunter, trieb seine eigenen Leute auseinander und befreite so die beiden Reisenden aus ihrer Gefahr.

„Alles, was über meinen Grund und Boden kommt," sprach er, „gehört mir, so wie auch Alles, was ich auf fremdem Grund und Boden finde; doch Du scheinst mir ein so braver Mann, daß ich Dich von dem allgemeinen Gesetz ausnehme."

Er nahm ihn mit sich in sein Schloß, befahl seinen Leuten, ihn gut zu behandeln, und wollte am Abend mit ihm zusammen speisen.

Der Herr des Schlosses war einer jener Araber, die man Räuber nennt; doch beging er neben einer Unzahl von Uebelthaten auch dann und wann eine gute Handlung. Er raubte mit unersättlicher Gier, war aber auf der andern Seite sehr freigebig; dabei unerschrocken im Gefecht, ziemlich sanftmüthig im freundlichen Verkehr, ein Schlemmer bei Tisch, aufgeweckt und lustig bei seiner Schlemmerei und namentlich im höchsten Grade freimüthig. Er fand an Zadig großes Wohlgefallen; seine Unterhaltung, die bald sehr munter und lebhaft wurde, verlängerte das Mahl.

„Ich rathe Dir," sprach Arbogad zuletzt, „in meine Dienste zu treten; Du kannst gar nichts Gescheuteres thun.

Das Gewerbe ist wahrhaftig nicht übel, und wer weiß, ob Du es nicht mit der Zeit eben so weit bringst, wie ich."

„Darf ich fragen," sprach Zadig, „seit wann Du Dich diesem elenden Berufe widmetest?"

„Seit meiner früheſten Jugend," erwiderte jener. „Ich stand in den Diensten eines ziemlich geschickten Arabers; meine Lage war mir unerträglich. Ich konnte mich nicht darüber zufrieden geben, daß auf der ganzen Erde, die doch allen Menschen ohne Unterschied gehört, das Geschick nicht auch mir meinen Antheil zugemeſſen hatte. Ich vertraute meinen Kummer einem alten Araber, der mich mit den Worten aufrichtete: „Verzweifle nicht, mein Sohn! Ein Sandkorn jammerte einſt, nur ein unbekanntes, verlorenes Pünktchen in der Wüſte zu ſein. Nach einigen Jahren wurde es zum Diamanten und jetzt iſt es die ſchönſte Zierde der Krone des Königs von Indien" [55]). Dieſe Worte machten tiefen Eindruck auf mich; ich war das Sandkorn, aber feſt entſchloſſen, zum Diamanten zu werden. Ich fing damit an, daß ich zwei Pferde ſtahl; ich warb Genoſſen und war bald im Stande, kleine Karawanen auszuplündern. So gelang es mir allmälig, das bisherige Mißverhältniß zwiſchen mir und den übrigen Menſchen zu beſeitigen. Ich hatte jetzt auch meinen Antheil an den Gütern dieſer Welt, ja ich wurde für meinen frühern Mangel mit Wucher entſchädigt. Ich ſetzte mich in hohe Achtung bei den Leuten; ich wurde Räuberhauptmann und gewann dies Schloß auf dem Wege raſcher That. Der Satrap von Syrien wollte mich aus dem Beſitze deſſelben verdrängen, allein ich war ſchon zu reich, als daß ich mich vor irgend wem hätte zu fürchten brauchen. Ich gab dem Satrapen Geld, dafür ließ er mir das Schloß, und ich vergrößerte täglich mein Gebiet. Er ernannte mich ſogar zum Schatzmeiſter der

Steuern, die das steinige Arabien dem König der Könige zahlt. Ich verwaltete mein Amt als Einnehmer redlich, während von dem des Zahlmeisters natürlich nicht die Rede war. Der große Desturham von Babylon sandte im Namen des Königs Moabdar einen kleinen Satrapen ab, um mich erdrosseln zu lassen. Dieser Mensch kam mit seiner Vollmacht in der Tasche. Ich war von Allem unterrichtet. In seiner Gegenwart ließ ich die vier Leute erdrosseln, die er mitgebracht hatte, um mir die Schnur um den Hals zu legen, und fragte ihn hierauf, wie viel ihm die Vollziehung seines Auftrages wohl hätte einbringen können. Er erwiderte, daß sein Ehrensold sich etwa auf 300 Goldstücke würde belaufen haben. Ich bewies ihm aufs einleuchtendste, daß bei mir mehr zu verdienen sei. Er trat als Unterräuber in meine Dienste und ist jetzt einer meiner besten und reichsten Hauptleute. Wenn Du meinem Rathe folgst, so wirst Du Deinen Weg machen, wie er. Nie gab es eine herrlichere Zeit für uns Nachtritter, als eben jetzt, seit Moabdar todt ist und in Babylon Alles Kopf über Kopf unter geht."

„Moabdar todt!" rief Zadig, „und was ist aus der Königin Astarte geworden?"

„Davon weiß ich nichts," entgegnete Arbogad; „ich weiß nur so viel, daß Moabdar toll geworden ist, daß man ihn umgebracht hat, daß Babylon eine große Mördergrube und das ganze Reich voll Noth, Jammer und Elend ist, daß demnach noch ganz treffliche Streiche auszuführen sind und daß ich meinerseits es nicht daran habe fehlen lassen, noch ferner fehlen lassen werde."

„Aber die Königin!" rief Zadig, ich bitte Dich ums Himmels willen, weißt Du denn gar nichts von dem Schicksale der Königin?"

„Ich habe von einem hyrkaniſchen Fürſten reden hören,“ erwiderte jener, „wahrſcheinlich ſteckt ſie in ſeinem Harem, wenn ſie nicht etwa in der Verwirrung todt geſchlagen iſt. Ich bin begieriger auf gute Beute, als auf kahle Neuigkeiten. Mir ſind auf meinen Streifereien mehrere Weiber in die Hände gefallen; doch habe ich keine einzige davon behalten. Wenn ſie ſchön ſind, verkaufe ich ſie theuer, ohne mich darum zu kümmern, wer oder was ſie ſonſt ſein mögen. Den Rang kauft man nicht. Für eine Häßliche würde ſich kein Liebhaber finden und wäre ſie zehnmal Königin. Vielleicht habe ich die Königin Aſtarte verkauft; vielleicht iſt ſie todt; doch das geht mich nichts an, und ich denke, Du ſollteſt Dir ſo wenig daraus machen, wie ich.“

Während er ſo ſprach, zechte er zugleich ſo tapfer und warf bald alle Begriffe dermaßen durcheinander, daß Zadig den Gedanken aufgeben mußte, weitern Aufſchluß von ihm zu erlangen.

Betäubt, niedergeſchlagen, regungslos blieb er ſitzen. Arbogad trank unermüdlich, erzählte eine Geſchichte nach der andern, verſicherte unaufhörlich, es gebe keinen glücklichern Menſchen auf Erden, als ihn, und redete Zadig aus allen Kräften zu, zu eilen, daß er bald ebenſo glücklich werde. Endlich wiegten ihn die Weindünſte in ſüßen, ruhigen Schlummer.

Zadig brachte die Nacht in der heftigſten Aufregung hin. „Wie!“ ſprach er, „der König hat den Verſtand verloren! er iſt ermordet! O ich muß ihn dennoch beklagen. Das Reich iſt zerriſſen, in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, und dieſer Räuber iſt glücklich! O Schickſal! o Verhängniß! Ein Dieb iſt glücklich, und das reizendſte, liebenswürdigſte Weſen, das die Natur geſchaffen, ſtarb vielleicht

eines schrecklichen Todes oder lebt in einem Zustande, der noch schlimmer ist als der Tod! O Astarte! was ist aus Dir geworden?"

Sobald es Tag geworden, erkundigte er sich bei Allen, denen er im Schlosse begegnete; aber Jedermann hatte alle Hände voll zu thun, Niemand antwortete ihm. Man hatte in der Nacht neue Beute gemacht, mit deren Theilung man jetzt beschäftigt war. Alles, was er in dieser Unruhe und Verwirrung erlangen konnte, war die Erlaubniß zur Abreise. Ungesäumt machte er sich dieselbe zu Nutze und war dabei tiefer als je in schmerzliche Betrachtungen versenkt.

Unruhig und aufgeregt setzte Zadig seine Reise fort. Stumpf und gleichgültig für Alles, was ihn umgab, dachte er nur an die unglückliche Astarte, an den König von Babylon, an seinen treuen Kador, an den glücklichen Räuber Arbogad, an jenes eigensinnige Weib, das die Babylonier von der ägyptischen Grenze entführt hatten, kurz, an alles Mißgeschick und alle Widerwärtigkeiten, die er erfahren.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Fischer.

Einige Meilen von Arbogad's Schlosse entfernt erreichte er, noch immer sein Schicksal bejammernd und sich als die Zielscheibe alles Unglücks betrachtend, das Ufer eines kleinen Flusses. Da sah er einen Fischer am Gestade liegen, der kaum noch mit kraftloser Hand sein Netz hielt und, indem er es gänzlich schien loslassen zu wollen, trostlos die Augen zum Himmel erhob.

„Ich bin doch bestimmt der unglückseligste aller Menschen," sprach der Fischer. „Ich verkaufte, wie Jedermann einräumte, die trefflichsten Rahmkäse in Babylon und bin zu Grunde gerichtet. Ich hatte die hübscheste Frau, die je einen Mann beglückte, und wurde von ihr verrathen. Mir blieb nur noch ein elendes Häuschen, und ich mußte sehen, wie es geplündert und zerstört wurde. Ich mußte in eine Hütte fliehen, ich hatte keine Hülfsquelle mehr, als meine Fischnetze, und nun fange ich nicht einmal einen einzigen Fisch. O mein Netz! ich will dich nicht länger ins Wasser werfen, mich selbst will ich hineinstürzen" [56]).

„Ei!" sprach Zadig bei sich selbst, „es giebt also Menschen, die eben so unglücklich sind, wie ich!" Sein Eifer, dem Fischer das Leben zu retten, war so schnell wie diese Betrachtung. Er eilt auf ihn zu, hält ihn zurück und befragt ihn mit theilnehmender und tröstender Miene.

Man behauptet, der Mensch sei nicht so unglücklich, wenn er es nicht allein ist; doch ist dieß nach Zoroaster kein Zeichen von Bosheit, sondern unwillkürliches Bedürfniß: man fühlt sich dann zu einem Unglücklichen hingezogen wie zu Seinesgleichen. Die Freude eines Glücklichen wäre eine schmerzliche Beleidigung; zwei Unglückliche aber sind wie zwei schwache Bäumchen, die, sich gegen einander lehnend, dem Sturme schon kräftigen Widerstand leisten.

„Warum unterliegst Du Deinem Unglück?" fragte Zadig den Fischer.

„Weil mir keine Zuflucht, keine Hoffnung mehr bleibt," antwortete jener. „Ich war der angesehenste Mann im Dorfe Derlback bei Babylon und bereitete mit Hülfe meiner Frau die trefflichsten Rahmkäse im ganzen Reiche.

Die Königin Astarte und der berühmte Minister Zadig liebten sie leidenschaftlich. Ich hatte für ihre Häuser sechshundert Stück Käse geliefert; eines Tages ging ich in die Stadt, um mir mein Geld dafür zu holen; da war das Erste, was ich bei meiner Ankunft in Babylon erfuhr, daß die Königin und Zadig verschwunden seien. Ich begab mich eiligst in die Wohnung des erlauchten Zadig, den ich nie gesehen hatte, fand aber statt seiner nur die Häscher des großen Desturham, die kraft einer königlichen Vollmacht sein Haus von Rechtswegen und ordnungsmäßig ausplünderten. Ich eilte in die Küchengebäude der Königin; einige der Herren Speisemeister sagten mir, sie sei todt, andre, sie sei im Gefängniß, und wieder andre behaupteten, sie habe die Flucht genommen; alle aber stimmten in der Versicherung überein, daß Niemand mir meine Käse bezahlen werde. Ich ging jetzt mit meiner Frau zu dem erlauchten Orkan, der mich gleichfalls mit seiner Kundschaft beehrt hatte; wir flehten ihn in unserm Mißgeschick um seinen gnädigen Schutz an, den er meiner Frau auch gewährte, mir aber versagte. Sie war weißer, als die Rahmkäse, mit denen mein Unglück begann, und der Glanz des tyrischen Purpurs nicht glänzender, als die frische Röthe, wodurch jenes Weiß gehoben wurde: das war der Grund, weßhalb Orkan sie zurückbehielt und mich aus dem Hause jagte. Ich schrieb meiner Frau einen Brief, worin sich meine ganze Verzweiflung aussprach. Sie sagte dem Ueberbringer: „Ja, ja, ich entsinne mich des Menschen, der mir da schreibt, ich habe von ihm reden hören. Er soll treffliche Rahmkäse machen: man bestelle doch einige bei ihm und daß er ja ordentlich bezahlt wird!“

„Ich wollte jetzt in meinem Unglück zu den Gerichten meine Zuflucht nehmen. Ich hatte noch sechs Unzen Gold:

zwei davon mußte ich dem Rechtsgelehrten geben, den ich um Rath fragte, zwei dem Sachwalter, der meinen Proceß übernahm, und die zwei letzten endlich dem Schreiber des Oberrichters. Nachdem dieß Alles geschehen, war mein Proceß noch nicht angefangen, und ich hatte schon mehr Geld dafür ausgegeben, als meine Käse und meine Frau zusammen werth waren. Ich kehrte in mein Dorf zurück, um mein Haus zu verkaufen und meine Frau wieder zu bekommen.

„Mein Haus war wenigstens 60 Unzen Gold werth, allein man sah, daß ich arm und zum Verkauf gezwungen war. Der Erste, an den ich mich wandte, bot mir 30 Unzen, der Zweite 20 und der Dritte 10. Ich stand schon im Begriff, den Handel abzuschließen, so verblendet war ich, als plötzlich der Fürst von Hyrkanien mit Heeresmacht in Babylonien einfiel und auf seinem Durchmarsch Alles verheerte. Mein Haus wurde zuerst rein ausgeplündert und dann niedergebrannt.

„Nachdem ich so mein Geld, mein Haus und meine Frau verloren hatte, ging ich in dieß Land, wo Du mich siehst. Ich versuchte, durch Fischen meinen Unterhalt zu gewinnen, doch die Fische höhnen mich, wie die Menschen. Ich fange nichts, ich bin dem Hungertode nahe, und ohne Dich, erlauchter Tröster, hätte ich in den Wellen des Stroms das Ende meines Elends gesucht."

Der Fischer erzählte seine Geschichte nicht ohne Unterbrechung, denn alle Augenblicke fragte ihn Zadig, vor Angst und Unruhe außer sich: „Weißt Du denn gar nichts von dem Schicksale der Königin?"

„Nein, Herr," erwiderte der Fischer, „ich weiß nur, daß die Königin und Zadig mir meine Rahmkäse nicht

bezahlt haben, daß man mir meine Frau geraubt und daß ich in Verzweiflung bin."

„Ich schmeichle mir," erwiderte Zadig, „daß Dein Geld nicht für immer verloren ist. Ich habe von diesem Zadig reden hören; er ist ein ehrlicher Mann, und wenn er wieder nach Babylon kommt, wie er hofft, so giebt er Dir wohl mehr, als er Dir schuldig ist. Was aber Deine Frau betrifft, die nicht so viel auf ihre Ehre zu halten scheint, so rathe ich, Dir gar weiter keine Mühe um sie zu geben. Folge meinem Rath, geh' nach Babylon. Ich werde wohl eher dort sein, als Du, da ich zu Pferde bin und Du zu Fuß. Wende Dich an den erlauchten Kador; sag' ihm, Du seist seinem Freunde begegnet, und erwarte mich in seinem Hause. Geh'! vielleicht naht sich Dein Unglück seinem Ende. — O mächtiger Oromazes!" fuhr er fort, „der Du Dich meiner bedienst, um diesen Menschen zu trösten, wen wirst Du mir als Tröster senden?"

Indem er so sprach, gab er dem Fischer die Hälfte alles Geldes, das er aus Arabien mitgebracht hatte.

„Du bist ein rettender Engel," sprach jener freudig bestürzt und küßte voll Entzücken und Dankbarkeit dem Freunde Kador's die Füße.

Indessen forschte Zadig noch immer nach Neuigkeiten und vergoß bittere Thränen dabei.

„Wie! Herr," rief der Fischer, „solltest Du denn auch unglücklich sein, Du, der Du Andern doch Gutes thust?"

„Hundertmal unglücklicher, als Du," antwortete Zadig.

„Doch wie ist es nur möglich," sprach der ehrliche Mann, „daß der, der giebt, mehr zu beklagen ist, als jener, der empfängt?"

welchen mehr als seltsamen Zufall hier der Namen Zadig von Deiner göttlichen Hand geschrieben steht."

Beim Tone dieser Stimme hob die Dame mit zitternder Hand ihren Schleier auf, stieß einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus und sank, den verschiedenen Regungen unterliegend, die ihre Seele auf einmal bestürmten, ohnmächtig in seine Arme. Ja, es war Astarte selbst, es war die Königin Babylon's, sie, die Zadig anbetete und derentwegen er sich selbst verdammte, sie, deren Geschick er seit Monaten bejammert und für die er das Schlimmste gefürchtet hatte.

Einen Augenblick war er des Gebrauchs seiner Sinne nicht mächtig, und als seine Blicke den Augen Astarte's begegneten, die sie schmachtend, verwirrt und zärtlich zugleich gegen ihn aufschlug, rief er aus: „O ihr ewigen Mächte, die ihr die Geschicke der schwachen Sterblichen lenkt, so führt ihr mir Astarte wieder zu? Zu welcher Zeit, an welchem Orte, in welchem Zustande sehe ich sie wieder?"

Er warf sich vor Astarte auf die Kniee nieder und berührte mit seiner Stirn den Staub vor ihren Füßen. Die Königin von Babylon hob ihn auf und bat ihn, sich neben ihr am Ufer des Baches niederzulassen. Zu wiederholten Malen trocknete sie ihre Augen, deren Thränen immer wieder hervorbrachen; zwanzig Mal fing sie an zu sprechen und konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; sie fragte nach dem Zufall, der sie zusammenführte, und unterbrach dann plötzlich wieder seine Antworten durch andre Fragen. Sie fing die Erzählung ihres Unglücks an und wollte dann wieder Alles wissen, was Zadig zugestoßen war.

Nachdem endlich Beide den Sturm ihrer Seelen eini-

germaßen beschwichtigt hatten, erzählte ihr Zadig mit wenigen Worten, in Folge welcher Abenteuer er sich auf dieser Wiese befände. „Aber, o beklagenswerthe, erhabene Gebieterin, wie finde ich Dich an diesem entlegenen Orte im Sklavengewande, unter andern Sklavinnen, die einen Basilisken suchen, um ihn nach Vorschrift des Arztes in Rosenwasser kochen zu lassen?“

„Während sie ihren Basilisken suchen,“ sprach die schöne Astarte, „sollst Du Alles erfahren, was ich gelitten und was ich dem Himmel verzeihe, seit ich Dich wieder habe. Du weißt, wie der König, mein Gemahl, es ungnädig aufnahm, daß Du der liebenswürdigste aller Männer warst, und wie er aus diesem Grunde in einer Nacht den Entschluß faßte, Dich erdrosseln und mich vergiften zu lassen. Du weißt, wie durch die Fügung des Himmels mein kleiner Stummer mich von dem Befehl des erzürnten Gebieters in Kenntniß setzte. Kaum hatte der treue Kador Dich gezwungen, mir zu gehorchen und abzureisen, so wagte er mitten in der Nacht durch eine geheime Pforte bei mir einzutreten. Er entführte mich und brachte mich in den Tempel des Oromazes, wo der Magier, sein Bruder, mich in eine Bildsäule von kolossaler Größe einschloß, deren Fuß auf den Fundamenten des Tempels ruht und deren Kopf bis an die Kuppel reicht. Ich war hier wie begraben, wurde aber von dem Magier, der es mir an nichts fehlen ließ, treu und sorglich bedient.

Indessen trat mit Tagesanbruch des Königs Leibapotheker in mein Zimmer, bewaffnet mit einem Trank, den er aus Bilsenkraut, Opium, Schierling, schwarzem Nieswurz und Wolfsmilch bereitet hatte, und ein andrer Beamter begab sich mit einer blauseidenen Schnur in Deine Wohnung. Man fand Niemanden. Um den König desto

sicherer zu täuschen, war Kador der Erste, der uns Beide anklagte. Er sagte, Du habest Dich nach Indien gewandt und ich die Straße nach Memphis eingeschlagen. Nach beiden Richtungen wurden Trabanten abgeschickt, um uns eiligst nachzusetzen.

„Die Eilboten, welche mich suchten, kannten mich nicht. Fast keinem Menschen, als Dir allein, in Gegenwart und auf Befehl meines Gemahls, hatte ich je mein Gesicht gezeigt. Jene verfolgten mich nur nach der Beschreibung, die man ihnen von mir gemacht hatte. Eine Frau von ähnlichem Wuchs und vielleicht reizender, als ich, fiel ihnen auf der Grenze von Aegypten in die Augen. Sie war in Betrübniß aufgelöst und irrte unstät umher; meine Verfolger zweifelten daher keinen Augenblick, in ihr die Königin von Babylon zu sehen, und führten sie ohne Weiteres zum Moabdar. Ihr Mißgriff versetzte den König zuerst in den heftigsten Zorn, da er sich aber die Frau näher besah, fand er sie sehr schön und tröstete sich. Sie hieß Missuf, und man sagte mir später, daß dieser Name in der ägyptischen Sprache die schöne Eigensinnige bedeute. Das war sie auch in der That, besaß aber dabei so viel Schlauheit, als Launen. Sie wußte sich bei Moabdar einzuschmeicheln, ja sie gewann einen solchen Einfluß auf ihn, daß er sie zu seiner Gemahlin erklärte. Jetzt zeigte sich erst ihr Charakter in seiner wahren Gestalt; ohne Scheu überließ sie sich allen Thorheiten ihrer Laune. So wollte sie das Oberhaupt der Magier, einen alten vom Zipperlein geplagten Mann, zwingen, vor ihr zu tanzen, und da er sich dessen weigerte, verfolgte sie ihn aufs heftigste. Ihrem Ober-Stallmeister befahl sie, ihr eine Zuckertorte zu backen, und mochte der gute Mann noch so demüthig vorstellen, er sei kein Pastetenbäcker, es half

nichts, er mußte die Torte backen, und wurde richtig fortgejagt, weil sie angebrannt war. Ihren Zwerg erhob sie hierauf zum Ober-Stallmeister und einen Pagen zum Kanzler. So schaltete und waltete sie in Babylon. Jedermann wünschte mich zurück. Der König, ein trefflicher Mann bis zu dem Augenblick, da er mich hatte vergiften und Dich erdrosseln wollen, schien alle seine Tugenden der unmäßigen Liebe für die schöne Eigensinnige geopfert zu haben. An dem großen Tage des heiligen Feuers kam er in den Tempel. Ich sah, wie er am Fuße der Bildsäule, worin ich mich befand, die Götter für Missuf anflehte. Da erhob ich meine Stimme und rief ihm zu: „Die Götter wenden ihre Ohren von den Gelübden und Gebeten eines Königs, der zum Tyrannen geworden und der eine vernünftige Gemahlin umbringen wollte, um sich mit einer Thörin zu vermählen!“ Moabdar wurde durch diese Worte so erschüttert, daß seine Sinne sich verwirrten. Das Orakel, welches ich ausgesprochen, verbunden mit Missuf's Tyrannei, war hinreichend, ihm den Verstand zu rauben; in wenigen Tagen umnachtete völliger Wahnsinn seinen Geist.

„Seine Tollheit, die man für eine Strafe des Himmels hielt, gab die Loosung zu allgemeiner Empörung. Man erhob sich, man eilte zu den Waffen; Babylon, seit langer Zeit in träger Schlaffheit versunken, wurde der Schauplatz eines furchtbaren Bürgerkriegs. Man holte mich aus meiner Bildsäule und stellte mich an die Spitze einer Partei. Kador eilte nach Memphis, um Dich nach Babylon zurückzuführen. Sobald der Fürst von Hyrkanien diese schrecklichen Nachrichten vernahm, rückte er aufs neue mit seinem Heere über die Grenzen und sammelte in Chaldäa eine dritte Partei um sich. Er griff den König

an, der ihm mit seiner überspannten Aegypterin entgegeneilte. Moabdar fiel unter dem Schwerte der Sieger; Missuf fiel den rebellischen Vasallen in die Hände. Mein Unglück wollte, daß ich selbst von einem hyrkanischen Streifcorps aufgegriffen und zu eben der Zeit, da man ihm Missuf zuführte, dem Fürsten vorgestellt wurde. Es wird Dir unstreitig schmeichelhaft sein, zu vernehmen, daß der Fürst mich schöner fand, als die Aegypterin, desto trauriger aber, zu erfahren, daß er mich für seinen Harem bestimmte. Er sagte mir in sehr entschiednem Tone, sobald ein Kriegszug, der ihn grade in Anspruch nehme, zu Ende sein werde, komme die Reihe an mich. Mach' Dir, wenn Du kannst, eine Vorstellung von meinem Schmerz. Die Bande, die mich an Moabdar fesselten, waren zerrissen; ich konnte Zadig angehören und fiel in die Ketten dieses Barbaren! Ich antwortete ihm mit dem ganzen Stolze, den mein Rang und meine Gefühle mir einflößten. Ich hatte immer gehört, der Himmel verleihe Leuten meines Standes einen Charakter von Größe und Erhabenheit, der mit einem Wort, mit einem Blick die Verwegenen, die da vergessen könnten, was sie der Majestät schuldig seien, aufs tiefste zu demüthigen und zu erniedrigen vermöchte. Ich sprach als Königin, wurde aber nichts desto weniger als Magd behandelt. Ohne mich nur eines Wortes zu würdigen, sagte der Hyrkanier zu seinem schwarzen Eunuchen, ich sei ein naseweises Geschöpf, habe aber ein niedliches Lärvchen; er befahl ihm, Sorge für mich zu tragen und mich auf die Diät seiner Lieblingsweiber zu setzen, damit ich eine frischere Gesichtsfarbe bekomme und seiner Gunstbezeigungen würdiger sei, wenn es ihm demnächst gefallen werde, mich damit zu beehren. Ich erwiderte ihm, daß ich mich umbringen werde, doch lachend versetzte er, man bringe sich nicht

ſo leicht um, er kenne dergleichen Ziererein, und ſo verließ er mich wie ein Mann, der einen Papagei in ſeinen Käfig ſteckt. Welch eine Lage für die erſte Königin der Welt und, was mehr iſt, für ein Herz, das nur Zadig angehörte!"

Bei dieſen Worten warf er ſich ihr zu Füßen und benetzte den Saum ihres Kleides mit ſeinen Thränen. Zärtlich hob ihn Aſtarte auf und fuhr alſo fort: „Ich ſah mich in der Gewalt eines Barbaren und war wider meinen Willen die Nebenbuhlerin einer Närrin, mit der man mich zuſammengeſperrt hatte. Sie erzählte mir ihr Abenteuer auf der ägyptiſchen Grenze. Aus der Schilderung, die ſie mir von Dir entwarf, aus dem Zuſammentreffen der Zeit, aus der Beſchreibung des Dromedars ſelbſt, worauf Du ritteſt, kurz, aus allen Umſtänden ſchloß ich, daß Zadig und kein Anderer es geweſen, der für ſie kämpfte. Ich zweifelte nicht, daß Du in Memphis wärſt, und faßte den Entſchluß, gleichfalls dorthin meine Zuflucht zu nehmen. „Schöne Miſſuf," ſprach ich, „Du biſt weit unterhaltender, als ich, und wirſt dem Fürſten von Hyrkanien weit beſſer die Zeit zu vertreiben wiſſen. Erleichtere mir die Möglichkeit der Flucht; Du herrſcheſt dann allein; Du machſt mich glücklich und ſchaffſt Dir zugleich eine Nebenbuhlerin vom Halſe." Miſſuf war mir nach Kräften zur Flucht behülflich; ſie gelang, und mit einer ägyptiſchen Sklavin machte ich mich heimlich auf den Weg."

„Schon näherte ich mich der arabiſchen Grenze, als ich das Unglück hatte, einem berüchtigten Räuber, Namens Arbogad, in die Hände zu fallen. Er verkaufte mich Sklavenhändlern, die mich in das Schloß brachten, wo jener Ogul wohnt. Er kaufte mich ohne zu wiſſen, wer ich war. Er iſt ein Wüſtling, der nur in Wohlleben und Ueppigkeit ſeine Freude findet und nur des Eſſens und

Trinkens wegen in der Welt zu ſein glaubt. Sein Leibesumfang iſt ſo übermäßig, daß er ihn beſtändig zu erſticken droht. Sein Leibarzt, der nur wenig Einfluß auf ihn hat, wenn er gut verdaut, beherrſcht ihn deſpotiſch, ſobald er ſich den Magen verdorben. Er hat ihm weißgemacht, durch einen in Roſenwaſſer gekochten Baſilisken werde er ihn völlig wieder herſtellen, und der erlauchte Ogul verſprach derjenigen von ſeinen Sklavinnen, die ihm einen Baſilisken bringen würde, ſeine Hand zum Lohne. Du ſiehſt, daß ich ihnen bei ihrem Eifer, ſich dieſe Ehre einander abzujagen, nicht im Wege ſtehe; und nie war es mir weniger darum zu thun, den Baſilisken zu finden. als ſeit der Himmel mir vergönnte, Dein Antlitz wieder zu ſehen."

Aſtarte und Zadig ſagten ſich jetzt Alles, was lange unterdrückte Gefühle, Alles, was ihre Drangſale und ihre Liebe den edelſten und tieffühlendſten Herzen eingeben konnten; und die Genien der Liebe trugen ihre Worte bis zu Aphroditens Thron.

Die Weiber kehrten zum Ogul zurück, ohne etwas gefunden zu haben. Da ließ Zadig ſich ihm vorſtellen und ſprach folgendermaßen: „Die unſterbliche Geſundheit laſſe ſich vom Himmel nieder, um alle Deine Tage zu verſchönen! Ich bin ein Arzt und auf das Gerücht von Deiner Krankheit herbeigeeilt, um Dir einen in Roſenwaſſer gekochten Baſilisken zu bringen. Ich mache keinen Anſpruch darauf, Dich zu heirathen: ich bitte Dich nur um die Freiheit einer jungen babyloniſchen Sklavin, die ſeit einigen Tagen in Deinem Schloſſe weilt; und ich ſtelle mich Dir als Sklave an ihrer Statt, wenn ich nicht das Glück habe, den erlauchten Ogul zu heilen."

Der Vorſchlag wurde angenommen. Aſtarte reiſte mit Zadig's Diener nach Babylon ab und gab ihm

das Versprechen, sogleich nach ihrer Ankunft einen Eilboten abzusenden, um ihn von Allem, was vorgefallen sei, in Kenntniß zu setzen. Ihr Abschied war so zärtlich, als es ihr Wiederfinden gewesen. Der Augenblick des Wiederfindens und der Augenblick der Trennung sind die beiden wichtigsten Epochen des Lebens, wie es im großen Buche Zend heißt. Zadig liebte die Königin völlig so glühend, wie er es ihr schwor, und sie liebte ihn noch weit inniger, als sie es ihm gestand.

Indessen sprach Zadig folgendermaßen zu Ogul: „Meinen Basilisken, o Herr, kannst Du nicht essen; seine ganze Kraft muß durch die Poren bei Dir eindringen. Ich habe ihn in einen aufgeblasenen, mit einer feinen Haut überzogenen Schlauch gesteckt; diesen Schlauch mußt Du mit aller Kraft von Dir werfen und ich werfe ihn Dir zu oft wiederholten Malen zurück; dabei mußt Du einige Tage strenge Diät halten, so wirst Du sehen, was meine Kunst vermag."

Am ersten Tage war Ogul ganz außer Athem und glaubte, vor Mattigkeit sterben zu müssen. Am zweiten war er nicht so matt und schlief schon besser. Nach acht Tagen endlich fühlte er sich so kräftig, gesund, leicht und heiter wie ein rüstiger Jüngling [58]).

„Du hast Ball gespielt und bist mäßig gewesen," sprach Zadig; „wisse jetzt, daß es keinen Basilisken auf Erden giebt; daß man sich bei Mäßigkeit und Bewegung immer wohl fühlt und daß die Kunst, Unmäßigkeit und Gesundheit miteinander bestehen zu lassen, eine eben so windige, marktschreierische Kunst ist, wie der Stein der Weisen, die Astrologie und die Theologie der Magier."

Der erste Arzt des erlauchten Ogul, der wohl einsah, wie gefährlich ein solcher Mensch der edeln Heilkunst werden könne, vereinigte sich mit dem Leibapotheker, unsern

Zadig, um Basilisken zu suchen, in die andre Welt zu schicken. Nachdem er also beständig für alles Gute, was er gethan, hatte büßen müssen, war er jetzt von einem grausamen Tode bedroht, weil er ein gnädiges Leckermaul geheilt hatte. Man lud ihn zu einem glänzenden Male ein. Beim zweiten Gange sollte er vergiftet werden; schon beim ersten aber erhielt er einen Eilboten von der schönen Astarte. Er stand vom Tisch auf und reiste schleunig ab.

Wenn man von einer schönen Frau geliebt wird, sagt der große Zoroaster, so ist man immer wohl geborgen in dieser Welt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Kämpfe.

Die Königin war in Babylon mit jener freudigen Theilnahme empfangen worden, die man für eine schöne Fürstin, die viel erduldet hat, immer zu empfinden pflegt. Das babylonische Reich schien wieder einigermaßen beruhigt; der Fürst von Hyrkanien hatte in einem Gefechte seinen Tod gefunden, und die siegreichen Babylonier erklärten jetzt, Astarte solle sich mit dem vermählen, den das Volk zum Herrscher wählen werde. Man wollte nicht, daß irgend wer durch Ränke und Umtriebe der erste Mann auf Erden, das heißt Astarte's Gemahl und Babylon's König werde: man schwor, nur den Tapfersten und den Weisesten als Herrscher anzuerkennen.

Einige Stunden von der Stadt entfernt wurde ein großer Kampfplatz eingerichtet, der mit herrlich geschmückten

Amphitheatern umgeben war. Dorthin sollten sich, mit allen Waffenstücken versehen, die Kämpfenden begeben. Jedem wurde hinter dem Amphitheater ein besonderes Gemach angewiesen, wo er von Niemand gesehen und erkannt werden konnte. Jeder mußte vier Lanzen brechen, und die, welche so glücklich waren, vier Ritter zu besiegen, mußten dann gegen einander kämpfen, so daß der, welcher zuletzt den Kampfplatz behauptete, als Sieger in den Spielen ausgerufen würde.

Vier Tage darauf sollte er dann in derselben Rüstung wiederkommen und die von den Magiern aufgegebenen Räthsel lösen. Gelang ihm dies nicht, so wurde er auch nicht König, und das Lanzenrennen mußte von neuem beginnen, bis man einen Mann fand, der aus beiden Kämpfen als Sieger hervorging; denn man wollte durchaus den Tapfersten und den Weisesten zum König haben.

Während dieser ganzen Zeit sollte die Königin genau bewacht werden. Man erlaubte ihr nur, verschleiert den Spielen beizuwohnen, gab aber nicht zu, daß sie mit irgend einem der Bewerber ein Wort wechselte, damit weder Vorliebe, noch Ungerechtigkeit sich einmischen könne.

Dies war es, was Aspasie ihrem Geliebten meldete, in der Hoffnung, er werde, kraft seiner Liebe zu ihr, mehr Muth und Geist zeigen, als irgend ein Mann in der Welt. Er brach auf und bat die Schutzgöttin der Liebe, seinen Muth zu stählen und seinen Geist zu erleuchten. Am Vorabende des großen Tags kam er am Ufer des Euphrat an. Er ließ seinen Wahlspruch unter denen der übrigen Kämpfer einschreiben, verbarg aber sein Gesicht und seinen Namen, wie es das Gesetz gebot, und legte sich in dem Zimmer, das ihm durchs Loos zugefallen war, zur Ruhe.

Sein Freund Kador, der nach Babylon zurückge-

kehrt war, nachdem er ihn in Aegypten vergebens gesucht hatte, ließ ihm im Auftrag der Königin eine vollständige Rüstung in sein Zimmer bringen und übersandte ihm außerdem ein herrliches persisches Roß, gleichfalls ein Geschenk der zärtlichen Astarte. Zadig errieth leicht die Geberin; sein Muth und seine Liebe schöpften neue Kräfte und neue Hoffnungen aus ihren Gaben.

Der Tag des Kampfes erschien. Unter einem mit Edelsteinen reich geschmückten Baldachin saß die Königin; Herren und Frauen aus allen Ständen Babylon's füllten das Amphitheater; die Kämpfer erschienen auf dem Platze. Ein jeder legte seine Devise dem Ober-Magier zu Füßen. Man looste um die Ordnung des Kampfs; Zadig's Devise kam zuletzt heraus.

Der Erste, der in die Schranken ritt, war ein wohlbegüterter Herr, Namens Itobad, dessen Eitelkeit bekannter war als sein Muth, und der sich durch seine Ungeschicklichkeit bei weitem mehr auszeichnete, als durch seinen Verstand. Seine Diener hatten ihm in den Kopf gesetzt, ein Mann wie er müsse König sein. Er hatte ihnen geantwortet: „Allerdings, ein Mann wie ich muß herrschen.“ Man hatte ihn demnach vom Kopf bis zu den Füßen in eine Rüstung gesteckt; er trug einen goldnen grün-geschmelzten Harnisch, einen grünen Federbusch und eine mit grünen Bändern gezierte Lanze. An der Art, wie Itobad sein Pferd regierte, merkte man bald, daß er nicht der Mann war, dem der Himmel das Scepter Babylon's zugedacht hatte. Der erste Ritter, der gegen ihn anrannte, hob ihn aus dem Sattel; der zweite setzte ihn auf das Hintertheil seines Pferdes, beide Beine in die Luft gekehrt und die Arme weit ausgestreckt. Itobad setzte sich wieder zurecht, aber mit so elendem Anstande, daß das ganze Am-

phitheater von schallendem Gelächter erzitterte. Ein dritter hielt es nicht einmal der Mühe werth, seine Lanze gegen ihn zu brauchen, sondern ließ ihn einen Fehlstoß machen, packte ihn beim rechten Bein, drehte ihn in einem Halbkreise herum und setzte ihn so auf den Sand. Die Stallmeister der Kampfspiele liefen lachend herbei und halfen ihm wieder in den Sattel. Der vierte Kämpfer faßte ihn beim linken Bein und warf ihn auf die andere Seite. Unter allgemeinem Hohngeschrei führte man ihn in sein Zimmer, wo er dem Gesetze gemäß die Nacht zubringen mußte; und mit Mühe forthinkend brummte er: „Welch ein Abenteuer für einen Mann, wie ich bin!“

Die andern Ritter thaten besser ihre Schuldigkeit. Einige von ihnen besiegten zwei Kämpfer nacheinander; andere sogar drei. Doch nur der Prinz Otam brachte es bis zu vieren.

Endlich kam die Reihe an Zadig. Er hob vier Ritter hintereinander mit aller nur denkbaren Anmuth aus dem Sattel. Die Frage des Sieges schwebte also jetzt zwischen Otam und Zadig. Jener trug einen goldnen blau-geschmelzten Harnisch und einen Federbusch von derselben Farbe; Zadig's Rüstung war weiß. Alles nahm entweder für den blauen oder für den weißen Ritter Partei. Hoch klopfte der Königin das Herz und inbrünstige Gebete sandte sie zum Himmel für den Sieg der weißen Farbe.

Die beiden Kämpen machten ihre Ausfälle und Wendungen mit solcher Gewandtheit, versetzten sich so zierliche und feste Lanzenstöße und saßen so unerschütterlich in ihren Sätteln, daß Jeder, nur die Königin nicht wünschte, zwei Könige möchten über Babylon herrschen. Endlich da ihre Rosse müde und ihre Lanzen zersplittert waren, bediente sich Zadig folgender List. Er fiel dem blauen Ritter in den Rücken, schwang sich hinter ihm auf sein Pferd,

packte ihn mitten um den Leib, warf ihn auf die Erde, setzte sich an seiner Stelle in den Sattel und tummelte Otam's eignes Roß ein paarmal um den im Sande hingestreckten Gegner im Kreise herum. Von dem Rufe: „Sieg und Ruhm dem weißen Ritter!“ erscholl das ganze Amphitheater.

Wüthend fuhr Otam empor und zog sein Schwert; mit gezogenem Degen sprang auch Zadig vom Pferde. Beide standen sich nun auf dem Platze gegenüber und begannen einen neuen Kampf, in welchem Kraft und Gewandtheit abwechselnd siegten. Die Federn ihres Helms, die Nägel ihrer Armschienen, der Schmelz ihrer Rüstung flogen unter tausend Hieben, die wie Donner und Blitz aufeinander folgten, weit umher. Es geht auf Hieb und Stich, zur Rechten und zur Linken, auf den Kopf und auf die Brust. Sie weichen zurück und springen wieder vorwärts, sie messen sich miteinander, rücken sich hart auf den Leib, packen sich; sie winden sich wie Schlangen und greifen einander an wie Löwen. Helle Funken sprühen hervor unter dem Gewicht ihrer Streiche. Endlich nimmt Zadig einen Augenblick seine ganze Besinnung zusammen, hält inne, macht eine Finte, fällt gegen Otam aus, entwaffnet ihn, und Otam ruft: „O weißer Ritter! Dir bestimmte der Himmel Babylon's Thron!“

Nichts vermag die Freude der Königin zu schildern. Man geleitete der Bestimmung des Gesetzes gemäß den blauen und den weißen Ritter jeden in sein angewiesenes Zimmer zurück, wie alle übrigen. Sie wurden von Stummen bedient und mit Speise und Trank versorgt. Man kann leicht denken, daß Zadig's Diener kein andrer war, als der kleine Stumme der Königin. Hierauf ließ man sie bis zum folgenden Morgen allein der Ruhe pflegen;

dann sollte der Sieger seine Devise dem Ober-Magier vorlegen, um sie zu vergleichen und sich zu erkennen zu geben.

Trotz seiner Liebe lag Zadig in Folge der übermäßigen Anstrengung des Tags bald im tiefsten Schlaf. Itobald, der neben ihm einquartiert war, schlief nicht. Mitten in der Nacht stand er auf, schlich sich in seines Nachbars Zimmer, nahm Zadig's weiße Waffen sammt dessen Devise und ließ ihm dafür seine grüne Rüstung zurück [59]). Mit Tagesanbruch trat er dann stolz vor den Ober-Magier und erklärte, „daß ein Mann wie er Sieger sei." Das kam freilich Allen unerwartet; doch wurde er als Sieger ausgerufen, während Zadig noch schlief. Ueberrascht und mit der Verzweiflung im Herzen kehrte Astarte nach Babylon zurück. Das ganze Amphitheater war beinahe leer, als Zadig endlich erwachte; er suchte seine Waffen und fand nur die grüne Rüstung. Er mußte sie wohl anlegen, da er keine andre Kleider bei sich hatte. Erstaunt und empört warf er sie voll Verdruß über.

Alle, die noch im Amphitheater und im Circus waren, empfingen ihn mit Hohngelächter. Man umringte ihn; man überhäufte ihn mit Spott und Schmähworten. Nie duldete ein Mensch empfindlichere und demüthigendere Kränkungen. Da riß ihm die Geduld; mit dem Säbel in der Faust machte er sich Bahn durch den Pöbel, der ihn zu beschimpfen wagte, allein er wußte nicht, was er anfangen sollte. Die Königin konnte er nicht sehen; die weiße Rüstung, die sie ihm gesandt hatte, durfte er nicht zurückfordern, ohne sie übler Nachrede bloß zu stellen. So war er zugleich in den tiefsten Schmerz versenkt und vor Zorn und Unruhe außer sich.

Er ging längs dem Ufer des Euphrat hin, überzeugt, sein Gestirn habe ihn ohne Rettung zum Unglück bestimmt,

und überzählte dabei im Geiſte die ganze Reihe ſeiner Widerwärtigkeiten von dem Abenteuer jenes Weibes, das keine Einäugige leiden konnte, bis zu dem ſchmählichen Verluſt ſeiner Rüſtung. „Das kommt davon,“ ſprach er, „daß ich zu ſpät aufgewacht bin; hätte ich nicht ſo lange geſchlafen, ſo wäre ich König von Babylon und Aſtarte mein. Wiſſenſchaft, Tugend, Tapferkeit haben mir zu nichts als zu meinem Unglück gedient.“

Kurz, er murrte wider die Vorſehung und fühlte ſich verſucht, zu glauben, daß Alles durch ein grauſames Verhängniß regiert werde, welches die Guten unterdrücke und die grünen Ritter zu ſeinen Lieblingen erkoren habe. Nicht geringen Verdruß verurſachte es ihm dabei, daß er jene grüne Rüſtung tragen mußte, die ihm ſo ſchändliche Verhöhnungen zugezogen hatte. Er überließ ſie um geringen Preis einem Kaufmann, der ihm begegnete, und nahm dafür einen Rock und eine lange Mütze. In dieſem Aufzuge ging er weiter den Euphrat entlang, voll Verzweiflung und im Herzen hadernd mit der Vorſehung, die nicht müde wurde, ihn zu verfolgen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Eremit.

Als er ſo weiter ging, begegnete er einem Eremiten, deſſen weißer ehrwürdiger Bart bis auf den Gürtel herabfiel. In der Hand hielt er ein Buch, worin er ſehr aufmerkſam las. Zadig blieb ſtehen und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Der Eremit erwiderte ſeinen Gruß mit ſo edler und ſanfter Miene, daß Zadig der Begierde

nicht widerstehen konnte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er fragte ihn, in was für einem Buche er lese.

„Es ist das Buch des Schicksals," erwiderte der Eremit; „willst Du darin lesen [60])?"

Er gab das Buch Zadig in die Hände, doch so gründlich dieser auch in vielen Sprachen unterrichtet war, so konnte er doch nicht einen einzigen Buchstaben in dem Buche entziffern.

„Du scheinst mir sehr bekümmert," sprach der gute Vater.

„Ach! ich hab' es wohl Ursache!" versetzte Zadig seufzend.

„Wenn Du mir erlaubst, Dich zu begleiten," sprach der Greis, „so werde ich Dir vielleicht nützlich sein. Schon mehr als einmal gelang es mir, Gefühle des Trostes in der Seele der Kinder des Unglücks zu wecken."

Zadig fühlte sich von tiefer Ehrfurcht vor der Miene, dem Barte und dem Buche des Eremiten durchdrungen. In der weitern Unterhaltung mußte er seine überlegene Einsicht anerkennen. Der Eremit sprach von dem Geschick, der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, dem höchsten Gute, der menschlichen Schwachheit, den Tugenden und Lastern mit einer so lebhaften und eindringlichen Beredtsamkeit, daß Zadig sich mit unbezwinglichem Zauber an ihn gebannt fühlte. Er bat ihn inständig, nicht von ihm zu weichen, bis sie wieder in Babylon sein würden.

„Ich bitte Dich selbst um diese Vergünstigung," entgegnete der Greis; „schwöre mir bei Oromazes, Dich in den nächsten Tagen nicht von mir zu trennen, was Du mich auch thun siehst." Zadig leistete den Schwur, und sie setzten ihren Weg zusammen fort.

Gegen Abend langten die beiden Wanderer vor einem herrlichen Schlosse an. Der Eremit bat um Gastfreundschaft für sich und den jungen Mann, der ihn begleitete. Der Thürhüter, den man für einen großen Herrn hätte halten können, führte sie mit einer Art geringschätziger Güte in den Palast. Sie wurden einem vornehmern Bedienten vorgestellt, der ihnen die glänzenden Gemächer des Herrn zeigte. Man wies ihnen an seinem Tische den untersten Platz an, ohne daß der Herr des Schlosses sie nur eines Blickes würdigte; doch wurden sie wie die Uebrigen aufs reichlichste mit den schmackhaftesten Speisen versorgt und sodann mit Wasser zum Waschen in einem von Smaragden und Rubinen funkelnden goldnen Becken bedient. Hierauf wies man ihnen ein herrliches Zimmer als Schlafgemach an, und am folgenden Morgen brachte ein Bedienter jedem von ihnen ein Goldstück, womit sie dann verabschiedet wurden.

„Der Herr des Hauses scheint mir ein großmüthiger, wiewohl etwas stolzer Mann zu sein," sprach Zadig unterwegs; „die Gastfreundschaft übt er wenigstens auf eine edle Art." Indem er dieß sagte, bemerkte er, daß eine sehr weite Tasche, die der Eremit an seinem Gürtel trug, gespannt und aufgebläht zu sein schien, und als er genauer hinblickte, sah er deutlich das goldne, mit Edelsteinen besetzte Becken daraus hervorsehen. Er wagte nicht gleich, etwas davon zu sagen, doch überraschte es ihn nicht wenig.

Gegen Mittag blieb der Eremit an der Thür eines sehr kleinen Hauses stehen, wo ein reicher Geizhals wohnte. Er bat um Gastfreundschaft auf einige Stunden. Ein alter schlechtgekleideter Diener empfing ihn mit barschem Ton und ließ den Eremiten und Zadig in den Stall

treten, wo man ihnen einige halb faule Oliven, schlechtes Brod und saures Bier vorsetzte. Der Eremit aß und trank mit so zufriedner Miene, wie den Tag zuvor. Hierauf wandte er sich an den alten Diener, der sie Beide scharf beobachtete, um zu sehen, ob sie nichts stöhlen; er gab ihm die beiden Goldstücke, die sie am Morgen empfangen hatten, und dankte ihm für alle seine Gefälligkeiten. „Ich bitte Dich," setzte er hinzu, „mich Deinem Herrn vorzustellen."

Ganz verblüfft führte der Diener die beiden Reisenden bei seinem Gebieter ein.

„Sehr edler und freigebiger Herr," sprach der Eremit, „ich kann Dir für die Großmuth, womit Du uns aufgenommen, nur meinen demüthigsten Dank abstatten. Geruhe, dieß goldne Becken als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit anzunehmen."

Der Geizhals wäre fast vor Schrecken rücklings über gefallen; der Eremit wartete nicht ab, bis er sich von seinem Erstaunen erholte, sondern entfernte sich aufs schnellste mit seinem jungen Begleiter.

„Ehrwürdiger Vater!" sprach Zadig, „was soll dieß Alles bedeuten? Du scheinst mir in keinem Stücke anderen Menschen zu gleichen. Einem Großmüthigen, der Dich aufs herrlichste bewirthet, stiehlst Du ein mit Edelsteinen besetztes goldnes Becken und schenkst es einem Geizhals, der Dich aufs unwürdigste behandelt!"

„Mein Sohn," erwiderte der Greis, „jener gastfreie, prachtvolle Mann, der die Fremden nur aus Eitelkeit aufnimmt, damit sie seine Schätze bewundern, wird weiser und vorsichtiger werden; der Geizige wird Gastfreundschaft üben lernen. Wundre Dich über nichts und folge mir."

Zadig wußte noch nicht, ob er es mit dem tollſten oder mit dem weiſeſten aller Menſchen zu thun habe; allein der Eremit ſprach mit ſolchem Uebergewicht, daß Zadig, der ohnedieß durch ſeinen Eid gebunden war, nicht umhin konnte, ihm zu folgen.

Am Abend kamen ſie in ein hübſch gebautes, aber einfaches Haus, wo nichts weder Geiz noch Verſchwendung verrieth. Der Hausherr war ein Weiſer, der ſich aus der Welt zurückgezogen hatte, der in häuslicher Ruhe nur der Tugend und der Wiſſenſchaft lebte und dabei keine Langeweile empfand. Es gefiel ihm, ſich dieß freundliche Aſyl zu bauen, wo er die Fremden gaſtfrei und edel, doch ohne alle Prahlerei empfing. Er ging den beiden Wanderern entgegen und führte ſie zuerſt in ein bequemes Zimmer, um der Ruhe zu pflegen. Einige Zeit nachher kam er, um ſie zu einem wohlſchmeckenden Mahle einzuladen, während deſſen er über die letzten Revolutionen in Babylon in beſcheidner Weiſe ſeine Meinung äußerte. Man hörte wohl, daß er der Königin aufrichtig ergeben war, und er ſprach den Wunſch aus, Zadig möchte unter den Bewerbern um die Krone auf dem Kampfplatze erſchienen ſein. „Doch," ſetzte er hinzu, „die Menſchen verdienen keinen König, wie Zadig."

Dieſer erröthete und fühlte es, wie ſeine Schmerzen ſich verdoppelten. Man kam darin überein, daß in der Welt nicht Alles nach dem Wunſche der Weiſeſten abläuft. Der Eremit behauptete jedoch, man kenne die Wege der Vorſehung nicht und die Menſchen hätten ſehr unrecht, wenn ſie ſich ein Urtheil über ein Ganzes anmaßten, wovon ſie nur den kleinſten Theil ſähen.

Man ſprach von den Leidenſchaften. „O die verderblichen!" rief Zadig aus.

„Es sind die Winde, welche die Segel des Schiffes aufblähen," erwiderte der Eremit. „Sie versenken es bisweilen, doch ohne sie könnte es nicht segeln. Die Galle macht zornig und krank; doch ohne sie könnte der Mensch nicht leben. Alles hienieden ist gefährlich und Alles ist nothwendig."

Man sprach vom Vergnügen, und der Eremit bewies, daß es eine Gabe der Gottheit sei. „Denn," sagte er, „der Mensch kann sich weder Empfindung noch Begriffe selbst geben. Er empfängt Alles; Schmerz und Freude kommen ihm anderswoher, so wie sein ganzes Wesen."

Zadig wunderte sich, wie Jemand, der so ungereimte Dinge gethan hatte, so vernünftig reden konnte. Nach einer eben so lehrreichen, als angenehmen Unterhaltung begleitete endlich der Wirth seine beiden Gäste in ihr Zimmer, wobei er dem Himmel dankte, daß er ihm zwei so weise und edle Menschen zugesandt. Auf ungezwungene und doch so feine Weise, daß sie sich nicht dadurch beleidigt fühlen konnten, bot er ihnen Geld an. Der Eremit schlug es aus und sagte, sie wollten jetzt Abschied von ihm nehmen, da sie vor Tagesanbruch ihren Weg nach Babylon fortzusetzen dächten. Mit herzlichen Worten trennten sie sich, und Zadig besonders fühlte hohe Achtung und Freundschaft für einen so liebenswürdigen Mann.

Als er und der Eremit in ihrem Zimmer allein waren, sprachen sie noch lange, in seinem Lobe wetteifernd, von ihrem trefflichen Wirth. Bei Anbruch des Tages weckte der Greis seinen Gefährten. „Wir müssen fort," sprach er: „doch während noch Alles schläft, will ich diesem Manne einen Beweis meiner Achtung und Zuneigung hinterlassen."

Mit diesen Worten nahm er eine Fackel und steckte das Haus in Brand. Von Entsetzen überwältigt, wollte Zadig schreien und ihn hindern, sein abscheuliches Vorhaben auszuführen. Doch mit übernatürlicher Kraft riß der Eremit ihn fort. Das Haus stand in Flammen, und der Eremit, der mit seinem Gefährten schon ziemlich weit fort war, sah es ruhig brennen.

„Gott sei Dank!“ sprach er, „bald liegt das Haus unsres lieben Wirthes vom Fundament bis zur Dachspitze in Asche! Der glückliche Mann!“

Bei diesen Worten fühlte sich Zadig zu gleicher Zeit versucht, laut zu lachen, den ehrwürdigen Vater tüchtig herunter zu machen, ihn durchzubläuen und zu entfliehen. Gleichwohl that er nichts von Allem, sondern folgte wider Willen, durch die ihm unerklärliche Gewalt des Eremiten gefesselt, seinem räthselhaften Begleiter bis zur letzten Nachtherberge.

Sie kehrten diesmal bei einer gutmüthigen, tugendhaften Wittwe ein, die einen Neffen von vierzehn Jahren bei sich hatte, einen hübschen, anmuthigen Knaben und ihre einzige Hoffnung. Sie bewirthete die Fremden, so gut es in ihren Kräften stand, und am folgenden Tage befahl sie ihrem Neffen, die Wandrer bis zu einer Brücke zu begleiten, über die, da sie vor kurzem eingestürzt war, ein gefährlicher Weg führte. Der Knabe ging in seinem Diensteifer vor ihnen her. Als sie auf der Brücke waren, sprach der Eremit zu ihm: „Komm her, mein Sohn, ich muß Deiner Tante meine Dankbarkeit beweisen.“ Und mit diesen Worten packte er ihn bei den Haaren und schleuderte ihn in den Fluß. Der Knabe stürzte, erschien noch einen Augenblick auf der Oberfläche des Wassers und ward vom Strome verschlungen.

„O Ungeheuer! o abscheulichster Bösewicht!“ rief Zadig aus.

„Du hattest mir mehr Geduld versprochen,“ unterbrach ihn der Eremit; „wisse, daß unter den Trümmern jenes Hauses, das die Vorsehung in Asche legte, der Herr desselben einen unermeßlichen Schatz gefunden hat. Wisse, daß dieser Knabe, den die Vorsehung ersäuft hat, nach einem Jahre seine Tante und nach zwei Jahren Dich selbst umgebracht hätte.“

„Wer hat Dir das gesagt, Barbar?“ fragte Zadig: „und hättest Du wirklich solchen Ausgang in Deinem Schicksalsbuche gelesen, ist Dir's erlaubt, ein Kind zu ersäufen, das Dir nichts Böses gethan hat?“

Während der Babylonier noch sprach, gewahrte er, daß der Greis keinen Bart mehr hatte, daß sein Gesicht die Züge der Jugend annahm. Sein Eremitenkleid verschwand; vier schöne Flügel bedeckten einen majestätischen, lichtstrahlenden Körper.

„O Bote des Himmels! göttlicher Engel!“ rief Zadig und warf sich zur Erde nieder; „so kamst Du vom Empyreum herab, um einen schwachen Sterblichen zu lehren, wie er sich den ewigen Fügungen des Himmels zu unterwerfen hat?“

„Die Menschen,“ sprach der Engel Jesra[61]), „maßen sich ein Urtheil über Alles an und wissen doch nichts. Unter allen Menschen aber war keiner höherer Erleuchtung so würdig, wie Du.“

Zadig bat um Erlaubniß, zu reden. „Ich mißtraue meiner eignen Einsicht,“ sprach er; „doch, darf ich es wagen, Dich um die Aufklärung eines Zweifels zu bitten? Wär' es nicht besser gewesen, dieß Kind zu bessern, es tugendhaft zu machen, als es zu ersäufen?“

„Wäre es tugendhaft geworden und am Leben geblieben," erwiderte Jesra, „so war ihm vorbehalten, selbst sammt der Frau, die er geheirathet, und dem Sohne, den sie ihm geboren haben würde, durch Meuchelmord zu fallen."

„Aber wie!" sprach Zadig, „muß es denn also nothwendig Verbrechen und Unglück geben? und muß das Unglück die Guten treffen?"

„Die Bösen," antwortete Jesra, „sind immer unglücklich; sie dienen zur Prüfung der wenigen Gerechten, die auf Erden zerstreut leben, und es giebt kein Uebel, woraus nicht Gutes entspringt."

„Aber," sprach Zadig, „wenn es nur Gutes und gar nichts Böses gäbe?"

„Dann," versetzte Jesra, „wäre diese Erde eine andre; die Verkettung der Begebenheiten wäre eine andre Ordnung der Weisheit, und diese Ordnung, vollkommen, wie sie dann sein würde, ist nur dem ewigen Wohnsitz des höchsten Wesens vorbehalten, in dessen Nähe das Böse nicht dringen kann. Millionen Welten schuf er, von denen keine der andern gleicht. Diese unermeßliche Verschiedenheit ist ein Attribut seiner unermeßlichen Macht. Du findest so wenig zwei gleiche Blätter einer Pflanze auf Erden, wie zwei gleiche Weltkugeln in den unendlichen Gefilden des Himmels; und Alles, was Du auf diesem Atom siehst, wo Du geboren bist, mußte seinen festen Platz und seine bestimmte Zeit haben, wie das unwandelbare Gesetz dessen, der Alles umfaßt, sie jedem Dinge angewiesen. Die Menschen meinen, dieß Kind, das Du eben umkommen sahest, sei durch Zufall ins Wasser gefallen; jenes Haus sei durch Zufall ein Raub der Flammen geworden. Allein es giebt keinen Zufall. Alles ist entweder Prüfung

oder Strafe oder Belohnung oder Vorsicht. Gedenke jenes Fischers, der sich für den Unglücklichsten aller Menschen hielt. Oromazes sandte Dich, um sein Geschick zu wenden. Schwacher Sterblicher! höre auf, zu grübeln und zu murren, wo nur Anbetung und Unterwerfung Dir ziemt."

„Aber," sprach Zadig ..... Doch ehe dieß „Aber" noch seinen Lippen entflohen, richtete der Engel seinen Flug schon nach der zehnten Sphäre. Zadig betete auf den Knien liegend zur Vorsehung und unterwarf sich ihren ewigen Beschlüssen.

„Geh' nach Babylon!" rief der Engel aus der Höhe des Aethers ihm zu [62]).

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Räthsel.

Im Innersten erschüttert und wie ein Mensch, vor dessen Füßen der Donner eingeschlagen hat, ging Zadig auf gut Glück weiter. Er kam gerade an dem Tage in Babylon an, da Alle, die in den Schranken gekämpft hatten, schon in der großen Vorhalle des Palastes versammelt waren, um die von dem Ober-Magier aufgegebenen Räthsel zu lösen und seine Fragen zu beantworten. Alle Ritter waren zugegen, nur die grüne Rüstung fehlte.

Sobald Zadig sich in der Stadt sehen ließ, sammelte sich das Volk um ihn. Jedes Auge wollte sich an seinem Anblick laben, jeder Mund segnete ihn, Aller Herzen wünschten ihm und keinem Andern das Reich. Der Neidische sah ihn vorüberkommen und wandte sich schaudernd hinweg. Das Volk trug ihn auf seinen Schultern bis zum Ort der Versammlung.

Das Herz der Königin, der man seine Ankunft meldete, wurde von den Eindrücken der Furcht und der Hoffnung gleich heftig bestürmt. Ihre Unruhe rieb sie fast auf. Sie konnte sich weder erklären, weßhalb Zadig ohne Waffen erschien, noch wie es zuging, daß Itobad die weiße Rüstung trug.

Ein verworrenes Gemurmel erhob sich bei Zadig's Anblick. Man war überrascht und entzückt, ihn zu sehen. Doch nur den Rittern, die in den Schranken gekämpft hatten, war der Zutritt in die Versammlung gestattet.

„Ich habe gekämpft, wie die Uebrigen," sprach er, „doch ein Andrer trägt hier meine Waffen; und eh' ich die Ehre habe, dieß zu beweisen, bitte ich, zur Lösung der Räthsel zugelassen zu werden."

Es wurde darüber abgestimmt, und der Ruf seiner Rechtschaffenheit wurzelte noch so fest in allen Gemüthern, daß man kein Bedenken trug, ihn zuzulassen.

Der Ober-Magier legte zuerst folgende Frage vor:

„Was ist unter allen Dingen in der Welt das längste „und das kürzeste, das schnellste und das langsamste, das „theilbarste und das ausgedehnteste, das am meisten ver„nachlässigte und am sehnlichsten zurückgewünschte, ohne „welches nichts geschehen kann, das alles Kleine ver„schlingt und alles Große belebt."

An Itobad war zuerst die Reihe, zu reden. Er antwortete, ein Mann, wie er, verstehe sich nicht auf Räthsel, und es sei völlig hinreichend, daß er mit tüchtigen Lanzenstößen gesiegt habe. Die Uebrigen riethen hin und her. Einige meinten, es sei das Glück, Andre, die Erde, und wieder Andre riethen auf das Licht.

Zadig sprach: „Es ist die Zeit. — Nichts ist länger," fuhr er fort, „denn sie ist das Maß der Ewigkeit;

nichts ist kürzer, denn sie fehlt uns bei allen unsern Plänen. Nichts ist langsamer für den Harrenden; nichts enteilt schneller für den Genießenden. Bis ins Unendliche dehnt sie sich im Großen; bis ins Unendliche theilt sie sich im Kleinen. Jedermann vernachlässigt sie und Jeder beseufzt ihren Verlust. Nichts geschieht ohne sie. Sie senkt ins Meer der Vergessenheit, was der Nachwelt unwerth ist, und verleiht allem wahrhaft Großen ewiges Leben."

Einmüthig erkannte die Versammlung, daß Zadig das Räthsel gelöst.

Die zweite Frage lautete: „Was ist es, das man „empfängt, ohne dafür zu danken; dessen man genießt, „ohne zu wissen, wie; das man Andern giebt, ohne zu „wissen, wie es zugeht, und das man verliert, ohne es „zu merken?"

Jeder sagte, was ihm gerade einfiel; nur Zadig errieth, daß es das Leben war.

Mit derselben Leichtigkeit erklärte er alle übrigen Räthsel [63]). Itobad verfehlte nicht, bei jeder Lösung zu bemerken, das Ding sei kinderleicht, und er würde eben so schnell damit zu Stande gekommen sein, wenn er sich nur die Mühe hätte geben wollen. Man legte Fragen über die Gerechtigkeit, über das höchste Gut, über die Kunst, zu herrschen, vor, und Zadig's Antworten wurden jedesmal als die gediegensten erkannt.

„Es ist doch schade," sagte man, „daß ein so tüchtiger Geist in keinem bessern Reiter steckt!" Denn es hatte sich ausgesprochen, daß er der Ritter sei, der zuletzt in der grünen Rüstung erschien.

„Erlauchte Herren," sprach Zadig, „ich hatte die Ehre, in den Schranken zu siegen. Mir gehört die weiße Rüstung. Der tapfre Itobad entwandte sie mir, wäh-

rend ich ſchlief. Er glaubte offenbar, ſie ſtehe ihm beſſer, als die grüne. Ich bin bereit, ihm jetzt vor Euren Augen in keiner andern Rüſtung, als dieſem Rocke, und mit keiner andern Waffe, als dieſem Degen, zu beweiſen, daß er ſie mir genommen, und daß ich es bin, der die Ehre hatte, dem braven Otam obzuſiegen."

Itobad nahm die Ausforderung mit der größten Zuverſicht an. Gehelmt, geharniſcht und geſchient, wie er war, zweifelte er nicht, leicht mit einem Menſchen fertig zu werden, der ihm in der Nachtmütze und im Schlafrock entgegentrat. Zadig zog ſein Schwert mit ſittigem Gruß vor der Königin, die, zwiſchen Freude und Furcht getheilt, jeder ſeiner Bewegungen mit ihren Blicken folgte. Itobad zog gleichfalls den Degen, doch ohne Jemand zu grüßen. Wie ein Menſch, der nichts zu fürchten hat, ging er auf Zadig los und holte aus, um ihm den Kopf zu ſpalten. Doch Zadig fing die Spitze von ſeines Gegners Klinge ſo geſchickt mit dem untern ſtarken Ende ſeiner eignen auf, daß Itobad's Schwert zerſprang. Hierauf packte Zadig ſeinen Feind um den Leib, warf ihn rücklings zu Boden, ſetzte ihm die Degenſpitze an die Gurgel, da wo der Panzer eine Lücke läßt, und ſprach: „Laß Dich entwaffnen oder ſtirb!"

Itobad, den es wieder höchlich überraſchte, daß einen Mann, wie ihn, ſolches Mißgeſchick treffen konnte, ließ Zadig gewähren, und ſo nahm ihm dieſer in aller Ruhe ſeinen prächtigen Helm, ſeinen herrlichen Bruſtharniſch, ſeine ſchönen Armſchienen und glänzenden Beinkrebſe ab, legte ſie ſelbſt an und eilte in dieſem Aufzuge zu Aſtarte's Füßen.

Kador bewies leicht, daß die Rüſtung Zadig's Eigenthum war. Einſtimmig wurde dieſer als König

anerkannt, vor Allen von der holden Aſtarte, der nach ſo vielen Widerwärtigkeiten die Wonne beſchieden war, zu ſehen, wie ihr Geliebter von der ganzen Welt für würdig erachtet wurde, ihr ſeine Hand zu reichen.

Itobad zog ſich zurück und ließ ſich in ſeinem Hauſe „erlauchter Herr" nennen.

Zadig wurde König und blieb glücklich. Seinem Geiſte ſchwebten die Worte des Engels Jesra vor. Ja, er gedachte ſelbſt des Sandkorns, das zum Diamanten geworden. Er und die Königin beteten die Vorſehung an.

Zadig ließ die ſchöne eigenſinnige Miſſuf laufen, wohin es ihr beliebte. — Den Räuber Arbogad beſchied er zu ſich und gab ihm einen ehrenvollen Poſten im Heere, mit dem Verſprechen, ihn zu den höchſten Würden zu befördern, wenn er ſich aufführte, wie es einem wahren Krieger ziemt, und ihn hängen zu laſſen, wenn er wieder zum Räuberhandwerk griffe. — Setok wurde mit ſeiner ſchönen Almona aus Arabien berufen, um die oberſte Leitung des Handels in Babylon zu übernehmen. — Kador wurde angeſtellt und geliebt, wie ſeine Dienſte es werth waren. Er war der Freund des Königs, und Zadig war damals der einzige Fürſt auf Erden, der einen Freund hatte. Auch der kleine Stumme wurde nicht vergeſſen. Der Fiſcher bekam ein ſchönes Haus. Orkan wurde verurtheilt, ihm eine ſchwere Buße zu zahlen und ihm ſeine Frau zurückzugeben. Der Fiſcher war aber klug geworden und nahm nur das Geld.

Die ſchöne Semira war untröſtlich darüber, daß ſie geglaubt hatte, Zadig werde ein Auge verlieren, und Aſora konnte ſich nicht zufrieden geben, daß ſie ihm die Naſe hatte abſchneiden wollen. Durch Geſchenke linderte

er ihre Schmerzen. — Der Neidische starb vor Wuth und Scham.

In Frieden, Ruhm und Ueberfluß erblühte das Reich. Nie sah die Erde ein schöneres Zeitalter. Durch Gerechtigkeit und Liebe wurde sie regiert. Man pries Zadig und Zadig pries den Himmel.

Noten zum Zadig.

1) Eine der vielen Huldigungen, die Voltaire seiner angebeteten Freundin, der Marquise Emilie du Chatelet, brachte, und zwar dießmal mit allzu orientalischer Devotion. Vielleicht steigerte die Ahnung ihres baldigen Verlustes seine Zärtlichkeit. Die Marquise starb d. 10. August 1749 zu Lüneville.

2) Schewal oder Schawal (شوال) ist der zehnte der zwölf Mondenmonate des muhamedanischen Jahres, die als solche den Monaten unseres Kalenders nicht entsprechen, sondern deren jeder in 33 Jahren den Kreislauf durch alle vier Jahreszeiten macht — eine Einrichtung, woran nach der neunten Sure des Koran (die Buße) nichts geändert werden darf. Das (Monden-) Jahr 937 der Hedschra (im J. C. 622) entspricht hiernach dem Jahre 1531 unsrer Zeitrechnung. An den im J. 1292 gestorbenen berühmten persischen Dichter Scheikh Moslehedin Sadi ist also bei dem übergalanten Verfasser dieses Zueignungsschreibens nicht zu denken.

3) Ulugh-Bek, der Enkel und dritte Nachfolger des Eroberers Tamerlan, war ein durch große Gelehrsamkeit, besonders in der Mathematik und Astronomie, ausgezeichneter Fürst. Er starb im J. der Hedschra 852 (1449).

4) Der Ursprung der weltbekannten Märchen, wodurch es der schönen und klugen Scheherasade gelang, die blutdürstige Eifersucht ihres Gemahls, des fabelhaften Sassaniden Schach-Riar von

Indien, Tausend und Eine Nacht (الف ليلة و ليلة, *alef leïlé, ve leïlé*) hindurch hinzuhalten und endlich ganz zu besiegen, verliert sich im grauesten Alterthum. Nach dem arabischen Geschichtschreiber Al Massudi (ums J. 340 der Hedschra) stammten sie aus Persien und Indien, welches letztere auch manche innere Gründe, wie die Einflechtung Bidpaïscher Fabeln und Anklänge der indischen Mythologie, zu bestätigen scheinen. Durch verschiedene Bearbeitungen der französischen Uebersetzung von Galland und später der noch vollständigern von Gauttier wurden die 1001 Nacht auch bei uns einheimisch, einzelne Märchen insbesondre, die auch Voltaire im Zadig benutzte (s. Anm. zu Kap. 17 u. 18), in meisterhafter poetischer Umschreibung von Wieland. — Die persischen Märchen, Tausend und Ein Tag (هزار يک روز, *hesár jek rus*), wodurch die Amme Sütlümeme der schönen Prinzessin Farrüch-Nas von Kaschmir ihren Männerhaß auszureden suchte, sollen nach der im *Cabinet des fées* (Tom. 14 u. 15) sie begleitenden Notiz erst in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts von dem gelehrten Derwisch Moklès in Isfahan gesammelt und dem französischen Orientalisten Pétis de la Croix, dem wir ihre Uebersetzung verdanken, im Manuscript mitgetheilt worden sein. — Voltaire verschmähte es, wie gesagt, nicht, Einzelnes aus den morgenländischen Märchen für den Zadig auszubeuten, wer sich indessen die Mühe geben will, einige der in den folgenden Noten allegirten Stellen aus 1001 Nacht mit seinen Nachbildungen zu vergleichen, wird finden, daß die Art, wie er das Entlehnte verarbeitete, Steine in Brod verwandeln heißt, und daß es lächerlich wäre, ihn deshalb, wie Freron es that, eines Plagiats zu beschuldigen.

5) Askander (oder Skander) Ibn Filukus heißt Alexander bei Mirchond und andern orientalischen Geschichtschreibern. — Nach Curtius, Diodor und Justin besuchte die Amazonenkönigin Thalestris den Alexander mit 300 ihrer Amazonen, da sie sich allein für würdig hielt, ihm einen Erben oder eine Erbin seiner Größe zu geben. Ueber den Erfolg ihrer freundlichen Absicht sagen jene Geschichtschreiber nichts. Arrhian und Plutarch erklären dagegen den ganzen Amazonenbesuch für eine Fabel.

6) 1 Buch d. Könige, Kap. 10 u. II Paralip. 9. — Unter diesem Namen Suleiman (سليمان) ist Salomo im Orient noch berühmter, als im Abendlande, und wird nicht nur in den eigens seinem Lobe gewidmeten Büchern Ferdusi's, Uskobi's und Saad-Eddin Ben Hassan's und in den arabischen Märchen, sondern schon an vielen Stellen des Koran, namentlich in der 27. Sure (die Ameise) als Beherrscher der Erde, der Vögel und der Geister gefeiert.

7) Da der Name Zoroaster (*Ζωροάστρης*, griechische Corruption des Zend-Wortes زردشتر Zerdusht, Goldstern) in der Geschichte Zadig's sehr häufig genannt wird, sei hier beiläufig bemerkt, daß Voltaire die noch immer in undurchdringliche Mythen gehüllte Geschichte und Lehre jenes alten Vorläufers des Propheten von Mekka nur aus den dürftigen Notizen der Alten und einiger Kirchenväter und den nicht viel befriedigendern Nachrichten verschiedner orientalischer Schriftsteller über ihn kannte, die der gelehrte Engländer, Thomas Hyde, in seiner merkwürdigen „*Historia religionis veterum Persarum*“ (Oxford, 1700) gesammelt hatte. Erst 23 Jahre nach dem Erscheinen des Zadig veröffentlichte Anquetil du Perron das Buch Zend Aveſta, den einzigen möglicherweise authentischen Codex über die Religion der alten Parsen und andre Nachrichten darüber, die er in Indien und Persien selbst gesammelt hatte und an die sich die gelehrten Forschungen eines Foucher, Jones, Meiners, Kleuker, Tychsen, de Sacy, Niebuhr, Herder ꝛc. ꝛc. knüpften. Hätte Voltaire den Zend Aveſta gelesen, so würde der darin enthaltene und einer Philosophie, wie der seinen, wenigstens gänzlich ungenießbare theosophische Galimathias ihn vermuthlich zurückgehalten haben, dem medischen Gesetzgeber einen so hohen Platz anzuweisen, als er es im Zadig, in dem Artikel Zoroaster des Dictionnaire philosophique und im fünften Kapitel des Essai sur les moeurs et l'esprit des nations gethan hat. — Ob die vielen auf Zoroaster's Rechnung geschriebenen Sentenzen im Zadig alle oder zum Theil den, unter dem Namen *λογία Ζωροάστρου* bekannten Sprüchen des Julianus Chaldäus Junior entlehnt sind, kann der Herausgeber, da ihm dieselben nicht zur Hand sind, nicht entscheiden. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, da Voltaire, auch wo er nur zum Spaß und ins

Blaue zu citiren scheint, sich fast immer auf einen ihm wirklich vorschwebenden Ausspruch eines Autors bezieht, den er dann freilich auf seine Weise zurechtzustutzen kein Bedenken trägt.

8) Vielleicht die 35ste Pforte des Buches Sadder. (Siehe Note 26 am Schluß des sechsten Kapitels.)

9) Zunächst ist hier wohl an Galilei zu denken, der bekanntlich wegen seines, mit einer Stelle im Buche Josua (Kap. X, 12, 13) in Widerspruch stehenden Weltsystems die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatte. Doch mag sich Jeder, der durch seine verketzerten Privatmeinungen den Ober- oder Unter-Magiern des Occidents anstößig werden könnte, an Zadig's kluger Bescheidenheit spiegeln. — Unter dem Worte Magier (Corruption des Zend-Wortes مغ *Mog*, woraus die Araber مجوس *Madschûs* machten) sind übrigens in dieser ganzen Geschichte keine Herenmeister, sondern Priester der Religion Zaroaster's zu verstehen, nach welcher eben die vont den Griechen Magie genannte Zauberei aufs strengste verpönt war.

10) Hermes Trismegistos (Taaut), der Paracelsus der Urwelt, war vielleicht, wenn er überhaupt je existirte, ein braver Mann und tüchtiger Arzt, der sich nur gerade so viel Charlatanerie erlaubte, als durchaus zum Handwerk gehörte. Durch die Aufschneidereien seiner Schüler aber gerieth er, wie der verschrieene Wunderthäter des Mittelalters, womit wir ihn verglichen, in Mißkredit und wurde für die Satiriker zum willkommenen Prototyp für alle hohlköpfigen und aufgeblasenen Quacksalber.

11) Die Brücke, welche unter diesem Namen im Buche Sadder eine Hauptrolle spielt, in den echten Zend-Büchern aber Tschinevad-Pul (چينواد پول) heißt und von der muhamedanischen Seele der Sunniten in Persien, die diesen Mythus der Lehre Zoroaster's entlehnten, Pulserra genannt wird, trägt die Seelen der Gerechten, nachdem sie auf dem Berge Tireh Albordj von ihrem Thun und Lassen auf Erden Rechenschaft abgelegt haben, über den Strom Tschekaet Daeti in der Erdmitte nach Behéscht, dem Paradiese Ormuzd's und seiner Amschaspand's. Für sie ist die Brücke 9 Piken (81 Ellen) breit,

für die Gottlosen dagegen wird sie zu einem schneidenden Schwerte, und unvermögend, nach Behéscht zu gelangen, stürzen sie kopfüber in den Strom, der sie nach Duzakh, der Hölle Ahriman's und seiner Dew's, fortreißt. (S. in den Zend-Büchern: Vispered, 8; Vendidad, 19; Jeschts Sadés, 27; Bun Dehesch, 12 u. 31; und außerdem eine Menge Stellen im Sadder.

12) Bei der vorstehenden Erzählung scheint Voltaire nicht die allbekannte Geschichte der Matrone von Ephesus, wie wir sie im Petronius und den sieben weisen Meistern (als Parabel des siebenten Meisters Joachim) lesen, sondern die uralte chinesische Sage von dem weisen Tschuang-Dsö und seinem Weibe Tien vorgeschwebt zu haben, die den Leichnam ihres Mannes verstümmeln will, nicht um ihn statt des Missethäters an den Galgen zu hängen, sondern um, wie Asora, mit seinem Gehirn eine Kur an ihrem neuen Geliebten zu vollziehen. Die vom Pater Dentrecolles übersetzte und vom Pater Dü Halde (in seiner Histoire et description de la Chine, Th. III, S. 401 ff.) mitgetheilte chinesische Erzählung trägt in allen Einzelnheiten am unverkennbarsten das Gepräge der Originalität an sich und ist vielleicht als das wahre Urbild aller orientalischen und abendländischen Bearbeitungen dieser Fabel anzusehen.

13) In diesen und ähnlichen Erfindungen sahen Swift's Akademiker von Lagado die würdige Aufgabe ihres Lebens. S. *Gulliver's travels* etc. part III, ch. 5.

14) Das Collegium der Destur's oder der schriftgelehrten Ober-Magier (Hyde, de relig. veter. Persar. c. 30). Voltaire zollt im Folgenden der Weisheit der Sorbonne und des Pariser Parlaments (als der höchsten geistlichen und weltlichen Gerichtscollegien seines Vaterlandes), wie sie sich in ihren Urtheilssprüchen bewährte, in seiner Weise die verdiente Huldigung. — Was die Knute und die Verbannung nach Sibirien betrifft, so sind Zeiten denkbar, wo Leute, die zu scharf sehen, sich mehr davor in Acht zu nehmen haben, als in Zadig's oder Voltaire's Jahrhundert.

15) Ὡρομάζης, griechische Corruption des Zend-Wortes اورمزد *Ormuzd*, großer König. Er war das erstgeschaffne gute Wesen, der erste der sieben Amschaspand's oder guten Wesen höchsten Ranges, gezeugt durch die grenzenlose Zeit aus

den Urkeimen des Waſſers und Feuers, der Herr der Welt, die er durch das Schöpfungswort Honover ins Daſein rief, und dadurch Sieger über Ahriman, den Sohn der Finſterniß und Urgrund alles Böſen. Ormuzd's Vollkommenheiten ſind zuſammengefaßt in dem ihm gewidmeten 80ſten Jeſcht (Lobhymne) der Jeſchts Sadés. Unter jenem griechiſchen Namen kommt Ormuzd ſchon beim Platon vor. (Alcib. I, opp. ed. Steph. T. II, p. 122 A.)

16) So bewähren in 1001 Nacht (458ſte Nacht) die drei Söhne des Königs von Jemen durch die genaue Bezeichnung eines nicht geſehenen Kameels und andre ſcharfſinnige Combinationen ihre Weisheit.

17) Ein Meiſter der Wiſſenſchaft, ſich durch gewiſſe geheimnißvolle Handlungen mit Göttern und Geiſtern in Verbindung zu ſetzen und dadurch übernatürliche Wirkungen hervorzubringen. Nach Foucher (ſ. Kleuker's Anhang zum Zend-Aveſta, Bd. I, Th. II, S. 110 f.) war Zoroaſter ſelbſt der Urheber einer höhern Theurgie, die aber von den Magiern zu marktſchreieriſchen Zauberkünſten herabgewürdigt wurde. Voltaire hat hier vermuthlich die Wunderthaten der Janſeniſten ſeiner Zeit im Sinne.

18) Durch Erz-Magier überſetzt Hyde (p. 294) das Zend-Wort *Mardschi* — ein Titel, der dem türkiſchen *Mufti* entſpricht und dem Wortſinne nach ſoviel als höchſte Inſtanz bedeutet.

19) Anagramm des Namens Boyer. S. die 61ſte Note zum Kandid, Kap. 24, und die 17te zu der Epiſtel über Preßfreiheit.

20) Das Buch Vendidad-Sade oder den Codex der Liturgie Zoroaſter's, deren Gebete die Mobed's (Prieſter) täglich vor Sonnenaufgang herbeten mußten.

21) Vgl. III. B. Moſe, XI, 5, und V. B. M. XIV, 7.

22) *Adsunt*
Harpyiae et magnis quatiunt clangoribus alas
Diripiuntque dapes contactuque omnia foedant
Immundo.
Virgil. Aen. III, 225 sqq.

23) Eine später persische Provinz im Südosten des kaspischen Meeres, das jetzige Maßenderan und Kilaa.

24) Substanz (*οὐσία, ens per se subsistens*) ist jedes Ding, was mit einer gewissen Beharrlichkeit für sich besteht, Accidens dasjenige, was einem Dinge zufällt oder zufälligerweise zukommt (wie z. B. die Farbe einem Körper). Abstract heißt ein für sich allein, außer Verbindung mit andern gedachter Begriff; concret sind die Begriffe in ihrer Verbindung und Verschmelzung mit einander, wodurch sie auch in den Kreis der sinnlichen Anschauung treten. Unter Monaden verstand Leibnitz absolut einfache, d. h. nicht weiter theilbare Substanzen mit vorstellender Kraft, von denen er nach Maßgabe des verschiednen Grades dieser Kraft vier Klassen unterschied, nämlich Gott als die vollkommenste Monade (*monas monadum*), die Menschenseelen, die Thierseelen und endlich die bewußtlosen, gleichsam in beständigem Schlafe befindlichen Monaden, durch deren Zusammensetzung die Aggregate von Monaden entstehen, die man Körper nennt. Alle diese Monaden nun stehen nach Leibnitz in prästabilirter Harmonie, d. h. in einer vorausbestimmten Einstimmung, die sich namentlich in dem Verhältniß der Seelen zu ihren Leibern (welche letztere nur ein Aggregat von Monaden) bethätigen soll. Er nimmt nämlich an, „daß Leib und Seele schon ursprünglich „von Gott zu einer durchaus harmonischen Reihe von Veränderungen (Thätigkeiten und Zuständen) bestimmt seien, daß sich „also diese in jedem Theile von selbst oder unabhängig vom andern nach seinen eignen Gesetzen mit Nothwendigkeit entwickeln „und nur um jener ursprünglichen Vorherbestimmung willen in „der Zeit zusammentreffen oder einander entsprechen." (Vgl. Journal des savants, 1695, p. 444 u. 455.) Voltaire läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dieser auf willkürlichen Voraussetzungen beruhenden und mit der Willensfreiheit, die Leibnitz gleichwohl vertheidigte, in grellem Widerspruch stehenden Lehre einen Hieb zu versetzen. Vgl. Kandid, die Elemente der Newton'schen Philosophie (I, 6—9), den unwissenden Philosophen (27) ꝛc. ꝛc. — Hier wird vermuthlich der gelehrte Leibnitzianer von Zadig nicht bloß in der ausgesprochenen praktisch menschenfreundlichen Absicht mit seinen Ansprüchen abgewiesen, sondern auch weil er ihn wirklich nicht für den Vater hält, weil er aus dem von der intelligenten Monas seines Geistes in

ihrer Abstraction ausgeheckten Wind-Ei auf gleiche Sterilität des Aggregats apperceptionsloser Monaden schließt, die den concreten Theil seines Ich's ausmachen.

25) Itimad-Ulet (اعتماد الات), persischer Ehrentitel eines Statthalters, heißt eigentlich mit dem Zutrauen (des Königs) begabt, und entspricht also dem Wortsinne nach etwa unserm hochbetrauten Geheimenrath.

26) Der Sadder (صدر), d. i. das Buch der hundert Pforten, ist ein Auszug aus den heiligen Büchern Zoroaster's, den der Destür (Ober-Magier), Scheh Mard, im 15ten Jahrhundert zum Gebrauch der Parsen in neupersischer Sprache abfaßte und den Hyde (de vet. Pers. relig. p. 429 sqq.) in lateinischer Umschreibung mittheilte. Die hundert Pforten bestehen aus Religions- und Lebensregeln, die in der Form an Hesiod's „Werke und Tage" erinnern und unter einem Wust läppischen Aberglaubens und Ceremonienwesens auch einige wenige Goldkörner der Weisheit enthalten. Bei dem hier angeführten Spruch könnte Voltaire allenfalls an den Schluß der 71sten Pforte gedacht haben.

27) *Μίθρας*, griechische Corruption des Zend-Wortes مهر (*Mihr*), das, ursprünglich den Begriff Liebe oder Güte ausdrückend, zugleich der Name einer Hauptgottheit der Religion Zoroaster's war, über deren wahres Wesen die Meinungen getheilt sind. Nach Plutarch, der (in seiner Schrift über Isis und Osiris) berichtet, die Perser hätten den Mithras einen Mittler (*μεσίτης*) genannt, was nur von seiner Stellung zwischen Ormuzd und den Menschen zu verstehen, sahen Brucker und Andre in ihm irriger Weise den Vermittler zwischen Ormuzd und Ahriman und somit die höchste, über diese beiden Urwesen erhabene Gottheit der Perser. Strabon hielt ihn (Geogr. l. XV, p. 732 ed. Casaub.) für die Sonne, eben so Hesychios, a Torre, Hyde und unter den Neuesten Creuzer. Nach den Zend-Büchern aber ist Mithras der vornehmste der 24 höchsten Ized's, d. i. der guten Wesen zweiten Ranges (s. ob. Note 15), der Genius der Sonne, doch von ihr, die oft neben ihm genannt wird, unterschieden und von Ormuzd zum Schutzwächter der Natur bestellt. Unter den Jeschts Sadés ist der 89ste Jescht dem Mithras vorzugsweise geweiht und enthält eine ausführliche

Aufzählung seiner Attribute. Ein ewiges Feuer brannte in seinem Tempel, wie in dem der Vesta. Im 1. und 4. Kap. des angeführten Werkes sucht Hyde weitläufig zu beweisen, man habe ihm keine göttliche, sondern nur „bürgerliche" Verehrung gezollt, was aber lächerlich ist. Julius Firmicus (zu Anf. d. 4ten Jahrh.) erklärt (de error. prof. relig. I, 5) den Mithras für den Urquell des männlichen Feuers, d. i. aller befruchtenden Kraft in der Natur. Dieß dient zur Erklärung einer weiter unten folgenden Stelle.

28) „Die Berge hüpften wie die Lämmer, die Hügel wie die jungen Schafe." Psalm CXIV, 4.

29) Vgl. Psalm CXIV, 3; Daniel VIII, 10 (Ev. Marc. XIII, 25); Judith XVI, 18 ꝛc.

30) Die dogmatischen Streitigkeiten zwischen den verschiednen Secten der Magier (über welche Hyde, de vet. Persar. relig. cap. 22, und Foucher in der 8ten Vorles. üb. d. IIte Per. d. pers. Rel.-Gesch. ausführlichen Bericht abstattet) glichen hinsichtlich der Nichtswürdigkeit ihrer Gegenstände so ziemlich den Zänkereien der byzantinischen Pfaffen über die Naturen in Christo, das Homöusion, das Trisagion ꝛc., nur daß sie nicht, wie diese häufig, durch Stockprügel oder gar durch Scheiterhaufen entschieden wurden. Voltaire dachte dabei ohne Zweifel an den Streit der Jansenisten und Molinisten über die Lehre von der Gnade (s. Note 55 zu Kandid, Kap. 22), und dem heutigen Leser kann es nicht schwer fallen, andre, für das Wohl der Menschheit gleich wichtige Controversen dafür zu substituiren.

31) زند اوستا das lebendige Wort, die heilige Lehre Zoroaster's. S. oben Note 7 (Kap. I).

32) S. oben Note 27 am Ende.

33) Das heißt nach Süden. — Kanopos oder richtiger Kanobos (*Κάνωβος*), bei den Arabern Suheil (سهيل) ist der Name eines Sterns erster Größe im Süden der Constellation des Schiffes Argo, zunächst dem Pol der südlichen Ekliptik, der vermuthlich nach der gleichnamigen ägyptischen Stadt an einer westlichen Nilmündung unweit Alexandria so benannt wurde, weil

die von Norden kommenden Griechen ihn am südlichen Horizonte dieser etwa unterm 31sten Grade nördlicher Breite belegenen Stadt zuerst erblickten.

34) Ein Gesetz, wovon die Kunde durch geheime Tradition auf Voltaire gelangt sein muß, das sich übrigens mit einigen der uns von Herodot und Diodor aufbewahrten Gesetze der Aegypter an Weisheit so ziemlich messen kann. Vielleicht schwebte ihm die verworrene Erinnerung eines Gesetzes beim Diodor (I, 77) vor, wo auch von Todtschlägern und Sklaven, aber freilich in ganz anderm Sinne die Rede ist.

35) Am älanitischen Meerbusen und der Grenze des steinigen und des wüsten Arabien.

36) Der Sterndienst (Sabäismus oder richtiger Zabaismus, nicht von der Stadt Saba in Arabien, sondern von dem chaldäischen Worte צְבָא Zaba, Heer) war in ganz Arabien und, vor der Ausbreitung der Lehre Zoroaster's durch die Eroberungen der Perser, in einem großen Theile Vorderasiens die herrschende Religion. Vermuthlich entlehnten diesem Cultus die Griechen den Brauch, Götter und Menschen unter die Sterne zu versetzen und vielleicht auch die Germanen in Folge eines Mißverständnisses die Sitte, sich vor Sternen auf Erden noch tiefer zu bücken, als Setok und seine Landsleute vor den himmlischen Heerschaaren — eine Gewohnheit, die sie sich bis jetzt von keinem Zadig ausreden ließen.

37) Nach einer von Strabon (L. XV, ed. Casaub. p. 699) mitgetheilten Sage war das Verbrennen der Wittwen in Indien von einem alten Könige als Gesetz eingeführt, um die Weiber von der Vergiftung ihrer Männer abzuhalten, die sie sich vorher aus Ueberdruß oder Unbeständigkeit vom Halse schafften, um sich ungehindert mit frischen Liebhabern zu versehen. Doch war diese Sitte nie Gesetz, sondern nur ein in den Kasten der Braminen und der Krieger herrschender Brauch, den jede Wittwe nach Belieben mitmachen konnte oder nicht, und dem vermuthlich keine andere, als die im Folgenden von Voltaire angeführten Motive zum Grunde lagen. Nach den Berichten der neuesten Reisenden kommt jetzt auch unter den heidnischen Indern das Verbrennen einer Wittwe selten oder nie mehr vor.

38) Richtiger Baſſra (بصرة), das alte Teredon, etwa 12 Meilen oberhalb der Mündung des Schat el Arab (vereinigten Eufrats und Tigris) in den perſiſchen Meerbuſen, war viele Jahrhunderte lang die blühendſte Handelsſtadt des Orients.

39) Daß die alten Aegypter, wenn ſie in Geldverlegenheit waren, die Mumien ihrer Angehörigen zu verſetzen pflegten, bezeugt Lukian in ſeiner kleinen Schrift περὶ πένθους (von der Trauer), Kap. 21.

40) Wir erinnern an die meiſterhafte Darſtellung der altindiſchen Lehre von der Seelenwanderung, die Ovid (Metam. XV, vs. 153—175) dem Pythagoras in den Mund legt und deren Schlußworte:

Ergo ne pietas sic victa cupidine ventris,
Parcite, vaticinor, cognatas caede nefanda
Exturbare animas, ne sanguine sanguis alatur

der Dichter hier im Sinne gehabt zu haben ſcheint.

41) Der Stier Apis, den die Griechen Epaphos nannten. Voltaire macht über die Prieſter deſſelben im Dictionnaire philosophique folgende Bemerkung: „Herodot erzählt (Thalia 29), „daß Kambyſes, nachdem er den vergötterten Ochſen mit eigener Hand getödtet, die Prieſter tüchtig durchpeitſchen ließ. Er „that Unrecht daran, wenn die Prieſter gute Leute waren, die ſich „begnügten, mit dem Apisdienſt ihr Brod zu verdienen, ohne ihre „Mitbürger weiter zu beläſtigen. Waren ſie dagegen verfolgungsſüchtige Fanatiker oder Heuchler, hatten ſie Gewiſſenszwang geübt, hatten ſie eine Art Inquiſition eingeführt und das Naturrecht verletzt, ſo hatte Kambyſes gleichfalls Unrecht, daß er ſie „nämlich nicht hängen ließ."

42) Brama oder Bruma, der Schöpfer, bildet nach der Dewanagara-Religion mit Wiſchnu, dem Erhalter, und Schiwa, dem Zerſtörer, eine Dreieinigkeit (Trimurti oder Tetratrejama), wie ſie ſich auch im alten Teſtamente (Pſalm 103) findet. Brama galt auch für den Erfinder aller Künſte und Wiſſenſchaften, hat aber längſt weder Tempel noch Gottesdienſt mehr.

43) Fragment des Baals-Prieſters Beroſos nach Alexand. Polyhiſt., Euſeb. und Georg Synkellos, in Fabricii bibliotheca

Graecos, tom. XIV, p. 175. Die Sage von dem aus dem rothen Meere hervorgestiegenen Fisch Oannes, dem die Chaldäer die Anfänge ihrer Cultur zu verdanken vorgaben, deutete man dahin, daß zur See angekommene Ausländer sie zu einem gesitteten Volke gemacht (Newton's Chronologie, p. 210 u. 11. — Eine dürftige Erklärung, die unsers Bedünkens jener ergötzlichen Auslegung des Fisches Jonä, als einer Kneipe, wo der Prophet sich festgezecht habe und deshalb nach drei Tagen hinausgeworfen sei, bei Weitem nachsteht).

44) Nach Diodor (bibl. hist. II, 31) wollten die Chaldäer zur Zeit Alexander's seit 473,000 Jahren regelmäßig astronomische Beobachtungen und Berechnungen angestellt haben.

45) Den Begriff 理 *Lí* zählt Abel-Remüsat (in seiner Ausgabe des Dschung-Jung S. 27) mit Recht zu jenen abstracten Kunstwörtern, deren sich die Metaphysiker aller Völker und besonders häufig die chinesischen Philosophen bedienen, und die, unübersetzbar, wie sie sind, auch durch Umschreibung nur annähernd verdeutlicht werden können. Basilius de Glemona erklärt in seinem (vom jüngern de Guignes verpfuschten und unter eignem Namen herausgegebenen) Lexikon unter Nr. 5936 jenes Wort, das ursprünglich als Zeitwort regieren heißt, durch: *recta rerum ratio; lumen naturae indicans, quid faciendum sit quidve fugiendum; primum rerum omnium principium immateriale, sed materiae necessario inclusum et rebus omnibus inhaerens, imo res omnes cum suo principio* 氣 *Kí intrinsecus constituens.* Man kann es demnach allenfalls durch Urlicht, Urvernunft, Weltgeist, wiedergeben. Vgl. Leibnitii epistol. ed. Kortholt, tom. II, p. 413 sq. Jedenfalls entspricht das Wort *Lí*, mögen es nun die Philosophen analysiren, wie sie wollen, in seiner gewöhnlichen Bedeutung eben so wohl, wie das in der Volkssprache gebräuchlichere 天 *Tian*, Himmel (Nr. 1798 bei Bas. de Glem.), dem Begriff des höchsten Wesens.

46) Nach den chinesischen Annalen (Schu-Ging, B. I) beauftragte zu Anfang des siebenten 60jährigen Cyklus, d. i. ums Jahr 2337 v. C., der Kaiser Jao die Astronomen Hi und Ho mit der Abfassung des ersten Kalenders, und seitdem war die

Reichsgeschichte beständig von astronomischen Beobachtungen und Berechnungen begleitet, unter denen sich nur wenige als unrichtig auswiesen. Solche Versehen wurden streng bestraft, wie man denn z. B. unter Jao's fünftem Nachfolger, Tschong-Kang (um 1156 v. C.), zwei kaiserl. Astronomen zum Tode verurtheilte, weil sie, dem Weine allzu ergeben, eine Sonnenfinsterniß nicht richtig vorausgesagt hatten. „Die Chinesen verbanden mit der Geschichte der Erde „die des Himmels und rechtfertigten so die eine durch die andre.“ (Voltaire, essai s. l moeurs & l'espr. des nations, chap. 1). Daß sich übrigens ganz Asien der chinesischen Kalender bedient habe, ist eine chinesische Gasconnade, wenn man unter ganz Asien mehr, als die jedesmaligen Vasallenländer China's versteht. Im Verlauf der Zeit, besonders seit der Dynastie der Zin (um 250 v. C.) gerieth mit dem Stagniren der chinesischen Gelehrsamkeit überhaupt auch die Astronomie mehr und mehr in Verfall, und im 17ten Jahrhundert gelangten die Jesuiten besonders durch ihre überwiegenden astronomischen Kenntnisse zu so hohem Ansehen in China, worin sich auch einige von ihnen eben durch ihre Verdienste um die Verbesserung des chinesischen Kalenderwesens noch nach der Aechtung der christlichen Religion behaupteten.

47) Vgl. Hesiod. Theogon. vs. 116: *Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετο κ. τ. λ.*; Orphei Argonaut. vs. 423 sq.; Aristophan. aves, vs. 692 sqq. und Platon. Tim. Locr. ed. Steph. p. 94: *Πρὶν ἂν οὐρανὸν γενέσθαι, λόγῳ ἤστην ἰδέα τε καὶ ὕλα κ. τ. λ.*

48) Nach Plinius (histor. natur. XVI, 95) stand diese Schmarotzerpflanze (viscum roburneum) bei den Galliern, die sie für eine Panacee gegen alle möglichen Uebel hielten, hoch in Ehren und wurde zur Zeit des sechsten (römischen) Neumonds, ihrem Neujahr, unter vielen Feierlichkeiten eingesammelt. — Die keltische Gottheit Teutath, worin die Griechen und Römer den Hermes wieder erkennen wollten (Caes. B. G. VI, 17), ist vielleicht identisch mit dem Teut der Germanen. Von den ihm gebrachten Menschenopfern zeugt der Vers des Lucanus:

Et quibus immitis placatur sanguine diro
Teutates.

Pharsal. I, 444.

Bei den schwankenden geographischen Begriffen der Alten wurden die Kelten häufig mit den gänzlich von ihnen verschiednen

Skythen verwechselt oder wenigstens ihre Abkunft von denselben hergeleitet. Daher der Namen Keltoskythen. (Strabon. geogr. ed. Casaub. p. 33. sqq.) Die Bereitwilligkeit neuerer Gelehrten, auf diesen Irrthum einzugehen, rügt Voltaire selbst unter dem Art. Celtes des Dictionnaire philosophique.

49) Anspielung auf Ev. Matth. XXVI, 65: „da zerriß der Hoheprieſter ſeine Kleider“ ꝛc.

50) Auf ähnliche Weiſe enthüllt in 1001 Nacht in der Erzählung Frauenliſt (194ſte Nacht) die ſchlaue Tochter des Schmiedes dem jungen Kaufmann Ola Eddin ihre Reize.

51) „Deine Naſe iſt wie der Thurm auf Libanon, der gegen Damaskus ſiehet.“ Hohelied Salomonis, VII, 4.

52) Noch jetzt zählen die Araber die Stunden der Nacht nach dem Aufgange gewiſſer Sterne. — Scheat iſt der Name eines Sternes zweiter Größe im linken Schenkel des Pegaſus und eines andern dritter Größe am Knie des Waſſermanns. Algenib heißen zwei Sterne zweiter Größe, einer im Flügel des Pegaſus und ein andrer auf der Bruſt des Perſeus. Almona meint vermuthlich den Scheat und den Algenib im Sternbilde des Pegaſus.

53) Der mittelalterliche Name Zeilan's, unter welchem es beſonders in den arabiſchen und perſiſchen Märchen oft vorkommt.

54) *Βοῶπις πότνια Ἥρη* iſt beim Homer (z. B. Il. I, 551, ibid. 568 etc.) das ſtehende Prädicat der Himmelskönigin.

55) Ein das Gepräge echtorientaliſcher Auffaſſung an ſich tragendes Bild, dem vielleicht daſſelbe Original zum Grunde liegt, wie Goethe's ſchöner Parabel:

„Vom Himmel ſank in wilder Meere Schauer
„Ein Tropfe bangend, gräßlich ſchlug die Fluth,
„Doch lohnte Gott beſcheidnen Glaubensmuth
„Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
„Ihn ſchloß die ſtille Muſchel ein.
„Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
„Die Perle glänzt an unſers Kaiſers Krone
„Mit holdem Blick und mildem Schein.“
Mathal Nameh des weſtöſtlichen Divan.

56) Die Klagen des Fiſchers erinnern an den Anfang des von Wieland poetiſch bearbeiteten Märchens der Fiſcher und

der Geist in 1001 Nacht, am Schluß der 9ten und zu Anfang der 9ten Nacht.

57) Nicht die giftige, durch Blick und Hauch tödtende und nur durch das Wiesel zu besiegende Schlange, von der schon die Alten fabelten (s. Plin. histor. natur. VIII, 33) und die nach der spätern mittelalterlichen Dichtung aus dem Ei eines alten Hahns geboren wurde, sondern der aus Hahnen-Kopf und Flügeln, Kröten-Leib und Füßen und einen Schlangenschweif zusammengesetzte Rejis al Zâbin (رييس الثعابين) der Araber, der in den morgenländischen Märchen eine ziemlich harmlose Rolle spielt, und auf den die abendländischen Schriftsteller jenen griechischen Namen willkürlich übertrugen.

58) Vergl. die Geschichte des Königs von Suman und des Arztes Duban in 1001 Nacht, 12te und 13te Nacht. Auch von diesem Märchen gab Wieland unter dem Titel Schach Lolo eine poetische Umschreibung.

59) Die erste Idee zu diesem Rüstungstausch schöpfte Voltaire vermuthlich aus der Erzählung von jenem ähnlichen Streiche, den der feige Martano von Antiochien nach dem Turnier des Königs Norandino zu Damaskus dem braven Grifone dem Weißen spielte:

Martano *disegnò torre il destriero,*
I panni e l'arme, che Grifon s' ha tratte,
E andare inanzi al re pel cavaliero,
Che tante prove avea giostrando fatte.
L'effetto ne segnì, fatto il pensiero:
Tolle il destrier più candido che latte,
Scudo e cimiero ed arme e sopraveste
E tutte di Grifon l'insegne veste etc.

Orlando furioso, c. XVII., st. 110 etc.

Dem Geschmacke weniger Leser möchte übrigens, bei allem Respect vor dem alten Ariosto, die Geschichte in den pomphaften Stanzen, worin er sie lang ausgesponnen, besser zusagen, als in Voltaire's naiver Prosa.

60) Voltaire spricht von dem Buche der unwandelbaren Rathschlüsse Gottes, dessen unter dem Namen der

aufbewahrten Tafel (اللوح المحفوظ) im Korān und allen Religionsbüchern der Moslemen unzählige Male gedacht wird. Es bestand aus einer einzigen Perlenmasse oder aus Licht und Gold, schwebte im Aether über dem siebenten Himmel und war von Gott unter allen Dingen zuerst, noch vor Erde und Himmel, erschaffen worden. Zunächst schuf er dann die Feder aus Edelstein, aus deren Spalte göttlicher Lichtstrahl strömte und mit welcher seine ewigen Beschlüsse von den Engeln in jenem Buche aufgezeichnet wurden.

61) Der Engel Jesra scheint kein andrer zu sein, als der Erzengel Isra-Fil (اسرافيل) des Korān, dem Gott das Buch des Schicksals zur Aufbewahrung anvertraute und der einst mit erd- und himmelerschütterndem Posaunenschall die Todten zum jüngsten Gerichte weckt.

62) Nach La Harpe (**Cours de la littérature française**, tom. XIV) entlehnte Voltaire die Geschichte des Eremiten aus einer Erzählung in 1001 Tag. In der im Cabinet des fées enthaltenen Sammlung dieser Märchen findet sich jedoch nichts Aehnliches, es müßte denn vielleicht der Beschluß der Geschichte Rüswanschad's und Scheheristani's, Tag 27 bis 30, im 14ten Bande des ebengenannten Werkes gemeint sein. Die Geisterfürstin Scheheristani nimmt nämlich ihrem Geliebten, dem sterblichen König Rüswanschad vor ihrer Vermählung mit ihm das eidliche Versprechen ab, gegen ihr Thun, wie ungereimt es ihm auch erscheinen möge, nie etwas einzuwenden, da die Geister bei Allem, was sie thäten, ihre guten Gründe hätten. Um ihn zu prüfen, wirft sie in der Folge vor seinen Augen ihren erstgebornen Sohn in ein Feuer, das sogleich mit demselben verschwindet, und übergiebt später ihr Töchterchen einer großen weißen Hündin, die mit dem Kinde im Rachen davonläuft. Seines Schwures eingedenk, bezwingt Rüswanschad schweigend seinen Schmerz. Als aber Scheheristani endlich am Vorabend einer Schlacht, die der König den Mongolen liefern will, sämmtliche zur Ernährung des Heeres bestimmte Speisen und Getränke durch ihre Geister zerstören läßt, bleibt er nicht länger seines Zornes Meister. Sein Gelübde vergessend, bricht er in heftige Vorwürfe und Verwünschungen gegen seine Gemahlin aus und zieht

auch wegen des an seinen Kindern verübten Frevels zur Rechenschaft. Da offenbart sie ihm, daß jenes Feuer, worin sein Sohn verschwunden, ein weißer Salamander und die Hündin, welche die Prinzessin entführt, eine Fee sei, und daß sie beiden die Kinder zur Erziehung anvertraut habe. Zugleich beweist sie ihm, daß der treulose Westr, dem die Herbeischaffung der Lebensmittel obgelegen, sich vom Feinde habe bestechen lassen, dieselben zu vergiften, um den König und sein Heer zu Grunde zu richten. Scheherisstani hilft ihm hierauf mit ihren Geistern den Feinden obsiegen und sich ihrer Vorräthe bemächtigen, erklärt ihm aber dann, daß er durch seinen Ungehorsam und Wortbruch ihren und seiner Kinder Besitz verwirkt habe. Erst durch jahrelange Reue und Buße gelingt es ihm, seine Gattin und das sie von ihm scheidende Gesetz der Geister zu versöhnen. — Sollte das Märchen wirklich bei Voltaire's Geschichte des Eremiten zum Grunde gelegen haben, so gilt das über solche vermeinte Plagiate oben in der vierten Note Bemerkte hier wohl im vollen Maße. — In Bezug auf die wahre Bedeutung dieses ganzen Kapitels verweisen wir auf das Vorwort.

63) Man hat in diesen Räthseln die verfänglichen Fragen wieder erkennen wollen, die in 1001 Nacht (567ste Nacht) der König von Aegypten dem weisen Heykar vorlegt. Sie haben indessen so ganz und gar keine Aehnlichkeit damit, daß man sie mit demselben Rechte für ein Plagiat der Räthsel der Sphynx, der Königin von Saba oder jedes beliebigen ältern Buches, wo von Räthseln die Rede ist, erklären könnte.

Mikromegas.

(1752.)

Vorwort von Condorcet.

Dieſer Roman iſt als eine Nachahmung einer der Reiſen Gulliver's*) anzuſehen. Er enthält verſchiedene Anſpielungen. Der Zwerg vom Saturn iſt kein anderer, als der berühmte Fontenelle. Trotz ſeiner ſanften Gemüthsart, ſeiner Umſicht und ſeiner Philoſophie, die ihn zum Freunde der Philoſophie Voltaire's hätte machen ſollen, hatte er mit den Feinden des großen Mannes gemeinſchaftliche Sache gemacht und ſchien, wenn auch nicht ihren Haß, doch ihre Vorurtheile gegen jenen zu theilen. Er fühlte ſich durch die Rolle, die er in der vorliegenden Erzählung ſpielte, tief verletzt, um ſo tiefer vielleicht, da die Kritik eben ſo gerecht als ſtreng war, und da die ihr eingeflochtenen Lobſprüche ihr noch mehr Gewicht ver-

*) Wohl jener nach Lilliput, wiewohl die Vergleichung ausweiſt, daß die Aehnlichkeit beider Erzählungen eben nicht größer iſt, als die des Kapitels vom Eremiten in Zadig mit dem angeführten Märchen aus 1001 Tag.

D. Ueberſ.

liehen. Das Schlußwort des Werkchens heilte die Wunde nicht, und alles Gute, was dem Secretär der Pariser Akademie nachgesagt wird, tröstete Fontenelle nicht über die Späße, die man sich über den der saturnischen erlaubt hatte.

Erstes Kapitel.

Reise eines Eingebornen vom Weltsystem des Sirius nach dem Planeten Saturn.

Auf einem jener Planeten, die sich um den Stern Sirius [1]) drehen, lebte ein junger Mann von vielem Geist, den ich die Ehre hatte, auf seiner neulichen Reise nach unserm kleinen Ameisenhaufen kennen zu lernen. Er hieß Mikromegas, meines Bedünkens ein sehr passender Name für alle Großen. Er war vier Meilen lang, und zwar verstehe ich unter vier Meilen 24,000 geometrische Schritte, jeden zu fünf Fuß gerechnet.

Einige Algebraisten, Leute, die immer für das Publicum von großem Nutzen sind, werden sich auf der Stelle hinsetzen und eifrig an zu rechnen fangen, und in Betracht, daß Mikromegas, der Bewohner des Siriusplaneten, vom Scheitel bis zur Sohle 24,000 Schritte mißt, was 120,000 Pariser Fuß macht, daß ferner wir Erdbürger im Durchschnitt nur etwas über fünf Fuß hoch sind, und daß endlich unsre Erdkugel 5400 Meilen im Umkreise hat; in Betracht Alles dessen sage ich, werden jene Leute ausfindig machen, daß der Weltkörper, der ihn erzeugte, genau 1,600,000mal größer im Umkreise sein muß, als unsre

kleine Erde. Nichts ist einfacher und gewöhnlicher in der Natur. Vergleicht man die Staaten einiger deutschen und italienischen Souveräne, die man in einer halben Stunde von einem Ende bis zum andern durchreisen kann, mit dem russischen oder dem chinesischen Reiche, so hat man erst ein sehr schwaches Bild der ungeheuren Unterschiede, welche die Natur unter allen Wesen feststellte.

Da nun Se. Excellenz sich eines Wuchses von besagter Höhe erfreute, werden unsre sämmtlichen Bildhauer und Maler ohne Schwierigkeit einräumen, daß sein Gürtel etwa 50,000 Pariser Fuß messen mochte, woraus sich ein ganz hübsches Verhältniß ergiebt.

Was seinen Geist betrifft, so wüßte ich keinen, der vollkommener ausgebildet wäre; er weiß vielerlei und hat selbst manches erfunden. Er war noch keine 250 Jahre alt und studirte nach der Sitte des Landes auf dem Jesuitencollegium seines Planeten, als er bereits durch die Kraft seines Geistes mehr als funfzig Sätze des Euklid herausbrachte, mithin achtzehn mehr als Blaise Pascal[2]), der nach der Aussage seiner Schwester zweiunddreißig gleichsam spielend fand und dennoch später ein ziemlich mittelmäßiger Mathematiker und ein elender Metaphysiker wurde. Er war noch keine 450 Jahre alt und hatte also die Kinderschuhe kaum ausgetreten, so zerlegte er schon jene kleinen Insekten, die keine 100 Fuß im Durchmesser halten und daher durch gewöhnliche Vergrößerungsgläser nicht sichtbar sind. Er schrieb ein sehr interessantes Buch darüber, verwickelte sich aber dadurch in böse Händel. Der Mufti des Landes, ein gewaltiger Kleinigkeitskrämer und dabei ein großer Ignorant, fand in seinem Buche verdächtige, anstößige, frevelhafte, ketzerische und nach Ketzerei riechende Stellen und verfolgte ihn heftig. Es handelte sich darum,

ob die substantielle Form der Flöhe des Sirius von gleicher Natur sei, wie die der Schnecken [3]). Mikromegas vertheidigte sich auf die geistreichste Weise; er wußte die Frauen für seine Sache zu gewinnen. Der Proceß währte 220 Jahre. Endlich ließ der Mufti dem Buche durch Rechtsgelehrte, die es nicht gelesen hatten, das Verdammungsurtheil sprechen, und dem Verfasser wurde angedeutet, sich 800 Jahre lang nicht bei Hofe sehen zu lassen.

Seine Betrübniß, sich von einem Hofe verbannt zu sehen, der von den kleinlichsten Ränken und Zänkereien wimmelte, war nicht allzu groß. Er machte ein sehr ergötzliches Liedchen gegen den Mufti, worüber dieser sich keine grauen Haare wachsen ließ, und trat eine große Reise von einem Planeten zum andern an, um, nach der Modephrase, die Ausbildung „seines Geistes und Herzens" zu vollenden. Jeder, der nur in der Postkutsche oder in seiner Berliner Chaise zu reisen pflegt, wird sich ohne Zweifel über die Equipagen der Leute dort oben beträchtlich verwundern, denn wir hier unten auf unserm kleinen Dreckhaufen begreifen nichts, was über unsern täglichen Schlendrian hinausgeht. Unser Wanderer verstand sich vortrefflich auf die Gesetze der Schwere, so wie auf alle Kräfte der Anziehung und Abstoßung. Er machte sich dieselben mit solcher Geschicklichkeit zu Nutze, daß er bald mit Hülfe eines Sonnenstrahls, bald mit der guten Gelegenheit eines Kometen sich und die Seinen von einem Weltkörper zum andern übersetzte, wie ein Vogel von Zweig zu Zweig flattert. Er durcheilte die Milchstraße in kurzer Zeit und ich muß leider gestehen, daß er jenseit der Sterne, wovon sie wimmelt, nichts von dem schönen Empyreum erblickte, das der ehrwürdige Bikar Derham durch sein Teleskop entdeckt haben will [4]). Nicht als ob ich behaup-

ten wollte, Herr Derham habe falsch gesehen: Gott soll mich bewahren! aber — Mikromegas war an Ort und Stelle, er ist ein guter Beobachter und ich möchte Niemand widersprechen.

Nachdem Mikromegas sich tüchtig in der Welt umgesehen hatte, kam er endlich auch auf den Weltkörper Saturn. So sehr er sich auch gewöhnt hatte, neue und unerhörte Dinge zu sehen, so konnte er sich doch beim ersten Anblick der Kleinheit dieser Kugel und ihrer Bewohner jenes Lächelns der Ueberlegenheit nicht erwehren, das bisweilen auch den Weisesten entschlüpft. Denn der Saturn ist doch am Ende nur etwa 900mal so groß, als die Erde, und die Bürger jenes Planeten sind Zwerge, die nur ungefähr 1000 Klafter messen. Er und seine Leute belustigten sich anfangs ein wenig darüber, so wie etwa ein italienischer Tonkünstler, wenn er nach Frankreich kommt, bei der Musik Lulli's [5]) das Lachen nicht lassen kann. Vermöge seines gesunden Verstandes sah indessen der Mann vom Sirius bald ein, daß ein denkendes Wesen durchaus noch nicht lächerlich zu sein braucht, weil es nur 6000 Fuß hoch ist. Nachdem er die Saturnier sattsam in Verwunderung gesetzt, machte er sich genauer mit ihnen bekannt und schloß namentlich ein enges Freundschaftsbündniß mit dem Secretär der dortigen Akademie der Wissenschaften, einem sehr geistreichen Manne, der zwar selbst nichts erfunden hatte, dafür aber von den Erfindungen Anderer trefflich Rede und Antwort zu geben wußte und überdieß mit erträglichem Geschick kleine Verse und große Berechnungen zu Stande brachte [6]). Ich will hier zur Ergötzung der Leser eine Unterhaltung zwischen Mikromegas und dem Herrn Secretär mittheilen.

Ich schäme mich, besonders Ihnen gegenüber, der lächerlichen Figur, die ich in der Welt vorstelle.

Mikromegas. Wären Sie kein Philosoph, so würde ich Sie zu betrüben fürchten, indem ich Ihnen nicht verhehle, daß unser Leben 700mal so lange dauert, als das Ihrige; allein Sie wissen zu gut: wenn man einmal seinen Körper den Elementen zurückgeben und die Natur unter einer andern Form wieder beleben muß, was wir sterben nennen; wenn, sage ich, dieser Augenblick der Verwandlung da ist, so kommt es ganz auf eins heraus, ob man eine Ewigkeit gelebt hat, oder einen Tag. Ich war in Ländern, wo man tausendmal länger lebt, als bei mir zu Hause, und fand, daß man auch dort murrte. Allein überall giebt es auch vernünftige Leute, die sich in die Umstände zu fügen wissen und die dem Urheber der Natur danken. Er hat im Weltall eine Unzahl von Mannigfaltigkeiten ausgegossen, unter denen gleichwohl eine gewisse wunderbare Gleichförmigkeit herrscht. Alle denkende Wesen z. B. sind verschieden und gleichen sich dennoch wesentlich durch die Gabe des Gedankens und der Begierden. Die Materie ist überall ausgedehnt; hat aber auf jedem Weltkörper verschiedne Eigenschaften. Wie viel Eigenschaften unterscheiden Sie in Ihrer Materie?

Der Saturnier. Wenn Sie die Eigenschaften meinen, ohne welche nach unsrer Ueberzeugung der Weltkörper nicht in seinem dermaligen Zustande fortdauern könnte, so zählen wir 300: die Ausdehnung, die Undurchdringkeit, die Beweglichkeit, die Schwerkraft, die Theilbarkeit ꝛc.

Mikromegas. Augenscheinlich genügte diese kleine Anzahl für die Absichten, die der Schöpfer bei Ihrer kleinen Wohnung hatte. Ich bewundre in Allem seine Weisheit. Ueberall gewahre ich Verschiedenheiten, doch überall

sehe ich auch ein richtiges Verhältniß. Ihr Weltkörper ist klein, seine Bewohner sind es gleichfalls. Sie haben wenig Empfindungen und Ihre Materie hat nur wenig Eigenschaften. Dieß Alles ist das Werk der Vorsehung. Von welcher Farbe ist Ihre Sonne, wenn man sie genau untersucht?

Der Saturnier. Sie ist weiß, spielt aber stark ins Gelbliche, und wenn wir einen ihrer Strahlen zerlegen, so finden wir, daß er sieben Grundfarben enthält.

Mikromegas. Unsre Sonne spielt mehr ins Rothe, und wir haben neununddreißig Grundfarben. Unter allen Sonnen, die mir zu Gesicht gekommen, habe ich nicht zwei gefunden, die einander vollkommen gleich wären, so wie man bei Ihnen kein Gesicht findet, das sich nicht von allen übrigen unterscheidet.

Nach manchen Fragen ähnlicher Art erkundigte er sich, wie viele wesentlich verschiedne Substanzen man im Saturn zähle, und erfuhr, daß es deren etwa dreißig gebe, wie Gott, den Raum, die Materie, die ausgedehnten Wesen, welche fühlen, die ausgedehnten Wesen, welche fühlen und denken, die denkenden Wesen ohne Ausdehnung, die sich durchdringenden, die sich nicht durchdringenden ꝛc. Der Sirier, in dessen Heimath man 300 Substanzen unterschied, und der noch 3000 andre auf seinen Reisen entdeckt hatte, setzte den Philosophen vom Saturn in gewaltiges Erstaunen.

Nachdem sie sich endlich das Wenige, was sie wußten, und gar viel von dem, was sie nicht wußten, mitgetheilt; nachdem sie eine Sonnenrevolution hindurch mit einander philosophirt hatten, beschlossen sie zusammen eine kleine philosophische Reise anzutreten.

Drittes Kapitel.

Reise des Sirier's und des Saturnier's.

Unsre beiden Philosophen standen im Begriff, sich mit einem hübschen Vorrathe mathematischer Instrumente in der Atmosphäre des Saturn einzuschiffen, als in Thränen schwimmend die Geliebte des Saturnier's ankam, der man die Sache hinterbracht hatte und die jetzt ihren Liebhaber durch die beweglichsten Vorstellungen zurückzuhalten suchte. Es war eine kleine hübsche Brünette, die zwar nur 660 Klafter maß, doch durch viele andre Reize die Kleinheit ihres Wuchses vergessen machte.

„Ach, Grausamer!“ rief sie, „nachdem ich Dir 1500 Jahre widerstanden und mich endlich durch Dein Flehen erweichen ließ; nachdem ich kaum 100 Jahre in Deinen Armen zugebracht, willst Du mich verlassen, um mit einem Riesen aus einer andern Welt ins Weite zu gehen? Geh'! Dich treibt nur die Neugier, die Liebe hast Du nie gekannt; wärst Du ein echter Saturnier, so würdest Du mir treu bleiben. Wo willst Du Dich herumtreiben? was bezweckst Du? Unsre fünf Monde sind nicht unstäter, unser Ring ist nicht so wandelbar, wie Du. Mit meinem Glücke ist's vorbei, nie werd' ich wieder lieben!“

Der Philosoph umarmte sie und weinte mit ihr trotz aller seiner Philosophie. Die Dame aber ging, nachdem sie gehörig in Ohnmacht gefallen war, hin, um sich mit einem Stutzer des Landes zu trösten.

Indessen brachen unsre beiden Neugierigen auf. Sie setzten zuerst auf den Ring des Saturn über, den sie ziemlich platt fanden, wie ein erleuchteter Bewohner unsrer

kleinen Weltkugel sehr richtig errathen hat [9]). Sodann gingen sie weiter von Mond zu Mond. An dem letzten kam eben ein Komet vorüber, und sie schwangen sich sammt Dienerschaft und Instrumenten auf seinen Schweif. Nach einer Reise von etwa 150 Millionen Stunden erreichten sie die Trabanten des Jupiter und demnächst den Jupiter selbst, wo sie ein ganzes Jahr zubrachten. Sie erfuhren während dieser Zeit höchst interessante Geheimnisse, welche jetzt ohne die Herren Inquisitoren, denen einige Sätze zu unverdaulich vorkamen, unter der Presse sein würden. Doch las ich das Manuscript in der Bibliothek des erlauchten Erzbischofs von ....., der mir mit seiner bekannten, nicht genug zu preisenden Güte und Großmuth die Benutzung seiner Bücher gestattete [10]).

Es ist aber Zeit, uns wieder nach unsern Reisenden umzusehen. Nach ihrem Aufbruch vom Jupiter durchschnitten sie einen Raum von etwa 100 Millionen Stunden und streiften den Planeten Mars, der bekanntlich noch weit kleiner ist, als unsre kleine Erde [11]). Sie sahen zwei Monde, deren dieser Planet sich erfreut, und die bis jetzt den Forschungen unsrer Astronomen entgingen. Ich weiß wohl, daß der Pater Castel [12]) ein lautes und selbst ein recht ergötzliches Geschrei gegen die Existenz dieser beiden Monde erheben wird; allein ich berufe mich auf die Leute, die nach richtiger Analogie schließen. Diese tüchtigen Philosophen wissen, wie schwer Mars bei seiner großen Entfernung von der Sonne wenigstens zwei Monde würde entbehren können. Wie dem auch sei, unsre Leute fanden es dort so klein und erbärmlich bestellt, daß sie fürchteten, kein Nachtlager zu finden, und ihren Weg fortsetzten, wie zwei Wandrer, die bei einer schlechten Dorfschenke vorüber gehen und sich beeilen, noch bis in die

„Aber," erwiderte jener, „Sie haben dennoch schlecht gefühlt."

„Aber," sprach der Zwerg, „diese Kugel ist so schlecht eingerichtet! das ist Alles so unregelmäßig! nimmt sich so lächerlich aus! Alles scheint hier noch in chaotischer Verwirrung zu sein: sehen Sie nur diese kleinen Bäche, von denen nicht ein einziger gerade fortläuft, diese Teiche, die weder rund, noch viereckt, noch oval, noch sonst regelmäßig geformt sind; alle die kleinen spitzen Körner, wovon diese Kugel starrt, und die mir die Füße wund gerissen haben! (Er meinte die Berge.) Bemerken Sie doch auch die Gestalt der ganzen Kugel, wie sie platt an den Polen ist, wie sie sich linkisch und schief um die Sonne dreht, so daß die Himmelsstriche zunächst den Polen unbewohnt sein müssen [14])! Wahrhaftig, auf den Gedanken, daß hier Niemand lebt, bringt mich auch die Ueberzeugung, daß Leute von gesundem Verstande hier nicht würden bleiben wollen."

„Ei nun!" sprach Mikromegas, „vielleicht sind es auch keine Leute von gesundem Verstande, die hier wohnen. Bei alle dem aber finde ich es doch ziemlich unwahrscheinlich, daß das Alles für nichts und wieder nichts geschaffen sein sollte. Alles scheint Ihnen hier unregelmäßig, wie Sie sagen, weil auf dem Saturn und dem Jupiter Alles nach der Schnur gezogen ist [15]). Wer weiß! vielleicht finden wir eben deswegen hier einige Verwirrung. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich auf meinen Reisen beständig die größte Mannigfaltigkeit wahrnahm?"

Der Saturnier hatte auf alle diese Gründe eine Antwort, und der Streit wäre nie zu Ende gediehen, hätte nicht Mikromegas in der Hitze des Gesprächs den Faden seines diamantenen Halsbandes zerrissen. Die

Diamanten fielen zur Erde. Es waren ganz artige kleine Brillanten von ungleicher Größe; die dicksten mochten etwa 400 und die kleinsten 50 Pfund wiegen. Der Zwerg las einige davon auf, und indem er sie zufällig den Augen nahe brachte, bemerkte er, daß diese Diamanten vermöge der besondern Art, wie sie geschliffen waren, vortreffliche Mikroskope abgeben konnten. Er nahm also ein kleines Mikroskop von 160 Fuß im Durchmesser und hielt es dicht vor's Auge; Mikromegas wählte ein andres von etwa drittehalbtausend Fuß. Die Vergrößerungsgläser waren, wie gesagt, vortrefflich; zuerst sahen sie aber doch nichts dadurch: sie mußten es erst gehörig ausprobiren. Endlich entdeckte der Saturnier ein kaum bemerkbares Etwas, das sich zwischen zwei hohen Wogen im baltischen Meere bewegte: es war ein Wallfisch. Er nahm ihn sehr geschickt und vorsichtig mit dem kleinen Finger, setzte ihn auf den Nagel seines Daumens und zeigte ihn dem Sirier, der zum zweiten Mal über die abenteuerliche Kleinheit der Bewohner unsrer Weltkugel an zu lachen fing. Der Saturnier, der sich nunmehr überzeugte, daß unsre Welt bewohnt sei, bildete sich ohne Weiteres ein, daß sie nur von Wallfischen bewohnt werde; und wie er denn sehr stark in Schlußfolgerungen war, wollte er vermittelst derselben herausbringen, woher ein so kleines Atom die Fähigkeit habe, sich zu bewegen, und ob es mit Begriffen, Willen und Freiheit begabt sei.

Mikromegas kam dabei sehr in Verlegenheit; er untersuchte das Thier mit musterhafter Geduld, und das Ergebniß seiner Forschung war, daß man das Pünktchen unmöglich für die Wohnung einer Seele halten könne. Die beiden Reisenden waren daher sehr geneigt, zu glauben, daß auf unsrer kleinen Kugel kein Geist anzutreffen sei,

als ſie plötzlich vermittelſt des Mikroſkops einen Gegenſtand bemerkten, der gleichfalls auf dem baltiſchen Meere ſchwamm und den Wallfiſch an Größe übertraf. Bekanntlich kam eben damals eine erleſene Schaar Philoſophen vom nördlichen Polarkreiſe zurück, wo ſie Beobachtungen angeſtellt, von denen ſich bis dahin Niemand träumen ließ [16]). Die Zeitungen ſagten, ihr Schiff ſei an der Küſte von Bothnien geſcheitert, und ſie hätten ſich nur mit genauer Noth gerettet; allein nur Wenigen iſt es vergönnt, bei den Scenen, die uns auf der Weltbühne vorgeſpielt werden, hinter die Couliſſen zu ſehen. Ich will frei und offen erzählen, wie ſich Alles zutrug, ohne irgend etwas von dem Meinen hinzuzuthun, was gewiß für den Geſchichtſchreiber keine kleine Aufgabe iſt.

Fünftes Kapitel.

Experimente und Betrachtungen der beiden Wanderer.

Aeußerſt behutſam ſtreckte Mikromegas die Hand nach der Stelle aus, wo der Gegenſtand erſchien. Nachdem er erſt aus Furcht, ſich zu täuſchen, die beiden darnach ausgeſtreckten Finger zurückgezogen, dann aber ſie vorſichtig geöffnet und wieder geſchloſſen hatte, faßte er ſehr geſchickt das Schiff, worin jene Herren ſich befanden, und ſetzte es auf ſeinen Nagel, wobei er ſich, voll Furcht, es zu zerdrücken, ſehr in Acht nahm, es nicht zu hart anzufaſſen.

„Das Thier iſt ja von dem erſten ganz verſchieden,“ ſprach der Zwerg vom Saturn.

Der Sirier setzte das vermeinte Thier in seine hohle Hand. Die Mannschaft und die Passagiere, die von einem Orkan verschlagen zu sein und sich auf einer Art Klippe zu befinden glaubten, setzten sich sämmtlich in Bewegung. Die Matrosen nahmen die Weinfässer, rollten sie über Bord auf Mikromegas' Hand und sprangen dann selbst nach. Die Mathematiker griffen zu ihren Quadranten, Sectoren und lappländischen Mädchen [17]) und wagten sich bis auf die Finger des Sirier's. Sie brachten es durch Alles, was sie vornahmen, endlich dahin, daß er einen leisen Kitzel an den Fingern verspürte; man hatte ihm nämlich einen eisernen Stab etwa einen Fuß tief in den Zeigefinger eingerammt. Aus dem Prickeln, das ihm dieß verursachte, schloß er, aus dem kleinen Thiere, das er in der Hand hielt, müsse etwas herausgekommen sein; weiter aber erstreckten sich seine Vermuthungen nicht. Das Mikroskop, vermittelst dessen er kaum einen Wallfisch und ein großes Schiff unterscheiden konnte, ließ ihn ein so unbemerkbares Wesen, wie die Menschen, nicht entdecken. Ich will hier Niemandes Eitelkeit zu nahe treten, muß indessen die Leute, die sich ein so hochwichtiges Ansehen geben, bitten, mir eine kleine Bemerkung zu erlauben. Angenommen nämlich, daß die Menschen im Durchschnitt etwas über sechs Fuß hoch sind, spielen wir auf Erden keine größere Rolle, als auf einer Kugel von zehn Fuß im Umkreise ein Thier spielen würde, das etwa den 50,000sten Theil einer Linie mäße. Man denke sich ein Wesen, das die ganze Erde in der Hand halten könnte, und dessen Organe zu ihm in gleichem Verhältniß ständen, wie die unsrigen zu uns, — und es ist sehr möglich, daß es eine Menge solcher Wesen giebt —: und dann mache man sich gefälligst eine Vorstellung davon,

was sie von jenen Schlachten halten würden, wodurch wir zwei Dörfer gewannen, die wir nachher wieder herausgeben mußten.

Ich zweifle gar nicht, daß, wenn vielleicht dieß Werkchen einem Hauptmann der großen Grenadiere zu Gesicht kommt, derselbe die Bärenmütze seiner Compagnie wenigstens um zwei Fuß gut gemessen erhöhen läßt. Doch mag er es anfangen, wie er will, ich muß ihm leider die Versicherung geben, daß er und seine Leute dennoch immer unendlich klein bleiben werden.

Welcher wunderbaren Geschicklichkeit bedurfte es also für unsre Philosophen vom Sirius, um die besagten Atome zu entdecken! Als Leuwenhoeck und Hartsoeker zuerst das Körnchen, woraus wir entstehen, erblickten oder zu erblicken glaubten [18]), machten sie bei weitem keine so erstaunliche Entdeckung. Welches Vergnügen empfand nicht Mikromegas, als er sah, wie die kleinen Maschinen sich bewegten, als er alle ihre Wendungen, Alles, was sie vornahmen, mit den Augen verfolgte! Mit welchem Entzücken theilte er seinem Reisegefährten seine Entdeckung mit, indem er ihm eins seiner Mikroskope in die Hand gab! „Ich sehe sie," riefen Beide zugleich; „sehen Sie nicht, welche Lasten sie tragen, wie sie sich bücken und wieder aufrichten?"

Indem sie so sprachen, zitterten ihre Hände zugleich vor Vergnügen, so unerhörte Gegenstände zu sehen, und vor Furcht, sie zu verlieren.

Der Saturnier, der jetzt von übertriebenem Unglauben zu ebenso übertriebener Leichtgläubigkeit überging, glaubte zu entdecken, daß sie an der Fortpflanzung arbeiteten. „Ach!" sprach er, „ich habe die Natur auf der That ertappt" [19]). Doch er ließ sich durch den Schein

betrügen, wie das nur zu oft geschieht, mag man sich nun eines Vergrößerungsglases bedienen oder seiner bloßen Augen.

Sechstes Kapitel.

Was ihnen mit den Menschen begegnete.

Mikromegas, ein weit besserer Beobachter, als sein Zwerg, erkannte deutlich, daß die Atome mit einander sprachen, und überzeugte auch seinen Gefährten davon. Doch da dieser sich schämte, sich in Betreff der Fortpflanzung getäuscht zu haben, wollte er jetzt nicht glauben, daß solche Thierchen sich Begriffe mittheilen könnten. Ihm war eben sowohl wie dem Sirier die Gabe der Sprachen eigen. Er hörte unsre Atome nicht sprechen und schloß daraus, daß sie nicht sprächen. Wo sollten überdieß so unbemerkbare Wesen ihre Stimmorgane und was sollten sie sich einander zu sagen haben? Um zu reden, müßte man doch denken oder dergleichen; wenn sie aber dächten, so hätten sie ja das Aequivalent einer Seele: solchen Wesen nun aber das Aequivalent einer Seele zusprechen, schien ihm doch gar zu ungereimt.

„Aber," sprach der Sirier, „eben wollten Sie ja noch darauf schwören, die kleinen Wesen in Liebesgeschäften überrascht zu haben; glauben Sie denn etwa, daß es dabei ohne Gedanken, ohne Worte, oder doch ohne irgend ein Mittel, sich verständlich zu machen, abgehen kann? Oder sehen Sie es überhaupt als ausgemacht an, daß es schwerer sei, ein Argument zu produciren, als ein Kind? Was mich betrifft, so gesteh' ich, daß mir das Eine

als ein eben so unerklärliches Geheimniß erscheint, wie das Andre.“

„Ich wage nichts mehr zu glauben oder in Abrede zu stellen,“ sprach der Zwerg; „ich habe keine Meinung mehr; wir müssen versuchen, diese Insekten genau zu prüfen, und auf das Ergebniß dieser Untersuchung dann unsre Schlußfolgerung bauen.“

„Ein sehr guter Vorschlag,“ sprach Mikromegas; und zugleich nahm er eine Scheere, beschnitt sich die Nägel damit und machte aus einem Nagelschnitzel seines Daumen eine Art großen Sprachrohrs in Trichterform, dessen Spitze er sich ins Ohr hielt. Die schwächste Stimme drang in die kreisförmigen Fasern des Nagels, so daß, Dank seiner glücklichen Geschicklichkeit, der Philosoph aus jenen höhern Regionen das Gesumse unsrer kleinen Erdinsekten vollkommen deutlich vernahm.

Nach wenig Stunden gelang es ihm, die Worte zu unterscheiden und endlich das Französische zu verstehen. Auch der Zwerg brachte es zuletzt dahin, obgleich mit größerer Schwierigkeit. Das Staunen der beiden Wanderer wuchs mit jedem Augenblick. Sie hörten, wie die Milben sich ganz verständig mit einander unterhielten; dieß Naturspiel schien ihnen unerklärlich. Man kann sich leicht denken, daß der Sirier und sein Zwerg vor Ungeduld brannten, eine Unterhaltung mit den Atomen anzuknüpfen; mit Recht fürchtete aber der Zwerg, seine Donnerstimme und noch mehr die des Mikromegas möchte die Milben betäuben und nicht von ihnen verstanden werden. Sie mußten die Stärke derselben mäßigen und nahmen zu dem Ende eine Art kleiner Zahnstocher in den Mund, deren stark ausgefasertes Ende sie den Schiffen näherten. Der Sirier hielt den Zwerg auf seinen Knieen

und das Schiff mit der Mannschaft auf einem Nagel, bückte sich dann darauf herab und sprach, so leise er konnte. Mit sorgfältiger Beobachtung aller dieser und noch andrer Vorsichtsmaßregeln begann er endlich seine Rede folgendermaßen:

„Unsichtbare Insekten, die es dem Schöpfer gefiel, im Abgrunde des unendlich Kleinen ins Dasein zu rufen; ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, Geheimnisse zu entdecken, die undurchdringlich schienen. An meinem Hofe würde man es vielleicht nicht der Mühe werth halten, euch anzusehen; allein ich verachte Niemanden und biete euch meinen Schutz an."

Gerieth jemals ein Mensch vor Erstaunen außer sich, so waren es die Leute auf dem Schiffe, als sie diese Worte vernahmen. Sie konnten nicht herausbringen, woher sie kamen. Der Schiffsgeistliche murmelte in seiner Angst Beschwörungsformeln, die Matrosen fluchten und die Philosophen machten ein System; mochten sie aber noch so schöne Systeme ersinnen, auf keine Weise konnten sie dahinterkommen, wer mit ihnen sprach. Der Zwerg vom Saturn, der eine sanftere Stimme hatte als Mikromegas, sagte ihnen in wenig Worten, mit wem sie zu thun hätten. Er erzählte ihnen ihre Reise vom Saturn, gab ihnen Auskunft über Stand und Herkunft des Herrn Mikromegas und nachdem er sie aufrichtig bedauert, so klein zu sein, fragte er, ob sie sich immer in diesem jämmerlichen, so nahe ans Nichts grenzenden Zustande befunden hätten, was sie auf einer Kugel machten, die nur den Wallfischen zu gehören scheine, ob sie glücklich wären, ob sie sich vermehrten, ob sie eine Seele hätten, und hundert Fragen ähnlicher Art.

Ein Schwadronör unter der Mannschaft, der beherz-

ter war, als die übrigen, und ſich ärgerte, daß man an ſeiner Seele zweifeln könne, beobachtete den Sprecher vermittelſt ſeiner auf einem Quadranten gehörig gerichteten Diopter [20]), nahm zwei Standpunkte und ſprach, als er den dritten genommen hatte, folgendermaßen: „Sie glauben alſo, Herr, weil Sie vom Kopf bis zu den Füßen tauſend Klafter meſſen, Sie wären ein....“

„Tauſend Klafter!“ rief der Zwerg: „gerechter Himmel! woher kennt der meine Maße? tauſend Klafter! er irrt ſich auch nicht um einen Zoll! Wie! dieß Atom hat mich gemeſſen! es iſt ein Mathematiker, es kennt meine Größe; und ich, der ich ihn nur durch ein Mikroſkop ſehe, kenne die ſeinige noch nicht!“

„Ja, ich habe Sie gemeſſen,“ ſprach der Phyſiker, „und getraue mich auch wohl ihren großen Gefährten zu meſſen.“

Der Vorſchlag wurde angenommen. Se. Excellenz legte ſich der Länge nach auf den Bauch, denn hätte er aufrecht geſtanden, ſo würde ſein Kopf zu weit über die Wolken hinausgeragt haben. Unſre Philoſophen rammten ihm darauf in der Gegend des Kreuzbeins einen hohen Maſtbaum in die Haut, ſtellten eine trigonometriſche Meſſung an und brachten vermittelſt derſelben glücklich heraus, daß ſie es mit einem jungen Manne von 120,000 Pariſer Fuß zu thun hatten.

„Klarer als je erkenne ich jetzt,“ nahm Mikromegas das Wort, „daß man nichts nach ſeiner ſcheinbaren Größe beurtheilen darf. O Gott! der Du dieſen anſcheinend ſo verächtlichen Weſen eine ſo helle Einſicht verliehſt, das unendlich Kleine koſtet Dir ſo wenig Mühe, wie das unendlich Große; und wenn es möglich iſt, daß es noch kleinere Weſen giebt, als dieſe, ſo ſind ſie doch vielleicht

geistig jenen stolzen Geschöpfen überlegen, die ich im Himmel sah, und deren Fuß allein die ganze Kugel, auf die ich mich jetzt herabließ, bedecken würde."

Einer der Philosophen erwiderte ihm, er könne fest überzeugt sein, daß es in der That verständige Wesen gebe, die noch weit kleiner wären, als der Mensch. Er erzählte ihm, nicht etwa alle die Fabeln, die Virgil über die Bienen vorbringt [21]), wohl aber die Ergebnisse der Entdeckungen Swammerdam's und der Zergliederungen Réaumur's [22]). Er versicherte ihn endlich, daß es Geschöpfe gebe, die sich zu den Bienen verhalten, wie die Bienen zum Menschen, und wie der Sirier selbst zu jenen ungeheuren Wesen, wovon er vorhin gesprochen, und wie diese wieder zu andern, in Vergleich mit welchen sie nur als Atome erscheinen. Allmälig wurde die Unterhaltung sehr anziehend, und Mikromegas sprach folgendermaßen:

Siebentes Kapitel.

Unterredung mit den Menschen.

„O ihr einsichtsvollen Atome, in denen es dem Ewigen gefiel, seine Weisheit und Macht zu offenbaren, ihr müßt doch ohne Zweifel auf eurer Kugel die reinsten Freuden schmecken; denn da ihr so wenig Materie an euch habt und ganz Geist zu sein scheint, könnt ihr wohl euer Leben gar nicht anders als mit Lieben und Denken hinbringen; das ist doch das wahre Leben der Geister. Nirgend sah ich bis jetzt das wahre Glück; hier aber weilt es ohne allen Zweifel."

Bei diesen Worten schüttelten alle Philosophen die

Köpfe, und einer von ihnen, der freimüthiger war, als die andern, gestand offenbar, daß mit Ausnahme einer kleinen Anzahl sehr gering geachteter Erdbewohner alle übrigen nur einen Haufen von Narren, Böswichtern und Unglücklichen ausmachten.

„Wir haben mehr Materie, als nöthig ist," sprach er, „um viel Böses zu thun, wenn das Böse aus der Materie entspringt, und zu viel Geist, wenn das Böse geistigen Ursprungs ist. Wissen Sie z. B. wohl, daß eben jetzt, während ich mit Ihnen rede, 100,000 Narren unserer Gattung, die Hüte tragen, 100,000 ihrer Mitgeschöpfe, die ihren Kopf mit einem Turban bedecken, niedermetzeln oder sich von ihnen niedermetzeln lassen und daß man es seit undenklicher Zeit fast auf der ganzen Erde so gehalten hat?"

Der Sirier schauderte und fragte, welche Ursache denn so erbärmliche Thiere zu so furchtbarem Zank haben könnten.

„Es handelt sich," antwortetete der Philosoph, „um einige Haufen Koth, die so groß sind wie Ihre Ferse. Doch glauben Sie nicht, daß irgend einer von jenen Millionen Menschen, die sich erwürgen lassen, auf ein Hälmchen, das auf diesem Kothe wächst, den geringsten Anspruch macht. Es fragt sich nur, ob er einem gewissen Menschen gehören soll, den man Sultan nennt, oder einem andern, der sich, ich weiß nicht warum, Cäsar nennen läßt. Keiner von Beiden sah jemals den kleinen Erdwinkel, um den es sich handelt, noch wird er ihn vermuthlich jemals sehen; und nur wenige jener Thiere, die sich gegenwärtig erwürgen, sahen jemals jenes Geschöpf, für welches sie sich erwürgen" [23]).

„Unglückliche!" rief der Sirier empört; „kann man denn ein solches Uebermaß tollhäuslischer Wuth begreifen! Ich hätte große Lust, drei Schritte zu thun und mit drei

Fußtritten dieſen ganzen Ameiſenhaufen lächerlicher Mörder zu zertreten."

„Geben Sie ſich keine Mühe," antwortete man ihm; „die Leute arbeiten ohnehin ſchon hinlänglich an ihrem eignen Verderben. Wiſſen Sie, daß nach jedem Zeitraum von zehn Jahren kaum der hundertſte Theil der Elenden übrig iſt; wiſſen Sie, daß, wenn ſie auch nicht den Degen gezogen hätten, Hunger, Mühſeligkeiten oder Unmäßigkeit faſt Alle hinraffen. Ueberdieß iſt es nicht das Volk, das beſtraft zu werden verdient, es ſind vielmehr jene zu Hauſe hockenden Barbaren, die aus ihrem Kabinet, während ſie der Verdauung obliegen, die Niedermetzelung von Millionen befehlen und ſodann feierliche Dankgebete verordnen."

Der Wandrer fühlte ſein Herz von Mitleiden mit dem armen, kleinen Geſchlechte der Menſchen bewegt, bei denen er ſo merkwürdige Gegenſätze entdeckte.

„Da ihr zu den wenigen Weiſen gehört," fragte er die Herren, „und augenſcheinlich Niemanden für Geld umbringt, ſo ſagt mir doch gefälligſt, womit ihr euch beſchäftigt?"

„Wir zergliedern Fliegen," ſprach der Philoſoph, „wir meſſen Linien und häufen Zahlen aufeinander; wir ſind über zwei oder drei Punkte, die wir begreifen, mit einander einverſtanden und disputiren über 2 oder 3000 andere, die wir nicht verſtehen."

Der Sirier und der Saturnier bekamen Luſt, die denkenden Atome zu fragen, in welchen Dingen ſie übereinſtimmten. „Wie weit zählt ihr," ſprach der Letztere, „vom Hundsſtern bis zu dem größten Stern in der Conſtellation der Zwillinge?"

„Zweiunddreißig und einen halben Grad," antworteten Alle wie aus einem Munde.

„Wie weit rechnet ihr von hier bis zu eurem Monde?"

„Ungefähr sechzig halbe Erddurchmesser."

„Wie schwer wiegt eure Luft?"

Durch diese Frage glaubte er sie zu fangen, allein Alle wußten, daß die Luft ungefähr 900mal leichter, als ein gleiches Volumen des leichtesten Wassers, und 19,000mal leichter, als Dukatengold, ist.

Ganz erstaunt über ihre Antworten, war der kleine Zwerg vom Saturn jetzt sehr geneigt, dieselben Leute für Hexenmeister zu halten, denen er vor einer Viertelstunde erst die Seele abgesprochen hatte.

Zuletzt sprach Mikromegas: „Da ihr so gut über das unterrichtet seid, was um und außer euch ist, so wißt ihr ohne Zweifel noch besser über das Bescheid, was in euch ist. Sagt mir doch, was ist eure Seele und wie bildet ihr eure Begriffe?"

Die Philosophen sprachen wieder alle zugleich, wie bei den frühern Fragen, waren aber diesmal sämmtlich verschiedner Meinung. Der älteste citirte Aristoteles, ein andrer nannte Cartesius, ein dritter Malebranche, der vierte Leibnitz, der fünfte Locke.

Ein alter Peripatetiker sprach laut und zuversichtlich: „Die Seele ist eine Entelechie und ein Grund, vermöge dessen sie die Macht hat, zu sein, was sie ist. Aristoteles erklärt dieß ausdrücklich, Pagina 633 der Ausgabe des Louvre: *Ἐντελέχεια ἔστι . . . .*" [24]).

„Ich verstehe das Griechische nicht allzuwohl," unterbrach ihn der Riese.

„Ich ebenso wenig," sprach die philosophische Milbe.

„Warum citiren Sie denn einen gewiſſen Ariſtoteles in griechiſcher Sprache?“ fragte der Sirier.

„Weil es am zweckmäßigſten iſt,“ erwiderte der Gelehrte, „etwas, wovon man nichts begreift, auch in einer Sprache zu citiren, die man nicht verſteht.“

Der Carteſianer nahm hierauf das Wort und ſprach: „Die Seele iſt ein reiner Geiſt, der vor ſeiner Geburt alle metaphyſiſchen Ideen empfangen und der, wenn er zur Welt gekommen, in die Schule gehen muß, um von Neuem zu lernen, was er ſo ſchön wußte und jetzt nicht mehr weiß“ [25]).

„Dann verlohnte es ja nicht der Mühe,“ erwiderte das vier Meilen hohe Geſchöpf, „daß Deine ungeborne Seele ſo gelehrt war, um wieder ſo unwiſſend zu werden, wenn Dir der Bart wuchs. Aber was verſtehſt Du unter Geiſt?“

„Eine kaptioſe Frage!“ erwiderte der Schlußmacher; „ich habe keinen rechten Begriff davon; er ſoll etwas Anderes als die Materie ſein.“

„Aber weißt Du denn wenigſtens, was die Materie iſt?“

„Aus dem Fundament,“ antwortete der Menſch. „Zum Beiſpiel dieſer Stein iſt grau und hat eine Geſtalt, wie Figura zeigt; er hat ſeine drei Dimenſionen, ſein Gewicht und iſt theilbar.“

„Nun gut!“ ſprach der Sirier; wirſt Du mir denn nun ſagen, was dieß Ding, das Dir theilbar, ſchwer und grau erſcheint, ſeinem eigentlichen Weſen nach iſt? Du ſiehſt einige äußere Merkmale; aber kennſt Du den wahren Grund der Sache?“

„Nein,“ erwiderte jener.

„Dann weißt Du auch nicht, was die Materie iſt.“

Mikromegas wandte ſich hierauf an einen andern Weiſen, den er auf dem Nagel ſeines Daumens hielt, und fragte ihn, was ſeine Seele ſei und was ſie mache.

„Durchaus nichts," erwiderte der Schüler Malebranche's; „Gott thut Alles für mich; ich ſehe Alles nur in ihm, thue Alles nur in ihm; er thut Alles, ohne daß ich die Hand dabei im Spiel habe" [26]).

„Dann wäre es eben ſo gut, gar nicht zu exiſtiren," ſagte der Sirier. — Und Du, mein Freund," fragte er, zu einem Leibnitzianer gewandt, weiter, „was hältſt Du von Deiner Seele?"

„Sie iſt ein Zeiger," erwiderte der Leibnitzianer, „der die Stunde anzeigt, während mein Körper als Pendel das Tiktak dazu macht, oder auch umgekehrt, wenn Sie lieber wollen. Oder meine Seele iſt der Spiegel des Univerſums und mein Körper iſt der Rahmen des Spiegels. Das Alles iſt mit Händen zu greifen" [27]).

In ſeiner Nähe ſtand ein kleiner Anhänger Locke's, der, als endlich auch an ihn die Reihe kam, beſcheiden ſprach: „Ich weiß nicht, wie ich denke, wohl aber, daß ich nie anders dachte, als in Folge einer Anregung durch meine Sinne. Mag es unkörperliche und mit Einſicht begabte Weſen geben, ich zweifle nicht daran; daß es aber Gott durchaus unmöglich ſein ſollte, der Materie den Gedanken mitzutheilen, bezweifle ich ſehr. Ich verehre die ewige Macht; es ziemt mir nicht, ſie beſchränken zu wollen. Ich behaupte nichts mit Gewißheit; ich glaube nur, daß mehr Dinge möglich ſind, als man denkt" [28]).

Das Geſchöpf vom Sirius lächelte, und dieſer letzte Sprecher erſchien ihm nicht als der unweiſeſte; der Zwerg vom Saturn aber hätte den Anhänger Locke's, ohne

das leidige Mißverhältniß ihrer Größe, gern in die Arme geschlossen.

Zu allem Unglück aber war auch ein kleines Thierchen in viereckter Mütze zugegen und das schnitt all den Philosophenthierchen die weitere Rede kurz ab. Er versicherte, er wisse das Ding ganz genau, es stehe Alles haarklein in der **Summa Sancti Thomae**. Er maß die beiden Himmelsbewohner vom Kopf bis zu den Füßen und behauptete ihnen dann ins Gesicht, ihre Personen, ihre Welten, ihre Sonnen, ihre Sterne, kurz Alles sei einzig und allein für den Menschen da [29]).

Bei diesen Worten konnten die beiden Reisenden sich nicht länger halten; sie erstickten fast an jenem unauslöschlichen Gelächter, das nach Homer das Erbtheil der seligen Götter ist [30]), und bei den dadurch verursachten Erschütterungen ihrer Schultern und Bäuche fiel das Schiff, das der Sirier bisher vorsichtig auf dem Nagel seines Daumen gehalten hatte, in eine Hosentasche des Saturniers. Die beiden guten Leute suchten lange darnach; endlich fanden sie es sammt der Mannschaft und brachten Alles sehr sorgfältig und sauber wieder in Ordnung.

Der Sirier nahm die kleinen Milben wieder vor und unterhielt sich noch sehr gütig mit ihnen, obgleich es ihm im Grunde seines Herzens leid that, die unendlich kleinen Wesen von einem fast unendlich großen Hochmuth beseelt zu sehen. Er versprach ihnen, ein schönes Lehrbuch der Philosophie zu ihrem Gebrauch mit recht kleinen Buchstaben zu schreiben, worin sie Aufschluß über den Endzweck aller Dinge finden würden.

Wirklich gab er ihnen vor seiner Abreise den versprochenen Folianten: man brachte ihn nach Paris und legte ihn der Akademie der Wissenschaften vor; als

aber der Secretär ihn aufschlug, sah er nichts als ein Buch weißes Papier. „Ach!“ sprach er, „das hatte ich mir gleich gedacht!“

Noten zum Mikromegas.

1) Der Sirius im Kopf des großen Hundes (etwa unterm 99. Meridian und dem 16° südl. Br.), der hellste und schönste Fixstern an unserm Firmament, ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, so groß, daß die hier angegebene Größe eines Bewohners seines Weltsystems keineswegs Uebertreibung zu sein braucht und so wenig Anstoß erregen kann, wie Homer's „eherner Ares“, der, als Diomed ihn mit dem Speer verwundet, ein Gebrüll erhebt, wie 9 oder 10,000 Krieger (Il. V, vs 859 sqq.), und als ihn Athene mit einem Steinwurf zu Boden streckt, im Fallen sieben Acker Landes (ἑπτὰ πέλεθρα) bedeckt (ibid. XXI, vs. 407). Ein Maler freilich dürfte bei der Darstellung des Mikromegas im Gespräch mit dem Secretär der saturnischen Akademie oder gar mit Herrn von Maupertuis und Consorten in noch größere Verlegenheit gerathen, als bei Swift's Riesen von Brobdignag und Zwergen von Lilliput (vgl. Lessing's Laokoon, XII). Da indessen ein braver englischer Maler sich herabließ, einen gewissen Napoleon Bonaparte, dem unsterblichen Helden und Selbstherrscher Georg III. gegenüber, als Zwerg Gulliver, den der große König von Brobdignag durch die Lupe besieht, zu verewigen, so wären in der neuesten Geschichte vielleicht auch ähnliche Proportionen aufzutreiben, die bei der Darstellung der belebten Erdatome, dem Siriusriesen gegenüber, dem Maler als Norm dienen könnten. Einen Zwerg freilich von gleicher Unbedeutsamkeit, wie der verschollene, nur allenfalls in jenem Bilde James Gilrey's noch fortlebende Napoleon, dürfte man jetzt schwer finden, als Geistesriesen gleich dem erhabenen Georg III.

Der Uebers.

2) Pascal wurde ein großer Mathematiker, freilich keiner von denen, die durch bedeutende Entdeckungen die Wissenschaft

bereicherten, wie ein Descartes oder Newton, wohl aber iſt er den Mathematikern beizuzählen, welche durch ihre Werke*) die Tiefe ihres Geiſtes beurkundeten.

Anm. Condorcet's.

3) Voltaire hatte von Seiten des Theatiners Boyer (ſ. Note 18 zu der Epiſtel über die Preßfreiheit, Th. I u. II unſ. Ausg. S. 253) heftige Verfolgungen ausſtehen müſſen, weil er**) geſagt hatte, die Fähigkeiten unſrer Seele entwickelten ſich zu gleicher Zeit, wie unſre Organe, und auf gleiche Weiſe, wie die Seelenfähigkeiten der Thiere. Anm. Condorcet's.

4) Ein gelehrter Engländer (Pfarrer zu Upminſter in der Grafſchaft Eſſex, geb. 1657, geſt. 1735), Verfaſſer der aſtronomiſchen Theologie (Astrotheology, London, 1714) und einiger andern Werke, die zum Zweck haben, durch die ausführliche Darlegung der Wunder der Natur das Daſein Gottes zu beweiſen. Unglücklicher Weiſe irren er und ſeine Anhänger ſich nur zu oft in der Auseinanderſetzung dieſer Wunder. Sie gerathen über die Weisheit, die ſich in der Anordnung eines Phänomens offenbart, außer ſich, und hinterdrein findet ſich dann, daß dieß Phänomen von dem, was ſie darin ſahen, himmelweit verſchieden iſt. Dann aber erſcheint ihnen dieſe neue Ordnung als ein Wunder der Weisheit. Durch dieſen Fehler, den alle ſolche Werke miteinander gemein haben, geriethen ſie in Mißkredit. Man ſieht voraus, daß, wie das Ding auch beſchaffen ſein möge, der Verfaſſer zuletzt unfehlbar in ekſtatiſche Bewunderung darüber ausbricht.

Anm. Condorcet's.

5) Jean Baptiſte Lulli (1633—1687), ein geborener Italiener, der aber jung nach Frankreich kam, bei Ludwig XIV. hoch in Gnaden ſtand und als der Vater der franzöſiſchen Muſik an-

*) Der berühmte Verfaſſer der (das Anſehen und die Macht der Jeſuiten zuerſt in ihren Grundveſten erſchütternden) *lettres provinciales* und der im Ganzen geiſtreichen, wenn auch von Voltaire ziemlich ſcharf kritiſirten *pensées* machte ſich als Phyſiker und Mathematiker durch ſeine Abhandlungen *de l'équilivre des liqueurs, de la pesanteur de la masse de l'air, de la cycloïde etc.* einen Namen. — Die Nachricht über die wunderbar frühe Entwickelung ſeines mathematiſchen Genie's findet ſich in ſeiner Biographie von ſeiner Schweſter Mad. Perrier. Der Ueberſ.

**) Im 13. ſeiner Briefe über England, der eine ſummariſche Darlegung des Locke'ſchen Senſualismus enthält. Der Ueberſ.

gesehen wird. Jetzt gelten freilich seine Compositionen der Quinault'schen Opern nur noch als kunstgeschichtliches Curiosum. Der Uebers.

6) Siehe Condorcet's Vorwort. Bernard Le Bovier de Fontenelle (geb. 1657, gest 1757) war ein Schriftsteller, der sich in den verschiedensten Zweigen der Literatur, in den abstrusesten mathematischen Forschungen auf der einen und in leichten Schäfergedichten auf der andern Seite einen Namen machte und dessen Vielseitigkeit Voltaire selbst in einem Epigramm verewigte. Seinem berühmtesten Werke sur la pluralité des mondes zollt er die verdiente Anerkennung und bedauert nur, daß es sich um die Hirngespinnste der cartesischen Wirbel (S. Note 7 zu dem Gedicht über die Freiheit) dreht. Obiges ist eine Anspielung auf die von Fontenelle als Secretär der Akademie der Wissenschaften herausgegebene offizielle Geschichte dieser gelehrten Gesellschaft, worin ihm Auszüge aus ihren Memoiren zu liefern und über die Resultate ihrer Forschungen Bericht abzustatten oblag. Der Uebers.

7) Fontenelle bedient sich dieser Gleichnisse im Anfange seiner entretiens sur la pluralité des mondes. Der Uebers.

8) Unter einer Sonnenrevolution in Bezug auf den Saturn ist die Umlaufszeit dieses Planeten zu verstehen, die etwa 30 Erdenjahre beträgt. Der Uebers.

9) Maupertuis, mit dem Voltaire bald nachher in bittere Feindschaft gerieth. — Man kannte damals nur fünf Trabanten des Saturn, zu welchen 37 Jahre später Herschel noch zwei andre entdeckte. Der Uebers.

10) Vielleicht der Kardinal Quirini, der freilich nur Bischof (v. Brescia), aber damals der einzige hohe Prälat war, mit welchem Voltaire im freundlichen Vernehmen stand, und der ihm auch als Bibliothekar des Vatican Gefälligkeiten konnte erwiesen haben, worauf sich der ihm hier abgestattete Dank bezieht. Der Uebers.

11) Die von Voltaire angenommenen zwei Trabanten des Mars sind auch bis jetzt noch nicht entdeckt. Fontenelle meint dagegen (in seinen *entretiens* etc. 4. Abend), der Mondenschein werde vielleicht auf dem Mars durch eine Art leuchtender Vögel

erſetzt, wie man ſie auch in Amerika finde! Es iſt zu verwundern, daß ihm Voltaire über dieſe kühne Conjectur nichts abgiebt. Der Ueberſ.

12) Der Jeſuit Bertrand Caſtel (1688—1755) war einer der thätigſten Mitarbeiter des Journal de Trevoux (ſ. die 30. Note zum Kandid, S. 184) und ein Mann von nicht unbedeutenden Kenntniſſen in der Mathematik und Phyſik, der ſich indeſſen durch allerhand ſeltſame Hypotheſen und vermeinte Erfindungen noch bekannter, als durch ſeine Gelehrſamkeit, und mitunter ziemlich lächerlich machte. So erſann er eine Art optiſcher Orgel, vermittelſt deren er durch methodiſchen Farbenwechſel dem Auge eine eben ſo angenehme Unterhaltung zu bereiten wähnte, wie dem Ohre durch den Wechſel der Töne, und wunderte ſich ſehr, daß dieſe Erfindung keinen Anklang fand. Der Ueberſ.

13) Man kennt Friedrich Wilhelm's I. Paſſion für große Soldaten und das Rieſencorps der Potsdamer Garde, die Friedrich II. auseinander gehen ließ, wovon aber Voltaire noch die letzten Ueberbleibſel ſah. (Es iſt bemerkenswerth, daß der Mikromegas während ſeines Aufenthalts in Berlin erſchien.) Der Ueberſ.

14) Der Saturnier ſpricht von der ſchiefen Richtung der Erdachſe, vermöge deren ſie ſich gleichſam in Schraubenwindungen um die Sonne dreht und durch welche der Wechſel der Jahreszeiten bedingt iſt, keineswegs aber, wie es hier heißt, die Kälte an den Polen, da ohne ſie die Sonnenſtrahlen das ganze Jahr hindurch nicht perpendikulärer auf dieſelben fallen würden, als jetzt zur Zeit der Nachtgleichen, wenn die Sonne im Aequator ſteht. Der Ueberſ.

15) Mikromegas denkt an die parallel-laufenden ſchnurgeraden Streifen, die Fontana 1633 auf der Oberfläche des Jupiter und Huyghen ſpäter auch am Saturn entdeckte. Der Ueberſ.

16) Im J. 1737 begaben ſich Maupertuis, Clairaut, Le Monnier und andre Mitglieder der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften nach dem nördlichen Polarkreiſe, um die von Newton berechnete Abplattung der Erde an den Polen durch Meſſung der Breitegrade in jenem Klima a posteriori zu conſtatiren. Voltaire hat dieſe wiſſenſchaftliche Expedition in einer, wie ſeine meiſten lyriſchen Gedichte, ziemlich mittelmäßigen Ode gefeiert. Der Ueberſ.

17) Zwei Schwestern aus Tornea am bothnischen Meerbusen, die von jenen Gelehrten (s. d. vorige Note) gegen den Willen ihres Vaters, doch vermuthlich nicht gegen ihren eignen, mit nach Frankreich genommen wurden. Vergl. Voltaire's dritte Note zu seiner Satire „der Russe in Paris."
Der Uebers.

18) Anton von Leuwenhoek (1632—1725) und Nikolaus Hartsoeker (1656—1725), zwei berühmte holländische Naturforscher, von denen der Erstere seine vielen wirklichen und vermeinten Entdeckungen in dem voluminösen Werke arcana naturae detecta und der Andre die Ergebnisse seiner Forschungen und Grübeleien in den zu ihrer Zeit vielbewunderten und andrerseits eben so vielfach angefeindeten conjectures physiques niederlegte. Beide suchten das Geheimniß der Zeugung, mit Beseitigung des von Graaf aufgestellten Systems des (mütterlichen) Eis, durch die von Leuwenhoek angeblich entdeckten Samenthierchen zu erklären.
Der Uebers.

19) Drolliger und treffend gewählter Ausdruck Fontenelle's, wo von einer naturhistorischen Entdeckung die Rede ist.
Anm. Condoreet's.

20) Diopter heißen an mathematischen und physikalischen Instrumenten, wie z. B. am Astrolabium, diejenigen Vorrichtungen, vermittelst deren man nach einem Punkte dergestalt visiren kann, daß die Gesichtslinie eine bestimmte, leicht und sicher zu erkennende Lage auf dem Instrumente hat.

21) Im 4ten Buche der Georgika. Voltaire, den seine Zweifelsucht mitunter, wenn auch nur selten, zu nicht geringern Irrthümern verleitete, als Andre ihre Leichtgläubigkeit, suchte in einem Artikel des dictionnaire philosophique Virgil's merkwürdige Darstellung des Bienenstaats zu widerlegen, die sich doch nach spätern sorgfältigen Beobachtungen fast in allen Stücken als richtig auswies.
Der Uebers.

22) R. A. Ferchault de Réaumur (1683—1757) erwarb sich durch eine Menge interessanter Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften dauernden Ruhm. Er schrieb über die Bildung der Muscheln, die nach ihm durch das Verhärten eines von dem Schalthier ausgeschwitzten Saftes entstanden, ferner über die Verwandlung des Eisens in Stahl, über die mannig-

fache Bauart der Vogelnester ꝛc. In seiner bändereichen Naturgeschichte der Insekten giebt er die wichtigsten Aufschlüsse über die Fortpflanzung und Verwandlung mancher Thiere dieser Gattung. Unter Réaumur's Erfindungen hat besonders die des Weingeistthermometers seinen Namen unsterblich gemacht. Dagegen stellt ihn Voltaire, wegen seines Projects, aus Glasscherben Porzelan zu verfertigen, im dritten Kapitel des Zadig nicht mit Unrecht in eine Kategorie mit jenem Akademiker von Lagado, der darauf sinnt, Spinnewebe in Seide zu verwandeln. — Johann Swammerdam (1637—1680), ein ausgezeichneter holländischer Arzt und Physiolog, hinterließ gleichfalls in seiner später (1737) von Boerhave herausgegebenen historia insectorum ein anerkennenswerthes Denkmal der fleißigsten und sorgfältigsten Beobachtungen. Vielleicht erinnern sich manche Leser Swammerdam's und des obenerwähnten Leuwenhoek aus Hoffmann's Meister Floh, wo beide Naturforscher als geheimnißvolle Revenants eine eben so ergötzliche als phantastische Rolle spielen.
Der Uebers.

23) Es ist hier von dem Türkenkriege die Rede, der durch den schmählichen Frieden von Belgrad (1739) beendet wurde, und durch welchen Oesterreich diese wichtige Veste, die Trophäe des großen Eugen, auf immer verlor, weil Kaiser Karl VI, die Ehre und Sicherheit Deutschlands der ungestörten Erbfolge seines Hauses natürlich unterordnend, kein Bedenken trug, die vermeinte Sicherung der letztern durch die schwersten und schmachvollsten Opfer zu erkaufen. (Vgl. die 88. Note zum Kandid, S. 202.) Weit schlagendere Belege für die Nichtswürdigkeit der Eroberungskriege hätte übrigens Voltaire in den kannibalischen Raubkriegen seines gepriesenen Louis XIV. finden können, die das Andenken Frankreichs sowohl als Deutschlands, wie sie sich damals als Staaten zeigten, mit unauslöschlicher Schande brandmarkten.
Der Uebers.

24) Aristoteles nennt dort (περὶ ψυχῆς, II, 1) die Seele das wirksame Lebensprinzip, die erste Form (ἐντελέχεια oder εἶδος) jedes organischen, d. h. zum Leben befähigten physischen Körpers.
Der Uebers.

25) Cartesii princip. philos. P. I, §. 13 sqq.; meditat. metaphys. V, p. 31; epp. tom. I, 59; tom. II, 54 etc.
Der Uebers.

26) **Recherche de la verité, l. III, part. 2. chap. 6.** — Durch ſeine Behauptung, daß wir alle Dinge in Gott ſchauen, der ſie auf intelligible Weiſe in ſich ſchließt, nähert Malebranche ſich, ohne es zu wollen, Spinoza's pantheiſtiſchem Syſtem. Voltaire ſuchte M.'s Lehre ſpäter in der kleinen, ſpeciell gegen ſie gerichteten Schrift: **Tout en Dieu** zu widerlegen.
Der Ueberſ.

27) Leibnitz braucht dieſe und ähnliche Gleichniſſe behuf der Verſinnlichung ſeiner Lehre von der vorherbeſtimmten Harmonie (ſ. Anm. 23 zum 6. Kap. des Zadig). Man vergleiche u. a. **second éclaireissement sur le système de la communication des substances.** Erdmann's Ausgabe der Werke L.'s **tom. I, p. 133 etc.** Der Ueberſ.

28) Bei dem kleinen Philoſophen, der hier in allgemein faßlicher (mithin nach modernen Begriffen ſeichter) Weiſe die Quinteſſenz des Locke'ſchen Senſualismus vorträgt, könnte Voltaire eher an ſich ſelbſt gedacht haben, als bei dem Signor Pococurante im Kandid. Der Ueberſ.

29) In der *Summa theologiae* des heiligen Thomas v. Aquino (1224—1274), den ſeine Zeit den *Doctor universalis* und *angelicus* nannte und der noch unter den Dominikanern und Jeſuiten des 18. Jahrhunderts eine Menge Anhänger zählte, finden ſich bereits die Grundzüge der Theodicäe, die Leibnitz (ſ. die Vorrede zum Kandid) über 400 Jahre ſpäter, ſyſtematiſcher und klarer, aber um nichts fruchtbringender verarbeitete.
Der Ueberſ.

30) **Iliad. A, vs. 599.**

Die Welt, wie sie ist,

Gesicht Babuk's.

(Um 1847 oder 1848.)

Erstes Kapitel.

Unter den Genien, die den Reichen der Welt vorstehen, nimmt der Engel Ituriel einen sehr hohen Rang ein. Das Geschick von Hochasien ist seiner Obhut anvertraut. Eines Morgens ließ er sich zur Wohnung des Skythen Babuk, am Ufer des Oros, herab und sprach zu ihm also: „Babuk! die Thorheiten und Ausschweifungen der Perser haben unsern Zorn erregt. Es wurde gestern eine Versammlung der Schutzgeister Hochasiens gehalten, um zu entscheiden, ob Persepolis nur eine Züchtigung oder gänzliche Zerstörung verdiene. Geh', begieb Dich in diese Stadt und prüfe Alles aufs genauste. Du sollst mir dann treue Rechenschaft ablegen, und nach Deinem Bericht will ich mich entschließen, die Stadt nur zu züchtigen oder zu vertilgen."

„Aber, o Herr!" entgegnete Babuk demüthig, „ich war nie in Persien; ich kenne dort Niemanden."

„Um so besser," sprach der Engel, „so wirst Du desto unparteiischer sein. Du empfingst vom Himmel die Gabe der Unterscheidung, und ich verleihe Dir noch die Eigenschaft, unbedingtes Zutrauen einzuflößen. Geh! sieh',

höre, beobachte Alles und fürchte nichts; Du wirst überall gut aufgenommen werden."

Babuk bestieg sein Kameel und brach mit seinen Dienern auf. Nach einer Reise von mehreren Tagen stieß er an der Ebne von Sennaar auf das persische Heer, das im Begriff stand, dem indischen eine Schlacht zu liefern. Er wandte sich zuerst an einen Soldaten, den er etwas abseit von den übrigen fand. Er befragte ihn um die Ursache des Kriegs.

„Bei allen Göttern," erwiderte der Soldat, „ich weiß nichts davon und es geht mich auch nichts an. Ich habe weiter nichts zu thun, als todt zu schlagen und mich todt schlagen zu lassen, um mein täglich Brod zu verdienen. Was kümmert's mich, wem ich diene? Es wäre sogar sehr möglich, daß ich morgen zu den Indern überliefe; denn sie sollen ihren Soldaten täglich beinahe eine halbe Kupferdrachme mehr geben, als wir in dem verdammten persischen Dienst bekommen. Willst Du wissen, worum man sich eigentlich schlägt, so frage meinen Hauptmann."

Babuk machte dem Soldaten ein kleines Geschenk und betrat das persische Lager. Er machte bald Bekanntschaft mit dem Hauptmann und fragte ihn nach der Ursache des Kriegs.

„Wie kannst Du denken, daß ich was davon weiß?" versetzte der Hauptmann; „was kümmert mich denn jene verwünschte Ursache? Ich wohne 100 Meilen von Persepolis, höre, daß der Krieg erklärt ist, verlasse auf der Stelle meine Familie und suche, wie es einmal bei uns bräuchlich ist, mein Glück oder den Tod, da ich nichts Besseres zu thun habe."

„Aber wissen denn Deine Kameraden nicht etwas besser Bescheid, als Du?" fragte Babuk.

„Sicher nicht," erwiderte der Officier. „Höchstens möchte Einer oder der Andre unsrer Ober-Satrapen Dir genauere Auskunft geben können, warum man sich eigentlich die Hälse bricht."

Höchlich verwundert stellte Babuk sich den Generälen vor, mit denen er bald, wie ihm Iturriel verheißen hatte, ganz vertraut wurde, und einer von ihnen gab ihm endlich folgenden Bescheid: „Veranlaßt wurde dieser Krieg, der seit zwanzig Jahren Asien verheert, ursprünglich durch eine Zänkerei zwischen einem Eunuchen einer Frau des großen Königs von Persien und einem Amtsunterbedienten des großen Königs von Indien, wobei es sich etwa um den dreißigsten Theil einer Darike handelte. Der erste Minister des Königs von Indien und der unsre behaupteten mit gleicher Würde die Rechte ihrer Herren. Der Streit wurde hitzig; auf beiden Seiten stellte man ein Heer von einer Million Soldaten ins Feld und alljährlich muß dasselbe mit 400,000 Mann rekrutirt werden. Mord und Brand, Raub und Verwüstung nimmt täglich mehr überhand, die ganze Menschheit leidet darunter und die Erbitterung dauert fort. Unser erster Minister und der indische versichern oft, daß sie sich bei ihrem Verfahren nur durch die Rücksicht auf das Wohl der Menschheit leiten lassen; und eine solche Versicherung wird jedesmal durch die Einäscherung einiger Städte und die Verheerung einiger Provinzen bekräftigt."

In Folge eines am andern Tage ausgesprengten Gerüchts, man stehe auf dem Punkt, den Frieden abzuschließen, beeilten sich der persische und der indische Feldherr, eine Schlacht zu liefern; sie fiel blutig aus. Babuk war Augenzeuge aller Fehler und aller Gräuel, die dabei vorfielen; er beobachtete das Verfahren der vornehmsten Satrapen, die ihr Möglichstes thaten, um dem Oberfeld-

herrn die Schande einer Niederlage zuzuziehen. Er sah, wie manche Officiere von ihren eignen Truppen erschlagen wurden; er sah, wie Soldaten ihre sterbenden Kameraden vollends erwürgten, um ihnen einige blutige, zerrissene und mit Koth bedeckte Lumpen abzunehmen. Er trat in die Lazarethe, wohin man die Verwundeten brachte, und sah, wie die meisten von ihnen durch die unmenschliche Nachlässigkeit derer umkamen, die der König von Persien schwer besoldete, um ihnen Beistand zu leisten. „Sind das Menschen oder wilde Thiere?" rief Babuk, „ach! ich sehe wohl, Persepolis ist nicht zu retten!"

Voll von diesen Gedanken begab er sich jetzt ins Lager der Inder, wo er der Voraussagung Ituriel's gemäß eben so gut aufgenommen wurde, wie in dem der Perser, wo er aber auch alle dieselben Gräuel antraf, die ihn dort mit Schauder erfüllt hatten. „O!" sprach er bei sich selbst, „wenn der Engel Ituriel die Perser ausrotten will, so muß der Engel der Inder seine Schützlinge nicht minder von der Erde vertilgen. Als er sich aber genauer nach Allem erkundigte, was sich in beiden Heeren zugetragen hatte, erfuhr er auch manche Züge von Großmuth, Seelengröße und Menschlichkeit, die ihn in freudiges Erstaunen setzten. „Unerklärliche Menschen!" rief er, „wie könnt ihr solche Niedrigkeit und solche Größe, so viele Tugenden und so viele Laster in euch vereinen?"

Inzwischen wurde der Friede bekannt gemacht. Die Anführer der beiden Heere, von denen eigentlich keiner den Sieg davongetragen, die aber nur ihres schnöden Vortheils wegen das Blut ihrer Nebenmenschen in Strömen vergossen hatten, begannen jetzt jenen Wettkampf unwürdiger Ränke, wodurch jeder die Belohnungen sich allein zuzueignen und seine Kameraden davon auszuschließen

ſtrebte. Man feierte den Frieden in öffentlichen Schriften, worin die Wiederkehr der Tugend und Glückſeligkeit auf Erden verkündet wurde. „Gott ſei gelobt!“ ſprach Babuk; „Perſepolis wird jetzt der Wohnplatz der reinen geläuterten Unſchuld; es wird nicht den Untergang finden, den die böſen Genien ihm zugedacht hatten. Ich darf nicht länger ſäumen, der Hauptſtadt Aſiens zuzueilen.“

Zweites Kapitel.

Er betrat von der unermeßlichen Stadt zuerſt jene alte im barbariſchen Styl erbaute Vorſtadt, deſſen geſchmackloſe Rohheit das Auge beleidigte. Dieſem ganzen Stadttheile ſah man die Zeit an, in welcher er erbaut war; denn trotz dem Eigenſinn der meiſten Menſchen, das Alte auf Koſten des Neuen herauszuſtreichen, muß man doch einräumen, daß die erſten Verſuche in allen Dingen höchſt roh und unvollkommen ſind.

Babuk miſchte ſich unter eine Volksmenge, die aus dem ſchmutzigſten und häßlichſten Auswurf beider Geſchlechter beſtand. Dieſe Menge drängte ſich mit ſtumpfſinniger Miene in ein ungeheures finſtres Gebäude. Ein beſtändiges Geſumſe um ihn her, eine unaufhörliche Bewegung unter den Leuten, und beſonders der Umſtand, daß einige Perſonen andern Geld gaben, um ſich niederſetzen zu dürfen, brachte ihn auf die Vermuthung, er befinde ſich auf einem Markte, wo man Strohſtühle verkaufte; da er aber bald wahrnahm, daß mehrere Frauen niederknieten und dabei thaten, als ſähen ſie ſtarr vor ſich hin, in der That aber die zur Seite ſtehenden Männer beäugelten, merkte er wohl, daß er in einem Tempel ſei.

Schrille, heiſere, rohe, mißtönende Stimmen ließen das Gewölbe von unartikulirten Tönen widerhallen, die einen ähnlichen Eindruck machten, wie die Stimmen der Waldeſel in den Ebnen der Piktavier, wenn ſie auf den Ruf des Horns antworten. Er verſtopfte ſich die Ohren, hätte ſich aber gern obendrein Augen und Naſe verſtopft, als er Handwerksleute mit Zangen und Schaufeln in den Tempel treten ſah. Sie wälzten einen breiten Stein auf die Seite und warfen aus dem dadurch entſtandenen Loche zur Rechten und zur Linken einen Haufen Erde, die einen wahren Peſtgeruch verbreitete. Hierauf ließ man einen Leichnam in die Oeffnung hinab und legte den Stein wieder darüber.

„Wie!“ rief Babuk, „dieſe Leute begraben ihre Todten an denſelben Oertern, wo ſie zur Gottheit beten! Wie! ihre Tempel ſind mit Leichen gepflaſtert! Jetzt wundre ich mich nicht mehr über die peſtartigen Seuchen, die Perſepolis ſo oft verheeren. Die Fäulniß der Todten und die Ausdünſtungen ſo vieler Lebenden, die ſich an demſelben Orte dicht zuſammendrängen, wäre ja im Stande, den ganzen Erdball zu verpeſten. Welch eine abſcheuliche Stadt iſt doch dieß Perſepolis! Offenbar wollen die Engel ſie zerſtören, um eine ſchönere zu bauen und ſie mit Einwohnern zu bevölkern, die nicht ſo unreinlich ſind und beſſer ſingen. Die Vorſehung kann ihre Gründe haben; wir wollen ſie gewähren laſſen.“

Drittes Kapitel.

Indeſſen ſtand die Sonne beinahe in der Mitte ihres Laufs, und Babuk ſollte am andern Ende der Stadt bei

einer Dame zu Mittag speisen, für die ihr Mann, ein Officier, der beim Heere stand, ihm einen Brief mitgegeben hatte.

Er sah sich erst ein wenig in der Stadt um und kam bei der Gelegenheit in andre Tempel, die im bessern Geschmacke aufgeführt und verziert waren, worin er höfliche Leute sah und die von melodischen Tönen widerhallten. Er sah öffentliche Brunnen, die, obgleich an schlechten Plätzen belegen, doch durch ihre Schönheit auffielen. Er kam auf Plätze, wo die gepriesensten Könige, welche Persien beherrscht hatten, in Erz zu athmen schienen. Er bewunderte herrliche Brücken, die sich majestätisch über dem Fluß wölbten, prächtige und bequeme Kais, Paläste zur Rechten und zur Linken, und ein unermeßliches Gebäude, wo Tausende von alten, verwundeten, siegreichen Kriegern täglich dem Gott der Heerschaaren dankten.

Er kam endlich zu der Dame, die ihn, nebst einer Gesellschaft andrer höflicher und wohlgebildeter Leute, zu Tisch erwartete.

Das Haus war zierlich und geschmackvoll verziert, das Mahl köstlich, die Dame jung, schön, geistreich und verbindlich, und die Gesellschaft ihrer würdig, so daß Babuk bei sich selbst dachte: „Der Engel Iturel ist nicht gescheid, eine so scharmante Stadt zerstören zu wollen.“

Viertes Kapitel.

Indessen bemerkte er, daß die Dame, die sich zuerst sehr zärtlich nach ihrem Manne erkundigt hatte, gegen das Ende der Mahlzeit sich noch weit zärtlicher mit einem jungen Magier unterhielt. Er sah, wie ein Beamter, in

Gegenwart ſeiner Frau, einer jungen Wittwe lebhaft auf den Leib rückte, und wie dieſe nachſichtige Wittwe mit einer Hand den Beamten umſchlungen hielt, während ſie die andre liebevoll einem ſehr hübſchen und beſcheidnen jungen Bürger hinreichte. Die Frau des Beamten ſtand zuerſt vom Tiſch auf, um ſich in einem Nebenzimmer mit ihrem Gewiſſensrath zu unterreden, den man zu Tiſche erwartet hatte, der aber zu ſpät gekommen war; und der Gewiſſensrath, ein zungenfertiger Mann, redete ihr in dem Kabinet mit ſolcher Heftigkeit und Salbung ins Gewiſſen, daß die Dame erſt nach geraumer Zeit und zwar mit feuchten Augen, unſicherm Gange und zitternder Stimme ſich im Speiſeſaal wieder einfand.

Da fürchtete Babuk von Neuem, der Engel Ituriel möchte doch am Ende Recht haben. Vermöge der ihm verliehenen Gabe, allen Leuten Zutrauen einzuflößen, wurde er noch denſelben Tag in die Geheimniſſe der Dame eingeweiht. Sie vertraute ihm ihre Neigung zu dem jungen Magier und verſicherte ihn, daß er in allen Häuſern von Perſepolis auf ähnliche Verhältniſſe ſtoßen werde, wie in dem ihren.

Babuk ſchloß daraus, daß eine ſolche Geſellſchaft nicht beſtehen könne; daß Eiferſucht, Zwietracht, Rache in allen Häuſern wüthen und alle Familien elend machen müſſe; daß jedenfalls die Ehemänner die Liebhaber ihrer Frauen umbringen oder ſelbſt von den Händen jener fallen müßten; kurz, daß Ituriel ſehr wohl daran thun werde, eine Stadt, die auf dieſe Weiſe unaufhörlicher Unordnung preisgegeben ſei, mit einem Mal zu vernichten.

Fünftes Kapitel.

Er war noch mit dieſen traurigen Vorſtellungen beſchäftigt, als er einen ernſten Mann im ſchwarzen Mantel an der Thür erſcheinen ſah, der in ſehr unterthänigen Worten den Wunſch ausſprach, einen jungen Richter zu ſprechen. Ohne aufzuſtehen oder den um Gehör Bittenden nur eines Wortes zu würdigen, gab jener ihm mit ſtolzer und zerſtreuter Miene einige Papiere und verabſchiedete ihn. Babuk erkundigte ſich, wer der Mann ſei, und die Hausfrau erwiderte leiſe: „Er iſt einer der beſten Advocaten in der Stadt; ſeit funfzig Jahren beſchäftigt ihn das Studium der Geſetze. Dieſer Herr dagegen, der erſt fünfundzwanzig Jahre alt und ſeit zwei Tagen Satrap der Geſetze iſt, trägt ihm auf, ihm den Auszug aus den Acten eines Proceſſes anzufertigen, den er morgen entſcheiden ſoll und bis jetzt noch nicht angeſehen hat.“

„Der junge Geck thut wohl daran,“ ſprach Babuk, „einen Greis um Rath zu fragen; allein warum iſt nicht dieſer Greis Richter an ſeiner Statt?“

„Du ſcherzeſt,“ erwiderte die Dame; „niemals gelangen ja die, welche in mühſamen, untergeordneten Aemtern alt geworden ſind, zu den höhern Würden. Der junge Mann bekleidet ein hohes Amt, weil ſein Vater reich iſt, und weil nun einmal die Befugniß, Recht und Gerechtigkeit zu verwalten, hier zu Lande verkauft wird, wie eine Meierei.“

„Ha! welche Sitten! welche unglückſelige Stadt!“ rief Babuk; „ein ärgerer Unfug iſt ja gar nicht denkbar; ohne Zweifel verkaufen diejenigen, welche das Recht, zu urtheilen, erkauften, gleicher Weiſe ihre Urtheilsſprüche. Ich ſehe hier nur einen Abgrund von Ungerechtigkeit.“

Als er so seinen Schmerz und seine Ueberraschung aussprach, erwiderte ein junger Krieger, der eben vom Heere kam: „Was hast Du denn dagegen einzuwenden, daß man die Richterstellen kauft? Erkaufte ich doch das Recht, an der Spitze von 2000 Mann, die unter meinem Befehl stehen, dem Tode Trotz zu bieten. Mit 40,000 Golddariken bezahlte ich dieß Jahr das Recht, dreißig Nächte hintereinander in meinem rothen Rocke auf der bloßen Erde zu schlafen und von zwei tüchtigen Pfeilschüssen getroffen zu werden, die ich noch fühle. Wenn ich mich zu Grunde richte, um dem Könige von Persien zu dienen, den ich nie gesehen, so kann der Herr Gerichtssatrap auch wohl mit einigen Dariken das Vergnügen bezahlen, den Advocaten und den streitenden Parteien Gehör zu leihen."

Ganz empört fühlte Babuk sich gedrungen, in seinem Herzen ein Land zu verdammen, wo man die Kriegs- und Friedens-Aemter den Meistbietenden verschacherte [1]). Er schloß kurz und gut, daß hier die Richter sich so wenig auf Recht und Gesetze, wie die Krieger auf den Krieg verstehen könnten, und daß dieß Volk allein durch seine abscheuliche Regierung zu Grunde gehen müsse, auch ohne daß Ituriel es verderbe.

Er wurde in seiner üblen Meinung noch mehr bestärkt, als er einen korpulenten Mann eintreten sah, der die ganze Gesellschaft ohne viele Umstände begrüßte und sich dann dem jungen Officier mit den Worten näherte: „Ich kann Dir nicht mehr, als 50,000 Golddariken leihen, denn die Zölle des Reichs haben mir meiner Treu' dieß Jahr nur 300,000 eingebracht."

Babuk erkundigte sich, wer denn dieser Mann sei, der sich über seine geringe Einnahme beklagte, und erfuhr, daß es in Persepolis vierzig Könige von gemeiner Her-

kunft gebe, die das perſiſche Reich gepachtet hätten und dem Monarchen eine Kleinigkeit davon abgäben [2]).

Sechstes Kapitel.

Nach Tiſch begab er ſich in einen der prächtigſten Tempel der Stadt und ſetzte ſich mitten unter eine Menge von Weibern und Männern, die, um ſich die Zeit zu vertreiben, dort zuſammengekommen waren. Ein Magier erſchien in einer an einer Säule angebrachten Maſchine und redete lange über Tugend und Laſter. Er theilte in verſchiedne Abſchnitte, was gar keiner Eintheilung bedurfte, bewies auf höchſt methodiſche Weiſe, was ſonnenklar am Tage lag, und brachte als neue und wichtige Lehren Dinge vor, die jeder längſt auswendig wußte. Einſtudirtermaßen und daher ohne alle Wirkung gerieth er in Eifer und entfernte ſich endlich ſchwitzend und außer Athem. Die ganze Verſammlung (ſo viel ihrer geſchlummert hatten) erwachte hierauf und glaubte einem Lehrvortrage beigewohnt zu haben. Babuk aber ſprach bei ſich ſelbſt: „Der Mann hat ſein Möglichſtes gethan, eine Stunde lang 2 oder 300 ſeiner Mitbürger beträchtlich zu langweilen; doch war ſeine Abſicht lobenswerth, und ich ſehe keinen Grund, Babylon deßhalb der Vernichtung zu weihen.“

Aus dieſer Verſammlung führte man ihn unmittelbar an den Schauplatz eines öffentlichen Feſtes, das alle Tage im Jahre gefeiert wurde. Er trat in ein palaſtartiges Gebäude, in deſſen Hintergrund er wiederum einen Palaſt zu erblicken glaubte. Die ſchönſten Damen von Perſepolis und die angeſehenſten Satrapen, die wohlgeord-

net rings im Kreiſe ſaßen, gewährten ein ſo reizendes Schauſpiel, daß Babuk zuerſt glaubte, hierin beſtehe ſchon das ganze Feſt. Doch bald erſchienen in der Vorhalle jenes Palaſts, den er im Hintergrund zu erblicken glaubte, zwei bis drei Perſonen, die ihm wie Könige und Königinnen vorkamen. Ihre Sprache unterſchied ſich von der des Volks; ſie war abgemeſſen, harmoniſch und erhaben. Hier ſchlief Niemand; Alles horchte in tiefſter Stille, die nur zuweilen von den Ausbrüchen der Rührung und Bewunderung der Zuſchauer unterbrochen wurde. Die Pflicht der Fürſten, die Liebe zur Tugend, die Gefahren der Leidenſchaften waren mit ſo lebhaften und ergreifenden Zügen geſchildert, daß Babuk Thränen vergoß. Er zweifelte nicht, in den Helden und Heldinnen, den Königen und Königinnen, deren goldnen Worten hier Alles lauſchte, die Sittenprediger des Reichs vor ſich zu ſehen. Ja, er nahm ſich vor, den Ituriel ſelbſt zu bereden, daß er ſie anhöre, feſt überzeugt, daß ein ſolches Schauſpiel ihn auf immer mit der Stadt verſöhnen werde.

Sobald die Feierlichkeit vorbei war, wünſchte er die vornehmſte Königin zu ſehen, die in jenem ſchönen Palaſte eine ſo edle und reine Moral vorgetragen hatte. Er ließ ſich bei Ihrer Majeſtät einführen. Ueber eine ſteile Treppe führte man ihn ins zweite Stock, wo er in einem mit ſchlechtem Hausrath nur dürftig verſehenen Zimmer eine ärmlich gekleidete Frau fand, die ihm mit edler und pathetiſcher Miene ſagte: „Dieß Gewerbe bringt mir nicht ſo viel ein, daß ich mich ſatt davon eſſen könnte. Einer der Prinzen, die Du ſaheſt, hat mich verführt; ich bin meiner Niederkunft nahe; ich habe kein Geld und ohne Geld läßt ſich dergleichen nicht abmachen.“ Babuk gab ihr 100 Golddariken und ſprach bei ſich ſelbſt: „Wenn es weiter

nichts Böses in der Stadt gäbe, so sollte Ituriel nur nicht so viel Aufhebens davon machen."

Er besah sich hierauf die Läden verschiedener Kaufleute, die mit unnützen Luxusartikeln handelten. Ein verständiger Mann, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, begleitete ihn. Er kaufte, was ihm in die Augen stach, und man überließ es ihm mit der zuvorkommendsten Höflichkeit zu einem unmäßigen Preise. Nach seiner Heimkehr machte ihm sein Freund bemerklich, wie unverschämt man ihn betrogen hatte. Babuk schrieb den Namen des Kaufmanns in sein Taschenbuch, um ihn am Tage des Gerichts der Stadt der Aufmerksamkeit Ituriel's besonders zu empfehlen. Wie er grade damit beschäftigt war, klopfte man an die Thür, und siehe da, es war der Kaufmann selbst: er brachte ihm seine Börse, die Babuk in der Zerstreuung auf seinem Ladentisch hatte liegen lassen. „Wie ist es nur möglich," rief Babuk, „daß Du Dich so ehrlich und großmüthig zeigst, da Du Dich doch vorhin nicht schämtest, mir elenden Flitterkram um den vierfachen Werth zu verkaufen." — „Jeder Kaufmann von einigem Ruf in der Stadt," erwiderte jener, „würde Dir die Börse wieder gebracht haben, wie ich. Man hat Dich übrigens getäuscht, wenn man Dir sagte, ich hätte Dir jene Waaren um den vierfachen Werth verkauft. Nicht den vierfachen, sondern den zehnfachen Preis hast Du mir dafür bezahlt. Dieß ist eben so ausgemacht, als daß Du über einen Monat, wenn Du sie wieder verkaufen willst, nicht einmal den zehnten Theil des Werths dafür empfangen wirst. Doch nichts ist billiger; die Laune, der augenblickliche Geschmack der Menschen bestimmt den Preis solcher an sich nichtsnutzigen Dinge. Eben diese Laune ernährt 100 Arbeiter, die durch mich ihren Lebensunterhalt gewinnen. Ihr

verdanke ich ein schönes Haus und einen bequemen Wagen sammt Gespann; sie ermuntert den Kunstfleiß, befördert den Geschmack, den Umlauf des Geldes und den allgemeinen Wohlstand [3]). Den benachbarten Nationen verkaufe ich diesen Tand noch theurer als Dir und schaffe dadurch dem Reiche wesentlichen Vortheil." Nach einigem Nachdenken strich Babuk den Namen des Kaufmanns in seinem Taschenbuche wieder aus.

Siebentes Kapitel.

Sehr zweifelhaft, was er von Persepolis halten sollte, beschloß Babuk, die Magier und Schriftgelehrten zu besuchen; denn, dachte er, diese studiren die Weisheit, jene die Religion, und er gab sich der Hoffnung hin, durch ihre Vermittlung werde auch das übrige Volk vor Ituriel's Augen Gnade finden. Gleich am folgenden Morgen begab er sich in ein Collegium der Magier. Der Archimandrit gestand ihm, daß er in Gemäßheit seines Gelübdes der Armuth jährlich 100,000 Thaler zu verzehren habe, und daß er kraft seines Gelübdes der Demuth eine ziemlich ausgedehnte Herrschaft ausübe. Er überließ Babuk hierauf der Fürsorge eines kleinen Bruders, der sehr höflich den Wirth des Hauses machte.

Während der Bruder ihn in den prächtigen Zimmern dieses Hauses der Buße umherführte, verbreitete sich das Gerücht, er sei gekommen, um alle diese Häuser aufzuheben. Alsbald liefen von Allen Bittschriften ein, deren wesentlicher Inhalt sämmtlich auf die Bitte hinauslief: „Laß uns bestehen und vernichte alle übrigen." Aus ihren Vertheidigungsschriften hätte man schließen sollen, daß alle

diese Gesellschaften ganz unentbehrlich wären, aus ihren gegenseitigen Beschuldigungen aber, daß sie sämmtlich aufgehoben zu werden verdienten. Besonders setzte es ihn in Verwunderung, daß keine einzige darunter war, die nicht, um die Welt zu erbauen, sie hätte beherrschen wollen. Auf einmal stellte sich ihm ein kleiner Mann, ein Halb-Magier vor und sprach: „Ich sehe, daß das Werk der Gnade sich seiner Vollendung naht, denn Zerdusht hat sich wieder auf Erden herabgelassen. Die kleinen Mädchen weissagen; sie kneifen sich mit kleinen Zangen und peitschen sich blutrünstig: also flehen wir Dich um Deinen Schutz wider den Ober-Lama.“ — „Wie!“ entgegnete Babuk erstaunt, „wider jenen Priesterfürsten, der in Tibet thront?“ — „Wider den nämlichen. — „Ihr bekriegt ihn also und stellt Heere wider ihn ins Feld?“ — „Nein, aber er sagt, daß der Mensch frei sei, und wir glauben es nicht. Wir schreiben keine Bücher gegen ihn, die er nicht liest. Er weiß kaum, daß wir in der Welt sind, und hat uns nur verdammen lassen, wie etwa Jemand befiehlt, die Bäume und Sträuche in seinem Garten von den Raupen zu säubern.“ Babuk schauderte über die Tollheit dieser Menschen, die die Weisheit doch ausdrücklich für ihr Gewerbe erklärten, über die Ränke derer, die der Welt entsagt hatten, über den Ehrgeiz, den Hochmuth und die Habsucht von Leuten, welche beständig Demuth und die Uneigennützigkeit im Munde führten; und das Ergebniß seiner Betrachtungen war, daß Ituriel doch seine guten Gründe habe, diese ganze Brut zu vertilgen.

Achtes Kapitel.

Als er wieder zu Hause war, ließ er sich einige neue Bücher holen, um seinen Aerger wo möglich darüber zu vergessen, und lud, um sich zu zerstreuen, einige Schriftsteller zum Essen ein.

Es kamen zweimal so viel, als er gebeten hatte, wie der Duft des Honigs ganze Schwärme von Wespen herbeilockt. Diese Schmarotzer drängten sich zum Essen, wie zum Sprechen; sie lobten sämmtlich nur zweierlei Menschen, die Todten und sich selbst, nie aber ihre Zeitgenossen, mit Ausnahme des Herrn vom Hause. Wenn Einer von ihnen einen guten Einfall hatte, sahen die Andern vor sich nieder, bissen sich in die Lippen vor Ingrimm, ihn nicht selbst gehabt zu haben. Sie verstellten sich weniger, als die Magier, weil ihrem Ehrgeize kein so großes Ziel vorschwebte. Die meisten von ihnen erstrebten mit ihren Ränken höchstens einen Kammerdienerposten und den Ruf eines großen Mannes. Sie sagten sich grobe Beleidigungen ins Gesicht, die sie dann für glänzende Geistesblitze ansahen.

Es war ihnen etwas von Babuk's Sendung zu Ohren gekommen. Einer von ihnen bat ihn leise, einen Schriftsteller zu zerschmettern, der ihn vor fünf Jahren nicht genug gelobt hatte; ein Andrer verlangte den Untergang eines Bürgers, der nie bei seinen Komödien lachte; ein Dritter wollte die Akademie vernichtet sehen, weil es ihm trotz aller ersinnlichen Mühe nicht gelungen war, als Mitglied von ihr aufgenommen zu werden. Nach beendigtem Mahle ging jeder allein fort, da unter der ganzen Schaar nicht zwei waren, die sich hätten ausstehen können oder die nur ein Wort mit einander hätten wechseln mögen,

es sei denn an dem Tische der Reichen, wo sie bisweilen zusammentrafen.

Babuk meinte, das Unglück werde nicht allzu groß sein, wenn auch dieß Geschmeiß bei der allgemeinen Zerstörung zu Grunde ginge.

Neuntes Kapitel.

Sobald er sich ihrer entledigt hatte, machte er sich daran, einige neue Bücher durchzublättern. Er erkannte darin den Geist seiner Gäste. Insbesondre empörten ihn jene Zeitungen, die Organe der Verleumdung, die Archive des schlechten Geschmacks, welche Scheelsucht, Niederträchtigkeit und Hunger ihren Herausgebern dictirten; jene feigen Schmähschriften, worin man den Geier schont und die Taube zerfleischt; jene trocknen Romane, worin die Verfasser so viele Schilderungen von Weibern zum besten geben, ohne doch das Geschlecht zu kennen.

Er warf alle diese abscheulichen Schriften ins Feuer und ging aus, um den Abend im Freien zu genießen. Man machte ihn mit einem alten Schriftsteller bekannt, der die Zahl seiner Schmarotzer nicht hatte vermehren wollen. Dieser Gelehrte hielt sich schon seit langer Zeit von der Menge entfernt, kannte aber die Menschen, machte sich diese Kenntniß zu Nutze und sprach sich mit bescheidner Umsicht gegen Babuk darüber aus. Voll Schmerz und Entrüstung erzählte ihm dieser, was er gelesen und gesehen hatte.

„Du sahst allerdings Dinge, die wohl Deinen Zorn und Deine Verachtung erregen konnten," erwiderte der verständige Mann; „allein zu allen Zeiten, in allen Län-

dern, unter allen Verhältnissen giebt es des Bösen eine Unmasse und des Guten nur sehr wenig. Du hast den Auswurf der literarischen Pedanterie und Charlatanerie bei Dir gesehen, weil in jedem Gewerbe gerade die Leute, die am wenigsten verdienen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sich am unverschämtesten in den Vordergrund zu drängen pflegen. Die wahren Weisen leben in stiller Zurückgezogenheit. Es fehlt bei uns keineswegs an Männern und an Schriften, die Deiner Beachtung werth sind."

Während er noch so redete, gesellte sich ein andrer Schriftsteller zu ihnen. Ihre Reden waren so anziehend und belehrend, so frei von allen Vorurtheilen und so innig begeistert für alles Gute, daß Babuk gestand, nie etwas Aehnliches gehört zu haben. „Das sind denn doch Leute," sprach er bei sich selbst, „denen der Engel Ituriel kein Haar krümmen wird, oder es wäre der unbarmherzigste Barbar."

Ueber die Gelehrten dachte er jetzt milder, ohne daß sich jedoch sein Zorn gegen das übrige Volk gelegt hätte. „Du bist fremd," sagte der einsichtsvolle Mann, mit dem er darüber sprach. „Die Mißbräuche müssen Dir ihrer Menge wegen nothwendig zuerst auffallen, während das verborgene Gute, das bisweilen aus den Mißbräuchen selbst entspringt, Deiner Aufmerksamkeit entgeht." Er belehrte ihn darauf, daß es manche unter den Schriftstellern gebe, die keine solche Neidhämmel wären, und daß er sogar unter den Magiern edle Männer antreffen könne.

Babuk sah endlich ein, daß jene zahlreichen Corporationen, die durch ihre gegenseitigen Reibungen ihren gemeinschaftlichen Untergang herbeizuführen schienen, doch in vielfacher Beziehung von heilsamer Wirkung seien; daß jede Gesellschaft der Magier dazu diene, die übrigen im

Zaum zu halten; daß diese Nebenbuhler, wenn sie auch in einigen Glaubenssätzen von einander abwichen, doch alle dieselbe Moral lehrten; daß sie das Volk unterrichteten und den Gesetzen gehorchten: ähnlich jenen Lehrern, welche den Sohn vom Hause überwachen, während sie selbst der Aufsicht des Herrn unterworfen sind. Er besuchte einige und lernte himmlische Seelen kennen. Er erfuhr sogar, daß sich unter den Narren, die den Ober-Lama bekriegen wollten, einige große Männer befanden. Kurz, er kam endlich auf die Vermuthung, es möge sich wohl mit den Sitten in Persepolis verhalten, wie mit den Gebäuden, von denen einige ihm so erbärmlich vorgekommen waren, während andre ihn zur höchsten Bewunderung hinrissen.

Zehntes Kapitel.

„Ich sehe jetzt wohl ein," sprach er zu seinem Freunde, dem Schriftsteller, „daß die Magier, die ich für so gefährlich hielt, in der That sehr nützlich sind, zumal wenn eine weise Regierung ihnen wehrt, sich zu unentbehrlich zu machen. Aber das wirst Du mir wenigstens zugeben, daß Eure jungen Richter, die, sobald sie reiten gelernt haben, ein so wichtiges Amt für Geld kaufen, auf ihren Richterstühlen die lächerlichsten Dummheiten und die empörendsten Ungerechtigkeiten zu Markte bringen müssen. Jedenfalls thäte man besser, solche Stellen umsonst jenen alten Rechtsgelehrten zu verleihen, die ihre ganze Lebenszeit damit hinbrachten, die Gründe für und wider abzuwägen."

Der Gelehrte erwiderte: „Du sahst vor Deiner Ankunft in Persepolis unser Kriegsheer; Du hast Dich

überzeugt, daß unsre jungen Officiere sich tüchtig schlagen, obgleich auch sie ihre Stellen gekauft haben. Vielleicht wirst Du sehen, daß unsre jungen Richter keine üble Urtheile fällen, wenn sie gleich das Recht, Urtheile zu fällen, bezahlten." Am andern Morgen führte er ihn in den großen Gerichtshof, wo ein wichtiger Rechtshandel entschieden werden sollte. Die Sache war weltbekannt. Alle die alten Advocaten, die darüber sprachen, schwankten in ihren Ansichten; sie führten 100 Gesetze an, von denen im Grunde kein einziges auf den vorliegenden Fall anwendbar war. Die Richter waren schneller mit der Entscheidung fertig, als die Advocaten mit ihren Bedenklichkeiten. Ihr Urtheil fiel fast einstimmig aus, und sie urtheilten richtig, weil sie dem Licht der Vernunft folgten, wogegen die Ansichten jener sich als unhaltbar auswiesen, weil sie nur ihre Bücher zu Rathe gezogen hatten.

Kurz, Babuk überzeugte sich, daß oft auch aus Mißbräuchen etwas sehr Gutes erwachsen kann. So sah er noch denselben Tag aus den Reichthümern der Finanzpächter, die ihn so sehr empört hatten, eine treffliche Wirkung hervorgehen. Der Kaiser hatte dringend Geld nöthig und bekam von ihnen in einer Stunde so viel, als er sich auf dem gewöhnlichen Wege in einem halben Jahre nicht hätte verschaffen können. Er sah, daß jene schweren, vom Thau der Erde angeschwollenen Wolken ihr in fruchtbarem Regen wieder zukommen ließen, was sie von ihr eingesogen hatten. Ueberdieß schlugen auch die Kinder dieser Emporkömmlinge, da sie besser erzogen wurden, oft weit besser ein, als die Söhne der ältesten Familien; denn warum sollte der kein guter Richter, kein tapfrer Krieger werden können, dessen Vater ein guter Rechenmeister war?

Elftes Kapitel.

Babuk versöhnte sich allmälig mit der Habgier des Finanzmannes, der im Grunde nicht habgieriger ist, als alle andre Menschen, und oft sehr nützlich sein kann. Er entschuldigte die Thorheit, sich zu Grunde zu richten, um Richtersprüche fällen oder im Kriege sein Leben aufs Spiel setzen zu dürfen, eine Thorheit, die oft große Staatsmänner und Helden erzeugt. Er verzieh der Mißgunst der Schriftsteller, weil sich doch immer Leute unter ihnen fanden, die die Welt aufklärten, und nicht minder den ehrgeizigen, ränkesüchtigen Magiern, unter denen er doch noch mehr große Tugenden, als kleine Laster antraf. Gleichwohl nahm er noch an gar Vielem Anstoß, so wie namentlich an den Galanterien der Damen. Die Unordnungen und das Elend, welches nach seiner Meinung daraus hervorgehen mußte, erfüllte seine Seele mit Unruhe und Abscheu.

Da er sich mit allen menschlichen Verhältnissen vertraut machen wollte, ließ er sich zu einem Minister führen, zitterte aber unterwegs beständig, diese oder jene Frau vor seinen Augen von ihrem Gatten ermordet zu sehen. In dem Hause des Staatsmannes angekommen, mußte er zwei Stunden im Vorzimmer warten, ehe er angemeldet wurde, und nachdem dieß endlich geschehen war, noch zwei Stunden. Er nahm sich im Herzen vor, diesen Minister und seine übermüthigen Thürsteher dem Engel Ituriel ganz besonders zu empfehlen. Im Vorzimmer drängten sich Damen aus allen Ständen, Magier von allen Farben, Richter, Kaufleute, Beamte, Pedanten, und Alle beklagten sich über den Minister. Der Geizhals und der Wucherer sprachen: „Jeder sieht, wie der Mann

die Provinzen aussaugt.“ Ein eigensinniger Sonderling warf ihm seine seltsamen Launen vor. Ein Wüstling sprach: „Er denkt nur an seine Vergnügungen.“ Ein Ränkeschmied gab sich der Hoffnung, ihn bald durch eine Kabale gestürzt zu sehen, hin; und die Weiber wünschten sehnlich, der König möge bald einen jüngern Minister ernennen. Babuk hörte alle diese Reden mit an und konnte nicht umhin, zu sprechen: „Der Minister ist doch ein recht glücklicher Mann! alle seine Feinde sieht er in seinem Vorzimmer versammelt, mit seiner Macht zermalmt er seine Neider, und Alle, die ihn verabscheuen, kriechen vor ihm im Staube.“

Der Vielbesprochene erschien endlich. Es war ein kleiner, alter Mann, gebeugt von der Last der Jahre und der Geschäfte, doch dabei noch voll Geist und Leben. Babuk gefiel ihm und lernte auch in ihm einen achtungswerthen Mann kennen. Die Unterhaltung belebte sich. Der Minister gestand ihm, daß er ein sehr unglücklicher Mann sei, daß er für reich gelte und doch nur wenig Vermögen habe; daß er für allmächtig gehalten werde und gleichwohl auf beständigen Widerspruch stoße; daß er fast nur Undankbare verpflichtet und in vierzig Jahren ununterbrochener Arbeit und Plackerei kaum Augenblicke des Trostes erlebt habe. Babuk bedauerte ihn von Herzen und dachte bei sich selbst, wenn der Mann Fehler begangen habe und der Engel Jturiel ihn strafen wolle, so brauche er ihn darum nicht zu vertilgen, sondern dürfe ihm nur seinen Ministerposten lassen [5]).

Zwölftes Kapitel.

Während er noch mit dem Miniſter ſprach, trat plötzlich die ſchöne Dame, bei der Babuk geſpeiſt hatte, in heftiger Aufregung ins Zimmer. Man las in ihren Augen und auf ihrer Stirn den Ausdruck des Schmerzes und des Zorns. Sie brach in Vorwürfe gegen den Staatsmann aus, vergoß bittere Thränen und beklagte ſich mit noch bitterern Worten, daß man ihrem Gatten eine Stelle abgeſchlagen habe, worauf ihm ſeine Geburt, ſo wie noch mehr ſeine Dienſte und fürs Vaterland empfangene Wunden den gerechteſten Anſpruch verliehen. Sie ſprach mit ſolchem Nachdruck und brachte doch zugleich ihre Klagen mit ſolcher Anmuth vor, ſie widerlegte alle Einwürfe des Miniſters ſo geſchickt und machte ihre eignen Gründe mit ſolcher Beredtſamkeit geltend, daß, als ſie fortging, das Ziel ihrer Wünſche erreicht, das Glück ihres Gatten ihr zugeſichert war.

Babuk gab ihr ſeinen Arm. „Wie iſt es nur möglich," fragte er ſie, „daß Du Dir ſo viele Mühe für einen Mann giebſt, den Du nicht liebſt und von dem Du das Schlimmſte zu befürchten haſt?"

„Ein Mann, den ich nicht liebe!" rief ſie aus; „wiſſe denn, daß mein Gatte der beſte Freund iſt, den ich auf Erden habe, daß ich ihm Alles aufopfere, nur nicht meinen Liebhaber; und daß auch er Alles für mich zu thun bereit iſt, ſobald ich ihm nicht zumuthe, ſeine Geliebte zu verlaſſen. Ich will Dich mit ihr bekannt machen. Es iſt eine reizende, geiſtreiche Frau und das beſte Herz von der Welt. Wir ſpeiſen heute Abend zuſammen mit meinem Mann und meinem kleinen Magier. Komm und theile unſre Freude."

Die Dame nahm Babuk mit nach Hause. Ihr Mann, der endlich in Schmerz versenkt angelangt war, begrüßte seine Gattin mit den lebhaftesten Aeußerungen der Freude und Erkenntlichkeit. Wechselsweise umarmte er seine Frau, seine Geliebte, den kleinen Magier und Babuk. Einigkeit, Frohsinn, Geist und Anmuth waren die Seele dieses Mahls."

„Du mußt wissen," belehrte die schöne Wirthin unsern Babuk, „daß diejenigen, welche man bei uns zu den übel berüchtigten Frauen zu zählen pflegt, es fast immer mit dem Verdienste der im besten Rufe stehenden Männer aufnehmen können. Um Dich davon zu überzeugen, sollst Du morgen mit mir bei der schönen Theone speisen. Einige alte Vestalinnen lassen ihr freilich kein gutes Haar; sie thut indessen mehr Gutes, als alle jene Klatschschwestern zusammen genommen. Sie würde sich um des größten Vortheils willen nicht die leiseste Ungerechtigkeit erlauben; sie giebt ihrem Geliebten nur edle Rathschläge und denkt nur auf seinen Ruhm. Er würde vor ihr erröthen, wenn er eine Gelegenheit, Gutes zu thun, hätte vorüber gehen lassen; denn nichts ist eine wirksamere Aufmunterung zu edeln Handlungen, als das Bewußtsein, von einer Geliebten beobachtet und beurtheilt zu werden, deren Achtung man verdienen will."

Babuk blieb am folgenden Tage nicht aus. Er sah ein Haus, wo jede Freude ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Theone beherrschte Alles; mit jedem wußte sie in seiner Sprache zu reden. Ihr natürlicher Witz entfesselte den der Andern. Sie gefiel, ohne ängstlich darnach zu streben; sie war eben so liebenswürdig, als wohlthätig, und, was den Werth aller ihrer Vorzüge noch erhöhte: sie war schön.

Mochte Babuk immerhin ein Skythe und der Abgesandte eines Genius sein, so merkte er doch, wenn er noch länger in Persepolis bliebe, würde er über Theone den Engel Ituriel vergessen. Er befreundete sich mit der Stadt und ihren höflichen, sanften und wohlthätigen Bewohnern, wie viel leichtsinniges, verleumderisches und eitles Volk auch darunter sein mochte. Er fürchtete das Verdammungsurtheil, das man vielleicht über Persepolis aussprechen werde; er scheute sich selbst vor der Rechenschaft, die er abzulegen hatte.

Er wählte zu diesem Behuf endlich folgendes Auskunftsmittel. Von dem geschicktesten Gießer in der Stadt ließ er eine kleine Bildsäule anfertigen, die aus den verschiedenartigsten Stoffen zusammengesetzt war, aus allen möglichen Metallen und Thonarten, so wie aus den kostbarsten und den gemeinsten Steinen. Diese überreichte er dem Engel Ituriel mit der Frage: „Willst Du dieß hübsche Bild zerstören, weil es nicht ganz aus Gold und Diamanten besteht?“

Ituriel verstand den Wink. Er gab sogar den Vorsatz auf, Persepolis nur zu züchtigen, und beschloß, die Welt zu lassen, wie sie ist. „Denn,“ sprach er, „wenn auch nicht gerade Alles gut ist, so ist es doch erträglich.“

Man ließ also Persepolis bestehen, und Babuk war weit entfernt, ungehalten darüber zu werden, wie Jonas, der bekanntlich bittere Klagen anstimmte, als Ninive nicht, seiner Prophezeihung gemäß, zu Grunde ging[6]). Aber wenn man drei Tage im Bauche eines Wallfisches gesteckt, kann man auch unmöglich so guter Laune sein, als wenn man der Oper und dem Schauspiel bei-

gewohnt und in trefflicher Gesellschaft zu Abend gespeist hat.

Noten zum Babuk.

1) Vgl. Montesquieu's „Geist der Gesetze", Th. II, S. 119 f. unsrer Ausg. und Destutt de Tracy's Commentar dazu, ibid. S. 129 f.

2) Vgl. Montesquieu's „Geist der Gesetze", Th. V, S. 84 ff. unsrer Ausgabe.

3) Mit dieser seichten Luxusapologie, die Voltaire in seiner poetischen Satire „le mondain" weiter ausführt, und die auch Montesquieu im 7. Buche des „Geistes der Gesetze" (Th. III, S. 55 ff. unsrer Ausgabe) vorträgt, vergleiche man die bündige Widerlegung derselben in Destutt de Tracy's Commentar zu jenem Buche (ibid. S. 84 ff.).

4) Eine der vielen Anspielungen auf die abgeschmackten jansenistischen Zänkereien (s. Note 55 zum Kandid, S. 194) und die damit in Verbindung stehende, durch die Bulle Unigenitus (1713) hervorgerufene Aufregung eines Theils der französischen Geistlichkeit gegen Rom.

5) Mit diesem Minister ist vermuthlich der Kardinal Fleury gemeint.

6) Jonas IV, 1.

Memnon

oder

die menschliche Weisheit.

(1747.)

Vorbemerkung des Verfassers.

Daß Keiner doch voll Dünkel wähne,
Vom Fluch der Täuschung frei zu sein!
Des Morgens macht ihr weise Pläne
Und dumme Streiche hinterdrein.

Diese kleinen Verse passen so ziemlich für eine Menge von Leuten, die nichts als Vernunft und Weisheit im Munde führen. Es ist in der That höchst spaßhaft, wenn man sieht, wie ein ehrenfester Gewissensrath am Ende gemeinschaftlich mit einem Bankrottirer in einen Criminalproceß verwickelt wird *). Bei dieser Gelegenheit möge hier eine kleine Erzählung ihren Platz finden, die schon anderswo gedruckt steht. Es kann nicht schaden, eine Wahrheit zu wiederholten Malen und überall zu sagen.

*) Großes Aufsehen machte damals in Paris der betrügerische Bankrott des Bankier Billard, der früher im Geruche der Heiligkeit stand, nachmals aber zum Schandpfahl verurtheilt und in dessen Proceß auch sein Beichtvater, der Abbé Grizel (vergl. Beil. z. Kandid, S. 254, Note 21 zu d. Ep. üb. Preßfreiheit) verwickelt wurde. D. Uebers.

Memnon.

Erstes Kapitel.

Memnon faßte eines Tages den unklugen Vorsatz, vollkommen weise zu sein. Es giebt wenig Menschen, denen diese Tollheit nicht einmal durch den Sinn gefahren ist.

„Um sehr weise und folglich sehr glücklich zu sein," sprach Memnon bei sich selbst, „braucht man nur die Leidenschaften zu verbannen, und nichts in der Welt ist leichter, wie Jedermann weiß. Vor Allem werd' ich mich nie von einer Frau berücken lassen; denn so oft ich eine vollkommene Schönheit sehe, will ich mir selbst sagen: Diese Wangen werden einst in Runzeln zusammenschrumpfen; Scharlachränder werden diese schönen Augen einfassen; dieser gewölbte Busen wird platt und schlaff werden und dieß schöne Haupt ein häßlicher Kahlkopf. Nun brauche ich sie aber jetzt nur mit denselben Augen anzusehen, wie ich sie dann sehen würde, und unmöglich kann es einem solchen Kopfe gelingen, mir den meinen zu verrücken.

„Zweitens will ich immer nüchtern und mäßig sein. Keine Leckerbissen, keine köstlichen Weine, kein Reiz der Gesellschaft soll mich in Versuchung führen. Ich brauche mir nur die Folgen solcher Ausschweifungen vorzustellen: einen schweren Kopf, einen verdorbenen Magen, den Verlust der Vernunft, der Gesundheit und der Zeit, so werde ich nie mehr essen und trinken, als zur Nothdurft hinreicht. Ich werde mich dann beständig der besten Ge-

gesundheit erfreuen, und meine Begriffe werden immer rein und klar bleiben. Dieß Alles ist so kinderleicht, daß man es sich gar nicht zum Verdienst anrechnen kann, wenn man es durchsetzt.

„Endlich," fuhr Memnon fort, „darf ich auch die Sorge um meine irdischen Güter nicht ganz hintansetzen. Meine Wünsche sind mäßig; mein Vermögen habe ich bei dem General-Finanzeinnehmer von Ninive aufs sicherste angelegt; ich kann unabhängig leben, und was Besseres kann man sich nicht wünschen. Ich werde nie in die grausame Nothwendigkeit gerathen, Jemandem den Hof zu machen; ich werde Niemand beneiden und selbst von Keinem beneidet werden. Auch dieß kostet nicht die geringste Mühe.

„Ich habe Freunde," so schloß er seine Betrachtungen, „und werde sie mir zu bewahren wissen, da jede Gelegenheit zum Streit unter uns wegfallen wird. Ich werde nie mit ihnen hadern und sie eben so wenig mit mir. Ich wüßte hier durchaus keine Schwierigkeit."

Zweites Kapitel.

Nachdem Memnon solchergestalt in seinem Zimmer seinen Weisheitsplan entworfen hatte, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und erblickte zwei Frauen, die unter den Platanen in der Nähe seines Hauses lustwandelten. Die eine war schon alt und schien an nichts zu denken; die andre war jung, hübsch und schien sehr bewegt. Sie seufzte und weinte und gewann dadurch nur an Anmuth. Unser Weiser fühlte sein Herz erweicht, nicht durch die Schönheit der Dame — er war seiner Sache gewiß genug,

daß eine ſolche Schwäche ihn nicht anfechten konnte — ſondern nur durch ihre tiefe Betrübniß.

Er ging hinunter und knüpfte mit der jungen Ninivitin ein Geſpräch an, um ſie mit ſeiner Weisheit zu tröſten. Die Schöne erzählte ihm darauf mit der kindlichſten und rührendſten Miene, wie viel Herzeleid ſie von einem böſen Oheim (der gar nicht in der Welt war) zu erdulden habe, wie er ihr ein bedeutendes Vermögen (das ſie nie beſeſſen) hinterliſtig aus den Händen geſpielt, und wie ſie von ſeiner rohen Gewalt noch Schlimmeres zu befürchten habe. „Sie ſcheinen mir ein ſo guter Rathgeber," fuhr ſie fort, „daß ich überzeugt bin, wenn Sie die Gewogenheit hätten, Sich zu mir zu bemühen und ſelbſt den Stand meiner Angelegenheiten ſorgfältig zu prüfen, ſo würde es Ihnen gelingen, mich aus der grauſamen Verlegenheit, worin ich mich befinde, zu erlöſen." Memnon trug kein Bedenken, ihr zu folgen, um mit Aufbietung all ſeiner Weisheit ihre Angelegenheiten zu prüfen und ihr mit dem beſten Rathe beizuſpringen.

Die betrübte Dame führte ihn in ein von den auserleſenſten Wohlgerüchen duftendes Zimmer und bat ihn höflich, auf einem geräumigen Sopha Platz zu nehmen, wo ſie mit untergeſchlagenen Beinen einander gegenüber ſaßen. Die Dame führte die Unterhaltung mit niedergeſchlagenen Augen, aus denen noch manche Thräne floß, und die, wenn ſie emporſah, beſtändig den Blicken des weiſen Memnon begegneten. In ihren Reden ſprach ſich die rührendſte Weichheit aus, die noch zunahm, ſo oft ſie einander anſahen. Memnon nahm ſich ihre Angelegenheiten im höchſten Grade zu Herzen und fühlte in jedem Augenblick größere Luſt, einem ſo trefflichen und ſo unglücklichen Frauenzimmer zu dienen. In der Hitze des

Gesprächs machte es sich allmälig, daß sie nicht mehr einander gegenüber und auch nicht mehr mit untergeschlagenen Beinen da saßen. Memnon gab ihr so vertraute und so zärtliche Rathschläge, daß sie Beide nicht mehr im Stande waren, von Geschäften zu reden.

Da öffnet sich plötzlich die Thür, und herein tritt, wie man leicht denken kann, Niemand anders, als der böse Oheim. Er war vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, und das Erste, was er sagte, war in dürren Worten die Erklärung, daß er Beide, den weisen Memnon und seine Nichte, über den Haufen stechen werde, und zwar von Rechtswegen; das Letzte die Andeutung, daß sich sein gerechter Zorn nur durch schweres Geld werde besänftigen lassen. Memnon mußte Alles hergeben, was er bei sich hatte, und damals war man noch glücklich genug, so leichten Kaufs davon zu kommen: Amerika war noch nicht entdeckt und die betrübten Damen bei weitem nicht so gefährlich, wie in unsern Tagen.

Drittes Kapitel.

Voll Schaam und Verzweiflung schlich sich Memnon nach Hause. Hier fand er eine Einladung vor, mit einigen seiner vertrauten Freunde zusammen zu Mittag zu speisen.

„Wenn ich allein zu Hause bleibe," sprach er, „so werde ich nur dem Gedanken an mein trauriges Abenteuer nachhängen; ich werde vor Verdruß nichts essen können und vielleicht krank werden; besser ist's, mit meinen vertrauten Freunden ein mäßiges Mahl einzunehmen. In ihrer freundlichen Gesellschaft gelingt es mir vielleicht, mir

die Dummheit, die ich heute Morgen begangen habe, aus dem Sinn zu schlagen."

Er begiebt sich demnach an den verabredeten Ort. Seine Freunde merken ihm seinen Verdruß an und nöthigen ihn zum Trinken, um sich die Grillen zu vertreiben. — „Ein wenig Wein mit Maß genossen, ist ein treffliches Heilmittel für Leib und Seele," denkt der weise Memnon und besäuft sich.

Nach Tisch schlägt man ein Spielchen vor. „Ein Spiel unter Freunden, wobei es hübsch ordentlich zugeht, ist ein anständiger Zeitvertreib." Er spielt und verliert nicht bloß Alles, was er bei sich hat, sondern noch viermal so viel auf sein Ehrenwort.

Beim Spiel erhebt sich ein Zank, es kommt zu heftigen Worten: einer seiner vertrauten Freunde wirft ihm den Würfelbecher an den Kopf und schlägt ihm ein Auge damit aus. Betrunken, mit leerem Geldbeutel und einem Auge weniger wird der weise Memnon nach Hause getragen.

Viertes Kapitel.

Sobald er seinen Rausch ein wenig ausgeschlafen hat und seinen Kopf freier fühlt, schickt er seinen Diener zum General-Einnehmer der Finanzen von Ninive, um Geld zu heben und seine vertrauten Freunde zu bezahlen. Statt mit der verlangten Summe jedoch kommt der Bote mit der Nachricht zurück, daß sein Schuldner denselben Morgen einen betrügerischen Bankrott gemacht hat, der hundert Familien in Allarm setzt.

Ganz außer sich, mit einem Pflaster auf dem Auge und einer Bittschrift in der Hand, begiebt sich Memnon

an den Hof, um vom Könige Gerechtigkeit gegen den Bankrottirer zu verlangen.

In einem Saal traf er mehrere Damen, die sich mit leichtem Anstande in Reifröcken von 24 Fuß im Umfange bewegten. Eine derselben, die ihn oberflächlich kannte, sah ihn verwundert von der Seite an. „Ach, der Gräuel!“ sprach sie und wandte sich ab. — „Guten Abend, Herr Memnon!“ sagte eine andre, die genauer mit ihm bekannt war; „wahrhaftig, Herr Memnon, ich bin entzückt, Sie zu sehen; aber sagen Sie doch, Herr Memnon, wie sind Sie denn um das Auge gekommen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, kehrte sie ihm den Rücken zu. Memnon drückte sich in einen Winkel und erwartete den Augenblick, wo er sich dem Monarchen würde zu Füßen werfen können.

Der Augenblick kam. Er küßte dreimal den Boden und überreichte seine Bittschrift. Seine allergnädigste Majestät nahm ihn sehr huldvoll auf und gab die Bittschrift einem seiner Satrapen, um ihm Bericht darüber abzustatten.

Der Satrap nahm Memnon bei Seite und sprach mit hochmüthiger Miene und bitterm Hohnlächeln: „Ihr seid wirklich ein spaßhafter Kerl, Herr Einauge, Euch eher an den König, als an mich zu wenden, und noch spaßhafter, daß Ihr um Gerechtigkeit gegen einen ehrlichen Bankrottirer schreit, den ich meines besondern Schutzes würdige, da er die Ehre hat, der Neffe einer Kammerfrau meiner Geliebten zu sein. Gebt diese Sache auf, mein Freund, wenn Ihr das Auge behalten wollt, das Ihr noch habt.“

Nachdem also Memnon am Morgen die Weiber, die Völlerei, das Spiel, allen Zank und namentlich alles

Höfeln verschworen hatte, war er, ehe es Nacht geworden, von einer schönen Dame betrogen und bestohlen, hatte sich berauscht, hatte gespielt, hatte Streit gehabt, hatte sich ein Auge ausschlagen lassen und war endlich bei Hofe gewesen, wo man sich über ihn lustig machte.

Starr vor Verwunderung, von Schmerz betäubt, den Tod im Herzen, kehrte er heim. Wie er sein Haus betreten will, findet er es voller Häscher, die im Auftrage seiner Gläubiger den Hausrath ausräumen.

Der Ohnmacht nahe steht er unter einem Platanenbaum; da erblickt er die schöne Dame von heute Morgen, die mit ihrem theuern Oheim lustwandelt und in ein unmäßiges Gelächter ausbricht, wie sie den weisen Memnon mit seinem Pflaster sieht. Es wird Nacht, Memnon lagert sich auf dem Stroh an der Mauer seines Hauses. Ein heftiges Fieber befällt ihn; in dem Paroxismus desselben schlummert er ein, und ein himmlischer Geist erscheint ihm im Traum.

Fünftes Kapitel.

Die Erscheinung war von einem überirdischen Glanze umstrahlt. Sie hatte sechs schöne Flügel, aber weder Füße noch Schweif, und ließ sich mit nichts Anderm vergleichen.

„Wer bist Du?“ fragte Memnon.

„Dein guter Genius,“ erwiderte der Geist.

„So gieb mir mein Auge, meine Gesundheit, mein Vermögen und meine Weisheit wieder,“ sprach Memnon und erzählte ihm, wie er an einem Tage dieß Alles eingebüßt hatte.

„Das sind allerdings Abenteuer, die uns in unsrer Welt nie begegnen," sprach der Geist.

„Und in welcher Welt wohnt Ihr denn?" fragte der Unglückssohn.

„Mein Vaterland," antwortete jener, „ist 500 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, auf einem kleinen Stern in der Nähe des Sirius, den Du dort siehst."

„Das muß ein schönes Land sein," sprach Memnon. „Wie! es giebt also bei Euch keine Metzen, die einen armen Mann hinter's Licht führen, keine vertraute Freunde, die ihm sein Geld abgewinnen und ihm ein Auge ausschlagen, keine spitzbübischen Bankrottirer, keine Satrapen, von denen keine Gerechtigkeit zu erlangen ist, und die sich noch obendrein über einen lustig machen?"

„Nein," entgegnete der Bewohner des Sterns, „nichts von dem Allen. Wir werden nie von den Weibern betrogen, weil wir keine haben; wir übernehmen uns nicht bei Tisch, weil wir überhaupt nicht essen; wir kennen keine Bankrottirer, weil es bei uns zu Lande weder Gold noch Silber giebt; man kann uns nicht die Augen ausschlagen, weil wir keinen Körper von der Beschaffenheit, wie der Eure, haben; wir können uns endlich über keine Ungerechtigkeiten der Satrapen beschweren, weil auf unserm kleinen Sterne alle Welt gleich ist."

„Nun, ihr Herren ohne Weiber und ohne Mittagstisch, womit bringt Ihr denn Eure Zeit hin?" fragte Memnon.

„Wir wachen," erwiderte der Genius, „über die andern Weltkörper, die unsrer Obhut anvertraut sind. Kraft dieses Amts komme ich auch jetzt, um Dich zu trösten."

„Ach!" entgegnete Memnon, „warum kamst Du

nicht die vorige Nacht, um mich von so vielen Thorheiten zurückzuhalten?"

„Da war ich bei Deinem ältern Bruder Assan," sprach das himmlische Wesen. „Er ist noch weit übler daran, als Du. Seine allergnädigste Majestät, der König von Indien, an dessen Hofe er einen Posten zu bekleiden die Ehre hatte, ließ ihm wegen einer kleinen Unbedachtsamkeit beide Augen ausstechen, und er liegt jetzt, an Händen und Füßen geschlossen, in einem tiefen Kerker."

„Es verlohnt wahrlich der Mühe," sagte Memnon, „einen Schutzgeist in der Familie zu haben, wenn weiter nichts dabei herauskommt, als daß der eine Bruder einäugig und der andre blind ist, daß der eine auf dem Stroh liegt und der andre im Kerker schmachtet."

„Dein Loos wird sich ändern," erwiderte das Geschöpf vom Stern. „Einäugig mußt Du freilich nun einmal bleiben; allein davon abgesehen wirst Du noch ziemlich glücklich werden, vorausbedungen, daß Du nie wieder den tollen Vorsatz fassest, vollkommen weise zu sein."

„So ist es denn rein unmöglich, dieß durchzusetzen?" fragte Memnon seufzend.

„Eben so unmöglich," versetzte jener, „als vollkommen geschickt, vollkommen stark, vollkommen mächtig, vollkommen glücklich zu werden. Wir selbst sind weit davon entfernt. Es giebt einen Weltkörper, wo das Alles sich vereinigt findet; doch in den 100,000 Millionen Welten, die im unendlichen Raum zerstreut sind, herrscht eine stufenweise Steigerung. In der zweiten giebt es weniger Weisheit und Freude, als in der ersten, in der dritten wieder weniger, als in der zweiten, und so geht es immer abwärts bis zur letzten hinunter, wo Jedermann völlig närrisch ist."

„Ach! ich fürchte sehr," sprach Memnon, daß unser kleiner irdner Ball eben jenes Tollhaus des Weltalls ist, worüber Du mir die Ehre erzeigst, mich zu belehren."

„Nicht völlig," sprach der Geist; „wohl aber kommt er ihm sehr nahe. Alles hat seinen angewiesenen Platz."

„Ei!" wandte Memnon ein, „so sind ja aber gewisse Dichter und Philosophen sehr im Irrthum, wenn sie sagen, daß Alles gut ist?"

„Sie haben vollkommen Recht," belehrte ihn der Philosoph aus den höhern Regionen, „wenn sie die Einrichtung des ganzen Weltalls dabei im Auge haben."

„Ach! ich glaube es nicht eher," versetzte der arme Memnon, „als bis ich mein Auge wieder habe."

Die beiden Getrösteten.

Der große Philosoph Citophil*) bemühte sich einst, einer Frau, die sich dem heftigsten Schmerz überließ und auch guten Grund dazu hatte, Trost einzusprechen. „Madame," sagte er, „die Königin von England, die Tochter des großen Heinrich IV., war vollkommen so unglücklich, wie Sie. Man verjagte sie aus ihrem Königreich; sie war nahe daran, durch Schiffbruch im Ozean umzukommen; sie sah ihren königlichen Gemahl auf dem Schaffot enden."

*) Eine barocke Zusammensetzung aus Latein und Griechisch, die soviel heißen soll, als Citirfreund.

„Ich bedaure sie," sprach die Dame und fuhr fort, ihr eignes Mißgeschick zu beweinen.

„Aber," sprach Citophil weiter, „denken Sie doch nur an Maria Stuart! Sie liebte in allen Ehren einen tüchtigen Musiker, der einen herrlichen Baryton sang. Ihr Gatte massacrirte ihren Sänger und Musicus vor ihren Augen; und in der Folge ließ gar ihre gute Freundin und liebe Base, die Königin Elisabeth, die sich für eine Jungfer ausgab, ihr auf einem schwarz verhangenen Schaffot den Kopf abhacken, nachdem sie vorher 18 Jahre hatte im Gefängniß sitzen müssen."

„Sehr grausam!" sprach die Dame und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Sie erinnern Sich vielleicht," fuhr der Tröster fort, „der schönen Johanna von Neapel, die bekanntlich eingekerkert und erdrosselt wurde?"

„Die Begebenheit schwebt mir dunkel vor," entgegnete die Betrübte.

„Ich muß Ihnen doch," setzte jener hinzu, „das Abenteuer einer Fürstin erzählen, die zu meiner Zeit nach dem Abendessen entthront wurde und auf einer wüsten Insel starb."

„Geben Sie Sich keine Mühe," erwiderte die Dame, „ich kenne die ganze Geschichte."

„Nun so will ich Ihnen erzählen, was einer andern großen Prinzessin begegnete, die ich in der Philosophie unterrichtete. Sie hatte einen Liebhaber, wie alle große und schöne Prinzessinnen. Ihr Vater trat einst in ihr Zimmer und überraschte sie mit ihrem Liebhaber, dessen Gesicht wie Feuer glühte und dessen Augen wie Karfunkeln glänzten. Auch die Dame schien sehr erhitzt zu sein. Das Gesicht des jungen Mannes mißfiel dem Vater dergestalt,

daß er ihm die kolossalste Maulschelle applicirte, von der man je in seiner Provinz gesehen oder gehört hat. Der Liebhaber ergriff eine Feuerzange und versetzte damit dem Schwiegerpapa einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er nur mit genauer Noth davon kam und noch heutiges Tags die Narbe davon aufzuweisen hat. Die unglückliche Geliebte sprang aus dem Fenster und setzte sich den Fuß aus, so daß sie noch bis auf diesen Tag merklich hinkt, obgleich sonst ihr Wuchs nichts zu wünschen übrig läßt. Der Liebhaber wurde zum Tode verurtheilt, weil er einen großen Fürsten auf den Kopf geschlagen hatte, und Sie können Sich eine Vorstellung von dem Zustande der Prinzessin machen, als man ihren Geliebten zum Galgen führte. Ich habe sie in ihrer Gefangenschaft oft besucht, und sie sprach von nichts weiter, als von ihrem unsäglichen Unglück."

„Und warum soll ich also nicht an mein eignes denken?" fragte die Dame.

„Weil man nicht daran denken darf," sprach der Philosoph, „und weil es nach den unglücklichen Schicksalen so großer Damen Ihnen schlecht ansteht, zu verzweifeln. Denken Sie an Hekabe, an Niobe!"

„Ach!" sprach die Dame, „wenn ich zur Zeit dieser Frauen oder jener schönen Prinzessinnen gelebt hätte und Sie hätten dieselben mit der Erzählung meines Unglücks trösten wollen, glauben Sie denn, daß jene darauf gehört haben würden?" —

Tags darauf verlor der Philosoph seinen einzigen Sohn und war vor Schmerz dem Tode nahe. Die Dame ließ jetzt ein Verzeichniß aller Könige aufsetzen, die ihre Kinder verloren hatten, und legte es ihm vor. Er las es, fand es sehr richtig und weinte fort.

Ein Viertelsahr ſpäter ſahen ſie ſich wieder und waren ſehr verwundert, ſich in heiterſter Laune anzutreffen. Sie errichteten hierauf der Zeit eine ſchöne Bildſäule und ſetzten die Inſchrift darauf:

Der einzigen Tröſterin.

Scarmentado's Reiſen.

(1747.)

I.

Ich wurde im Jahre 1600 in der Stadt Candia [1]) geboren. Mein Vater war der venezianiſche Statthalter der Inſel, und ich entſinne mich noch, daß ein gewiſſer Iro, ein mittelmäßiger Poet, deſſen Verſe jedoch von mehr als mittelmäßiger Holprigkeit waren, ſchlechte Gedichte zu meinem Lobe verfertigte, worin er meine Abſtammung in gerader Linie von Minos herleitete. Nachdem aber mein Vater bei dem venezianiſchen Senat in Ungnade gefallen war, machte er andre Verſe, worin ich nur noch von Paſiphae und ihrem Liebhaber abſtammte. Der Iro war ein jämmerlicher Kerl und ſicher der langweiligſte Schuft auf der ganzen Inſel.

Als ich 15 Jahre alt war, ſchickte mich mein Vater nach Rom, um dort meine Studien zu vollenden. Ich kam an in der Hoffnung, hier aller Wahrheit der Welt an der Quelle inne zu werden; denn bisher hatte man mich, nach dem hienieden überall von China bis an

die Alpen herrschenden Brauch, gerade das Gegentheil gelehrt.

Monsignor Profondo, dem man mich besonders empfohlen hatte, war ein seltsamer Mann und einer der furchtbarsten Gelehrten in der Welt. Er wollte mir die Kategorien des Aristoteles beibringen und war nahe daran, mich in die Kategorie seiner Lieblinge zu stellen; doch kam ich noch mit einem blauen Auge davon.

Ich sah eine Menge Prozessionen und Teufelsbeschwörungen mit an und erlebte auch einige Räubereien. Der Signora Olimpia, einem sehr klugen Frauenzimmer, wurde, obschon höchst unverdienter Weise, nachgesagt, sie verkaufe Allerlei, was eigentlich nicht feil sein sollte. Ich war in einem Alter, wo mir das Alles sehr ergötzlich vorkam.

Signora Fatelo, eine junge Dame von sehr sanfter Gemüthsart, gerieth auf den Einfall, sich in mich zu verlieben. Eben damals beeiferten sich der ehrwürdige Vater Pugnaletto und der ehrwürdige Pater Aconiti, zwei junge Geistliche eines Ordens, der seitdem eingegangen ist, ihr den Hof zu machen. Signora Fatelo stellte das beste Einverständniß unter den beiden Nebenbuhlern her, indem sie mir ihre Gunst schenkte. Aber ich lief auch zu gleicher Zeit Gefahr, excommunicirt und vergiftet zu werden.

Aeußerst zufrieden mit der Bauart der St. Peters-Kirche verließ ich Rom.

II.

Ich ging nach Frankreich, wo damals Ludwig der Gerechte herrschte.

Die erste Frage, die man hier an mich richtete, war, ob ich nicht zum Frühstück ein Stückchen von dem Marschall

d'Ancre [2]) befehle, deſſen Fleiſch das Volk hatte braten laſſen, und das man den Liebhabern zu ziemlich hohen Preiſen überließ.

Dieß Reich war unaufhörlich die Beute blutiger Bürgerkriege, wobei es ſich bald um eine Stelle im Staatsrath, bald um eine theologiſche Streitfrage handelte. Seit länger als 60 Jahren verheerte dieß Feuer, mochte es nun unter der Aſche glimmen oder zur lodernden Flamme angefacht werden, das herrliche Land. Darin beſtanden die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche.

„Ach!" ſprach ich bei mir ſelbſt, „dieß Volk iſt doch von Natur ſo ſanftmüthig. Wie kommt es nur dazu, ſeinen Charakter ſo furchtbar zu verleugnen? Es ſcherzt und lacht und feiert dabei doch Bartholomäusnächte! Wann kommt nur die glückliche Zeit, wo es nur noch ſcherzt!"

III.

Ich ſchiffte nach England hinüber. Dieſelben Zänkereien erzeugten dort dieſelbe Raſerei. Eine Schaar heiliger Katholiken hatte beſchloſſen, zum Heil der Kirche den König, die königliche Familie und das ganze Parlament mit Pulver in die Luft zu ſprengen, um auf dieſe Weiſe die Ketzerei in England mit Stumpf und Stiel auszurotten [3]).

Man zeigte mir den Platz, wo die hochſelige Königin Maria, die Tochter Heinrich's VIII., mehr als 500 ihrer Unterthanen verbrennen ließ. Ein irländiſcher Prieſter verſicherte mich, dieß ſei eine höchſt verdienſtliche Handlung geweſen: erſtens, weil die Leute, die man verbrannt hätte, Engländer wären; zweitens, weil ſie ſich niemals mit Weihwaſſer beſprengt und nicht an das Loch des heiligen Patrik geglaubt hätten [4]). Er wunderte ſich ſehr,

daß man die Königin Maria noch nicht heilig gesprochen habe, hoffte indessen, es werde unfehlbar geschehen, sobald der Cardinal Nepote einige Muße habe.

IV.

Ich ging jetzt nach Holland, wo ich bei dem bekannten Phlegma des Volks ruhigere Scenen zu treffen hoffte.

Als ich im Haag ankam, schnitt man gerade einem ehrwürdigen Greise den Kopf ab. Es war das kahle Haupt des Großpensionärs Barnevelt [5]), eines Mannes, der sich um die Republik unsterbliche Verdienste erworben hatte. Von Mitleid durchdrungen fragte ich, worin sein Verbrechen bestehe, ob er vielleicht ein Staatsverräther sei? „O! noch weit schlimmer!“ erwiderte ein Prädicant im schwarzen Mantel; „dieser Mensch glaubt, man könne die ewige Seligkeit eben sowohl durch gute Werke erlangen, wie durch den Glauben. Ihr begreift wohl, daß, wenn solche Ansichten Wurzel faßten, die Republik nicht bestehen könnte, und daß es strenger Gesetze bedarf, um so ärgerliche Gräuel zu unterdrücken.“

Ein tiefdenkender Politiker des Landes sprach seufzend zu mir: „Ach, myn Heer! diese gute Zeit wird einst ein Ende nehmen. Nur in Folge zufälliger Umstände zeigt das Volk jetzt einen so gottseligen Eifer. Seinem eigentlichen Naturell nach neigt es sich zu dem gottlosen Grundsatze der Toleranz hin, und einst wird es sich öffentlich dazu bekennen. Es schaudert einen bei dem bloßen Gedanken daran.“

Ich meines Theils wollte diese beklagenswerthe Zeit der Mäßigung und Duldsamkeit nicht abwarten, sondern eilte, aus einem Lande zu kommen, wo die Strenge durch

keinen Reiz der Anmuth auf der andern Seite gemildert wurde, und ſchiffte mich nach Spanien ein.

V.

Der Hof reſidirte in Sevilla. Die indiſchen Gallionen waren eben angekommen, milde Frühlingslüfte wehten und Alles athmete Freude und Wohlleben.

Am Ende einer Allee von Pomeranzen- und Citronenbäumen ſah ich einen großen, abgeſteckten Raum und rings um denſelben ſtufenweiſe erhöhte Sitze, die mit koſtbaren Stoffen behängt waren. Der König, die Königin, die Infanten und Infantinnen ſaßen unter einem prächtigen Baldachin. Der erlauchten Familie gegenüber befand ſich ein zweiter Thron, der aber noch höher war, als jener. „Wenn dieſer Thron nicht Gott ſelbſt vorbehalten bleibt," ſprach ich zu einem meiner Reiſegefährten, „ſo ſehe ich nicht ein, was er bedeuten ſoll." Ein gravitätiſcher Spanier hörte dieſe unvorſichtigen Worte und ſie kamen mir theuer zu ſtehen. Inzwiſchen dachte ich mir, wir würden etwa einem Karroſel oder einem Stiergefechte beiwohnen; da erſchien endlich der Großinquiſitor auf jenem Throne, von wo aus er dem Könige und dem Volke ſeinen Segen ertheilte.

Hierauf kam ein Heer von Mönchen, die, je zwei und zwei, aufmarſchirten, Mönche von allen Arten: weiße, ſchwarze, graue, mit und ohne Strümpfe, mit und ohne Bart, mit ſpitzer Capuze und ohne Capuze. Auf die Mönche folgte der Henker, und den Beſchluß machten, von einer Menge Alguazil's umgeben, etwa 40 Leute in groben, talarartigen Gewändern, die mit Teufeln und Flammen bemalt waren. Es waren Juden, die dem moſaiſchen Geſetze nicht ganz und gar hatten entſagen wollen; es waren

Christen, die ihre Gevatterinnen geheirathet, oder unsre liebe Frau von Atocha nicht angebetet, oder sich geweigert hatten, ihr Geld der heiligen Brüderschaft der Hieronymiten abzutreten. Man stimmte mit großer Salbung schöne Hymnen und Bußpsalmen an und verbrannte hierauf sämmtliche Verbrecher bei langsamen Feuer, ein Schauspiel, das besonders die königliche Familie höchlich zu erbauen schien.

Denselben Abend, als ich mich eben zu Bett legen wollte, fanden sich plötzlich zwei Familiaren der Inquisition sammt der heiligen Hermandad bei mir ein. Sie umarmten mich zärtlich und führten mich, ohne ein Wort zu sagen, in ein sehr kühles Loch, wo ich statt alles Hausraths nur eine Schütte Stroh und ein schönes Crucifix fand. Hier blieb ich sechs Wochen, nach deren Verlauf mich endlich der ehrwürdige Pater Inquisitor ersuchen ließ, zu ihm zu kommen, da er mit mir zu reden habe. Er schloß mich zuerst geraume Zeit mit wahrhaft väterlicher Inbrunst in die Arme, bezeugte mir sein aufrichtiges Bedauern, daß ich, wie er gehört habe, so schlecht untergebracht sei, bat es aber damit zu entschuldigen, daß alle Gemächer des Hauses voll wären, und hoffte, mich das nächste Mal in dieser Hinsicht besser zufrieden stellen zu können. Hierauf fragte er mich in herzlichem Tone, ob ich wohl wisse, weßhalb ich mich an diesem Orte befinde. „Ohne Zweifel meiner Sünden wegen," antwortete ich dem ehrwürdigen Pater. „Nun gut! geliebter Sohn, wegen welcher Sünde denn? Fasse nur Vertrauen zu mir und rede ganz offen." Doch mochte ich mir auch noch so sehr den Kopf zerbrechen, ich errieth es nicht, bis er mir mit christlicher Liebe auf die Sprünge half.

Da besann ich mich endlich auf jene unvorsichtigen

Worte. Für dießmal kam ich mit der Disciplin und einer Buße von 30,000 Realen glücklich davon. Man führte mich zu dem Großinquisitor, um ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen. Ich fand in ihm einen höflichen Mann, der mich fragte, wie sein kleines Fest mir gefallen habe. Ich versicherte, nie etwas Köstlicheres gesehen zu haben, und drängte meine Reisegefährten, lieber heute als morgen dieß gesegnete Land zu verlassen, so schön es auch war.

Sie hatten mittlerweile Zeit gehabt, sich über alle die Heldenthaten zu belehren, welche die Spanier zur größern Ehre Gottes und im Interesse der Religion vollbracht hatten. Sie hatten die Denkwürdigkeiten des bekannten Bischofs von Chiapa [6]) gelesen, aus welchen erhellt, daß man in Amerika zehn Millionen Ungläubige theils erwürgt, theils verbrannt, theils ersäuft hatte, um sie zu bekehren. Ich glaubte, der Bischof übertriebe; wenn man indessen auch die Zahl der Schlachtopfer auf fünf Millionen reducirte, so bliebe die Sache noch immer bewundernswürdig genug.

VI.

Ich hatte das Reisen immer noch nicht satt bekommen. Es war mein Plan, die Reise durch Europa mit der Türkei zu beschließen, wohin wir demnach jetzt den nächsten Weg einschlugen. Ich nahm mir fest vor, nie mehr über die Feste, denen ich beiwohnen würde, meine Meinung zu äußern. „Die Türken," sprach ich zu meinem Reisegefährten, „sind Ungläubige und ungetauft, und werden folglich noch weit grausamer sein, als die ehrwürdigen Väter Inquisitoren. Laßt uns daher bei diesen Muhamedanern sorgfältig unsre Zunge wahren."

Ich kam in der Türkei an und war sehr überrascht,

dort weit mehr christliche Kirchen zu sehen, als in Kandia [7]). Ich sah sogar zahlreiche Mönchsschaaren, die man nach Herzenslust zur heiligen Mutter Gottes beten und Bannflüche gegen Muhamed aussprechen ließ, mochten sie es nun auf griechisch, lateinisch oder armenisch thun. „Die Türken sind doch gute Leute!“ rief ich.

Die griechischen und die lateinisch-unirten Christen in Konstantinopel lebten in gegenseitiger tödtlicher Feindschaft. Diese Sklaven verfolgten sich einander wie Hunde, die sich auf der Straße herumbeißen und von ihren Herren mit Stockschlägen getrennt werden. Der Großwesir beschützte damals eben die Griechen. Der griechische Patriarch beschuldigte mich, bei dem lateinischen Patriarchen gespeist zu haben, und ich wurde in voller Versammlung des Diwan zu 100 Hieben auf die Fußsohlen verurtheilt, die ich nur mit 500 Zechinen abkaufen konnte. Am andern Morgen wurde der Großwesir erdrosselt, und den Tag darauf verurtheilte sein Nachfolger, der sich für die Partei der lateinischen Christen erklärt hatte, mich zu derselben Buße, weil ich bei dem griechischen Patriarchen gespeist hatte. Ich befand mich demnach in der traurigen Nothwendigkeit, weder die griechische, noch die lateinische Kirche mehr zu besuchen.

Um mich darüber zu trösten, miethete ich eine sehr schöne Tscherkessierin, welcher kein andres Weib an Zärtlichkeit in der Schäferstunde und an andächtiger Zerknirschung in der Moschee gleichkam. Eine Nacht in den süßesten Entzückungen der Liebe rief sie, plötzlich mich fest umschlingend: „Allah ill Allah!“ [8]) Ich wußte nicht, daß dieß die heiligen Weihworte des Islam seien, sondern hörte darin nur Weihworte der Liebe und rief deßhalb eben so zärtlich: „Allah ill Allah!“ — „Ach!“ rief

sie hierauf freudig, „der barmherzige Gott sei gelobt, Du bist ein Türke.“

Ich erwiderte, daß ich ihn preise, mir hinlängliche Kraft dazu verliehen zu haben, und glaubte mich auf dem Gipfel des Glücks.

Am folgenden Morgen kam der Iman, um mich zu beschneiden, und als ich einige Schwierigkeiten machte, schlug der Kadi des Stadtviertels, ein braver und ehrenfester Mann, vor, mich zu spießen. Ich rettete meine Vorhaut und meine Haut überhaupt vermittelst einiger tausend Zechinen und eilte, so schnell ich nur konnte, nach Persien zu kommen, fest entschlossen, in der Türkei weder die griechische noch die lateinische Messe mehr zu hören und ebenso wenig in einer Schäferstunde „Allah ill Allah!“ zu schreien.

VII.

Bei meiner Ankunft in Isfahan fragte man mich, ob ich es mit dem schwarzen oder mit dem weißen Hammel halte.“

Ich antwortete, das sei mir völlig gleichgültig, sobald das Fleisch nur zart und wohlschmeckend sei.

Nun muß man aber wissen, daß damals noch das persische Reich sich in die mächtigen Parteien des schwarzen und des weißen Hammels spaltete [9]). Man glaubte, ich wollte mich über beide Parteien lustig machen, und so sah ich mich schon am Stadtthor in den allergefährlichsten Handel verwickelt. Es kostete mich abermals eine beträchtliche Anzahl von Zechinen, um mir die Hämmel vom Halse zu schaffen.

VIII.

Ich drang hierauf mit meinem Dolmetscher bis nach

China vor, welches mir als das Land angepriesen wurde, wo man allein frei und fröhlich leben könne. Die Tataren hatten dieß Reich erobert und Alles mit Feuer und Schwert verwüstet [10]). In Europa erzählten mittlerweile die ehrwürdigen Väter Jesuiten auf der einen und die ehrwürdigen Väter Dominicaner auf der andern Seite, daß sie dort Seelen über Seelen für den Himmel gewönnen, ohne daß jedoch im Lande selbst eine Seele etwas davon erfuhr. Nie gab es wohl eifrigere Apostel, denn sie verfolgten sich gegenseitig mit der unversöhnlichsten Erbitterung. Sie schrieben nach Rom dicke Bände voll Verleumdungen und behandelten einander als Ungläubige und Pflichtvergessene, so oft es galt, sich eine Seele abspenstig zu machen. Namentlich entbrannte unter ihnen ein furchtbarer Zank über die Art der Begrüßung. Die Jesuiten wollten, daß die Chinesen ihre Aeltern nach chinesischer Weise begrüßten; die Dominicaner dagegen bestanden auch in China auf dem in Rom üblichen Gruß.

Ich hatte das Unglück, von den Jesuiten für einen Dominicaner gehalten und bei Seiner tatarischen Majestät als ein päpstlicher Spion angegeben zu werden. Der Staatsrath beauftragte einen Ober-Mandarin, dieser einen Gerichtsdiener und dieser wieder vier Sbirren des Landes, mich zu fahen und mit den vorgeschriebenen Ceremonien zu binden, worauf ich nach den 140 erforderlichen Kniebeugungen vor Seine Majestät geführt wurde. Sie fragte mich, ob ich in der That ein Spion des Papstes und ob es wahr sei, daß dieser Fürst in eigner Person kommen werde, um ihn, den Kaiser, zu entthronen. Ich erwiderte ihm, der Papst sei ein Priester von 70 Jahren und seine Residenz 4000 Stunden von der Hauptstadt Sr. tataro-chinesischen Majestät entfernt; er halte etwa 2000 Soldaten, die mit

dem Sonnenschirm auf die Wache zögen, und denke nicht daran, irgend Jemand zu entthronen, weßhalb auch Se. Majestät ruhig vor ihm schlafen könne.

Dieß war noch das harmloseste Abenteuer auf allen meinen Reisen. Man schickte mich nach Makao, von wo ich mich nach Europa einschiffte.

IX.

Als ich mich der Küste von Golkonda näherte, bedurfte mein Schiff der Ausbesserung. Ich nahm diesen Aufenthalt wahr, um den Hof des großen Aureng Seïb zu besuchen, von dem man in der ganzen Welt Wunderdinge erzählte [11]). Er residirte damals in Delhi, und ich hatte den Trost, ihn gerade an dem Tage der herrlichen Feierlichkeit zu sehen, womit er das himmlische Geschenk, welches ihm der Scheriff von Mekka übersandte, in Empfang nahm. Es war der Besen, womit man das heilige Haus, die Kaaba, das Beth Allah, gefegt hatte. Dieser Besen ist das Symbol des göttlichen Besens, der allen Unrath der Seele auskehrt. Aureng Seïb schien freilich desselben nicht zu bedürfen, denn er war der gottseligste Mann in ganz Hindostan. Er hatte zwar seinen Bruder erwürgt und seinen Vater vergiftet; er hatte zwanzig Raja's und eben so viele Omra's auf die qualvollste Weise hinrichten lassen; doch das wollte nichts bedeuten, und man redete nur von seiner Frömmigkeit. Man verglich ihm in dieser Hinsicht nur die heilige Majestät des durchlauchtigsten Kaisers von Marokko, Muley Ismaël [12]), der alle Freitage nach dem Gebet sich selbst mit Kopfabschlagen vergnügte.

Ich sagte kein Wort dazu. Meine Reisen hatten mich gebildet, und ich erkannte, daß es mir nicht anstand, zwi-

schen den beiden erlauchten Herrschern zu entscheiden. Ein junger Franzose jedoch, mit dem ich in demselben Wirthshause eingekehrt war, vergaß, wie ich gestehen muß, in etwas die schuldige Ehrfurcht gegen den großen Mogul und den Kaiser von Marokko. Höchst unbesonnener Weise ließ er sich die Worte entschlüpfen, „es gebe in Europa sehr fromme Fürsten, die ihre Staaten vortrefflich regierten und dabei auch die Kirchen besuchten, ohne gleichwohl ihre Väter und Brüder zu ermorden und ohne ihren Unterthanen die Köpfe abzuschlagen.“ Unser Dolmetscher übersetzte die gottlose Rede des jungen Mannes ins Indische. Durch meine frühern Erfahrungen belehrt, ließ ich sofort meine Kameele satteln und machte mich sammt dem Franzosen schleunigst aus dem Staube. Nachher erfuhr ich, daß noch dieselbe Nacht Beamte des großen Aureng Seïb gekommen seien, um uns zu ergreifen. Sie fanden aber nur den Dolmetscher. Dieser wurde nunmehr auf öffentlichem Platze hingerichtet, und alle Hofleute gestanden ohne Schmeichelei, daß er den Tod wohl verdient habe.

X.

Um alle Herrlichkeiten unsers Continents zu genießen, blieb mir jetzt noch Afrika zu sehen übrig. Ich besuchte es in der That; unterwegs aber wurde mein Schiff von schwarzen Corsaren gekapert. Unser Schiffspatron erhub laute Beschwerde dagegen und fragte, wie sie das Völkerrecht so mit Füßen treten könnten.

Der schwarze Capitän erwiderte: „Ihr habt eine lange Nase und wir eine platt gedrückte; Euer Haar ist schlicht und unsre Wolle gekräuselt; Eure Haut ist aschfarbig und die unsre schwarz wie Ebenholz: folglich müssen wir nach

den heiligen Naturgesetzen beständig Feinde bleiben. Ihr kauft uns wie Lastthiere auf den Jahrmärkten an der Küste von Guinea, um uns, ich weiß nicht, zu welcher mühsamen und unnützen Arbeit zu verwenden. Mit Peitschenhieben zwingt Ihr uns, im Bauche der Berge zu wühlen und eine Art gelber Erde daraus hervorzuholen, die an und für sich zu nichts zu brauchen und nicht so viel werth ist, wie eine ägyptische Zwiebel. Treffen wir nun mit Euch zusammen und ist die Uebermacht auf unsrer Seite, so könnt Ihr Euch nicht wundern, wenn wir Euch gleicherweise zwingen, unsern Acker zu bestellen, oder Euch auch wohl Nase und Ohren abschneiden."

Gegen eine so weise Rede ließ sich nichts einwenden. Ich bestellte ohne Widerrede das Feld einer alten Negerin, um meine Ohren und meine Nase zu behalten. Nach einem Jahre kaufte man mich los.

XI.

So hatte ich denn Alles, was nur Gutes und Schönes und Herrliches auf Erden zu finden ist, gesehen und beschloß, mich jetzt nach nichts Anderm mehr umzusehen, als nach meinen Penaten.

Ich kehrte heim, nahm ein Weib, wurde von ihr zum Hahnrei gemacht [13]) und fand, daß es kein süßeres Loos auf Erden gebe.

Noten zum Scarmentado.

1) Die Insel Kreta stand bis zur Eroberung von Kandia durch den Großwesir Achmet Kiuprili im J. 1669 ganz, und einige feste Plätze darauf noch bis zum Passarowitzer Frieden 1718 unter venezianischer Herrschaft. — Der Name des kandiotischen Poeten, der Scarmentado's Stammbaum auf Pasiphae

und ihren Liebhaber, den Ochsen, zurückführte, ist das Anagramm des Namens eines obscuren französischen Dichters, Roi, zu Voltaire's Zeit.

2) Der von der Königin Mutter Maria v. Medici zum Marschall d'Ancre und zum allmächtigen Minister erhobene Italiener Concini wurde 1617 durch eine Kabale des nachherigen Connetable de Luines gestürzt und der Wuth des Volkes preisgegeben, dem er längst verhaßt war, und von dem er jetzt im buchstäblichen Verstande in Stücke gerissen wurde. S. Voltaire's „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations," chap. 175.

3) Das Nähere über Percy's Pulververschwörung im Jahr 1605 s. im „Essai sur les moeurs etc." chap. 179.

4) Sanct Patrik, der Apostel der Irländer, setzte bei der Taufe eines irischen Fürsten die eiserne Spitze des Bischofsstabes, worauf er sich stützte, aus Versehen während der ganzen heiligen Handlung auf den Fuß des Täuflings, so daß er denselben durch und durch bohrte. In der Meinung, daß dieß ein wesentlicher Theil der Ceremonie sei, ertrug der fromme Proselyt den Schmerz, ohne zu mucksen, wofür er denn auch, wie sich von selbst versteht, heilig gesprochen wurde.

5) Der Rathspensionär, Johann Olden Barnevelt, dessen Bemühungen die Niederlande hauptsächlich die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Seiten Spaniens (durch den Vertrag von Antwerpen 1609) verdankten, fiel 1619, angeblich als ein Opfer seiner Anhänglichkeit an die gemäßigte Religionspartei der Arminianer, den wüthenden Gomaristen gegenüber, in der That aber, weil sein Ansehen und sein strenger Republikanismus der Herrschsucht Moritzens von Oranien im Wege stand. Vgl. „Essai sur les moeurs etc." chap. 187.

6) Der menschenfreundliche Bartolomeo de las Casas, Bischof von Chiapa in Mexico, nahm sich besonders in der hier angedeuteten Schrift: Relacion de la destruccion de las Indias, Sevilla 1552, mit warmem Eifer der unglücklichen, durch die Habgier und die Glaubenswuth der Spanier in gleichem Grade gemißhandelten Amerikaner an, deren Loos es ihm auch wirklich einigermaßen zu mildern gelang. Bekanntlich wurde er dadurch mittelbar der Urheber des Negerhandels, wenn er gleich nie, wie man ihn später beschuldigte, denselben geradezu anrieth.

7) Voltaire gefällt sich auch hier, wie an andern Stellen seiner Schriften, z. B. Essai sur les moeurs etc., ch. 93, in der

Vertretung der irrigen Ansicht, als hätten die Griechen sich unter der türkischen Herrschaft eines beneidenswerthen Looses erfreut, eines Wahns, welcher, da die gewichtigsten Zeugnisse seine Nichtigkeit darthaten und noch jetzt die tägliche Erfahrung das Gegentheil lehrt, keiner Widerlegung mehr bedarf.

8) لا اله الا هو, es giebt keine Gottheit außer dem einigen Gott, das Glaubensbekenntniß der Muhamedaner aus der zweiten Sure des Koran, Vers 256.

9) Ueber die damaligen innern Streitigkeiten Persiens vgl. Essai sur les moeurs etc., chap. 193.

10) Ausführlichere Nachrichten über die Eroberung China's durch die Mantschu's im J. 1646 und über den Zustand der Jesuiten- und Dominicaner-Missionen in jenem Reiche unter den Kaisern Schungtschi und Kanghi in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. findet man in Essai sur les moeurs etc., ch. 195.

11) Ueber den großen Mogul Aureng Seïb vgl. Essai sur les moeurs etc., chap. 194.

12) S. unsre Ausgabe des Kandid, Kap. 11, S. 74 und die Note dazu S. 180.

13) Scarmentado that Recht daran, sich über dieß Schicksal nicht zu beklagen, da er es mit ziemlicher Gewißheit voraussehen konnte. Da er nach seiner Angabe 1600 geboren war, Aureng Seïb aber erst 1659 den Thron bestieg und er, nachdem er an dessen Hofe gewesen, ein Jahr lang das Feld der alten Negerin bestellt hatte, so mußte er bei seiner Verheirathung wenigstens 60 Jahre alt sein.

Nachträgliche Bemerkung zu Seite 77 bei der Stelle: vor denen ihre Schande offenbar wurde *).

*) Mit gleicher List, wie Almona die Priester der Sterne, weiß in 1001 Tag die schöne Aruja, die junge Gemahlin des alten Kaufmanns Banu, drei alte Sünder in die Falle zu locken, um sie hernach der verdienten Beschämung und Züchtigung preiszugeben (den Fakih [Gelehrten] Danischmend, der nur um den Preis des Opfers ihrer Tugend ihrem Gatten seine Schuld entrichten will, und den Kadi, so wie endlich den Statthalter von Damask, die ihr den Beistand der Gerechtigkeit gegen jenen um denselben Preis verkaufen wollen). Tag 148 bis 152.

Berichtigungen zum ersten und zweiten Theil von Voltaire's Werken.

Seite 94 Zeile 2 u. 3 statt Baumrinde ließ Bast.
" 169 " 6 st. die Hülsenfrüchte l. das Gemüse.
" 179 am Schluß der 13. Note st. muß l. mußte.
" 199 zu Note 78 ist hinzuzusetzen: Vgl. *Orlando furioso*, canto IX, st. 28 sqq.
" 223 Z. 9 st. Geometer l. Mathematiker.
" 228 laute die dritte Note: „***) In Phaedone. Plat. opp. ed. Steph. tom. I, p. 71," u. die folgende: „†) Ib. p. 99."

Druckfehler.

" 7 Zeile 12 lies In ganz anderem.
" 8 " 6 st. Wahrheiten l. Wahrheit.
" 18 " 9 v. u. st. uns l. nur.
" 21 " 9 st. Natur l. Philosophie.
" 26 " 8 l. Ikosiedron und Z. 13 v. u. nach Katastrophe l. nicht mehr.
" 33 Zeile 8 l. Ureteren.
" 45 " 13 st. 2000 l. 4000.
" 58 " 12 l. Aufzuge.
" 63 " 2 v. u. l. Mondtage.
" 72 " 15 l. Karrosel u. Z. 20 l. Marchesana.
" 93 " 16 l. Satyrn.
" 99 " 15 l. erscholl.
" 100 " 1 ist der Punkt zu streichen.
" 104 letzte Z. st. damit l. dabei.
" 113 Zeile 12 nach Piastern l. wegen des Lärms, den er gemacht hatte.
" 124 Zeile 8 l. Brettern.
" 127 gehört die Note 51 nicht zu Z. 14 v. u., sondern zu dem Namen Gauchat 2 Zeilen weiter.
" 129 Zeile 3 l. geschriebene.
" 170 " 14 v. u. lies: sich darauf getrennt, wieder versöhnt, von Neuem überworfen.

Seite 184 Zeile 11 l. „Dominus ac redemptor“ und Zeile 5 der 29. Note nach verewigt l. hier.
„ 194 Zeile 7 v. u. l. auszufüllen und in d. f. Z. platte.
„ 198 „ 13 v. u. ſt. Meinungen l. Zweifel.
„ 218 „ 1 l. allvollkommnen.
„ 219 „ 15 l. den Weiſen.
„ 221 „ 11 muß nach Welt und in der folg. Zeile nach Schauplatz ein Komma ſtehen.
„ 227 ſtehen die beiden letzten Noten in verkehrter Reihenfolge. Auch iſt zu bemerken, daß die Noten zu dem Gedicht „das Erdbeben von Liſſabon“ mit Ausnahme der 8., 10. und 13. (die hier fälſchlich als die 14. bezeichnet iſt) ſämmtlich von Voltaire ſind.
„ 231 Zeile 17 ſt. ſie l. Sie.
„ 245 „ 12 v. u. ſt. Geiſt l. Geiz.
„ 254 „ 6 v. u. ſt. einem l. einer der.

Berichtigungen zum dritten und vierten Theil.

Seite 176 in der Note 18 iſt der Name Graaf in Harvey zu verändern.
„ 4 Zeile 6 ſtatt Dſchesrad lies Jesra.
„ 126 Note 2 l. شوال.
„ 128 „ 6 l. سليمان.
„ 128 „ 7 l. زردشت.

Inhalt

des

dritten und vierten Theils.

	Seite
Vorwort des Herausgebers.	1
Die Freiheit.	7
Sadi's Zueignungsschreiben der Geschichte des Zadig an die Sultanin Scheraa.	17
Zadig oder das Geschick.	19
Noten zum Zadig.	126
Mikromegas. — Vorwort von Condorcet.	143
Noten zum Mikromegas.	172
Die Welt, wie sie ist, Gesicht Babuk's.	179
Noten zum Babuk.	204
Memnon oder die menschliche Weisheit.	205
Die beiden Getrösteten.	216
Scarmentado's Reisen.	219
Noten zum Scarmentado.	230

Druck von E. Polz in Leipzig.

Französische Classiker.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Ellissen.

Dritter Theil.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1854.

Inhalt

des

fünften und ſechſten Bandes.

Seite

Vorrede von Paliſſot.

Der Hurone. 3

Noten zum Huronen. 104

Der Weiße und der Schwarze. 129

Noten zum Weißen und Schwarzen. 150

Jeannot und Colin. 152

Noten zu Jeannot und Colin. 166

Geſchichte eines guten Braminen. 167

Vorrede von Paliſſot.

Die Geſchichte des Huronen gehört nicht minder als Zadig und Kandid zu jenen originellen Schöpfungen, zu denen nur Voltaire befähigt war.

Die Scene des alten Janſeniſten, der in der Baſtille von einem Wilden civiliſirt wird, kann ſich dem Abendeſſen der ſechs Könige im Kandid würdig an die Seite ſtellen. Was aber im vorliegenden Roman am meiſten überraſchen muß, iſt die Kunſt, womit der Verfaſſer, unbeſchadet der vielen witzigen Einfälle und einer bisweilen ſelbſt das Maß überſchreitenden Heiterkeit, ohne Zwang die ergreifendſte Entwickelung herbeizuführen wußte.

Indem wir, vielleicht zum zehnten Male, dieſe ſo launig beginnende und mit einer ſo erſchütternden Scene ſchließende Erzählung durchleſen, bewundern wir aufs Neue jenen reichen Schatz philoſophiſcher Ideen, die der Verfaſſer darin niederzulegen verſtand. Ihm kam damals (in ſeinem 73ſten Lebensjahre) die ganze Reife der Erfahrung zu ſtatten, und Niemand hatte beſſer, als er, den Einfluß der Meinung auf die Menſchen und die Reſultate dieſes Einfluſſes beobachtet. Es war eine ganz neue und ſeiner würdige Idee, die Natur mit den Vorurtheilen, wenn wir ſo ſagen dürfen, handgemein werden zu laſſen, indem er in einem und demſelben Gefängniſſe einen jungen Wilden und einen alten Janſeniſten zuſammenführt. Nur Voltaire war es gegeben, eine ſolche Situation

zu erſinnen oder ſie wenigſtens mit ſolchem Intereſſe durchzuführen.

Von dieſer Epiſode in der Baſtille an ſcheint uns dieſer Roman vor Allem, was er ſonſt in dieſer Gattung ſchrieb, den Vorrang zu verdienen. Den abenteuerlichen Begebenheiten im Zadig und im Kandid fehlt es, unbeſchadet der auch ihnen zu Grunde liegenden echt philoſophiſchen Tendenz, oft an Wahrſcheinlichkeit; und eben vermöge der größern Einfachheit und dem Fernhalten von allem Wunderbaren hat unſeres Bedünkens die Geſchichte des Huronen für den Verſtand noch größern Reiz. Wir kennen übrigens auch hievon abgeſehen nichts Liebenswürdigeres und Anziehenderes, als den Charakter des Fräulein Saint-Yves, und nichts Ergreifenderes, als ihren Tod.

Nur Voltaire, wir müſſen es geſtehen, beſaß die ſeltene Kunſt, ſo neben der überſprudelnden Fülle des munterſten Witzes willkürlich die ſanfteſten Regungen der Seele zu erzeugen. In ſeinen glücklichſten Augenblicken ſtreute Rabelais ſein Salz nicht mit freigebigern Händen aus; doch wenn er auch vielleicht im Stande geweſen wäre, eine oder die andere der pikanten Situationen im Kandid zu erſinnen, nimmer hätte er die rührende Sterbeſcene der Saint-Yves zu zeichnen vermocht. Dieſe treffliche Schlußſcene des Huronen macht uns zweifelhaft, welchem von dieſen beiden Romanen wir den Vorrang zuerkennen ſollen. Indeſſen verhehlen wir uns nicht, daß Voltaire das Verdienſt beider durch einige burleske Uebertreibungen und ein paar allzu muthwillige Einfälle ſchmälerte.

Der Huron.

Eine wahre Geſchichte

aus den Manuſcripten des Pater Quesnel.

(1767.)

Der Huronе.

Eine wahre Geschichte

aus den Manuscripten des Pater Quesnel.

(1767.)

Erstes Kapitel.

Wie der Prior zu Unsrer lieben Frau vom Berge und seine Fräulein Schwester einem Huronen begegneten.

Der heilige Dunstan, Irländer von Geburt und Heiliger von Profession, reiste einst von seiner vaterländischen Insel auf einem kleinen Berge ab, der nach der französischen Küste segelte und ihn in der Bai von Saint-Malo wohlbehalten ans Land setzte. Sobald er auf dem Trocknen war, gab er dem Berge seinen Segen, und nach tiefen Verbeugungen kehrte dieser auf demselben Wege, den er gekommen war, nach Irland zurück.

Dunstan aber stiftete in jener Gegend eine kleine Priorei und nannte sie die Priorei vom Berge, wie sie bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag heißt[1]).

Im Jahre 1689 am 15. Juli Abends lustwandelte der Abbé von Kerkabon, Prior zu Unserlieben Frau vom Berge, mit seiner Schwester, Fräulein von Kerkabon, um der frischen Luft zu genießen, am Meeresufer. Der Prior war ein kreuzbraver Priester, schon ziem-

lich in Jahren vorgerückt und noch bei allen seinen Nachbarn eben so beliebt, wie früher bei seinen Nachbarinnen. Die hohe Achtung, worin er bei allen Leuten stand, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß er der einzige Pfründenträger der Provinz war, den man nicht zu Bett zu tragen brauchte, wenn er mit seinen geistlichen Brüdern zu Abend gespeist hatte. Er besaß ganz anständige theologische Kenntnisse, und wenn er keine Lust mehr hatte, im heiligen Augustin zu lesen, vertrieb er sich die Zeit mit Rabelais[2]). Kurz, unser Prior war ein Mann, von dem alle Welt nur Liebes und Gutes zu sagen wußte.

Fräulein von Kerkabon, die nie verheirathet gewesen war, so große Lust sie auch dazu verspürte, hatte in ihrem 45sten Jahre noch ein ganz frisches Ansehen und dabei ein äußerst gutes, gefühlvolles Herz. Dem Vergnügen war sie nicht abgeneigt, doch unbeschadet ihrer Frömmigkeit.

Der Prior schaute sinnend ins Meer hinaus. „Ach, Schwester," sprach er endlich, „weißt Du noch: heute sind es 20 Jahr, daß die Fregatte L'hirondelle nach Amerika absegelte[3]) und auf ihr unser armer Bruder, unsre geliebte Schwägerin. O läg' er nicht in den Wäldern Kanada's begraben! könnten wir hoffen, ihn je wieder zu sehen!"

„Glaubst Du wohl," sprach Fräulein Kerkabon, „daß unsre Schwägerin wirklich von den Irokesen gefressen ist? Es muß doch wohl wahr sein, denn sonst wäre sie bestimmt wieder gekommen. Ach, ich werde sie mein Leben lang beweinen. Es war eine reizende Frau. Und unser Bruder, ein so gescheiter, geistreicher Mann; wie weit hätte er es nicht noch bringen können."

Wie sie sich so durch die Erinnerung an längstvergangene Zeiten gegenseitig in eine wehmüthige Stimmung versetzten,

ſahen ſie in die Bai von Rance ein kleines Fahrzeug einlaufen, das mit der Fluth ankam. Es waren Engländer, die einige ihrer Landesproducte an der franzöſiſchen Küſte abzuſetzen gedachten. Sie ſprangen ans Land, ohne den Herrn Prior und ſeine Fräulein Schweſter anzuſehen, und Letztere fühlte ſich durch dieſen Mangel an Aufmerkſamkeit nicht wenig beleidigt.

Anders machte es ein ſehr wohlgebildeter junger Mann, der mit einem Satz über die Köpfe ſeiner Gefährten hinwegſprang und plötzlich dem Fräulein gegenüber ſtand. Er nickte nur leicht mit dem Kopfe, da er an tiefe Bücklinge nicht gewöhnt war. Seine Geſtalt und ſein Anzug feſſelten die Blicke der beiden alten Geſchwiſter. Er ging barhäuptig und in bloßen Füßen, an denen er nur kleine Sandalen trug. Seinen Kopf zierten lange, in Flechten gebundene Haare und den ſchlanken, edeln Wuchs hob ein kurzes, eng anſchließendes Wamms; ſeine Miene war kriegeriſch und ſanft zugleich. In der einen Hand hielt er ein Fläſchchen mit Barbadoswaſſer[4]) und in der andern eine Taſche, woraus er einen Becher und ſehr guten Schiffszwieback hervorholte. In ganz erträglichem Franzöſiſch nöthigte er Fräulein Kerkabon und ihren Herrn Bruder, von ſeinem Barbadoswaſſer zu trinken; er trank ſelbſt mit ihnen davon und bot es ihnen dann aufs Neue an, und das Alles mit ſo einfachem, ungezwungenem Anſtande, daß das Geſchwiſterpaar ſich nicht genug darüber freuen konnte. Sie boten ihm ihre Dienſte an und fragten ihn, wer er wäre und wohin er wollte. Der junge Menſch erwiderte, das wiſſe er ſelbſt nicht, er ſei einmal ſo neugierig, habe gern wiſſen wollen, wie die franzöſiſchen Küſten ausſähen, ſei deßhalb herübergekommen und werde jetzt ſtehenden Fußes wieder umkehren.

Der Prior ſchloß aus ſeiner Betonung, daß er kein Engländer ſei, und nahm ſich die Freiheit, ihn nach ſeinem Vaterlande zu fragen. „Ich bin ein Hurone[5]),“ erwiderte der Jüngling.

Fräulein von Kerkabon, ganz erſtaunt und entzückt, einen Huronen zu ſehen, und noch mehr darüber, daß er ſich ſo artig gegen ſie benommen hatte, bat den jungen Mann zum Eſſen. Er ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und alle Drei gingen jetzt zuſammen nach der Priorei Unſrer lieben Frau vom Berge.

Das kleine runde Fräulein verſchlang ihn mit ihren kleinen Augen und flüſterte von Zeit zu Zeit ihrem Bruder zu: „Der große Burſche hat einen Teint, wie Lilien und Roſen! — Welch eine ſchöne Haut für einen Huronen!“ — „Du haſt Recht, liebe Schweſter,“ erwiderte der Prior lächelnd. Sie richtete in einem Athem hundert Fragen an den Fremden, und er beantwortete ſie ſämmtlich auf die befriedigendſte Weiſe.

Schnell verbreitete ſich das Gerücht von der Ankunft eines Huronen in der Priorei, und die Honoratioren des Bezirks hatten nichts Eiligeres zu thun, als ſich gleichfalls zum Abendeſſen dort einzufinden. Der Abbé von Saint-Yves kam mit ſeiner Schweſter, einer jungen, bildhübſchen und wohlgezogenen Niederbretagnerin. Der Amtmann und der Steuereinnehmer nebſt ihren Frauen fehlten auch nicht.

Man ſetzte den Fremden zwiſchen Fräulein von Kerkabon und Fräulein von Saint-Yves. Alle gafften ihn verwundert an; Alle ſprachen zugleich und ſetzten ihm wetteifernd mit Fragen zu. Der Hurone ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen. Er ſchien Lord Bolingbroke's Wahlſpruch „Nil admirari“ auch zu dem ſeinigen

gemacht zu haben. Endlich aber, da ihm des Lärms zu viel wurde, sprach er mit sanftem, aber festem Ton: „Ihr Herren und Damen, in meinem Lande ist es Brauch, daß Einer nach dem Andern spricht. Wie kann ich euch antworten, wenn ihr es mir unmöglich macht, euch zu verstehen?“

Ein einfaches, vernünftiges Wort bringt allemal die Menschen wenigstens auf Augenblicke zur Besinnung. Es trat eine allgemeine Stille ein. Der Amtmann, der, in welchem Hause er sich auch befinden mochte, jedesmal die Fremden in Beschlag nahm und als der größte Frager in der Provinz bekannt war, riß endlich sein großes Maul einen halben Fuß weit auf und that die wichtige Frage: „Wie heißen Sie denn eigentlich, mein Herr Hurone?“

„Man hat mich,“ erwiderte jener, „von jeher den Freimund genannt, und auch die Engländer ließen mir diesen Namen, weil ich immer grade heraussage, was ich denke, und thue, was ich will.“

„Aber wenn Sie in Huronien geboren sind, wie kamen Sie denn nach England?“

„Je nun, man hat mich eben mit dorthin genommen. Ich gerieth in einem Treffen nach tüchtiger Gegenwehr in englische Gefangenschaft; und da die Engländer, die brave Leute gern sehen, weil sie selbst brave Leute und eben so ehrenwerth sind, als wir, mir frei stellten, ob ich zu den Meinen zurückkehren, oder mit nach England kommen wollte, so that ich das Letztere, weil ich von Natur eine unbändige Lust habe, fremde Länder zu sehen.“

„Aber, Herr,“ sprach der Amtmann mit gravitätischem Tone; „wie konnten Sie nur so Ihre Aeltern im Stiche lassen?“

„Ich habe weder Vater, noch Mutter jemals gekannt,“ verſetzte der Fremde.

Dieſe Antwort erregte die Theilnahme der Geſellſchaft. „Weder Vater, noch Mutter!“ wiederholten Alle.

„Wir wollen ihm Vater und Mutter erſetzen,“ ſprach die weichherzige Dame vom Hauſe zu ihrem Bruder, dem Prior. „Wie anziehend iſt doch der Herr Hurone in Allem, was er ſagt und thut!“

Freimund dankte ihr auf eben ſo herzliche, als ſtolze und edle Weiſe und gab ihr zu verſtehen, daß er nichts bedürfe.

„Ich bemerke, mein Herr Freimund,“ ſprach der gravitätiſche Amtmann, „daß Sie beſſer franzöſiſch ſprechen, als einem Huronen ziemt.“

„Ein Franzoſe,“ verſetzte jener, „der uns in Huronien, als ich noch ſehr jung war, in die Hände fiel und den ich ſehr lieb gewann, lehrte mich ſeine Sprache, und ich lerne ſchnell, was ich lernen will. Bei meiner Ankunft in Plymouth fand ich einen von euren franzöſiſchen Flüchtlingen, die ihr, ich weiß nicht warum, Hugenotten nennt. Ihm verdankte ich meine weitern Fortſchritte in eurer Sprache, und ſobald ich mich verſtändlich ausdrücken konnte, kam ich, um mir euer Land zu beſehen, denn ich mag die Franzoſen ganz gern, wenn ſie nicht zu viel fragen.“

Trotz dieſer kleinen Erinnerung fragte ihn der Abbé von Saint-Yves, welche von den drei Sprachen ihm am beſten gefalle, die huroniſche, die engliſche oder die franzöſiſche.

„Die huroniſche, ohne Zweifel,“ erwiderte Freimund.

„Iſt's möglich?“ rief Fräulein Kerkabon; „ich hatte

mir immer gedacht, das Französische wäre nächst dem Niederbretagnischen [6]) die schönste Sprache in der Welt."

Man bestürmte jetzt den Fremden mit Fragen nach huronischen Vocabeln. Der Eine fragte ihn, wie Taback heiße, und er antwortete *Taja*; ein Andrer, wie essen heiße, und er antwortete *Essenten*. Fräulein von Kerkabon wünschte vor Allem das huronische Wort für die Liebe zu wissen und erfuhr, daß sie *Trovander* heiße [7]). Der Hurone behauptete, nicht ohne scheinbaren Grund, daß diese Wörter so gut wären, wie die entsprechenden englischen und französischen Ausdrücke, und wirklich fanden alle Gäste das Wort *Trovander* allerliebst.

Der Prior besaß in seiner Bibliothek die huronische Grammatik des berühmten Barfüßer-Missionärs Pater Sagar Theodat, womit ihm der Verfasser ein Geschenk gemacht hatte. Er stand jetzt einen Augenblick vom Tisch auf, um sie nachzuschlagen. Athemlos vor Freude und Zärtlichkeit kam er wieder, da er nun erst den Fremden als einen echten Huronen anerkannte.

Man stellte noch einige Betrachtungen über die Mannigfaltigkeit der Sprachen an und kam zuletzt darin überein, daß man ohne das Abenteuer des babylonischen Thurmbaues auf der ganzen Erde französisch sprechen würde [8]).

Das frühere Mißtrauen des frageluſtigen Amtmanns gegen den wie aus dem Himmel gefallenen Huronen war jetzt einer tiefen Ehrfurcht gewichen. Er sprach weit höflicher mit ihm, als anfangs, ohne daß jedoch Freimund die geringste Notiz davon nahm.

Fräulein von Saint-Yves war sehr begierig, zu wissen, wie ein Jüngling im Lande der Huronen seinem Mädchen seine Liebe bezeuge.

„Indem er edle Thaten vollbringt," erwiderte jener, „um Frauenzimmern, die Ihnen gleichen, zu gefallen."

Alle Gäste staunten über diese Antwort und gaben laut ihren Beifall zu erkennen. Fräulein von Saint-Yves erröthete und war sehr damit zufrieden. Fräulein von Kerkabon erröthete gleichfalls, war aber nicht ganz so zufrieden, sondern nahm es ein wenig übel, daß die Galanterie nicht an sie gerichtet war. Vermöge ihrer natürlichen Gutherzigkeit indessen wurde ihre Zuneigung zu dem Huronen dadurch nicht im mindesten geschwächt. Sie fragte ihn sehr gütig, wie viele Liebchen er in Huronien schon gehabt habe.

„Nur eine," versetzte Freimund; „es war Abakaba, ein Pflegekind meiner guten Amme. Die Binsen sind nicht schlanker, das Hermelin nicht weißer, die Lämmer nicht so sanft, die Adler nicht so stolz, die Hirsche nicht so anmuthig und leichtfüßig, wie meine Abakaba. Einst setzte sie in unsrer Nachbarschaft, etwa 50 Stunden weit von unsrer Hütte, einem Hasen nach. Ein ungezogener Algonquin[9]), der wohl noch 100 Stunden weiter entfernt wohnte, raubte ihr den erbeuteten Hasen. Ich erfuhr es, eilte dem Algonquin nach, streckte ihn mit einem Keulenschlage zu Boden und schleppte ihn, an Armen und Beinen gebunden, zu den Füßen meiner Geliebten. Abakaba's Verwandte wollten ihn essen, allein ich konnte nie an dergleichen Mahlzeiten Geschmack finden. Ich schenkte ihm die Freiheit und er wurde mein Freund. Abakaba war über mein Thun so entzückt, daß sie mich allen ihren Liebhabern vorzog. Sie würde mich noch jetzt lieben, wenn sie nicht von einem Bären gefressen wäre. Ich strafte den Bären und trug lange sein Fell, doch das konnte mich wenig trösten."

Fräulein von Saint-Yves fühlte bei dieser Erzählung eine geheime Freude darüber, daß Freimund nur ein Mädchen geliebt hatte und daß Abakaba nicht mehr unter den Lebenden war; doch ahnte sie noch nicht die Ursache ihrer Freude. Aller Augen waren inzwischen auf den Huronen geheftet. Man überhäufte ihn mit Lobsprüchen, daß er seine Stammgenossen abgehalten habe, einen Algonquin zu fressen.

Der unbarmherzige Amtmann, der seine Fragewuth nicht lange unterdrücken konnte, trieb endlich seine Neugierde so weit, daß er sich nach der Religion des Herrn Huronen erkundigte. Er fragte, ob er sich dem anglikanischen, dem gallikanischen oder dem hugenottischen Glaubensbekenntniß zugewandt habe.

„Ich habe meine eigne Religion," antwortete jener, „wie ihr die eure."

„Ach!" rief die Kerkabon, „ich sehe wohl, die abscheulichen Engländer haben nicht einmal daran gedacht, ihn zu taufen!"

„Ei du lieber Gott!" fragte Fräulein von Saint-Yves verwundert, „sind denn die Huronen nicht katholisch? Haben die ehrwürdigen Väter Jesuiten sie nicht sammt und sonders bekehrt?" [10])

Freimund versicherte, in seinem Lande bekehre man Niemanden, ein echter Hurone ändere nie seine Meinung, ja es gebe in seiner Sprache gar kein Wort für den Begriff Wankelmuth. Diese letzten Worte gefielen Fräulein von Saint-Yves über die Maßen.

„Wir wollen ihn taufen! wir wollen ihn taufen!" sprach die Kerkabon zum Prior; „wie wird Dir das nicht zur Ehre gereichen, lieber Bruder! Ich muß jedenfalls dabei Gevatter stehen; der Herr Abbé von Saint-

Yves ſoll ihn zum Taufſtein führen. Es wird eine herrliche Ceremonie werden; in ganz Niederbretagne wird man davon reden, und wir haben überſchwängliche Ehre davon!"

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte in den Enthuſiasmus der Dame vom Hauſe ein. „Wir wollen ihn taufen!" riefen alle Gäſte.

Freimund erwiderte, in England laſſe man die Leute leben, wie ſie Luſt hätten. Er erklärte, daß der Vorſchlag ihm durchaus nicht gefalle, und daß das Geſetz der Huronen mindeſtens eben ſo gut ſei, wie das der Niederbretagner.

Man leerte inzwiſchen ſeine Flaſche Barbadoswaſſer vollends, worauf ſich dann jeder zur Ruhe verfügte.

Als man den Fremden in ſein Zimmer geführt hatte, konnten Fräulein von Kerkabon und ihre Freundin, Fräulein von Saint-Yves, der Begierde nicht widerſtehen, zu ſehn, wie ein Hurone der Ruhe pflege, und zu dem Ende durch ein ziemlich weites Schlüſſelloch zu gucken. Sie ſahen, wie er die Bettdecke auf dem Fußboden ausgebreitet und ſich in der reizendſten Lage von der Welt darauf hingeſtreckt hatte.

Zweites Kapitel.

Der Hurone Freimund wird von ſeinen Verwandten erkannt.

Freimund erwachte wie gewöhnlich mit der Sonne beim erſten Hahnenſchrei, den man in England, wie in Huronien, die Trompete des Tags zu nennen pflegt. Er machte es nicht, wie die ſogenannte gute Geſellſchaft,

die in ihrem Faulbette lungert, bis die Sonne die Hälfte ihrer Bahn zurückgelegt hat, die weder schlafen, noch aus dem Bette sich finden kann, die so viele köstliche Stunden in diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod verträumt und sich dann noch beklagt, daß das Leben zu kurz sei.

Er war schon zwei oder drei Stunden weit im Felde umhergestrichen und hatte an dreißig Stück Wildpret mit der Büchse erlegt, als er, endlich heimgekehrt, in dem Garten der Priorei zu Unsrer lieben Frau vom Berge dem Herrn Prior und seiner züchtigen Schwester begegnete, die, noch im Schlafrock und in der Nachtmütze, die frische Morgenluft genossen. Er übergab ihnen seine ganze Jagdbeute, holte dann aus seinem Wammse eine Art kleinen Talisman, den er beständig am Halse trug, hervor und bat sie, denselben als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit für ihre gute Aufnahme anzunehmen.

„Es ist das Kostbarste, was ich habe," sagte er; „man sagte mir, ich würde immer glücklich sein, so lange ich den kleinen Firlefanz da an mir trüge; und ich gebe ihn euch jetzt, damit ihr immer glücklich sein möget."

Der Prior und das Fräulein lächelten gerührt über Freimund's kindliche Gutherzigkeit. Das Geschenk bestand in zwei kleinen, ziemlich roh gearbeiteten Brustbildern, die mit einem fettigen Riemen zusammen gebunden waren.

Fräulein Kerkabon fragte, ob es dem Maler unter den Huronen gebe.

„Nein," versetzte Freimund; „ich habe diese Seltenheit von meiner Amme. Ihr Mann hatte sie im Kriege von ein paar Franzosen aus Kanada erbeutet. Das ist Alles, was ich davon weiß."

Der Prior betrachtete die Gemälde aufmerksam; er

wechselte die Farbe, gerieth in heftige Bewegung; seine Hände zitterten. „Bei Unsrer lieben Frau vom Berge," rief er endlich, „sind das nicht die Züge meines Bruders, des Kapitäns, und seiner Frau?"

Das Fräulein betrachtete die Bildnisse mit gleicher Aufregung und mußte der Vermuthung ihres Bruders beistimmen. Beide fühlten sich zugleich von Staunen und wehmüthiger Freude ergriffen, Beide waren tief gerührt, Beide weinten; ihr Herz pochte, sie rissen sich die Bilder aus den Händen; zwanzig mal in einer Sekunde nahmen sie sie hin und zeigten sie einander aufs Neue. Sie verschlangen die Porträts und den Huronen mit den Augen, sie fragten ihn, bald Einer nach dem Andern, bald Beide zugleich, wo, zu welcher Zeit, auf welche Weise die Gemälde seiner Amme in die Hände gefallen seien. Sie verglichen und berechneten die seit der Abreise des Kapitäns verflossene Zeit; sie erinnerten sich der Nachricht, daß er bis ins Land der Huronen vorgedrungen sei und dann nichts weiter habe von sich hören lassen.

Freimund hatte ihnen gesagt, er habe weder Vater noch Mutter gekannt. Der Prior, ein verständiger Mann, bemerkte, daß der Hurone etwas Bart hatte, und wußte doch, daß seine Landsleute völlig bartlos sind. „Er hat Flaum am Kinn und ist demnach der Sohn eines Europäers. Mein Bruder und meine Schwägerin ließen seit der Unternehmung gegen die Huronen im Jahr 1669 nichts wieder von sich hören. Mein Neffe mußte damals noch ein Säugling sein; die huronische Amme hat ihm das Leben gerettet und Mutterstelle bei ihm vertreten."

Kurz, nach hundert Fragen und hundert Antworten kamen der Prior und seine Schwester zu dem Schluß, daß der Hurone ihr leiblicher Neffe sei. Sie umarmten ihn

mit Thränen der Rührung. Freimund lachte und konnte nicht begreifen, wie ein Hurone dazu kommen sollte, der Neffe eines niederbretagnischen Priors zu sein.

Die ganze Gesellschaft erschien von neuem. Herr von Saint-Yves, ein großer Physiognom, machte mit der überzeugendsten Sachkenntniß bemerklich, daß er die Augen seiner Mutter, die Stirn und die Nase des seligen Herrn Hauptmann von Kerkabon und Wangen habe, die mehr oder weniger an die seiner beiden Aeltern erinnerten.

Fräulein von Saint-Yves, die weder den Vater, noch die Mutter jemals gesehen, versicherte, daß Freimund ihnen auf ein Haar gliche. Alle bewunderten die Wege der Vorsehung und die Verkettung der Ereignisse in dieser Welt. Kurz, man überzeugte sich mit solcher Gewißheit von Freimund's Herkunft, daß er selbst endlich einwilligte, der Neffe des Herrn Prior zu sein, indem er sagte, daß er ihn so gern zum Onkel haben wolle, wie jeden Andern.

Man begab sich in die Kirche Unsrer lieben Frau vom Berge, um Gott für das glückliche Ereigniß zu danken. Der Hurone blieb indessen mit gleichgültiger Miene zu Hause und vertrieb sich derweil die Zeit mit Trinken.

Die Engländer, die ihn in ihrem Schiffe mitgebracht hatten und die jetzt im Begriff waren, wieder unter Segel zu gehen, kamen, um ihm zu sagen, daß er sich zur Abreise bereit halten möge.

„Offenbar," entgegnete er ihnen, „habt ihr keine Onkels und Tanten wiedergefunden. Ich bleibe hier und wünsche euch glückliche Reise nach Plymouth. Meinen Tornister könnt ihr nur mitnehmen: ich habe nichts mehr nöthig, seit ich der Neffe eines Priors bin."

Die Engländer gingen fort und unter Segel. Sie

kümmerten sich wenig darum, ob Freimund in Niederbretagne Verwandte gefunden habe oder nicht. Nachdem der Onkel, die Tante und die ganze Gesellschaft ihr Tedeum gesungen, nachdem der Amtmann dem Huronen noch tüchtig mit Fragen zugesetzt, nachdem man endlich allen Stoff der Unterhaltung, den Verwunderung, Freude und Zärtlichkeit darbieten können, erschöpft hatte, dachten der Prior vom Berge und der Abbé von Saint-Yves ernstlich daran, den Ankömmling so schnell als möglich zu taufen. Allein mit einem großen Huronen von 22 Jahren hatte man nicht so leichtes Spiel, wie mit einem kleinen Kinde, dessen geistige Wiedergeburt man bewerkstelligt, ohne daß es was davon merkt. Man mußte ihn in der christlichen Lehre unterweisen, und das schien keine leichte Aufgabe; wenigstens konnte man nach der Meinung des Abbé von Saint-Yves bei einem Menschen, der nicht in Frankreich geboren, unmöglich gesunden Menschenverstand voraussetzen.

Der Prior dagegen machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß es dem Herrn Freimund, seinem Neffen, wenn er auch nicht so glücklich sei, in Niederbretagne das Licht der Welt erblickt zu haben, doch keineswegs an Geist fehle, daß dieser vielmehr aus allen seinen Antworten hervorleuchte und daß er sicher sowohl väterlicher als mütterlicher Seits sehr von der Natur begünstigt sei.

Man fragte ihn vorläufig, ob er nie ein Buch gelesen habe, und er antwortete, seine bisherige Lectüre beschränke sich auf eine englische Uebersetzung von Rabelais und einige Stücke von Shakspeare, die er auswendig könne; diese Bücher habe er bei dem Kapitän des Schiffes gefunden, worauf er von Amerika nach Plymouth gekommen sei,

und sie mit großem Vergnügen gelesen. Der Amtmann ermangelte nicht, ihn über den Inhalt dieser Bücher zu befragen.

„Ich gestehe," erwiderte Freimund, „daß ich Einiges darin zu verstehen glaubte, daß mir aber auch Manches dunkel blieb."

Der Abbé von Saint-Yves stellte bei diesen Worten die Betrachtung an, daß es ihm selbst und den meisten Menschen beim Lesen ungefähr eben so gehe.

„Ohne Zweifel haben Sie doch auch die Bibel gelesen," fragte er den Huronen.

„Nein, Herr Abbé; sie war nicht unter den Büchern meines Kapitäns; ich habe auch nie davon reden hören."

„Daran erkennt man die verruchten Engländer!" rief Fräulein Kerkabon; „ein Plumpudding, ein Stück von Shakspeare und eine Flasche Rum ist ihnen tausendmal wichtiger, als alle fünf Bücher Mosis. Deswegen haben sie auch noch keine Seele in Amerika bekehrt [11]). Sie gehören sicher zu den von Gott verstoßenen Böcken, und ihr werdet sehen, daß wir ihnen Jamaika und Virginien wegnehmen, ehe sie sich's versehen."

Man ließ das gut sein und bestellte einstweilen bei dem geschicktesten Schneider in Saint-Malo einen vollständigen Anzug für Freimund.

Die Gesellschaft trennte sich. Der Amtmann ging fort, um anderswo die Leute mit Fragen zu quälen. Fräulein von Saint-Yves sah sich, nachdem sie Abschied genommen, noch zu wiederholten Malen nach dem Huronen um, der ihr seinerseits tiefere Verbeugungen gemacht hatte, als bisher irgend einem Menschen in der Welt.

Ehe der Amtmann sich beurlaubte, stellte er noch der jungen Saint-Yves einen großen Laffen von Sohn vor,

der eben von der Universität kam. Doch war ihre ganze Aufmerksamkeit so sehr durch das artige Benehmen des Huronen in Anspruch genommen, daß sie jenen kaum ansah.

Drittes Kapitel.

Der Hurone Freimund wird bekehrt.

Die Ankunft des Huronen veranlaßte den Herrn Prior zu der Betrachtung, daß er doch nachgrade in die Jahre komme, daß Gott ihm einen Neffen zum Trost seines Alters sende, und daß es eine ganz herrliche Sache sein werde, diesem sein Amt und seine Pfründe abzutreten, vorausgesetzt, daß es ihm gelänge, ihn zu taufen und für den geistlichen Stand zu gewinnen.

Freimund hatte ein treffliches Gedächtniß. Die natürliche Derbheit des niederbretagnischen Menschenschlags, die durch das Klima von Kanada noch mehr gestählt war, hatte seinen Kopf so kräftig gemacht, daß er es kaum fühlte, wenn man ihn noch so fest darauf schlug, und daß nichts verloren ging, was man einmal seinem Gehirn eingeprägt; nie in seinem Leben hatte er etwas vergessen.

Seine Auffassung war um so lebendiger und klarer, da man seine Kindheit mit jenen unnützen und albernen Dingen verschont hatte, die unsern Geist in der Entwicklung hemmen und ersticken. Die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit boten sich unmittelbar und unumwölkt seinem geistigen Auge dar.

Der Prior trug kein Bedenken, ihm das neue Testament in die Hände zu geben. Freimund verschlang es mit dem größten Interesse; allein da er durchaus nicht wußte, wann und wo die in diesem Buche erzählten Begebenheiten sich zugetragen hatten, zweifelte er keinen Augenblick, daß

Niederbretagne der Ort der Handlung sei, und schwur in seinem Eifer, dem Pilatus und Kaiphas Nase und Ohren abzuschneiden, wenn die Schurken ihm je in den Wurf kämen.

Entzückt über eine so treffliche Gesinnung, klärte sein Onkel ihn bald über die Sache auf. Er lobte seinen Eifer, belehrte ihn aber, daß derselbe zwecklos sei, da die Leute beinahe schon 1690 Jahre todt wären. Freimund wußte bald das ganze Buch auswendig. Er machte jetzt bisweilen Schwierigkeiten, die den Prior sehr in Verlegenheit setzten. Er mußte oft den Abbé von Saint-Yves um Rath fragen, der aber auch auf die Einwürfe des Huronen oft nichts zu erwidern wußte, weshalb man denn endlich zu einem niederbretagnischen Jesuiten seine Zuflucht nahm, um das Werk der Bekehrung zu vollenden.

Endlich wirkte die Gnade[12]), Freimund versprach, ein Christ zu werden. Er zweifelte nicht, daß er sich zu diesem Ende vor Allem müsse beschneiden lassen; „denn," sprach er, „die Leute, von denen in diesem Buche die Rede ist, waren es alle ohne Ausnahme. Es liegt also am Tage, daß auch ich dies Opfer bringen muß und zwar je eher, je lieber."

Er überlegte nicht lange, sondern schickte zu dem Feldscheer des Dorfs und bat ihn, die Operation an ihm zu vollziehen, wobei er sicher darauf rechnete, Fräulein Kerkabon und der ganzen Gesellschaft eine große Freude zu bereiten. Der Bader, der noch nie eine ähnliche Operation vollzogen hatte, erschrak bei dem Ansinnen des Huronen nicht wenig und hielt es für gerathener, erst die Familie davon in Kenntniß zu setzen. Man kann sich denken, welch ein Geschrei diese erhob. Die gute Kerkabon zitterte, ihr Neffe möchte vielleicht gar, rasch und entschlossen, wie sie

ihn kannte, auf die ungeschickteste Weise die Operation selbst vornehmen, was dann die übelsten Folgen haben könnte — Folgen, woran die Damen aus natürlicher Herzensgüte den wärmsten Antheil zu nehmen pflegen.

Der Prior ließ es sich angelegen sein, dem Huronen richtigere Begriffe beizubringen. Er stellte ihm vor, daß die Beschneidung nicht mehr Mode, daß die Taufe weit sanfter und heilsamer und daß das Gesetz der Gnade von dem Gesetz der Strenge zu unterscheiden sei. Freimund, der, wie gesagt, den klarsten Verstand besaß, hatte erst Einiges dagegen einzuwenden, erkannte jedoch zuletzt seinen Irrthum, was in Europa bei Leuten, die einmal angefangen haben, Einwendungen zu machen, ziemlich selten ist. Er versprach endlich, sich taufen zu lassen, wann man wolle.

Er sollte vorher beichten; ihn aber dazu zu bewegen, kostete die meiste Mühe. Er trug beständig das Buch in der Tasche, das sein Onkel ihm gegeben hatte. Hier nun fand er von keinem Apostel angegeben, daß er gebeichtet habe, und sträubte sich deshalb seinerseits aus allen Kräften dagegen. Der Prior brachte ihn endlich zum Schweigen, indem er ihm in der Epistel St. Jacobi des Jüngern jene Stelle zeigte, die den Ketzern so viel Noth macht: „Bekennet einer dem andern seine Sünden [13]." Der Hurone schwieg und beichtete bei einem Barfüßer.

Als er fertig war, zog er den Barfüßer aus dem Beichtstuhl, packte seinen Mann mit kräftigem Arm, setzte sich an seinen Platz, drückte ihn vor sich nieder auf die Knie und sprach: „Wohlan, Freund, es steht geschrieben: bekennet einer dem andern seine Sünden. Ich habe Dir meine Sünden erzählt, und Du sollst jetzt keinen Schritt von hier thun, bevor Du mir nicht auch die Deinen berichtet hast."

Und mit diesen Worten stemmte er seinem unglücklichen Widerpart sein breites Knie gegen die Brust. Der Barfüßer ließ ein Geheul aus, daß die Kirche davon widerhallte. Man läuft auf den Lärm herbei und sieht den Katechümenen, wie er eben im Begriff steht, im Namen St. Jacobi des Jüngern seinen Beichtvater durchzuknuffen.

Die Freude, einen halb huronischen und halb englischen Niederbretagner zu taufen, war indessen so groß, daß man diese Absonderlichkeiten mit dem Mantel der christlichen Liebe zudeckte. Und wirklich gab es ja auch manche Theologen, die der Meinung waren, daß die Beichte nicht nothwendig sei, da die Taufe Alles ersetze.

Man verabredete einen Tag für diese heilige Handlung mit dem Bischof von Saint-Malo, der sich, wie man denken kann, sehr geschmeichelt fühlte, daß er einen Huronen taufen sollte, und der sich in einer prächtigen Karrosse in Begleitung seines sämmtlichen Clerus einfand. Fräulein von Saint-Yves hatte, heiße Dankgebete zum Himmel sendend, ihre Staatsrobe angelegt und eine Putzmacherin aus Saint-Malo kommen lassen, um sich bei der Ceremonie im vollen Glanze zu zeigen. Daß der fragelustige Amtmann sammt der ganzen guten Gesellschaft der Gegend nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Die Kirche war prächtig ausgeschmückt. Als man aber den Huronen abholen wollte, um ihn zum Taufstein zu führen, war er nirgends zu finden.

Der Onkel und die Tante suchten ihn überall. Man glaubte, er sei nach seiner Gewohnheit auf die Jagd gegangen, und alle Taufgäste durchsuchten deshalb die benachbarten Forsten und Dörfer nach ihm; doch kein Hurone war zu hören, noch zu sehen.

Man gab endlich sogar der Furcht Raum, er sei nach

England zurückgegangen, da man ihn öfter hatte ſagen hören, wie ſehr er dies Land liebe. Der Herr Prior und ſeine Schweſter waren überzeugt, daß man dort Niemanden taufe, und zitterten für das Seelenheil ihres Neffen. Der Biſchof wurde höchſt ungehalten und ſtand im Begriff, nach Saint-Malo zurückzukehren; der Prior und der Abbé von Saint-Yves waren in Verzweiflung; der Amtmann befragte alle Vorübergehenden mit ſeiner bekannten Gravität; Fräulein von Kerkabon ſchwamm in Thränen; Fräulein von Saint-Yves endlich weinte zwar nicht, ſtieß jedoch tiefe Seufzer aus, die ihre fromme Sehnſucht nach der heiligen Handlung hinlänglich beurkundeten. Rath- und troſtlos ergingen ſich die beiden Damen im Schatten der Weiden und des Rohrdickichts längs dem Ufer des kleinen Fluſſes Rance, als ſie plötzlich mitten im Fluſſe eine große, weiße Geſtalt erblickten, welche die Arme über die Bruſt gekreuzt hatte. Sie kreiſchten laut auf und wandten ſich ab. Bald aber trug die Neugierde über jede andre Betrachtung den Sieg davon; ſie ſchlichen ſich leiſe in das Schilfdickicht und erſpähten von hier aus, ſobald ſie ihrer Sache gewiß waren, daß ſie nicht geſehen werden konnten, was das Ding zu bedeuten habe.

Viertes Kapitel.

Freimund wird getauft.

Mittlerweile kamen auch der Prior und der Abbé herbeigelaufen und fragten den Huronen voll Verwunderung, was er da mache.

„Ei zum Kuckuk, ihr Herren, ich warte auf die Taufe.

Seit einer Stunde stehe ich jetzt bis an den Hals im Wasser; es ist wahrhaftig nicht hübsch, mich hier warten und frieren zu lassen."

„Aber, lieber Neffe," sprach der Prior zärtlich, „so tauft man die Leute in Niederbretagne nicht. Zieh' Dich geschwind wieder an und komm mit uns."

Als Fräulein von Saint-Yves dies hörte, fragte sie ihre Gefährtin leise: „Glauben Sie wohl, daß er sich so schnell wieder anzieht?"

Der Hurone entgegnete indessen dem Prior: „Diesmal sollen Sie mir nichts weiß machen, wie sonst wohl; ich habe seit der Zeit tüchtig studirt und bin meiner Sache ganz gewiß, daß die Taufe nicht anders vollzogen werden darf. Der Eunuch der Königin Kandace im Mohrenland wurde in einem Bache getauft [14]). Zeigen Sie mir einmal in dem Buche, das Sie mir gegeben haben, ein einziges Beispiel, daß man es anders damit gehalten hätte. Ich will mich entweder gar nicht oder im Flusse taufen lassen."

Mochte man ihm nun noch so vernünftig vorstellen, daß jetzt ein andrer Brauch herrsche, er bestand hartnäckig auf seinem Vorsatz, denn er war ein Bretagner und ein Hurone obendrein. Er kam immer wieder auf den Eunuchen der Königin Kandace zurück, und obgleich seine Fräulein Tante und Fräulein von Saint-Yves, die ihn von ihrem Schilf aus beobachtet hatten, ihm mit Recht hätten einwenden können, daß er sich auf ein solches Subject gar nicht berufen dürfe, so thaten sie es doch nicht, so groß war ihre Bescheidenheit. Der Bischof kam selbst, um ihn zur Vernunft zu bringen, was gewiß eine große Herablassung war. Allein es fruchtete nichts; der Hurone war kühn genug, selbst gegen den Bischof an zu disputiren.

„Zeigt mir," sprach er, „in dem Buche, das mein Onkel mir gegeben hat, einen einzigen Menschen, der anders als im Flusse getauft wurde, so will ich mich eurem Wunsche fügen."

In ihrer Rathlosigkeit erinnerte sich die Tante, bemerkt zu haben, daß ihr Neffe, als er sich zum erstenmal verbeugte, vor Fräulein von Saint-Yves das Haupt tiefer neigte, als vor sonst Jemanden in der Gesellschaft, ja daß er nicht einmal den Herrn Bischof auf eine so ehrfurchtsvolle und zugleich so herzliche Weise begrüßte, wie jenes schöne Mädchen. Sie wandte sich daher in ihrer Noth an sie mit der Bitte, ihren ganzen Einfluß zu brauchen, um den Huronen zu veranlassen, daß er sich auf die in Bretagne übliche Weise taufen ließ, da sie fest überzeugt war, er könne unmöglich jemals ein ordentlicher Christ werden, wenn er auf die Taufe im fließenden Wasser bestehe.

Fräulein von Saint-Yves erröthete vor geheimer Freude, daß man sich mit einem so wichtigen Auftrage an sie wandte. Sie näherte sich bescheiden dem Huronen, reichte ihm mit edelm Anstande die Hand und sprach: „Wollen Sie denn für mich nichts thun?" und indem sie diese Worte aussprach, schlug sie die Augen nieder und blickte dann wieder mit herzgewinnender Anmuth zu ihm auf.

„Ach! Alles, was Sie wollen, mein Fräulein, Alles, was Sie mir befehlen; Wassertaufe, Feuertaufe, Bluttaufe, es giebt nichts, was ich Ihnen abschlagen könnte."

Fräulein von Saint-Yves feierte also den Triumph, mit zwei Worten zu bewirken, was weder den dringenden Bitten des Priors, noch den wiederholten Fragen des Amtmanns, noch selbst den Vernunftgründen des Bischofs gelungen war. Sie war nicht unempfindlich für

diesen Triumph, wiewohl sie ihn noch nicht in seinem ganzen Umfange feierte.

Die Taufhandlung wurde jetzt mit allem möglichen Anstande, aller ersinnlichen Pracht und zur größten Erbauung aller Anwesenden vollzogen. Der Onkel und die Tante überließen dem Herrn Abbé von Saint-Yves und seiner Schwester die Ehre, den Huronen zum Taufstein zu führen. Fräulein von Saint-Yves strahlte vor Entzücken, seine Pathin zu werden. Sie wußte nicht, welchem Joche dieser stolze Titel sie unterwarf! Sie nahm die Ehre an, ohne die verhängnißvollen Folgen derselben zu ahnen.

Da bei uns zu Lande keine Ceremonie ohne eine tüchtige Mahlzeit vor sich gehen darf, setzte man sich zu Tisch, sobald die Taufhandlung vorüber war. Die Witzlinge von Niederbretagne verfehlten nicht, die abgedroschene Redensart anzubringen, daß man seinen Wein nicht taufen dürfe. Der Herr Prior versicherte salbungsvoll, daß der Wein nach dem Psalmisten des Menschen Herz erfreue [15]), und der Herr Bischof setzte hinzu, der Patriarch Juda solle seiner Eselin Sohn an den edeln Reben binden und seinen Mantel in Weinbeerblut waschen [16]), und es sei recht schade, daß man es in Niederbretagne nicht so machen könne, da Gott dieser guten Provinz den Weinstock leider versagt habe. Kurz, jeder war darauf aus, einen Witz über Freimund's Taufe zu machen und der schönen Pathin Artigkeiten zu sagen. Der Amtmann, das ewige Fragezeichen, fragte den Huronen, ob er sein heute geleistetes Versprechen halten werde, worauf jener erwiderte: „Wie könnte ich wohl ein Gelübde brechen, das ich in Fräulein von Saint-Yves Hände niederlegte!"

Der Hurone wurde warm. Er trank eifrig auf die Gesundheit seiner Pathin. „Hätten Sie mich getauft," sprach

er, „so fühle ich, das Wasser, was aus Ihrer Hand auf meinen Scheitel geträufelt wäre, würde mich verbrannt haben.“

Der Amtmann fand diese Uebertreibung etwas allzu poetisch, da er nicht wußte, wie sehr in Kanada die Bildersprache an der Tagsordnung ist.

Man hatte dem Täufling den Namen Herkules gegeben. Der Bischof von Saint-Malo fragte zu wiederholten Malen, was denn dies für ein Heiliger sei, den er nie habe nennen hören. Der Jesuit, ein großer Gelehrter, gab ihm endlich die Auskunft, es sei ein Heiliger, der zwölf Wunderthaten verrichtet habe. Er hatte noch eine dreizehnte verrichtet, wovon aber einem Jesuiten nicht zu reden ziemte, das Wunder nämlich, in einer einzigen Nacht funfzig Mädchen in Frauen zu verwandeln [17]). Ein Spaßvogel unter den Anwesenden strich dies Wunder nachdrücklich heraus. Sämmtliche Damen schlugen die Augen nieder und schlossen aus dem Ansehen des Huronen, daß er des Heiligen, dessen Namen er jetzt trug, völlig würdig sei.

Fünftes Kapitel.

Freimund verliebt sich.

Wir müssen gestehen, daß seit dieser Taufe und diesem Gastmahl Fräulein von Saint-Yves keinen sehnlichern Wunsch hatte, als daß der Bischof von Saint-Malo sie baldigst noch eines andern schönen Sacraments mit Herkules Freimund theilhaftig machen möchte.

Da sie indessen sehr wohlerzogen und sittsam war, wagte sie sich selbst ihre zärtlichen Gefühle nicht einzugestehen,

ſondern verhüllte, wenn etwa ein darauf hindeutender Blick, ein Wort, eine Geberde, ein Gedanke ihr entſchlüpfte, Alles mit dem Schleier der liebenswürdigſten Scham. Sie war zärtlich, lebhaft und züchtig in gleichem Grade.

Gleich nach der Abreiſe des Biſchofs begegneten ſich Freimund und Fräulein von Saint-Yves, ohne daran zu denken, daß ſie ſich aufſuchten. Sie knüpften ein Geſpräch an, ohne zu überlegen, was ſie ſich ſagten. Freimund geſtand ihr rund heraus, daß er ſie von Herzen liebe, und daß die ſchöne Abakaba, in die er einſt in ſeiner Heimath vernarrt geweſen, mit ihr nicht entfernt zu vergleichen ſei. Das Fräulein erwiderte ihm mit ihrer gewöhnlichen Sittſamkeit, er möge nur ſo ſchnell als möglich mit dem Prior, ſeinem Onkel, und mit Fräulein Kerkabon, ſeiner Tante, darüber ſprechen; ſie ihrerſeits werde ihrem geliebten Bruder, dem Abbé, die Sache vortragen, und ſie ſchmeichele ſich einer allſeitigen Einwilligung.

Freimund entgegnete, er bedürfe der Einwilligung keines Menſchen in der Welt und es komme ihm äußerſt lächerlich vor, daß er andre Leute fragen ſolle, was er zu thun habe; wenn zwei Theile einverſtanden ſeien, ſo bedürfe es keines dritten, um ſie zu vereinigen. „Ich frage Niemanden um Rath," fuhr er fort, „wenn ich Luſt habe, zu frühſtücken, oder zu jagen, oder zu ſchlafen. Zwar weiß ich wohl, daß in der Liebe die Einwilligung derjenigen, die man liebt, ſehr wünſchenswerth iſt; da ich aber weder in meinen Onkel noch in meine Tante verliebt bin, ſo brauche ich mich in dieſer Angelegenheit auch nicht an ſie zu wenden, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo laſſen Sie auch den Herrn Abbé von Saint-Yves aus dem Spiel."

Man kann leicht denken, daß die ſchöne Niederbre-

tagnerin alle ihre Ueberredungskunst anwandte, um den Huronen zur Unterwerfung unter die Gesetze der Wohlanständigkeit zu bekehren. Sie wurde selbst böse, ließ sich aber bald wieder besänftigen. Kurz, man kann nicht wissen, wie diese Unterredung geendet haben würde, wenn nicht mit Einbruch der Abenddämmerung der Herr Abbé seine Schwester mit nach seiner Abtei zurückgenommen hätte.

Freimund ließ seinen Onkel und seine Tante, die von der Ceremonie und der langen Mahlzeit etwas angegriffen waren, zu Bett gehen. Er selbst aber brachte einen Theil der Nacht damit hin, Verse in huronischer Sprache auf seine Geliebte zu machen, denn man muß wissen, daß es kein Land in der Welt giebt, wo nicht die Liebe den Liebenden zum Dichter machte.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück sprach sein Onkel in Gegenwart der Fräulein von Kerkabon, die sehr gerührt war, folgendermaßen zu ihm: „Der Himmel sei gepriesen, liebster Neffe, daß Du jetzt die Ehre hast, ein Christ und ein Niederbretagner zu sein! Doch das ist noch nicht genug; ich werde nachgrade alt; mein Bruder hat nichts als ein paar Hufen Landes hinterlassen, die nicht viel zu bedeuten haben; ich habe aber eine gute Priorei; wenn Du nun nicht abgeneigt bist, Unterdiakonus zu werden, wie ich hoffe, so will ich Dir meine Priorei abtreten. Du wirst dann der Trost meiner alten Tage sein und kannst das bequemste Leben von der Welt führen."

„Lieber Onkel!" erwiderte Freimund, „möge es Ihnen immer wohl gehen! Leben Sie, so lange Sie können! Ich weiß so wenig, was ein Unterdiakonus zu bedeuten hat, als was es heißt, eine Priorei abtreten, bin übrigens mit Allem zufrieden, vorausbedungen, daß ich Fräulein von Saint-Yves zu meiner Verfügung bekomme."

„Hilf Himmel, Neffe, welche Reden! Du bist also wirklich in das schöne Dämchen verliebt?“

„Allerdings, Onkel!“

„Ach, lieber Neffe, aus der Heirath kann aber nun und nimmer was werden, es ist rein unmöglich!“

„Es ist sehr möglich, lieber Onkel; denn sie hat mir nicht nur beim Abschiede die Hand gedrückt, sondern mir auch versprochen, daß sie mich und keinen Andern zum Gatten begehren werde.“

„Es ist unmöglich, sag' ich Dir; sie ist Deine Pathin. Es ist eine schreckliche Sünde für eine Pathin, ihrem Taufsohn die Hand zu drücken, und nun und nimmer darf der Taufsohn seine Gevatterin heirathen. Das wäre gegen alle göttliche und menschliche Gesetze [18])!“

„Mord Element, Onkel! Sie haben mich zum Narren! Warum sollte man denn seine Pathin nicht heirathen dürfen, wenn sie jung und hübsch ist? In dem Buche, das Sie mir gegeben haben, ist es nirgends für eine Sünde erklärt, ein Mädchen zu heirathen, das einem bei der Taufe behülflich gewesen. Alle Tage seh' ich mehr, daß man hier unzählige Dinge thut, wovon in dem Buche gar nicht die Rede ist, und nichts von dem, was es vorschreibt. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß mich das wundert und kränkt. Wenn man mir unter dem Vorwande meiner Taufe die schöne Saint-Yves streitig macht, so versichere ich Sie, daß ich sie entführe und mich wieder umtaufe.

Der Prior war ganz verblüfft; seine Schwester weinte.

„Lieber Bruder!“ sprach sie, „unser Neffe braucht sich darum noch nicht in die ewige Verdammniß zu stürzen; unser heiliger Vater, oder Papst, kann ihm ja Dispensation geben, und dann darf er glücklich und als guter Christ mit seiner Geliebten leben.“

Freimund umarmte seine Tante. „Wer ist denn der scharmante Mann," fragte er, „der sich der bedrängten Liebenden so gütig annimmt? Den Augenblick will ich ihn sprechen."

Man erklärte ihm, wer der Papst sei, und Freimund's Verwunderung darüber war noch größer, als über alles Frühere. „Davon steht ja in Ihrem Buche kein Wort, lieber Onkel! Ich bin gereist, ich kenne das Meer, wir sind hier an der Küste des Oceans; und ich sollte meine Geliebte verlassen, um mir die Erlaubniß, sie zu lieben, von einem Manne zu erbetteln, der 400 Stunden von hier am mittelländischen Meere wohnt und dessen Sprache ich nicht verstehe? Eine unbegreiflichere Lächerlichkeit ist doch gar nicht denkbar. Stehenden Fußes gehe ich jetzt zum Herrn Abbé von Saint-Yves, der nur eine Stunde von hier wohnt, und rechnen Sie sicher darauf, noch heute am Tage heirathe ich meine Geliebte."

Wie er noch sprach und im Begriff war, fortzugehen, trat der Amtmann ein und fragte ihn nach seiner Gewohnheit, wo er hin wolle.

„Ich will heirathen," sprach Freimund, flog wie ein Pfeil davon und nach einer Viertelstunde war er schon bei seiner schönen, geliebten Niederbretagnerin, die noch im Bette lag. —

„Ach Bruder!" sprach mittlerweile Fräulein von Kerkabon zum Prior, „aus dem wird nun und nimmer ein Unterdiakonus."

Der Amtmann war höchst unzufrieden mit dieser Reise, denn er hatte den Plan, Fräulein von Saint-Yves mit seinem Sohn zu verkuppeln, und dieser Sohn war noch dümmer und unerträglicher, als sein Vater.

Sechstes Kapitel.

Freimund läuft zu seiner Geliebten und fängt an zu rasen.

Kaum hatte Freimund das Ziel seines Weges erreicht, so fragte er eine alte Magd nach dem Schlafzimmer seiner Geliebten, sprengte mit einem starken Stoß die schlechtverschlossene Thür und stürzte auf das Bett zu.

Erschrocken fuhr Fräulein von Saint-Yves empor. „Wie! Sie sind es! ach! Sie sind es! Halten Sie ein! Was machen Sie?“

„Heirathen will ich Dich!“ antwortete er und hätte sie wahrhaftig geheirathet, wenn sie sich nicht mit aller Ehrbarkeit, die sich von einer so wohlgezogenen jungen Dame erwarten ließ, dagegen gesträubt hätte.

Freimund verstand aber keinen Spaß. Er fand all diese Weitläufigkeiten höchst unpassend. „Meine erste Geliebte Abakaba machte es nicht so,“ sprach er unwillig. „Welch ein unredliches, pflichtvergessenes Benehmen! Du hast mir versprochen, mein zu sein, und weigerst Dich nun, Dein Wort zu lösen! Das heißt die ersten Gesetze der Ehre mit Füßen treten. Doch ich werde Dich Wort halten lehren und Dich auf den Weg der Tugend zurückführen.“

Freimund besaß eine mannhafte, unverzagte Tugend, würdig seines Schutzpatrons Herkules, dessen Namen er trug; und er stand im Begriff, sie in ihrem ganzen Umfange auszuüben, als auf das laute Geschrei seiner Geliebten, deren Tugend sittsamer Natur war, der verständige Abbé von Saint-Yves herbeieilte, und mit ihm seine Haushälterin, ein alter frommer Bedienter und ein Pfarrgehülfe. Der Anblick so vieler Leute mäßigte den Muth des Stürmenden.

„Ei, mein Himmel, Herr Nachbar!“ fragte der Abbé, „was thun Sie denn hier?“

„Meine Pflicht,“ erwiderte der junge Mann; „ich erfülle mein Versprechen, das mir wenigstens heilig ist.“

Erröthend brachte Fräulein von Saint-Yves ihre Kleider wieder in Ordnung. Man führte den Huronen in ein andres Zimmer. Der Abbé machte ihm Vorstellungen über sein unerhörtes Benehmen. Freimund berief sich auf das Naturrecht, das er vollkommen inne hatte. Der Abbé wollte ihm beweisen, daß dem positiven Recht in jeder Beziehung der Vorzug gebühre, und daß ohne die unter den Menschen einmal abgeschlossenen Verträge das Naturrecht fast nie etwas Andres, als ein natürliches Raubsystem sein würde.

„Wir können nun einmal,“ sprach er, „ohne Notare, Priester, Zeugen, Contracte und Dispensationen nicht fertig werden.“

Freimund antwortete hierauf mit der Betrachtung, welche die Wilden uns gegenüber in der Regel anzustellen pflegen: „So müßt ihr wohl arge Schelme sein, da es unter euch so vieler Vorsichtsmaßregeln bedarf!“

Es kostete dem Abbé Mühe, diese Schwierigkeit zu lösen. „Ich gestehe,“ sprach er, „daß es unter uns eine Menge Schelme und wohl noch mehr wegen ihres Wankelmuths unzuverlässige Leute giebt; und es würde unter den Huronen eben so wenig daran fehlen, wenn sie, wie wir, in großen Städten zusammen lebten. Es giebt aber auch weise, rechtschaffene, einsichtsvolle Leute, und diese eben geben die Gesetze. Je besser man selbst ist, um so williger muß man sich den Gesetzen unterwerfen; man giebt damit den Lasterhaften ein gutes Beispiel und lehrt sie einen Zügel scheuen, den die Tugend sich selbst angelegt hat.“

Diese Antwort verfehlte ihren Eindruck auf Freimund nicht. Wir bemerkten schon, daß er einen sehr klaren Verstand besaß. Mit schmeichelhaften Worten besänftigte man ihn jetzt vollends und machte ihm zugleich einige Hoffnung: in diesen beiden Fallstricken lassen die Menschen in der alten, wie in der neuen Welt sich fangen. Man gestattete ihm selbst, Fräulein von Saint-Yves wieder zu sehen, nachdem sie ihre Toilette gemacht hatte. Alles ging mit dem größten Anstande von Statten; doch trotz dieser Fügsamkeit Herkules Freimund's schlug vor seinen funkelnden Augen seine Geliebte die ihren nieder, so oft sie ihnen begegneten, so wie auch die ganze Gesellschaft sich einer geheimen Angst dabei nicht erwehren konnte.

Nur mit großer Mühe ließ er sich endlich bewegen, zu seinen Verwandten zurückzukehren. Man mußte wieder zu dem Einfluß der schönen Saint-Yves seine Zuflucht nehmen. Je mehr sie ihre Gewalt über ihn fühlte, um so inniger liebte sie ihn. Sie bewog ihn, fortzugehen, und empfand selbst über seine Entfernung die schmerzlichste Betrübniß.

Als er endlich fort war, hielt der Herr Abbé, der nicht nur weit älter, als seine Schwester, sondern auch ihr Vormund war, es für rathsam, seine Mündel den Nachstellungen eines so furchtbaren Liebhabers zu entziehen. Er berieth sich mit dem Amtmann, welcher, da er noch immer für seinen Sohn auf die schöne Schwester des Abbé speculirte, ihm rieth, das arme Mädchen in ein Kloster zu bringen. Das war ein Donnerschlag für sie. Jedes andre Mädchen würde schon ein lautes Geschrei erheben, wenn man sie mir nichts dir nichts ins Kloster stecken wollte, und nun gar eine Liebende, eine Liebende, die eben so sittsam, als zärtlich war! Es hieß, sie der Verzweiflung preisgeben.

Als Freimund wieder in der Priorei war, erzählte er Alles mit ſeiner gewöhnlichen kindlichen Offenheit. Er begegnete hier denſelben Vorſtellungen, die wohl einigen Eindruck auf ſeinen Verſtand, aber nicht den geringſten auf ſeine Sinne machten. Als er jedoch am folgenden Morgen wieder zu ſeiner ſchönen Geliebten wollte, um über das Naturgeſetz und das Geſetz der Convenienz mit ihr zu diſputiren, eröffnete ihm der Herr Amtmann mit höhniſcher Freude, daß ſie in einem Kloſter ſei.

„Gut," ſprach er, „ſo will ich mich in dieſem Kloſter mit ihr unterhalten."

„Das geht nicht," ſprach der Amtmann, und erklärte ihm darauf lang und breit, was ein Kloſter oder ein Convent für ein Ding ſei: daß dies letzte Wort von dem lateiniſchen *Conventus* herkomme, welches ſo viel als eine Verſammlung bedeute.

Der Hurone konnte nicht begreifen, wie ihm der Zutritt in die Verſammlung verweigert werden könne. Sobald er aber erfuhr, daß dieſe Verſammlung eine Art Gefängniß ſei, wo man die Mädchen unter Schloß und Riegel halte, ein entſetzlicher Brauch, den die Huronen ſo wenig kennen, wie die Engländer, wurde er eben ſo wüthend, wie ſein Schutzpatron Herkules, als der König Eurytus von Öchalia, nicht minder grauſam als der Abbé von Saint-Yves, ihm ſeine Tochter, die ſchöne Jole, abſchlug [19]), die eben ſo ſchön war, wie die Schweſter des Abbé.

Er wollte das Kloſter in Brand ſtecken, ſeine Geliebte entführen oder mit ihr verbrennen.

Fräulein von Kerkabon war vor Schrecken außer ſich; ſie verzichtete mehr als je auf die Hoffnung, ihren Neffen

als ehrsamen Unterdiakonus zu sehen, und erklärte schluchzend, seit seiner Taufe habe er rein den Teufel im Leibe.

Siebentes Kapitel.

Freimund treibt die Engländer zurück.

In tiefe und finstre Schwermuth versenkt, irrte Freimund am Meeresufer umher, seine zweiläufige Flinte auf der Schulter und sein großes Jagdmesser im Gürtel. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Vogel aufs Korn und gerieth nicht selten in Versuchung, sein Gewehr auf sich selbst abzudrücken. Doch der schönen Saint-Yves wegen konnte er sich noch nicht vom Leben trennen. Bald verwünschte er seinen Onkel, seine Tante, ganz Niederbretagne und seine Taufe; bald segnete er sie wieder, weil er durch sie seine Geliebte hatte kennen lernen. Er war entschlossen, stehenden Fußes nach dem Kloster zu eilen und es in Brand zu stecken, und machte dann plötzlich wieder Halt, indem er bedachte, daß er seine Geliebte mit verbrennen könne. Die Wellen des Kanals werden von den Ost- und Westwinden nicht heftiger aufgeregt, als sein Herz durch so viele entgegengesetzte Empfindungen bestürmt wurde.

Ohne zu wissen wohin, schritt er rasch vorwärts, als er plötzlich in der Ferne Trommelschläge hörte. Zugleich sah er von weitem eine Menge Menschen, die theils ans Ufer eilten, theils entflohen.

Ein lautes Geschrei erhob sich von allen Seiten. Neugierde und Muth trieben ihn augenblicklich nach dem Orte hin, von wo es erscholl, und in vier Sprüngen war er dort.

Der Befehlshaber der Landmiliz, der bei dem Prior mit ihm gespeist hatte, erkannte ihn sogleich und lief mit offnen Armen auf ihn zu. „Ach, es ist Freimund, er wird für uns kämpfen!“ Und auch die Milizen, die vor Furcht halb todt waren, faßten wieder Muth und schrieen gleichfalls: „Es ist Freimund! es ist Freimund!“

„Meine Herren,“ fragte dieser, „was habt ihr denn? warum seid ihr so außer euch? hat man eure Geliebten ins Kloster gesteckt?“

„Seht ihr denn nicht die Engländer dort landen?“ schrieen jetzt 100 Stimmen durch einander.

„Nun gut,“ erwiderte der Hurone, „das sind brave Leute; sie haben mir meine Geliebte nicht geraubt.“

Der Offizier machte ihm jetzt begreiflich, daß die Engländer kämen, um die Abtei vom Berge zu plündern, den Wein seines Oheims auszutrinken und vielleicht auch Fräulein von Saint-Yves zu entführen; daß das kleine Schiff, worauf er in Bretagne gelandet, nur gekommen sei, um die Küste auszukundschaften, daß sie als Feinde ins Land einfielen, ohne dem König von Frankreich den Krieg erklärt zu haben [20]), und daß die ganze Provinz der größten Gefahr ausgesetzt sei.

„Ei! wenn das ist, so verletzen sie das Naturgesetz. Laßt mich nur gewähren; ich habe lange unter ihnen gelebt, ich kenne ihre Sprache und will mit ihnen reden. Ich kann mir nicht denken, daß sie wirklich in so schlimmer Absicht kommen.“

Während dieser Unterredung näherte sich das englische Geschwader. Ohne Weiteres läuft der Hurone ans Ufer, wirft sich in ein kleines Fahrzeug, kömmt an, steigt auf das Admiralsschiff und fragt, ob es wahr ist, daß sie das Land verheeren wollen, ohne ordentlich den Krieg erklärt

zu haben. Der Admiral und seine ganze Mannschaft brachen in ein schallendes Gelächter aus, nöthigten ihn, Punsch zu trinken, und schickten ihn wieder heim.

Sehr empfindlich über eine solche Behandlung dachte Freimund jetzt auf nichts weiter, als zum Schutz seiner Landsleute und des Herrn Prior seine alten Freunde mit dem Degen in der Faust zu empfangen, wie sie es verdienten. Von allen Seiten eilten die benachbarten Edelleute herbei; er vereint sich mit ihnen; man hatte ein paar Kanonen, er ladet sie, zielt und brennt sie, eine nach der andern, los.

Die Engländer landen; er eilt ihnen entgegen, tödtet drei mit eigner Hand und verwundet den Admiral, der sich über ihn lustig gemacht hatte. Seine Tapferkeit befeuert den Muth der ganzen Landmiliz. Die Engländer, die sich eines solchen Empfangs nicht versahen, werden stutzig, ziehen sich zurück und schiffen sich wieder ein. Die ganze Küste hallte wider vom Siegsgeschrei der Franzosen und von dem lauten Ruf: „Es lebe der König! es lebe unser Freimund!“

Jeder wollte ihn umarmen, jeder wollte das Blut einiger leichten Wunden stillen, die er empfangen hatte.

„Ach!“ sprach er, „wenn Fräulein Saint-Yves hier wäre, würde sie mir den Verband auflegen.“

Der Amtmann, der sich während des Gefechts im Keller versteckt gehalten hatte, kam jetzt zum Vorschein, um ihm, wie die Andern, seinen Glückwunsch abzustatten, war aber sehr erstaunt zu hören, wie Herkules Freimund zu einem Dutzend junger Leute, die ihn umringten und bereit waren, ihm nöthigen Falls durchs Feuer zu folgen, sehr eindringlich sprach: „Meine Freunde, wir haben jetzt die Abtei vom Berge befreit: das ist gut,

aber noch lange nicht Alles; wir müssen jetzt noch ein Mädchen befreien."

Die ganze stürmische Jugend fing bei diesen Worten Feuer. In Masse eilten sie ihm auf dem Wege zum Kloster nach. Hätte der Amtmann nicht auf der Stelle den Oberbefehlshaber benachrichtigt und dadurch bewirkt, daß man die fröhliche Schaar noch bei Zeiten einholte, so war die Sache richtig.

Man führte Freimund jetzt zu seinem Onkel und zu seiner Tante zurück, die ihn mit den zärtlichsten Thränen benetzten.

„Ich sehe wohl," sprach der Onkel, „aus Dir wird im Leben kein Unterdiakonus oder gar ein Prior. Zum Offizier kannst Du es allenfalls bringen, vielleicht noch braver, als mein Bruder, der Kapitän, aber wahrscheinlich auch eben so bettelarm."

Und Fräulein Kerkabon umhalste ihn und sprach mit bittern Thränen. „Er wird sich todt schießen lassen, wie der gute selige Bruder. Ach! es wäre doch weit besser, er würde Unterdiakonus."

Freimund hatte im Kampf einen ansehnlichen Beutel voll Guineen erbeutet, den wahrscheinlich der Admiral hatte fallen lassen. Er zweifelte nicht, mit diesem Gelde ganz Niederbretagne kaufen und vor Allem Fräulein von Saint-Yves zur großen Dame machen zu können. Jedermann redete ihm zu, nach Versailles zu reisen, um dort den Lohn für seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Der Commandant und die vornehmsten Offiziere stellten ihm die rühmlichsten Zeugnisse aus. Auch der Onkel und die Tante billigten die Reise. Es war in ihren Augen keinem Zweifel unterworfen, daß er sogleich dem Könige vorgestellt wurde, und das allein mußte ihm natürlich einen fast übermenschlichen

Nimbus verleihen. Die beiden guten Leute legten zu dem Inhalt der engliſchen Börſe noch ein anſehnliches Geſchenk von ihren Erſparniſſen.

„Wenn ich den König ſehe,“ ſprach Freimund bei ſich ſelbſt, „ſo verlange ich von ihm Fräulein von Saint-Yves zur Frau und er wird ſie mir ſicher nicht abſchlagen.“

Er brach alſo auf, begleitet von den Segenswünſchen des ganzen Bezirks, von den vielen Umarmungen beinahe erdrückt, von ſeiner guten Tante reichlich mit Thränen benetzt, von ſeinem Onkel der Vorſehung empfohlen, und das Bild der ſchönen Saint-Yves im Herzen tragend, der er ſelber ſich empfahl.

Achtes Kapitel.

Freimund geht an den Hof und ſpeiſt unterwegs mit hugenottiſchen Flüchtlingen zu Nacht.

Freimund fuhr mit der Landkutſche nach Saumur, weil es damals keine andre Reiſegelegenheit gab. Bei ſeiner Ankunft an jenem Orte wunderte er ſich, die Stadt faſt ganz verödet zu finden und zu vernehmen, daß auch von den Familien, die noch dort waren, mehrere im Begriff ſtanden, ſie zu verlaſſen. Man ſagte ihm, daß Saumur vor ſechs Jahren noch **15,000** Einwohner gezählt habe und jetzt kaum **6000**. Er ermangelte nicht, Abends an der Wirthstafel ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen. Es waren mehrere Proteſtanten zugegen; Einige von ihnen erhoben bittere Klagen, Andre knirſchten vor Zorn, wieder Andre ſprachen weinend: „**Nos dulcia linquimus arva, nos patriam fugimus**[21]).“ Freimund, der kein La-

teiniſch verſtand, ließ ſich die Worte erklären und erfuhr, daß ſie ſo viel heißen, als: „Wir verlaſſen unſre ſüßen Gefilde, wir fliehen unſre Heimath.“

„Und warum flieht ihr eure Heimath, liebe Herren?“

„Weil man uns zwingen will, den Papſt anzuerkennen.“

„Und warum wollt ihr ihn nicht anerkennen? Ihr habt alſo wohl keine Gevatterinnen, die ihr gern heirathen möchtet? denn man hat mir geſagt, er ertheile die Erlaubniß dazu.“

„Ach! Herr, dieſer Papſt giebt ſich für den Herrn und Gebieter des königlichen Gebiets aus.“

„Aber, ihr Herren, was iſt denn euer Gewerbe?“

„Wir ſind meiſtens Tuchmacher und ſonſtige Fabrikanten.“

„Wenn euer Papſt ſich für den Herrn und Gebieter eurer Tuchwebereien und ſonſtigen Fabriken ausgiebt, ſo thut ihr ſehr wohl daran, ihn nicht anzuerkennen. Was aber die Könige betrifft, ſo überlaßt ihnen doch ſelbſt ihre Angelegenheiten; warum bekümmert ihr euch darum?“

Ein kleiner ſchwarzer Mann nahm jetzt das Wort und ſetzte ſehr gelehrt die Beſchwerden der Geſellſchaft auseinander. Er ſprach mit ſolchem Nachdruck vom Widerruf des Edicts von Nantes und beklagte auf ſo ergreifende Weiſe das Loos von 50,000 landflüchtigen Familien und 50,000 andern, die man durch Dragoner bekehrt hatte[22]), daß jetzt auch Freimund ſich der Thränen nicht enthalten konnte.

„Wie iſt's nur möglich,“ ſprach er, „daß ein ſo großer König, deſſen Ruhm bis zu den Huronen erſchollen iſt[23]), ſich ſelbſt ſo vieler Herzen, die ihn geliebt, ſo vieler Arme, die ihm gedient hätten, beraubt?“

„Weil man ihn betrog, wie andre große Könige,“ erwiderte der Schwarzrock. „Man wußte ihn zu überreden, er brauche nur ein Wort zu sprechen, so würden alle Menschen denken wie er, und es werde ihm eben so wenig Mühe kosten, unsre Religion zu ändern, wie seinem Hofmusicus Lulli[24]), seine Operndecorationen zu verwandeln. Er verliert nicht nur bereits 5 bis 600,000 seiner besten Unterthanen, sondern er macht sie sich obendrein zu Feinden. Schon hat Wilhelm von Oranien, der sich eben auf den englischen Thron geschwungen, mehrere Regimenter aus jenen Franzosen gebildet, die sonst für ihren Monarchen gekämpft haben würden. Die Verblendung des Königs ist um so unbegreiflicher, da der jetzt regierende Papst, dem er auf diese Weise einen Theil seines Volkes aufopfert, sein erklärter Feind ist. Beide sind seit neun Jahren im heftigsten Streit begriffen. Ja die Feindseligkeiten gingen bereits so weit, daß Frankreich schon hoffte, des Jochs, das es seit so vielen Jahrhunderten jenem Fremden unterwirft, endlich ledig zu werden und ihm namentlich kein Geld mehr zahlen zu brauchen, was bekanntlich in allen Angelegenheiten dieser Welt der mächtigste Hebel ist. Es scheint demnach ausgemacht, daß man den großen König über seine wahren Interessen, so wie über den Umfang seiner Macht getäuscht und auf diese Weise den Ruhm seiner Hochherzigkeit geschmälert hat.“

Höchlich empört über Alles, was er hörte, fragte Freimund, wem es denn gelingen könne, den Fürsten so zu täuschen.

„Es ist das Werk der Jesuiten,“ antwortete man, „und vor Allem des Paters la Chaise, des Beichtvaters Sr. Majestät[25]). Wir wollen hoffen, daß Gott sie einst dafür straft und daß man sie einst fortjagen wird, wie sie

uns jetzt vertreiben. Giebt es wohl ein Unglück, das dem unsern zu vergleichen wäre? Von allen Seiten schickt uns Herr von Louvois[26]) Jesuiten und Dragoner über den Hals."

„Beruhigt euch nur, ihr Herren," versetzte Freimund, der sich nicht länger halten konnte, „ich gehe jetzt nach Versailles, um den gebührenden Lohn für meine Dienste in Empfang zu nehmen; ich werde mit diesem Herrn von Louvois sprechen, der, wie man sagt, aus seinem Cabinette den Krieg leitet. Ich werde den König sehen und ihm die Augen öffnen; er soll die volle Wahrheit von mir erfahren, und unmöglich kann man sich noch gegen die Wahrheit sperren, sobald man sie erkennt. Ich komme bald zurück, um Fräulein Saint-Yves zu heirathen, und lade Sie, meine Herren, hiermit zur Hochzeit ein."

Die guten Leute hielten ihn jetzt für einen großen Herrn, der incognito mit der Landkutsche reiste. Einige von ihnen aber hielten ihn für des Königs Hofnarren.

An der Wirthstafel befand sich auch ein verkleideter Jesuit, der als Spion in des ehrwürdigen Paters la Chaise Diensten stand. Er stattete ihm über Alles Bericht ab, und der Pater la Chaise setzte dann den Herrn von Louvois davon in Kenntniß. Der Spion schrieb. Sein Brief kam fast zu gleicher Zeit mit Freimund in Versailles an.

Neuntes Kapitel.

Freimund's Ankunft in Versailles. Seine Aufnahme bei Hofe.

Freimund langte endlich glücklich in Pot de Chambre im Küchenhofe[27]) an. Er fragte die Sänftenträger, um

welche Stunde der König zu sprechen sei? Die Leute lachten ihm ins Gesicht, wie früher der englische Admiral. Er behandelte sie auch eben so: er schlug sie. Sie wollten ihm nichts schuldig bleiben, und es hätte blutige Köpfe gesetzt, wenn nicht zufällig ein Garde du Corps, ein bretagnischer Edelmann, vorüber gegangen wäre, der den Pöbel aus einander trieb.

„Herr," sprach der Fremde zu ihm, „Sie scheinen mir ein braver Mann zu sein; ich bin der Neffe des Herrn Priors zu Unserlieben Frau vom Berge, ich habe die Engländer zurückgetrieben und will den König sprechen; sein Sie so gut, mich zu ihm zu führen."

Entzückt, einem braven Landsmann zu begegnen, der in der Hofsitte nicht sehr bewandert schien, belehrte ihn der Gardist, man könne den König nicht so mir nichts dir nichts sprechen und müsse sich ihm durch Herrn von Louvois vorstellen lassen.

„Nun gut, so bringen Sie mich zu Herrn von Louvois, der mich ohne Zweifel beim König einführen wird."

„Ja, aber den Herrn von Louvois zu sprechen," versetzte der Gardist, „hält fast noch schwerer, als zu Sr. Majestät selbst zu gelangen. Doch ich will Sie zu Herrn Alexandre, den Oberkriegscommissär begleiten. Das ist eben so gut, als sprächen Sie den Minister selbst[28])."

Sie gehen also zu Herrn Alexandre, den Obercommissär, können aber nicht vorgelassen werden. Er hatte grade wichtige Geschäfte mit einer Hofdame abzumachen und deshalb Befehl ertheilt, Jedermann abzuweisen.

„Nun!" sprach der Gardist, „dabei verlieren wir auch noch nichts. Wir wollen jetzt zu dem ersten Geschäftsführer Herrn Alexandre's gehen. Das ist eben so gut, als sprächen Sie Herrn Alexandre selbst."

Höchst verwundert folgte ihm der Hurone. Eine halbe Stunde warten sie in einem kleinen Vorzimmer. „Was hat denn dies Alles zu bedeuten?“ fragte Freimund; „ist denn hier zu Lande Jedermann unsichtbar? Es ist wahrhaftig leichter, in Niederbretagne die Engländer zu schlagen, als in Versailles der Leute habhaft zu werden, mit denen man zu thun hat.“

Er vertrieb sich die Zeit damit, daß er seinem Landsmann die Geschichte seiner Liebe erzählte. Bald aber rief der Schlag der Glocke den Garde du Corps an seinen Posten. Sie schieden mit dem Versprechen, sich am nächsten Tage wieder zu treffen. Freimund wartete noch eine halbe Stunde im Vorzimmer und theilte seine Gedanken zwischen Fräulein von Saint-Yves und seiner Verwunderung über die Schwierigkeit, die Könige und die ersten Geschäftsführer zu sprechen.

Endlich erschien der mächtige Mann.

„Herr,“ sprach Freimund, „wenn ich so lange gewartet hätte, die Engländer zurückzutreiben, wie Sie mich auf Gehör haben warten lassen, so würden sie Niederbretagne jetzt nach Bequemlichkeit verwüsten.“

Diese Worte machten den Commis stutzig. „Was ist Ihr Begehr?“ fragte er endlich den Bretagner.

„Ich verlange Belohnung,“ erwiderte Jener; „hier sind meine Ansprüche.“ Und mit diesen Worten breitete er seine Zeugnisse vor ihm aus.

Der Commis sah sie durch und sagte ihm, man werde ihm wahrscheinlich die Erlaubniß bewilligen, eine Lieutenantsstelle zu kaufen [29]).

„Wie! ich sollte noch Geld dazu geben, daß ich die Engländer vertrieben habe? ich sollte das Recht bezahlen, mich für euch todt schießen zu lassen, während ihr hier ruhig

eure Audienzen gebt? Sie scherzen wahrscheinlich. Ich verlange eine Schwadron Cavallerie und zwar umsonst. Ich will ferner, daß der König Fräulein von Saint-Yves aus dem Kloster zu entlassen befiehlt und sie mir zur Frau giebt. Ich will dem König gegenüber die Sache von 50,000 Familien vertreten, die ich ihm wieder zu geben hoffe. Kurz, ich will mich nützlich machen. Man soll mich anstellen und befördern."

„Wie heißen Sie denn, mein Herr, der Sie einen so hohen Ton anstimmen?"

„Hoho," versetzte Freimund, „haben Sie denn meine Zeugnisse nicht gelesen? So viel Rücksicht wird also darauf genommen? Ich heiße Herkules von Kerkabon, bin getauft, bin im Gasthofe zum **Cadran bleu** eingekehrt und werde mich beim König über Sie beschwören."

Der Commis schloß, wie die Leute in Saumur, daß Freimund nicht ganz richtig im Kopfe sei, und nahm wenig Notiz von ihm.

Am nämlichen Tage hatte der ehrwürdige Pater la Chaise, Ludwig's XIV. Beichtvater, den Brief seines Spions empfangen, worin derselbe den Bretagner Kerkabon beschuldigte, es in seinem Herzen mit den Hugenotten zu halten und das Verfahren der Jesuiten zu verdammen. Herr von Louvois seinerseits hatte ein Schreiben von dem frageluſtigen Amtmann erhalten, worin Freimund als ein Taugenichts geschildert wurde, der die Klöster in Brand stecken und die Mädchen entführen wollte.

Freimund war inzwischen in den Gärten von Versailles umhergestrichen, wo er sich herzlich langweilte [30]), hatte dann auf huronische und niederbretagnesche Weise zu Abend gegessen und sich endlich in der süßen Hoffnung niedergelegt, am folgenden Tage den König zu sehen, Fräulein

Ahnung von der Veranlassung seines Unglücks. Es schien ihm eine Wirkung ohne Ursache, und der ehrliche Gordon war eben so verwundert darüber, wie er selbst.

„Gott muß Großes mit Ihnen im Sinne haben," sprach der Jansenist zum Huronen, „daß er Sie vom Ontario-See nach England und Frankreich führt, daß er Sie in Niederbretagne taufen läßt und Sie endlich zu Ihrem Heil hierher verschlägt."

„Meiner Treu!" antwortete Freimund, „ich glaube nur, der Teufel hat sich mit meinen Angelegenheiten befaßt. Meine Landsleute in Amerika hätten mich nimmer mit der Barbarei behandelt, die ich hier erdulden muß; sie haben keinen Begriff davon. Man nennt sie Wilde und es sind in der That ungehobelte, aber ehrliche Gesellen, hier zu Lande dagegen giebt es nur abgefeimte Schurken. Ich bin allerdings sehr überrascht, vom andern Ende der Welt hierher gekommen zu sein, um hinter vier Riegeln mit einem Priester zusammen gesperrt zu werden; doch ich denke an die Unzahl von Menschen, welche aus einer Hemisphäre fortgehen, um sich in der andern todtschlagen zu lassen, oder die unterwegs Schiffbruch leiden und von den Fischen gefressen werden. Ich sehe nicht ein, welche gnädige Absichten Gott mit allen den Leuten haben kann."

Ein Gefangenwärter brachte ihnen zu essen. Die Unterhaltung drehte sich um die Vorsehung, um die Verhaftsbefehle und um die Kunst, dem Mißgeschick, dem ja Jedermann auf Erden ausgesetzt ist, nicht zu unterliegen.

„Seit zwei Jahren bin ich jetzt hier," sprach der Greis, „ohne andern Trost, als den ich in mir selbst und ein paar Büchern finde; und keinen Augenblick war ich übler Laune."

„Ach! Herr Gordon," rief Freimund, „Sie

lieben also Ihre Pathin nicht! Kennten Sie Fräulein von Saint-Yves, wie ich, so würden Sie auch in Verzweiflung sein."

Bei diesen Worten ließ er seinen Thränen freien Lauf und fühlte danach sein Herz nicht völlig so gepreßt mehr. „Wie geht es nur zu," sprach er, „daß die Thränen uns das Herz leichter machen? Mich dünkt doch, sie müßten grade eine entgegengesetzte Wirkung haben."

„Mein Sohn!" erwiderte der gute Alte, „unser ganzes Wesen ist physischen Gesetzen unterworfen. Was unserm Körper Erleichterung verschafft, erleichtert auch die Seele. Wir sind die Maschinen der Vorsehung."

Freimund, der, wie gesagt, die trefflichsten geistigen Anlagen hatte, fühlte sich durch diese Vorstellung, deren Keim er in sich selbst zu finden glaubte, zu tiefen Betrachtungen angeregt. Er fragte hierauf seinen Gefährten, warum seine Maschine seit zwei Jahren hinter vier Riegeln sitze.

„Durch die wirksame Gnade[33]," erwiderte Gordon. „Ich gelte für einen Jansenisten; ich war mit Arnauld und Nicole[34] bekannt. Die Jesuiten verfolgten uns. Wir glauben, daß der Papst nur ein Bischof ist, wie die andern auch; und deshalb erwirkte der Pater La Chaise von dem Könige, seinem Beichtsohn, einen Befehl, mir und meinen Brüdern ohne alle gerichtliche Förmlichkeit das kostbarste Gut der Menschen, die Freiheit, zu rauben."

„Das ist doch sehr seltsam," sprach Freimund; „alle Unglückliche, denen ich begegne, verdanken ihr Unglück dem Papst! Was Ihre wirksame Gnade betrifft, so gestehe ich, daß ich mir nichts dabei denken kann; wohl aber sehe ich es als eine große Gnade Gottes an, daß ich in

meinem Unglück einen Menſchen finde, wie Sie, der meinem Herzen einen Troſt gewährt, wofür ich mich nicht empfänglich glaubte."

Mit jedem Tage wurde ihre Unterhaltung anziehender und lehrreicher. Die Seelen der beiden Gefangnen ſchloſſen ſich einander an. Der Greis wußte Manches und der Jüngling beſaß die größte Wißbegierde. Nach einem Monate fing er das Studium der Mathematik an, die er mit wahrem Heißhunger verſchlang. Gordon gab ihm die Phyſik von Rohault [35]), die damals noch Mode war, und er war verſtändig genug, nichts als Ungewißheit darin zu finden.

Sodann las er den erſten Theil der Erforſchung der Wahrheit [36]). Dies neue Licht verlieh ſeinem Geiſte neue Einſicht. „Wie!" ſprach er, „ſo ſehr täuſchen uns unſre Einbildungskraft und unſre Sinne! Wie! die Gegenſtände erzeugen nicht unſre Vorſtellungen und wir können ſie uns nicht ſelbſt geben!" Als er auch den zweiten Theil durchgeleſen hatte, fühlte er keine gleiche Befriedigung und kam zu dem Schluß, daß es leichter iſt, niederzureißen, als aufzubauen.

Sein Leidensgefährte wunderte ſich, wie ein noch ſo unwiſſender junger Menſch zu einer ſolchen Betrachtung kommen konnte, die er nur als eine Frucht reifer Erfahrung für möglich hielt; er faßte eine hohe Meinung von ſeinem Verſtande und damit eine um ſo innigere Zuneigung zu ihm.

„Mir ſcheint," ſprach Freimund, „als hätte euer Malebranche die eine Hälfte ſeines Buchs aus ſeiner Vernunft, die andre aber aus ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Vorurtheilen geſchöpft."

Einige Tage darauf fragte ihn Gordon, was er von

der Seele, von der Art der Entstehung unsrer Vorstellungen, von der Gnade, von unserm Willen und von der Freiheit desselben denke?

„Nichts!“ versetzte Freimund. „Wenn ich überhaupt etwas darüber dächte, so würde ich denken, daß wir unter der Gewalt eines ewigen Wesens stehen, wie die Gestirne und die Elemente; daß er, der Ewige, Alles in uns thut; daß wir kleine Räder der unermeßlichen Maschine sind, deren Seele er ist; daß er nach allgemeinen Gesetzen handelt und nicht nach besondern Absichten. Das allein scheint mir verständlich; alles Uebrige ist für mich ein Abgrund der Finsterniß.“

„Aber, mein Sohn, das heißt Gott zum Urheber der Sünde machen.“

„Aber, ehrwürdiger Vater, eure wirksame Gnade würde Gott ebenfalls zum Urheber der Sünde machen, denn jedenfalls würden Alle, denen diese Gnade versagt wird, sündigen; und wer uns dem Bösen preisgiebt, ist der nicht als der Urheber der Sünde anzusehen?“

Dieser naive Einwurf setzte den ehrlichen Janseniſten nicht wenig in Verlegenheit. Er merkte, wie er sich vergebens aus der Patsche herauszuarbeiten suchte, und er häufte so viele Worte aufeinander, die einen Sinn zu haben schienen und doch in der That keinen hatten (im Geschmack der praemotio physica [37]), daß es Freimund jammerte. Jene Frage stand offenbar mit der über den Ursprung des Guten und des Bösen im Zusammenhange, und nun mußte der arme Gordon die Büchse der Pandora, das von Ariman zerbrochene Ei des Oromazes [38]), die Feindschaft des Typhon und Oſiris und endlich die Erbsünde die Musterung passiren lassen; und Beide tappten in dieser tiefen Nacht umher, ohne jemals zusammen zu treffen.

Am Ende aber zog dieser Roman der Seele doch ihre Gedanken von dem traurigen Grübeln über ihr eignes Elend ab, und vermöge eines seltsamen Zaubers verminderte die Menge der auf Erden überhaupt verbreiteten Drangsale die Empfindung ihres Kummers. Sie wagten nicht zu klagen, da ja alle ihre Brüder duldeten.

In der Stille der Nacht jedoch wichen vor dem Bilde der schönen Saint-Yves alle metaphysischen und moralischen Ideen in der Seele des Liebenden. Mit thränenfeuchten Augen fuhr er aus dem Schlaf empor, und der alte Jansenist vergaß seine wirksame Gnade, den Abt von Saint-Cyran[39]) und den großen Jansenius, um einen jungen Menschen zu trösten, den er in einer Todsünde befangen glaubte.

Wenn sie des Lesens und des Philosophirens müde waren, sprachen sie wieder von ihren Schicksalen, und wenn sie darüber genug Worte verloren hatten, nahmen sie wieder gemeinschaftlich oder jeder für sich die Bücher zur Hand. Der Verstand des Jünglings kräftigte sich täglich mehr, und namentlich würde er es in der Mathematik sehr weit gebracht haben, wenn nicht der Gedanke an die schöne Saint-Yves ihm zu viele Zerstreuungen verursacht hätte.

Er las Geschichtsbücher, doch sie vermehrten nur seine Schwermuth. Er erkannte hier die Bosheit und das Elend der Welt im vollsten Umfange. In der That ist die Geschichte nur ein Gemälde von Verbrechen und Drangsalen. Die Menge unschuldiger und friedfertiger Menschen tritt auf diesem ungeheuren Schauplatze fast immer in den Hintergrund. Die Hauptpersonen sind nur ehrgeizige Schurken. Es verhält sich mit der Geschichte fast ebenso wie mit der Tragödie, bei der man sich langweilt, wenn sie nicht durch Leidenschaften, Frevelthaten und großartiges Mißgeschick

belebt wird. Man muß Klio mit dem Dolche bewaffnen, wie Melpomene.

Obgleich die französische Geschichte von Gräueln aller Art strotzt, wie jede andre, so schien sie ihm doch in ihrem ersten Beginn so abgeschmackt, in ihrem weitern Verlauf so trocken, endlich selbst zur Zeit Heinrich's IV. so kleinlich, so arm an allen großen Denkmälern, so fremd jenen schönen Entdeckungen, wodurch andre Nationen sich verherrlichten, daß er nur mit Mühe die Langeweile überwinden konnte, die der ausführliche Bericht über alle in diesem Winkel der Welt zusammengedrängten dunkeln Frevel und Drangsale ihm erregte.

Gordon dachte hierüber, wie er. Beide lächelten mitleidig, wenn von den souveränen Fürsten von Fezensac, Fesansaguet und Astarac die Rede war [40]). Dies Studium könnte wirklich nur für ihre Erben von Nutzen sein, wenn sie welche hätten.

Ueber die schönen Jahrhunderte der römischen Republik vergaß er eine Zeit lang alle übrigen Völker. Das Schauspiel Roms, der Siegerin und Gesetzgeberin der Nationen, beschäftigte seine ganze Seele. Es wurde ihm warm ums Herz beim Anblick dieses Volks, das 700 Jahre lang durch den heiligen Eifer für Freiheit und Ruhm regiert wurde.

So gingen Tage, Wochen und Monate hin, und er würde sich an dem Orte der Verzweiflung für glücklich gehalten haben, wenn er nicht geliebt hätte.

Zu noch größrer Wehmuth stimmte sein gutes Herz der Gedanke an den Prior zu Unsrer lieben Frau vom Berge und an seine weichherzige Tante. „Was werden sie nur denken," sprach er oft bei sich selbst, „wenn sie

gar nichts von mir erfahren? Müssen sie mich nicht für undankbar halten?" Diese Vorstellung marterte ihn. Er beklagte seine Lieben weit mehr, als sich selbst.

Elftes Kapitel.

Wie Freimund's Geist sich entwickelt.

Gute Bücher erweitern die Seele und ein einsichtsvoller Freund tröstet sie. Unser Gefangner erfreute sich dieser beiden Vorzüge, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

„Ich könnte mich versucht fühlen," sprach er, „an Verwandlungen zu glauben, denn ich selbst bin aus einem Vieh in einen Menschen verwandelt."

Für einen Theil seines Geldes, worüber man ihm frei zu verfügen gestattete, schaffte er sich eine auserlesene Bibliothek an. Sein Freund ermunterte ihn, seine Betrachtungen zu Papier zu bringen. So schrieb er unter Anderm über die alte Geschichte Folgendes nieder:

„Ich denke mir, daß die Nationen lange Zeit hindurch „gelebt haben, wie ich, daß sie es erst sehr spät zu besserer „Einsicht brachten, daß sie sich Jahrhunderte lang nur mit „dem eben gegenwärtigen Augenblick beschäftigten, sehr „wenig an die Vergangenheit dachten, und an die Zukunft „gar nicht. Ich bin wohl 5 oder 600 Stunden weit in „Kanada umhergestrichen und habe dort auch nicht ein „einziges Denkmal der Vorzeit gefunden; Niemand weiß „dort ein Wort von seinem Urgroßvater. Sollte das nicht „der Naturzustand des Menschen sein? Die menschliche „Gattung dieses östlichen Festlandes scheint mir jener in der

„neuen Welt überlegen zu sein. Sie hat sich seit mehreren „Jahrhunderten durch Künste und Kenntnisse in jeder Be„ziehung vervollkommt. Kommt dies wohl daher, daß sie „ein bärtiges Kinn hat und daß Gott den Amerikanern den „Bart versagte? Ich glaube es nicht; denn ich sehe, daß „die Chinesen fast gar keinen Bart haben und daß demun„geachtet seit mehr als fünf Jahrtausenden die Künste unter „ihnen blühen. In der That, wenn ihre Jahrbücher weiter „als **5000** Jahre hinaufreichen, so muß doch die Nation „sich wenigstens schon seit **50** Jahrhunderten in einem ge„ordneten und blühenden Zustande befunden haben. In „der alten chinesischen Geschichte fällt mir besonders „der Umstand auf, daß fast Alles darin natürlich und wahr„scheinlich ist. Ich bewundre sie eben darum, weil nichts „Wunderbares darin vorkommt. Warum haben nur fast „alle übrige Nationen ihren Ursprung in Fabeln gehüllt? „Die alten französischen Chronikenschreiber, die noch „nicht einmal zu den ältesten gehören, lassen die Franken „von einem Frankus, dem Sohne Hektor's, abstam„men. Die Römer gaben sich für Nachkommen eines „Phrygiers aus, obgleich sich in ihrer Sprache kein „einziges Wort findet, was mit der phrygischen die ent„fernteste Verwandtschaft hätte. In Aegypten hatten „**10,000** Jahre lang die Götter gewohnt und die Teufel in „Skythien, wo sie die Hunnen erzeugten. Vor Thu„kydides stoße ich überall in der Geschichte nur auf Ro„mane, die den Märchen der Amadisse gleichen, nur „daß sie nicht halb so unterhaltend sind. Ueberall trifft „man auf nichts als Erscheinungen, Orakel, Wunder, „Hexereien, Verwandlungen und Traumdeutungen, wo„durch das Geschick der größten Reiche und der kleinsten „Staaten entschieden wird. Hier begegnet man Thieren,

„welche reden, dort werden Thiere angebetet; Götter ver„wandeln ſich in Menſchen und Menſchen in Götter. Wenn „wir denn durchaus Fabeln haben müſſen, ſo ſollten es „wenigſtens Bilder der Wahrheit ſein. Ich liebe die Fa„beln der Philoſophen, ich lache über die der Kinder, doch „ich haſſe die Märchen der Betrüger [41]).“

Er gerieth einſt über eine Geſchichte des Kaiſers Juſtinian und fand darin, daß die Apädeuten von Byzanz in ſehr ſchlechtem Griechiſch ein Edict gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts erlaſſen hatten, weil dieſer Held in der Wärme der Unterhaltung die Worte ausgeſprochen hatte: „Die Wahrheit ſtrahlt durch ihr eignes Licht: nicht mit den Flammen der Scheiterhaufen erleuchtet man die Geiſter.“ Die Apädeuten verſicherten, dieſer Satz ſei ketzeriſch und rieche nach Ketzern; katholiſch, ökumeniſch und griechiſch aber ſei das entgegengeſetzte Axiom: „Man erleuchtet die Geiſter nur mit der Flamme der Scheiterhaufen und nimmer ſtrahlt die Wahrheit durch ihr eignes Licht.“ In gleicher Weiſe verdammten dieſe Linoſtolen mehrere Reden des Feldherrn und erließen ein Edict [42]).

„Wie!“ rief Freimund, „ſolche Leute erlaſſen Edicte!“

„Es ſind keine Edicte (édits),“ verſetzte Gordon, „es ſind Widerſprüche (contredits), worüber Jedermann in Byzanz und der Kaiſer vor Allen ſich luſtig machte. Es war ein weiſer Fürſt, der es verſtanden hatte, den Wirkungskreis jener apädeutiſchen Linoſtolen ſo einzuſchränken, daß ſie nur Gutes thun konnten. Er wußte, daß dieſe Herren und mehrere andre Paſtophoren [43]) durch ihre Widerſprüche in ernſtern Dingen die Geduld der Kaiſer, ſeiner Vorgänger, ermüdet hatten.“

„Er that ſehr wohl daran,“ ſprach Freimund.

Er ſchrieb noch mehrere andre Betrachtungen nieder,

die den alten Gordon in Schrecken ſetzten. „Wie!“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „ich habe 50 Jahre darauf verwandt, mich zu belehren, und fürchte jetzt, mit dem einfachen, geſunden Menſchenverſtande dieſes faſt noch wilden Knaben nicht gleichen Schritt halten zu können! Ich zittre, mit aller meiner Anſtrengung nur an der Befeſtigung meiner Vorurtheile gearbeitet zu haben, während er nur der Stimme der Natur folgt.“

Der ehrliche Mann beſaß auch einige jener kleinen britiſchen Zeitſchriften, worin Menſchen, die nicht im Stande ſind, ſelbſt irgend etwas zu produciren, die Productionen Andrer verläſtern, wo ein Viſé einem Racine, ein Faydit einem Fenelon Hohn ſpricht[44]). Freimund durchblätterte einige davon. „Ich vergleiche ſie,“ ſprach er, „jenen Schmeißfliegen, die ihre Eier in den Hintern der ſchönſten Pferde legen, ſie dadurch aber nicht am Laufen hindern.“ Kaum würdigten die Beiden dieſe Auswürfe der Literatur eines flüchtigen Blicks.

Bald nahmen ſie auch die Elemente der Aſtronomie mit einander vor. Freimund ließ Erd- und Himmelskugeln kommen. Dies erhabene Schauſpiel entzückte ihn. „Wie hart iſt es doch,“ ſprach er, „den Himmel erſt kennen zu lernen, nachdem man mich des Rechtes beraubt hat, ihn zu betrachten! Jupiter und Saturn wandeln ihre Bahn im unermeßlichen Raum; Millionen Sonnen ſpenden Milliarnen von Welten ihr Licht; und in dem Winkel der Erde, wohin ich verſchlagen bin, giebt es Weſen, die mich, mich, ein ſehendes und denkendes Weſen, nicht bloß aller jener Welten berauben, bis zu denen mein Blick dringen könnte, ſondern auch der, wo Gott mich ins Daſein rief! Das Licht, welches das ganze All durchdringt, iſt für mich verloren. In jener nördlichen Zone, wo ich meine Kindheit

und meine Jugend verlebte, wurd' es mir nicht vorenthalten. Ohne Sie, theurer Gordon, würde mein Zustand dem der Vernichtung gleich kommen!"

Zwölftes Kapitel.

Wie Freimund über Theaterstücke urtheilt.

Freimund glich jenen kräftigen Bäumchen, die, auf undankbarem Boden entsprossen, in kurzer Zeit ihre Wurzeln und Zweige ausbreiten, wenn sie in ein günstigeres Erdreich verpflanzt werden, und es war nur seltsam, daß dies Erdreich für ihn ein Gefängniß war.

Unter den Büchern, womit sich die beiden Gefangenen in ihren Mußestunden beschäftigten, befanden sich auch verschiedene poetische Werke, Uebersetzungen griechischer Tragödien und einige französische Theaterstücke. Die Verse, worin von Liebe die Rede war, erregten in Freimund's Seele ein zugleich freudiges und schmerzliches Gefühl. Er konnte dabei nur an seine geliebte Saint-Yves denken. Die Fabel von den beiden Tauben[45]) durchbohrte ihm das Herz: war ihm doch die Heimkehr in seinen Taubenschlag versagt!

Molière entzückte ihn. Er lernte durch ihn die Sitten der Pariser und die Schwächen der menschlichen Natur in ihren mannigfachsten Gestaltungen kennen.

„Welcher von seinen Komödien geben Sie den Vorzug?"

„Dem Tartüff, ohne Bedenken!"

„Ich stimme Ihnen bei," sprach Gordon; „ein Tartüff hat mir in den Kerker geholfen, und wer weiß, welchen Tartüffen auch Sie vielleicht Ihr Mißgeschick verdanken. — Was halten sie aber von diesen griechischen Tragödien?"

„Für Griechen ſind ſie gut genug [46]).“

Als er aber die neue Iphigenia, Phädra, Andromache und Athalia [47]) las, war er außer ſich vor Bewunderung und bis zu Thränen erweicht. Er wußte ſie bald auswendig, ohne daran zu lernen.

„Leſen Sie Rodogune,“ ſprach Gordon; „das ſoll erſt ein Meiſterwerk ſein; alle die andern Stücke, die Ihnen ſo viel Vergnügen gemacht haben, wollen dagegen wenig ſagen.“

Freimund las, aber ſchon bei der erſten Seite ſprach er: „Das iſt nicht von demſelben Verfaſſer [48])!“

„Woran ſehen Sie das?“

„Ich weiß nicht, aber dieſe Verſe ſprechen mir weder zum Ohre, noch zum Herzen.“

„O! auf die Verſe kommt nichts an,“ verſetzte Gordon.

„Warum macht man denn welche?“ fragte Freimund.

Nachdem er in der Abſicht, ſich einen rechten Kerngenuß zu bereiten, das Stück mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit durchgeleſen hatte, ſah er ſeinen Freund mit trockenen und verwunderten Augen an und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Endlich, da er durchaus von ſeinen Empfindungen Rechenſchaft ablegen ſollte, erklärte er: „Den Anfang hab' ich nicht allzu wohl verſtanden; die Mitte empörte mich; die Schlußſcene ſind' ich ſehr rührend, wenn ſie mir gleich ziemlich unwahrſcheinlich vorkommt. Für keine der handelnden Perſonen konnte ich mich intereſſiren und habe keine zwanzig Verſe behalten, da ich ſie doch ſonſt alle behalte, wenn ſie mich anſprechen.“

„Gleichwohl gilt dies Stück für das beſte, das wir haben.“

„Wenn das iſt,“ erwiderte jener, ſo verhält es ſich damit vielleicht wie mit vielen hochgeſtellten Leuten in dieſem

Lande, die ihre Stellen nicht verdienen. Wie dem auch ſei, hier kommt es auf den Geſchmack an. Der meine iſt vielleicht noch nicht gehörig ausgebildet. Ich kann mich irren; aber Sie wiſſen, daß ich zu ſagen pflege, was ich denke oder vielmehr, was ich fühle. Es kommt mir beinahe ſo vor, als ob ſich in den Urtheilen der Menſchen häufig nur Einbildung, Nachbeterei oder Laune ausſpreche. Ich ſpreche, wie die Natur es mir eingiebt. Vielleicht iſt ſie in mir noch ſehr unvollkommen; aber vielleicht thäten auch die meiſten Menſchen wohl daran, ſie bisweilen etwas mehr zu Rathe zu ziehen."

Er recitirte hierauf einige Verſe aus der Iphigenia, wovon er ganz voll, und obgleich er nichts weniger als kunſtgerecht declamirte, ſprach er doch mit ſolcher Wahrheit und Salbung, daß er den alten Janſeniſten bis zu Thränen rührte. Er las ſodann den Cinna, wobei zwar ſeine Rührung geringer, doch ſeine Bewunderung deſto größer war [49]).

Dreizehntes Kapitel.

Die ſchöne Saint-Yves geht nach Verſailles.

Während unſer Unglücklicher im Kerker aus ſeinen Studien und Gordon's Umgang mehr Belehrung als Troſt ſchöpfte; während ſeine ſo lange in ihrer Entwickelung gehemmten geiſtigen Anlagen ſich ſo raſch und kräftig entfalteten; während die Natur, die ſich in ihm in ihrer ganzen Vollkommenheit offenbarte, ihn an den Tücken des Geſchicks rächte: was wurde unterdeſſen aus dem Herrn Prior und ſeiner guten Schweſter? was vor Allen aus der ſchönen eingeſperrten Saint-Yves?

Schon im ersten Monat wurden sie sehr unruhig, im dritten aber wußten sie vor Angst und Kummer nicht mehr, was sie anfangen sollten. Falsche Vermuthungen und mancherlei grundlose Gerüchte setzten sie in Schrecken; nach sechs Monaten endlich hielt man ihn allgemein für todt. Endlich erfuhren Herr und Fräulein von Kerkabon zufällig durch einen alten Brief, den ein Garde du Corps nach Bretagne geschrieben hatte, daß ein junger Mensch, der nach der Beschreibung kein andrer als Freimund sein konnte, eines Abends nach Versailles gekommen, während der Nacht aber aufgehoben und gefangen fortgeführt sei, und daß seitdem Niemand etwas von ihm gehört habe.

„Ach!“ sprach Fräulein Kerkabon, „unser armer Neffe hat gewiß dumme Streiche gemacht und sich dadurch in garstige Händel verwickelt. Er ist jung, er ist ein Niederbretagner und noch obendrein ein halber Hurone; er kann unmöglich wissen, wie man sich bei Hofe zu benehmen hat. Höre, lieber Bruder, ich war noch nie in Versailles und Paris; dies wäre eine schöne Gelegenheit; vielleicht finden wir unsern armen Neffen dort wieder. Er ist doch der Sohn unsers Bruders, und es ist unsre Pflicht, ihm beizuspringen. Wer weiß, ob es uns nicht am Ende doch noch gelingt, ihn zum Unterdiakonus zu machen, wenn die jugendliche Hitze erst verraucht ist! Er hatte doch herrliche Anlagen zu den Wissenschaften. Weißt Du wohl noch, wie er über das alte und neue Testament zu sprechen wußte? Wir sind dem Himmel für seine Seele verantwortlich; haben wir ihn doch taufen lassen! Seine geliebte Saint-Yves weint Tag und Nacht. Wir müssen wahrhaftig nach Paris. Wenn er vielleicht in einem jener schlechten Häuser steckt, wovon man mir so viel erzählt hat, so werden wir ihn schon daraus erlösen.“

ſein, erhöhte noch ihre Leidenſchaft; der Befehl, den Sohn des Amtmanns zu heirathen, brachte ſie aufs Aeußerſte. Sehnſucht, Zärtlichkeit und Abſcheu beſtürmten abwechſelnd ihre Seele. Nun iſt aber, wie man wohl denken kann, die Liebe eines jungen Mädchens erfindriſcher und kühner, als die Freundſchaft eines alten Priors und einer Tante von 45 Jahren und darüber. Ueberdies hatte ſie in ihrem Kloſter durch die Romane, die ſie verſtohlen las, beträchtlich an Bildung gewonnen.

Die ſchöne Saint-Yves erinnerte ſich des Briefs, den ein Garde du Corps nach Bretagne geſchrieben hatte und wovon in der Provinz mehrfach die Rede geweſen war. Sie beſchloß, ſelbſt nach Verſailles zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen. Sie wollte ſich den Miniſtern zu Füßen werfen, wenn das Gerücht von der Gefangenſchaft ihres Geliebten ſich beſtätigen ſollte; ſie wollte um jeden Preis Gerechtigkeit für ihn erlangen. Ich weiß nicht, woher ſie die Ueberzeugung ſchöpfte, daß man bei Hofe einem hübſchen Mädchen nichts abſchlage; aber ſie wußte nicht, was es koſtet!

Nachdem ſie ihren Entſchluß gefaßt hatte, fühlte ſie ſich getröſtet und ruhig; ſie behandelte ihren abgeſchmackten Bräutigam minder ſchnöde, ließ ſich die Geſellſchaft des widerwärtigen Schwiegervaters gefallen, ſchmeichelte ihrem Bruder und verbreitete Freude und Munterkeit im ganzen Hauſe. An dem zur Trauung angeſetzten Tage aber macht ſie ſich um vier Uhr Morgens mit ihren kleinen Hochzeitsgeſchenken und Allem, was ſie ſonſt in der Eile zuſammen raffen konnte, in aller Stille auf den Weg.

Sie hatte ihre Maßregeln ſo gut genommen, daß ſie ſchon zehn Stunden zurückgelegt hatte, als man gegen Mittag in ihr Zimmer trat. Die Ueberraſchung und Be-

ſtürzung war groß. Der frageſüchtige Amtmann that an dieſem Tage mehr Fragen, als ſonſt in der ganzen Woche; der verlaſſene Bräutigam übertraf heute an Dummheit ſich ſelbſt. Der Abbé von Saint-Yves faßte in ſeinem Zorn den Entſchluß, ſeiner Schweſter nachzueilen. Der Amtmann und ſein Sohn ließen es ſich nicht nehmen, ihn zu begleiten. So führte das Geſchick faſt die ganze ſchöne Welt dieſes Bezirks von Niederbretagne nach Paris.

Die ſchöne Saint-Yves dachte es ſich wohl, daß man ihr nachſetzen werde. Sie fuhr in einem Hauderer und erkundigte ſich auf eine feine Art bei den an ihr vorübereilenden Extraposten, ob ſie nicht unterwegs einen dicken Abbé, einen entſetzlichen Amtmann und einen jungen Laffen getroffen hätten, die nach Paris führen. Da ſie am dritten Tage erfuhr, daß ſie nicht weit mehr zurück wären, ſchlug ſie einen andern Weg ein und war geſchickt und glücklich genug, Verſailles zu erreichen, während man in Paris vergebliche Nachforſchungen nach ihr anſtellte.

Doch was ſollte ſie in Verſailles beginnen? Jung, ſchön, ohne Rath und Stütze, ohne Bekannte, jeder Gefahr ausgeſetzt, wie ſollte ſie es wagen, einen königlichen Gardiſten aufzuſuchen? Sie erſann keinen andern Ausweg, als ſich an einen Jeſuiten niedern Rangs zu wenden. Es gab damals Jeſuiten für alle Lagen des Lebens. So wie Gott, nach ihrem eignen Ausdruck, jeglicher Thiergattung ihre beſondre Atzung verliehen hatte, ſo gab er dem Könige ſeinen Beichtvater, den alle Pfründenjäger das „Oberhaupt der gallikaniſchen Kirche“ nannten. Nach ihm kamen die Beichtväter der Prinzeſſinnen; die Miniſter hatten keine: ſie waren nicht ſo einfältig. Dann gab es wieder beſondre Jeſuiten für das königliche Küchenperſonal und

ſein, erhöhte noch ihre Leidenſchaft; der Befehl, den Sohn des Amtmanns zu heirathen, brachte ſie aufs Aeußerſte. Sehnſucht, Zärtlichkeit und Abſcheu beſtürmten abwechſelnd ihre Seele. Nun iſt aber, wie man wohl denken kann, die Liebe eines jungen Mädchens erfindriſcher und kühner, als die Freundſchaft eines alten Priors und einer Tante von 45 Jahren und darüber. Ueberdies hatte ſie in ihrem Kloſter durch die Romane, die ſie verſtohlen las, beträchtlich an Bildung gewonnen.

Die ſchöne Saint-Yves erinnerte ſich des Briefs, den ein Garde du Corps nach Bretagne geſchrieben hatte und wovon in der Provinz mehrfach die Rede geweſen war. Sie beſchloß, ſelbſt nach Verſailles zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen. Sie wollte ſich den Miniſtern zu Füßen werfen, wenn das Gerücht von der Gefangenſchaft ihres Geliebten ſich beſtätigen ſollte; ſie wollte um jeden Preis Gerechtigkeit für ihn erlangen. Ich weiß nicht, woher ſie die Ueberzeugung ſchöpfte, daß man bei Hofe einem hübſchen Mädchen nichts abſchlage; aber ſie wußte nicht, was es koſtet!

Nachdem ſie ihren Entſchluß gefaßt hatte, fühlte ſie ſich getröſtet und ruhig; ſie behandelte ihren abgeſchmackten Bräutigam minder ſchnöde, ließ ſich die Geſellſchaft des widerwärtigen Schwiegervaters gefallen, ſchmeichelte ihrem Bruder und verbreitete Freude und Munterkeit im ganzen Hauſe. An dem zur Trauung angeſetzten Tage aber machte ſie ſich um vier Uhr Morgens mit ihren kleinen Hochzeitsgeſchenken und Allem, was ſie ſonſt in der Eile zuſammen raffen konnte, in aller Stille auf den Weg.

Sie hatte ihre Maßregeln ſo gut genommen, daß ſie ſchon zehn Stunden zurückgelegt hatte, als man gegen Mittag in ihr Zimmer trat. Die Ueberraſchung und Be-

ſtürzung war groß. Der frageſüchtige Amtmann that an dieſem Tage mehr Fragen, als ſonſt in der ganzen Woche; der verlaſſene Bräutigam übertraf heute an Dummheit ſich ſelbſt. Der Abbé von Saint-Yves faßte in ſeinem Zorn den Entſchluß, ſeiner Schweſter nachzueilen. Der Amtmann und ſein Sohn ließen es ſich nicht nehmen, ihn zu begleiten. So führte das Geſchick faſt die ganze ſchöne Welt dieſes Bezirks von Niederbretagne nach Paris.

Die ſchöne Saint-Yves dachte es ſich wohl, daß man ihr nachſetzen werde. Sie fuhr in einem Hauderer und erkundigte ſich auf eine feine Art bei den an ihr vorübereilenden Extrapoſten, ob ſie nicht unterwegs einen dicken Abbé, einen entſetzlichen Amtmann und einen jungen Laffen getroffen hätten, die nach Paris führen. Da ſie am dritten Tage erfuhr, daß ſie nicht weit mehr zurück wären, ſchlug ſie einen andern Weg ein und war geſchickt und glücklich genug, Verſailles zu erreichen, während man in Paris vergebliche Nachforſchungen nach ihr anſtellte.

Doch was ſollte ſie in Verſailles beginnen? Jung, ſchön, ohne Rath und Stütze, ohne Bekannte, jeder Gefahr ausgeſetzt, wie ſollte ſie es wagen, einen königlichen Gardiſten aufzuſuchen? Sie erſann keinen andern Ausweg, als ſich an einen Jeſuiten niedern Rangs zu wenden. Es gab damals Jeſuiten für alle Lagen des Lebens. So wie Gott, nach ihrem eignen Ausdruck, jeglicher Thiergattung ihre beſondre Atzung verliehen hatte, ſo gab er dem Könige ſeinen Beichtvater, den alle Pfründenjäger das „Oberhaupt der gallikaniſchen Kirche“ nannten. Nach ihm kamen die Beichtväter der Prinzeſſinnen; die Miniſter hatten keine: ſie waren nicht ſo einfältig. Dann gab es wieder beſondre Jeſuiten für das königliche Küchenperſonal und

namentlich auch Jesuiten für die Kammerfrauen, durch welche die Geheimnisse ihrer Gebieterinnen zu erkunden waren; und das war sicher kein unwichtiger Beruf.

Die schöne Saint-Yves wandte sich an einen dieser Letztern, nämlich an den Pater Allerwelts. Sie beichtete bei ihm, gab ihm vollständige Auskunft über ihre Abenteuer, ihre jetzige Lage und die Gefahr, worin sie sich befände, und beschwor ihn, sie bei irgend einer frommen und gutherzigen Frau unterzubringen, wo sie vor Anfechtungen sicher sei.

Der Pater Allerwelts führte sie zu der Frau eines Offizianten des königlichen Schenkenamts, als einer seiner vertrautesten Beichttöchter. Sobald sie an diesem Zufluchtsorte angelangt war, bemühte sie sich auf jede Weise, das Zutrauen und die Freundschaft dieser Frau zu gewinnen. Sie erkundigte sich nach dem bretagnischen Gardisten und ließ ihn bitten, sich zu ihr zu bemühen. Da sie von ihm erfuhr, daß ihr Geliebter nach einer Unterredung mit einem Geschäftsführer des Herrn Alexandre verhaftet worden sei, eilte sie zu diesem Commis. Der Anblick eines schönen Mädchens stimmte ihn sanfter, denn es ist ausgemacht, daß Gott die Weiber nur geschaffen hat, um die Männer zahm zu machen.

Der gerührte Federfuchser offenbarte ihr Alles. „Ihr Geliebter sitzt beinahe seit einem Jahre in der Bastille und ohne Sie säße er vielleicht zeitlebens dort."

Die zärtliche Saint-Yves wurde ohnmächtig.

Als sie wieder zu sich gekommen war, fuhr der Schreiber fort: „Mein Einfluß geht nicht so weit, daß ich Gutes bewirken könnte; meine ganze Macht beschränkt sich darauf, bisweilen etwas Böses einzurühren. Wollen Sie aber meinem Rathe folgen, so gehen Sie zu Herrn von Saint-

Pouange, der sowohl Gutes als Böses zu thun vermag. Er ist der Vetter und Liebling des Herrn von Louvois. Dieser Minister hat zwei Seelen: Herr von Saint-Pouange ist die eine und Madame Du Fresnoy ist die andre [56]); doch die ist jetzt nicht in Versailles, und es bleibt Ihnen nichts Andres übrig, als sich um den Schutz des Mannes, den ich Ihnen eben nannte, zu bemühen."

Zwischen einem Fünkchen Freude und Hoffnung und einer Welt von Schmerz und Furcht getheilt, von ihrem Bruder verfolgt und das Bild ihres angebeteten Geliebten im Herzen, ihre Thränen trocknend, die stets von Neuem flossen, zitternd, halb ohnmächtig und sich dann gewaltsam aufraffend, so eilte die schöne Saint-Yves zu Herrn von Saint-Pouange.

Vierzehntes Kapitel.

Freimund's fernere Fortschritte in seiner geistigen Entwicklung.

Freimund machte reißende Fortschritte in den Wissenschaften, und vor Allem in der Wissenschaft des Menschen. Er verdankte diese rasche Entwicklung fast eben so sehr seiner Erziehung unter den Wilden, als seinen natürlichen Anlagen; denn da er in seiner Kindheit nichts gelernt hatte, so hatte er auch keine Vorurtheile gelernt. Sein durch keinen Irrthum befangner Verstand hatte seine volle natürliche Schärfe und Gradheit behalten. Er sah die Dinge, wie sie sind, statt daß die Ideen, die man uns in der Kindheit einprägt, sie uns in der Regel unser ganzes Leben lang so zeigen, wie sie nicht sind.

„Ihre Verfolger ſind abſcheuliche Leute,“ ſagte er zu ſeinem Freund Gordon. „Ich bedaure Sie wegen der ungerechten Unterdrückung, die Sie erdulden, allein ich bedaure Sie nicht minder wegen Ihres Janſenismus. Jede Secte erſcheint mir als ein Vereinigungspunkt von Irrthümern. Sagen Sie mir, giebt es auch Secten in der Mathematik?“

„Nein, liebes Kind,“ erwiderte der ehrliche Gordon ſeufzend. „Alle Menſchen ſind in Betreff der Wahrheit, ſobald ſie erwieſen iſt, miteinander einverſtanden; nur über die dunkeln Wahrheiten ſind die Meinungen allzu getheilt.“

„Sagen Sie vielmehr über die dunkeln Unwahrheiten. Wenn in der Unſumme von Argumenten, die man ſeit von ſo vielen Jahrhunderten auf einander häuft und immer von Neuem durchſchnüffelt, eine einzige Wahrheit ſteckte, ſo würde man ſie ohne Zweifel entdeckt haben; und die Welt würde wenigſtens über dieſen einen Punkt einverſtanden ſein. Wäre dieſe Wahrheit ſo nothwendig, wie die Sonne für die Erde, ſo würde ſie auch glänzen wie jene. Es iſt eine Ungereimtheit, eine Beleidigung des Menſchengeſchlechts, ein Frevel gegen das höchſte unendliche Weſen, zu ſagen: Es giebt eine für den Menſchen weſentlich nothwendige Wahrheit und Gott hat ſie ihm verborgen.“

Alles, was dieſer unwiſſende, nur durch die Natur belehrte Jüngling ſagte, machte auf den Geiſt des unglücklichen alten Gelehrten einen tiefen Eindruck. „Wär' es denn möglich?“ rief er aus, „ſollte ich mich wirklich durch Hirngeſpinſte unglücklich gemacht haben? Ich bin meines Unglücks weit gewiſſer, als der wirkſamen Gnade. Ich habe mein ganzes Leben lang über die Freiheit Gottes und des Menſchengeſchlechts nachgegrübelt und meine eigne darüber verloren; weder der heilige Auguſtin, noch der

heilige Prosper[57]) werden mich aus dem Abgrunde des Elends, worin ich schmachte, erlösen."

Dem natürlichen Zuge seines Charakters folgend, sprach endlich Freimund: „Soll ich mit vollem, kühnem Vertrauen zu Ihnen reden? Wer sich Verfolgungen wegen eiteln Schulgezänks aussetzt, scheint mir eben nicht der Weiseste; die Verfolger selbst aber halte ich für wahre Ungeheuer."

Die beiden Gefangenen waren in Betreff der Ungerechtigkeit ihrer Gefangenschaft ganz derselben Meinung.

„Ich bin hundertmal mehr zu beklagen, als Sie," sagte Freimund; „ich bin frei geboren wie die Luft; mir war ein zwiefaches Leben beschieden: die Freiheit und der Gegenstand meiner Liebe. Beide raubt man mir. Wir schmachten hier Beide im Kerker, ohne den Grund zu wissen und ohne Jemanden darum fragen zu können. Ich lebte zwanzig Jahre als Hurone; man schreit meine Landsleute für Barbaren aus, weil sie sich an ihren Feinden rächen; nie aber mißhandelten sie noch ihre Freunde. Kaum hatte ich den französischen Boden betreten, so vergoß ich mein Blut für dies Land; ich rettete vielleicht eine Provinz, und zum Lohn steckt man mich in dies Grab der Lebendigen, wo ich ohne Sie vor Wuth umgekommen wäre. Giebt es denn keine Gesetze in diesem Lande? Man verdammt die Menschen, ohne ihre Vertheidigung zu hören! In England geht das nicht so. Ach! ich hätte mich doch nicht gegen die Engländer schlagen sollen."

So konnte seine erst im Entstehen begriffene Philosophie die in ihrem heiligsten Rechte gekränkte Natur nicht zähmen und ließ ihrem gerechten Zorn freien Lauf.

Sein Leidensgefährte widersprach ihm nicht. Die Abwesenheit steigert immer die nicht befriedigte Liebe, und die

Philoſophie thut ihr keinen Abbruch. Er ſprach eben ſo oft von ſeiner geliebten Saint-Yves, als über Moral und Metaphyſik. Je mehr ſeine Gefühle ſich läuterten, um ſo inniger liebte er. Er las einige neue Romane, fand aber nur wenige, die ihm den Zuſtand ſeiner eignen Seele geſchildert hätten. Er fühlte, daß das, was er las, nie den hohen Flug ſeines Herzens erreichte.

„Ach!“ ſprach er, „faſt alle dieſe Schriftſteller beſitzen nur Geiſt und Kunſt.“

Nach und nach wurde der ehrliche Janſeniſt der Vertraute ſeiner Liebe. Der alte Prieſter kannte dieſe Leidenſchaft bis jetzt nur als eine Sünde, deren man ſich in der Beichte zeiht. Erſt jetzt lernte er ſie als ein eben ſo edles, als zartes Gefühl kennen, das die Seele ebenſo wohl zu erheben, als zu erſchlaffen vermag, und das bisweilen ſelbſt der Tugend förderlich wird. Kurz, man erlebte hier ein ſeltnes Wunder: ein Hurone bekehrte einen Janſeniſten.

Funfzehntes Kapitel.

Die ſchöne Saint-Yves hat mit kitzlichen Anträgen zu kämpfen.

Wir hörten, wie die ſchöne Saint-Yves, noch zärtlicher als ihr Geliebter, ſich zu Herrn von Saint-Pouange begab, und zwar in Begleitung der Freundin, bei der ſie wohnte, und, wie dieſe, durch Schleier und Haube hinlänglich verhüllt.

Der erſte Menſch, dem ſie an der Thür begegnete, war der Abbé von Saint-Yves, ihr Bruder, der grade herauskam. Sie gerieth darüber in den heftigſten Schrecken, doch die fromme Freundin ſprach ihr Muth ein.

„Grade jetzt, da man gegen Sie gesprochen haben wird, ist es um so nothwendiger, daß Sie auch nicht schweigen. Sein Sie versichert, daß hier zu Lande die Ankläger immer Recht behalten, wenn man sich nicht sehr beeilt, ihnen entgegen zu arbeiten. Ueberdies müßte ich mich sehr täuschen, wenn nicht Ihre Gegenwart mehr Erfolg haben sollte, als die Worte Ihres Bruders."

Ein liebendes Mädchen bedarf nur der geringsten Ermuthigung, so fürchtet sie sich vor nichts in der Welt mehr. Freimund's Geliebte ließ sich zur Audienz melden. Ihre Jugend, ihre Reize, ihre thränenfeuchten, zärtlichen Augen lenkten alle Blicke auf sie. Jeder Höfling des Unterministers vergaß einen Augenblick das Idol der Macht, um sich dem der Schönheit zuzuwenden. Saint-Pouange ließ sie in sein Cabinet treten. Anmuth und Rührung sprachen aus jedem ihrer Worte. Saint-Pouange blieb nicht unbewegt. Sie zitterte, er sprach ihr Muth ein.

„Kommen Sie diesen Abend wieder," sagte er; „Ihre Angelegenheiten verdienen reiflicher erwogen und besprochen zu werden, als mir jetzt möglich ist. Es sind zu viele Leute da und eine Audienz muß zu schnell auf die andre folgen. Alles, was Sie betrifft, muß ich aber gründlicher mit Ihnen überlegen."

Er sagte ihr darauf noch einige Artigkeiten über ihre Schönheit und ihre Gesinnungen und empfahl ihr nochmals, um 7 Uhr Abends wieder zu kommen.

Sie verfehlte nicht, sich zur rechten Zeit einzufinden. Die andächtige Freundin begleitete sie wieder, blieb aber diesmal im Salon und las im „christlichen Pädagogen" [58]), während Saint-Pouange sich im Cabinet mit der schönen Saint-Yves besprach.

„Sollten Sie wohl glauben, mein Fräulein," redete

er ſie gleich an, „daß Ihr Bruder mich um einen Verhaftsbefehl gegen Sie erſucht hat? Eher würde ich wahrlich einen ausfertigen, um ihn nach Niederbretagne zurückzuſchicken.“

„Ach! mein Herr, man muß alſo in Ihren Bureaus mit Verhaftsbefehlen ſehr freigebig ſein, wenn Leute aus den entfernteſten Provinzen darum nachſuchen, wie um Gnadengehalte. Ich bin weit entfernt, einen Verhaftsbefehl gegen meinen Bruder zu verlangen. Zwar habe ich alle Urſache, mich über ihn zu beſchweren, doch ich achte die Freiheit der Menſchen. Die Freiheit eben verlange ich auch für einen Mann, mit dem ich mich zu vermählen denke; für einen Mann, dem der König die Erhaltung einer Provinz verdankt, der ihm noch trefflich dienen kann und der überdies der Sohn eines in ſeinem Dienſte gefallnen Officiers iſt. Weſſen beſchuldigt man ihn? Wie hat man ihn ſo grauſam behandeln können, ohne ihn nur anzuhören?“

Der Unterminiſter zeigte ihr hierauf den Brief des Jeſuitenſpions, ſo wie den des treuloſen Amtmanns.

„Wie! Solche Ungeheuer giebt es auf Erden! Und mich will man zwingen, den abgeſchmackten Sohn jenes eben ſo abgeſchmackten, als bösartigen Menſchen zu heirathen! Und auf ſolche Anzeigen hin wird hier über das Schickſal der Staatsbürger abgeſprochen!“

Sie warf ſich auf die Kniee, ſie flehte ſchluchzend um die Freiheit des braven Mannes, der ſie anbetete. Ihre Reize zeigten ſich in dieſem Zuſtande zu ihrem größten Vortheil. Sie war ſo ſchön, daß Saint-Pouange alle Scham bei Seite ſetzte und ihr zu verſtehen gab, ſie werde ihren Zweck erreichen, wenn ſie ihm die Erſtlinge der Gunſt widmete, die ſie für ihren Geliebten aufſparte.

Außer ſich vor Beſtürzung und Verwirrung ſtellte ſich Fräulein Saint-Yves lange, als verſtehe ſie ihn nicht; er mußte ſich deutlicher erklären. Ein zuerſt mit einigem Rückhalt ausgeſprochenes Wort führte bald zu einem ſtärkern, dem dann endlich eine völlig unzweideutige Erklärung folgte. Nicht bloß die Zurücknahme des Verhaftbefehls wurde geboten, ſondern Belohnungen, Geld, Ehrenſtellen, Anſtellungen; und jemehr man verſprach, um ſo mehr wuchs das Verlangen, keine abſchlägliche Antwort zu bekommen.

Fräulein Saint-Yves war vor Schluchzen und Weinen der Ohnmacht nahe; ſie lehnte ſich über ein Sopha zurück und traute kaum ihren Augen und Ohren. Saint-Pouange ſeinerſeits warf ſich ihr zu Füßen. Es fehlte ihm nicht an Anmuth, und ein minder eingenommenes Herz würde nicht in gleichem Maße vor ihm zurückgeſchaudert ſein; Saint-Yves aber betete nur ihren Geliebten an und hielt es für ein entſetzliches Verbrechen, ihn zu verrathen, und geſchähe es auch nur, um ihm zu dienen.

Saint-Pouange verdoppelte ſeine Bitten und Verſprechungen; er ließ ſich endlich von ſeiner Leidenſchaft ſo weit hinreißen, daß er ihr rund heraus erklärte, es gebe kein andres Mittel, den Mann, an deſſen Schickſal ſie ſo lebhaften und zärtlichen Antheil nehme, aus dem Kerker zu befreien.

Die ſeltſame Unterhaltung zog ſich in die Länge. Die Andächtige im Vorzimmer ſah ein über das andre Mal von ihrem „chriſtlichen Pädagogen" auf und dachte bei ſich ſelbſt: „Großer Gott! was die nur ſeit zwei Stunden anfangen mögen? Noch nie hat Herr von Saint-Pouange eine ſo lange Audienz gegeben. Vermuthlich hat er dem armen Mädchen Alles abgeſchlagen, da ſie ihn noch immer bittet."

Endlich trat ihre Gefährtin aus dem Cabinet, außer sich, sprachlos und in bittere Betrachtungen über den Charakter der Großen und Halbgroßen versenkt, welche die Freiheit der Männer und die Ehre der Weiber so leichtsinnig zu opfern bereit sind.

Sie sprach auf dem ganzen Wege kein Wort. Erst als sie im Hause der Freundin angekommen waren, machte sie ihrem gepreßten Herzen Luft; sie erzählte ihr Alles. Die Fromme bekreuzte sich ein über das andre Mal.

„Liebe Freundin, Sie müssen morgen am Tage unsern Beichtvater, den Pater Allerwelts, um Rath fragen. Er hat großen Einfluß bei Herrn von Saint-Pouange; mehrere Mägde des Hauses gehen bei ihm zur Beichte. Er ist ein frommer, bequemer Mann, der auch vornehmen Frauen als Gewissensrath dient. Ueberlassen Sie Sich seiner Leitung; ich mache es auch so und habe mich immer wohl dabei befunden. Wir armen Weiber können nun einmal männlicher Leitung nicht entbehren."

„Wohlan denn, theure Freundin, morgen geh' ich zu Pater Allerwelts."

Sechszehntes Kapitel.

Sie fragt einen Jesuiten um Rath.

Sobald die schöne, trostlose Saint-Yves mit ihrem Beichtvater unter vier Augen war, vertraute sie ihm, ein mächtiger Wollüstling mache ihr das Anerbieten, ihren rechtmäßigen Bräutigam aus dem Gefängnisse zu befreien, und verlange für diesen Dienst einen übermäßigen Preis; sie hege einen entsetzlichen Abscheu gegen eine solche Treu-

losigkeit und würde, wenn es sich nur um ihr eignes Leben handle, dasselbe hundert mal lieber zum Opfer bringen, als sich ergeben.

„Das ist ja ein abscheulicher Sünder," sprach Pater Allerwelts. „Sie sollten mir den schändlichen Böse-wicht nennen; es ist ganz sicher ein Jansenist; ich werde ihn bei Sr. Hochwürden den Pater La Chaise angeben, und der wird nicht ermangeln, ihn hinter dieselben Riegel sperren zu lassen, hinter denen jetzt der treffliche Mann schmachtet, den Sie heirathen wollen."

Nach langem verlegenen Zögern und großer Unent-schlossenheit nannte das arme Mädchen ihm endlich Saint-Pouange.

„Herr von Saint-Pouange!" rief voll Verwun-drung der Jesuit; „ach, geliebte Tochter, das ist ganz was Andres! Er ist der Vetter des größten Ministers, den wir je gehabt haben, ist ein rechtschaffener Mann, ein Beschützer der guten Sache, ein guter Christ! Der kann unmöglich einen solchen Gedanken gehegt haben; Sie müssen Sich nothwendig verhört haben."

„Ach! Herr Pater, ich habe nur zu richtig gehört. Ich bin verloren, was ich auch thun mag; ich habe nur zwischen Elend und Schmach zu wählen; entweder bleibt mein Geliebter lebendig begraben im Kerker, oder ich muß mich des Lebens unwürdig machen. Ich kann ihn nicht verschmachten lassen und kann ihn auch nicht retten."

Der Pater Allerwelts suchte sie durch folgende sanfte Worte zu beruhigen: „Erstens, geliebte Tochter, sprechen Sie nie mehr das Wort aus: mein Geliebter. Es liegt etwas Weltliches darin, was Gott anstößig sein könnte. Sagen Sie: mein Mann; denn wenn er es auch noch nicht ist, so sehen Sie ihn doch als solchen an;

und in dieſem Sinne giebt es nichts Ehrbareres und Anſtändigeres. Zweitens, wenn er auch Ihr Gatte in der Vorſtellung, in Hoffnung iſt, ſo iſt er es doch in der That noch nicht. Sie würden demnach keinen Ehebruch begehen, eine grobe Sünde, die man immer ſo lange, als irgend möglich, vermeiden muß. Drittens kann keine Handlung uns als culpoſe Bosheit angerechnet werden, wenn wir eine reine Abſicht damit verbinden, und nichts iſt reiner, als die Abſicht, Ihren Gatten zu befreien. Viertens liegen Beiſpiele im heiligen Alterthum vor, die Ihnen trefflich als Muſter Ihres Verhaltens dienen können. Der heilige Auguſtin berichtet, daß unter dem Proconſulat des Septimius Acyndinus im Jahre des Heils **340** ein armer Mann, der dem Kaiſer nicht bezahlen konnte, was des Kaiſers war, von Rechtswegen zum Tode verurtheilt wurde, trotz des Satzes: Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Es handelte ſich um ein Pfund Goldes; der Verurtheilte beſaß eine Gattin, der Gott Schönheit und Klugheit verliehen hatte. Ein alter reicher Kauz verſprach der Dame ein Pfund Goldes und noch mehr, unter der Bedingung, daß er das **peccatum immundum** mit ihr beginge. Die Dame glaubte nichts Böſes zu thun, indem ſie ihrem Manne das Leben rettete, und der heilige Auguſtin billigt ihre großmüthige Ergebung vollkommen [59]). Zwar betrog der reiche Schuft ſie und vielleicht wurde ihr Mann dennoch gehängt; allein ſie hatte doch wenigſtens gethan, was in ihren Kräften ſtand, um ſein Leben zu retten. — Sein Sie überzeugt, geliebte Tochter, daß, wenn ein Jeſuit Ihnen den heiligen Auguſtin citirt, dieſer Heilige vollkommen Recht haben muß. Ich rathe Ihnen zu nichts, Sie ſind ſelbſt verſtändig genug. Es ſteht zu vermuthen, daß Sie Ihrem Gatten nützlich

ſein werden. Herr von Saint-Pouange iſt ein Mann von Wort, der Sie nicht betrügen wird. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen kann. Ich werde zu Gott für Sie beten, und hoffe, daß endlich Alles zu ſeinem größern Ruhme ausſchlägt."

Nicht minder empört über die Rede des Jeſuiten, als über die Anträge des Unterminiſters, kehrte die ſchöne Saint-Yves voll Verzweiflung zu ihrer Freundin zurück. Sie gerieth in Verſuchung, ſich durch den Tod von der Qual zu befreien, einen Geliebten, den ſie anbetete, in ſchrecklicher Gefangenſchaft ſchmachten zu laſſen, und von der Schande, ihn um den Preis deſſen zu erlöſen, was ihr das Theuerſte auf Erden war, und was eben nur jenem unglücklichen Geliebten zugehören ſollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Sie unterliegt aus Tugend.

Sie flehte ihre Freundin an, ihr den Tod zu geben, doch dieſe Frau, die nicht minder nachſichtig war, als der Jeſuit, ſprach ſich noch unumwundener gegen ſie aus.

„Ach!" ſagte ſie, „an dieſem liebenswürdigen, galanten, weltberühmten Hofe iſt nun einmal auf andre Weiſe kein Geſchäft zu Ende zu bringen. Die mittelmäßigſten und die anſehnlichſten Stellen wurden oft nur um den Preis verliehen, den man von Ihnen verlangt. Hören Sie! Sie haben mir Freundſchaft und Vertrauen eingeflößt, und ich geſtehe Ihnen jetzt offen: hätte ich ſo viele Schwierigkeiten gemacht, wie Sie jetzt, ſo würde mein Mann ſich nicht des kleinen Amtes erfreuen, wovon er jetzt lebt. Er weiß

es, und weit entfernt, darüber böse zu sein, sieht er vielmehr in mir seine Wohlthäterin und betrachtet sich selbst als mein Geschöpf. Glauben Sie denn, daß alle die, welche an der Spitze der Provinzen, ja selbst der Heere stehen, ihre ehrenvolle Stellung und ihr Glück nur ihren Diensten verdanken? Mehr als einer darunter ist seiner Frau Gemahlin dafür verpflichtet. Die Liebe machte die Fürsprecherin bei der Ertheilung der höchsten Kriegswürden, und dem Gatten der Schönsten wurde die Stelle verliehen. — Sie nun, meine Liebe, befinden sich in einer noch weit interessantern Lage; es gilt, Ihren Geliebten aus der Nacht des Kerkers zu erlösen und ihn zu heirathen. Es ist eine heilige Pflicht, die Sie zu erfüllen haben. Den schönen und großen Damen, wovon ich eben sprach, hat Niemand was Böses darüber nachgesagt, und Ihnen wird man den lautesten Beifall zollen; man wird sagen, daß Sie Sich eine Schwäche nur vermöge eines heroischen Uebermaßes von Tugend erlaubten."

„Ha! welche Tugend!" rief die schöne Saint-Yves; „welch ein Labyrinth von Schändlichkeiten! welch ein Land! wie lerne ich die Menschen kennen! Ein Pater La Chaise und ein abgeschmackter Amtmann lassen meinen Geliebten einkerkern; die Meinen verfolgen mich, und man streckt mir die helfende Hand in meinem Mißgeschick nur entgegen, um mich zu entehren. Ein Jesuit hat einen braven Mann ins Verderben gestürzt, ein anderer Jesuit will mich zu Grunde richten. Fallstricke umgeben mich von allen Seiten, und ich sehe den Augenblick nahen, wo das Elend mich verschlingt! Ich muß sterben oder mit dem Könige reden. Ich will mich ihm zu Füßen, will mich ihm in den Weg werfen, wenn er zur Messe oder ins Theater geht."

„Man wird schon zu verhüten wissen, daß Sie ihm nicht nahe kommen," erwiderte die gute Freundin; „und

sollten Sie ja das Unglück haben, ihn anzureden, so würden Herr von Louvois und der ehrwürdige Pater La Chaise schon Mittel finden, Sie zeitlebens in einem Kloster zu begraben."

Während die brave Frau auf diese Weise die Verwirrung des armen Mädchens aufs Höchste trieb und ihr den Dolch noch tiefer ins Herz bohrte, kam ein Bote vom Herrn von Saint-Pouange mit einem Billet und zwei schönen Ohrringen. Weinend wies Saint-Yves Alles zurück, doch die Freundin nahm es in ihrem Namen in Empfang."

Sobald der Bote fort war, las die Vertraute den Brief, worin die beiden Freundinnen zu einem Abendessen eingeladen wurden. Saint-Yves schwur, nicht hingehen zu wollen. Die Fromme wollte ihr die beiden Ohrringe anprobiren. Saint-Yves konnte es nicht ertragen. Den ganzen Tag kämpfte sie. Endlich, nur ihren Geliebten vor Augen, überwältigt, fortgerissen, ohne zu wissen, wohin man sie führt, läßt sie sich widerstandslos zu dem verhängnißvollen Mahle geleiten. Nichts hatte sie vermocht, sich mit den Ohrringen zu schmücken; die Vertraute brachte sie und hing sie ihr wider ihren Willen ein, ehe man sich zu Tische setzte.

Saint-Yves war so verwirrt und außer sich, daß sie sich alle Zudringlichkeiten gefallen ließ, und ihr Gönner zog daraus die günstigste Vorbedeutung. Gegen das Ende der Mahlzeit zog die Vertraute sich bescheiden zurück. Saint-Pouange zeigte jetzt die Zurücknahme des Verhaftbefehls, die Zusicherung einer ansehnlichen Gratification nebst einem Hauptmannspatent, und sparte überdies keine Versprechungen.

„Ach!" sprach Saint-Yves, „wie würde ich Sie lieben, wenn Sie nicht zu sehr geliebt sein wollten!"

Endlich, nach langem Widerſtande, nach endloſem Schluchzen, Weinen und Schreien, ermattet durch den furchtbaren Kampf, beſinnungslos und ohnmächtig, mußte ſie ſich ergeben. Ihrer geängſteten Seele blieb keine andere Zuflucht, als der feſte Vorſatz, nur an Freimund zu denken, während der Grauſame ſich ihre verzweifelte Lage unbarmherzig zu Nutzen machte[60]).

Achtzehntes Kapitel.

Sie befreit ihren Geliebten und einen Janſeniſten.

Mit Tagesanbruch eilt ſie mit dem Befehl des Miniſters verſehen nach Paris. Es iſt ſchwer zu ſchildern, was während dieſer Reiſe in ihrem Herzen vorging. Man denke ſich ein edles hochſinniges Gemüth, gedemüthigt durch die erduldete Schmach, von Zärtlichkeit berauſcht, dabei von Gewiſſensbiſſen zerfleiſcht, den Geliebten verrathen zu haben, und doch zugleich von Wonne erfüllt, ihn, den angebeteten Mann, zu befreien. Zwiſchen ihrem bittern Gram, ihren Kämpfen und ihrem Erfolg waren ihre Gedanken getheilt. Sie war nicht mehr das ſchlichte, einfache Mädchen, deren Vorſtellungen eine ländliche Erziehung in einen engen Kreis begrenzte. Die Liebe und das Unglück hatten ſie gebildet. Das Gefühl hatte bei ihr eben ſo große Fortſchritte gemacht, wie die Vernunft bei ihrem unglücklichen Geliebten. Die Mädchen lernen leichter empfinden, als die Männer denken lernen. Ihr Abenteuer war lehrreicher für ſie, als vier Jahre im Kloſter.

Sie war höchſt einfach gekleidet. Mit Schauder erfüllte ſie der Anblick des Putzes, worin ſie vor ihrem

grausamen Wohlthäter erschienen war. Die diamantenen Ohrringe hatte sie ihrer Gefährtin gelassen, ohne sie nur anzusehen. Verwirrt und entzückt, Freimund's angebetetes Bild und Bitterkeit gegen sich selbst im Herzen, gelangt sie endlich an das Thor

Des Schreckverließes, des Palast's der Rache,
Der Schuld und Unschuld oft zugleich umfängt [61]).

Als sie aus dem Wagen steigen wollte, versagten ihr die Kräfte. Man unterstützte sie. Sie trat ein, mit hochklopfendem Herzen, feuchten Augen und schamvoll gesenkter Stirn trat sie ein.

Man führt sie zum Gouverneur. Sie versucht zu reden, doch die Stimme erstirbt ihr auf den Lippen. Sie zeigt den Befehl des Ministers und stammelt mit Mühe einige halbverständliche Worte hervor.

Der Gouverneur liebte seinen Gefangenen und freute sich sehr über seine Befreiung. Sein Herz war nicht verhärtet, wie das mancher seiner ehrenwerthen Herren Collegen, die nur an die mit der Bewachung ihrer Gefangenen verbundenen Gebühren denken, die ihre Einkünfte nach der Zahl der Opfer berechnen und so, vom Elend ihres Nächsten zehrend, insgeheim über die Thränen der Elenden eine kannibalische Freude empfinden.

Er läßt den Gefangenen in sein Zimmer rufen. Die Liebenden sehen sich und verlieren Beide das Bewußtsein. Die holde Saint-Yves lag lange ohne Regung und Leben. Freimund gewann bald wieder seinen alten Muth.

„Offenbar ist dies Ihre Frau Gemahlin," sprach der Gouverneur; „Sie hatten mir nicht gesagt, daß Sie verheirathet wären. Man schreibt mir, daß Sie ihrem großmüthigen Eifer Ihre Befreiung verdanken."

[61]) Voltaire 5. u. 6.

„Ach! ich bin nicht werth, ſein Weib zu ſein,“ ſprach die ſchöne Saint-Yves mit zitternder Stimme und war aufs Neue der Ohnmacht nahe.

Als ſie ſich etwas geſammelt hatte, überreichte ſie ihm, noch immer zitternd, die Urkunde über die ihm bewilligte Gratification und das ſchriftliche Verſprechen einer Compagnie.

Nicht minder von Staunen als von Rührung ergriffen, glaubte Freimund nur aus einem Traume erwacht zu ſein, um ſogleich in einen andern zu verſinken.

„Warum war ich hier eingeſperrt? Wie konnten Sie mich aus dem Kerker erlöſen? Wo ſind die Ungeheuer, die mich hierher verſtießen? Sie ſind eine Gottheit, die ſich vom Himmel herabgelaſſen, um mir zu helfen.“

Die ſchöne Saint-Yves ſchlug die Augen nieder, ſah dann wieder ihren Geliebten an, erröthete und wandte abermals ihre thränenfeuchten Augen ab. Sie erzählte ihm endlich Alles, was ſie wußte, Alles, was ſie erduldet hatte, nur nicht das, was ſie vor ſich ſelbſt auf ewig hätte verbergen mögen, und was jeder Andre als Freimund, jeder, der mit der Welt und den Gebräuchen des Hofs bekannter geweſen wäre, als er, leicht errathen haben würde.

„Iſt es möglich, daß ein elender Wicht, wie jener Amtmann, mächtig genug war, mir die Freiheit zu rauben? Ach! ich ſehe wohl, es verhält ſich mit dem Menſchen, wie mit den elendeſten Thieren: alle können ſchaden. Aber iſt es möglich, daß ein Mönch, ein Jeſuit, der Beichtvater des Königs, eben ſowohl wie jener Amtmann bei meinem Unglück ſeine Hände im Spiel hatte, ohne daß ich mit allem Kopfzerbrechen erſinnen kann, unter welchem Vorwande der abſcheuliche Bube mich verfolgt haben mag? Hat er mich etwa für einen Janſeniſten aus-

gegeben? Wie konnten Sie endlich Sich meiner erinnern? Ich verdiente es nicht, ich war ja damals nur ein Wilder. Wie ohne Rath, ohne Beistand, konnten Sie Sich zur Reise nach Versailles entschließen! Sie erschienen, und man zerbrach meine Ketten! So liegt denn in der Schönheit und Tugend ein unbezwinglicher Zauber, der eiserne Thore sprengt und eherne Herzen erweicht!"

Bei dem Worte Tugend brach die schöne Saint-Yves von Neuem in das heftigste Schluchzen aus. Sie wußte nicht, wie glänzend eben in dem Verbrechen, das sie sich vorwarf, ihre Tugend sich bewährte.

Ihr Geliebter fuhr indessen fort: „Engel, der Du meine Fesseln zerbrachst, wenn Du, was ich freilich noch nicht begreife, Einfluß genug besaßest, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen, so erwirke sie auch für einen Greis, der mich zuerst denken lehrte, wie Du mich lieben lehrtest. Das Elend hat uns vereint; ich liebe ihn wie einen Vater, ich kann weder ohne Dich, noch ohne ihn leben."

„Ich! ich sollte noch einmal jenen Menschen anflehen, der . . . ."

„Ich, ich will Alles Dir, nur Dir und keinem Andern jemals verdanken. Schreibe jenem mächtigen Mann; überhäufe mich mit Deinen Wohlthaten; vollende, was Du begonnen; vollende Deine Wunder."

Sie fühlte, daß sie Alles thun mußte, was ihr Geliebter verlangte. Sie wollte schreiben, doch ihre Hand versagte ihr den Gehorsam. Dreimal fing sie den Brief von vorn an und dreimal zerriß sie ihn wieder. Endlich schrieb sie, und die beiden Liebenden gingen, nachdem sie den alten Märtyrer der wirksamen Gnade umarmt hatten.

Die glückliche, die trostlose Saint-Yves wußte, in welchem Hause ihr Bruder wohnte. Zu ihm ging sie

jetzt. Ihr Geliebter miethete ein Zimmer in demſelben Hauſe.

Kaum waren ſie hier angelangt, ſo ſandte ihr Beſchützer den Befehl der Freilaſſung des ehrlichen Gordon und bat ſie um eine Zuſammenkunft für den folgenden Tag. So wurde für jede edle, großmüthige Handlung, die ſie beging, ihre Schande als Preis verlangt. Mit unnennbarem Abſcheu erfüllte ſie dieſer Gebrauch, das Glück und Unglück der Menſchen zu verkaufen. Sie übergab den Befehl zur Freilaſſung ihrem Geliebten und verweigerte die Zuſammenkunft mit einem Wohlthäter, den ſie nicht wiederſehen zu können fühlte, ohne vor Schmerz und Scham zu ſterben.

Nur das Vorhaben, einen Freund zu befreien, vermochte Freimund zur Trennung von ihr. Er flog nach der Baſtille. Er erfüllte die erſehnte Pflicht, voll Staunen über die ſeltſamen Ereigniſſe dieſer Welt und voll Bewunderung der Tugend und des Muths eines jungen Mädchens, welchem zwei Unglückliche mehr als das Leben verdankten.

Neunzehntes Kapitel.

Wiedervereinigung Freimund's, der ſchönen Saint-Yves und ihrer Verwandten.

Die großmüthige, ehrwürdige Ungetreue weilte indeſſen bei ihrem Bruder, dem Abbé von Saint-Yves, ſo wie bei dem guten Prior vom Berge und dem Fräulein von Kerkabon. Die Verwunderung Aller war gleich groß, im Uebrigen aber waren ihre Lage und ihre Empfindungen ſehr verſchieden. Der Abbé beweinte das Unrecht,

das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, zu den Füßen seiner Schwester, die ihm von Herzen verzieh. Der Prior und seine zärtliche Schwester weinten gleichfalls, aber vor Freude. Der häßliche Amtmann und sein unerträglicher Sohn störten die rührende Scene nicht. Sie waren auf die erste Kunde von der Freilassung ihres Feindes abgereist, um ihre Dummheit und ihre Furcht in der Provinz zu begraben.

Von hundert verschiedenen Regungen bestürmt, erwarteten die Vier die Rückkehr des jungen Mannes mit dem Freunde, den er befreien wollte.

Der Abbé von Saint-Yves wagte nicht, die Augen zu seiner Schwester aufzuschlagen.

Die gute Kerkabon sprach: „Ach, so soll ich denn meinen lieben Neffen wiedersehen!“

„Sie werden ihn wiedersehen,“ erwiderte die reizende Saint-Yves, „doch ist er nicht mehr derselbe Mensch; seine Haltung, der Ton seiner Stimme, seine Ideen, sein Geist, Alles ist verwandelt. Er ist jetzt auch im Aeußern so gesetzt und achtungswerth geworden, als er früher natürlich und mit Allem unbekannt war. Er wird die Ehre und der Trost Ihrer Familie sein. O, daß ich nicht auch das Glück der Meinen sein kann!“

„Auch Sie sind nicht mehr dieselbe,“ sprach der Prior; „was ist Ihnen nur begegnet? was konnte eine so merkwürdige Veränderung in Ihnen bewirken?“

Während sie so sprachen, kam Freimund mit seinem Jansenisten an der Hand. Die Scene wurde jetzt noch belebter und anziehender. Sie begann mit zärtlichen Umarmungen des Oheims und der Tante. Der Abbé von Saint-Yves warf sich Freimunden, der nicht mehr der alte Freimund war, beinahe zu Füßen. Die beiden

Liebenden ſprachen mit einander durch Blicke, die alle Gefühle, wovon ihre Herzen überſtrömten, deutlicher, als Worte, enthüllten. Zufriedenheit und Erkenntlichkeit glänzten auf der Stirn des einen, Angſt und Verlegenheit malten ſich in den zärtlichen, ein wenig unſichern Augen der andern. Man wunderte ſich, wie ſie bei ſo großer und allgemeiner Freude noch dem Schmerze Raum geben konnte.

Der alte Gordon wurde in wenigen Augenblicken der ganzen Familie theuer. Er hatte das Unglück des jungen Gefangnen getheilt, und dies verlieh ihm ſchon einen großen Anſpruch auf die Liebe Aller. Er verdankte ſeine Befreiung den beiden Liebenden; dies allein ſöhnte ihn mit der Liebe aus. Die Schroffheit ſeiner alten Vorurtheile wich aus ſeinem Herzen. Wie der Hurone war auch er zum Menſchen umgewandelt.

Jeder erzählte ſeine Abenteuer, ehe man zu Tiſch ging. Die beiden Abbés und die Tante hörten zu wie Kinder, denen man Geſpenſtergeſchichten erzählt, und wie Menſchen, die ſämmtlich an ſo großem Mißgeſchick aufrichtigen Antheil nahmen.

„Ach!“ ſprach Gordon, „vielleicht ſchmachten noch über 500 ehrliche Leute in denſelben Feſſeln, die Fräulein von Saint-Yves zerbrochen hat.[62]). Ihr Unglück kommt nicht ans Licht. Man findet immer Hände in Fülle, die ſchwer auf der Menge der Unglücklichen liegen, und nur ſelten eine hülfreiche Hand.“

Dieſe nur zu gegründete Betrachtung erhöhte die Rührung und Dankbarkeit des Sprechers. Alles kam zuſammen, den Triumph der ſchönen Saint-Yves zu verherrlichen; man bewunderte die Größe und Feſtigkeit ihrer Seele, und in die Bewunderung miſchte ſich jene Ehrfurcht, mit der man, ohne es zu wollen, jeden anſieht, von dem man

glaubt, daß er Einfluß in der Umgebung der Könige hat. Der Abbé von Saint-Yves jedoch sprach zu wiederholten Malen: „Wie hat es meine Schwester nur angefangen, in so kurzer Zeit solchen Einfluß zu erlangen?“

Man war im Begriff, sich sehr früh zu Tisch zu setzen; da erschien plötzlich die gute Freundin von Versailles, die von Allem, was vorgefallen war, noch nichts wußte. Sie kam in einer Kutsche mit 6 Pferden, und man kann sich leicht denken, wem die Equipage gehörte.

Mit der ehrfurchtgebietenden Miene einer Dame vom Hofe, die höchst wichtige Angelegenheiten zu besorgen hat, trat sie ein, begrüßte die Gesellschaft ohne viele Umstände, nahm die schöne Saint-Yves bei Seite und sprach leise zu ihr: „Warum lassen Sie so lange auf Sich warten? Folgen Sie mir! Hier sind Ihre Diamanten, die Sie bei mir vergessen hatten.“

Sie sprach diese Worte nicht leise genug, daß Freimund sie nicht hätte hören sollen. Er sah die Diamanten. Auch der Bruder stutzte; der Oheim und die Tante dagegen fühlten nur die Ueberraschung ehrlicher Leute, die nie in ihrem Leben eine solche Pracht gesehen hatten. Der junge Mann, der sich durch ein Jahr tiefen Nachdenkens gebildet hatte, mußte jetzt wider seinen Willen nachdenken und schien einen Augenblick sehr verstört. Seine Geliebte bemerkte es. Tödtliche Bläße bedeckte ihr schönes Gesicht; sie fühlte sich von Schauder ergriffen und konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten.

„Ach, Madame!“ sprach sie zu der unheilbringenden Freundin, „Sie haben mich ins Verderben gestürzt, Sie geben mir den Tod!“

Diese Worte durchbohrten Freimund's Herz; allein er hatte schon gelernt, sich zu bezwingen. Er ließ sich nichts

merken, aus Furcht, ſeine Geliebte in Gegenwart ihres Bruders zu beunruhigen, doch er erblaßte, wie ſie.

Völlig außer ſich durch die Aufregung, die ſie in den Zügen ihres Geliebten wahrnahm, zog Saint-Yves jene Frau aus dem Zimmer auf einen kleinen Gang und warf ihr die Diamanten vor die Füße. „Ach! nicht dieſe Edelſteine haben mich verführt, das wiſſen Sie ja; aber nie ſoll er, der ſie mir gab, mich wiederſehen.“ Die Freundin hob ſie auf, und Fräulein Saint-Yves fuhr fort: „Er mag ſie wieder hinnehmen, oder ſie Ihnen geben. Gehen Sie! Machen Sie nicht, daß ich mich meiner ſelbſt noch mehr ſchämen muß!“

Die Abgeſandte zog endlich wieder ab, ohne die Gewiſſensqualen, deren Augenzeugin ſie geweſen war, begreifen zu können.

Fräulein Saint-Yves, die ſich jetzt völlig niedergeſchmettert fühlte, und in deren Körper eine Revolution vorgegangen war, die ſie zu erſticken drohte, mußte ſich zu Bette legen. Um aber Niemand zu beunruhigen, ſprach ſie nicht von dem, was ſie duldete; und, nur ihre Ermüdung vorſchützend, bat ſie um Erlaubniß, ſich zur Ruhe begeben zu dürfen, doch nicht, bevor ſie die Geſellſchaft durch tröſtende und ſchmeichelhafte Worte aufgerichtet und ihrem Geliebten Blicke zugeworfen hatte, die ſein Herz aufs Neue in Flammen ſetzten.

Das Mahl, das jetzt nicht durch ihre Gegenwart und ihr Geſpräch belebt wurde, war anfangs traurig, doch lieferte die dabei vorherrſchende wehmüthige Stimmung Stoff zu jenen anziehenden, nützlichen Unterhaltungen, welche mehr werth ſind, als die eitle Freude, wonach man in Geſellſchaft zu haſchen pflegt, und die gewöhnlich nur in einem leeren, läſtigen Geſchwätz beſteht.

Gordon erzählte in wenigen Worten die Geschichte des Janfenismus und Molinismus, der Verfolgungen, womit jede Partei die andere bedrängte, und der Hartnäckigkeit beider. Freimund machte seine Bemerkungen darüber und beklagte die Menschen, daß sie, nicht zufrieden mit so vielen Zänkereien, die aus ihrem Eigennutz entspringen, sich noch neue Uebel schaffen, denen nur eingebildete chimärische Interessen und unverständliche Abgeschmacktheiten zum Grunde liegen. Gordon erzählte und jener urtheilte. Die Tischgenossen hörten mit Theilnahme zu und fühlten, daß ihnen manches neue Licht aufging. Man sprach von dem Mißverhältniß unsers fast ununterbrochenen Unglücks zur Kürze des Lebens. Man machte die Bemerkung, daß jeder Beruf irgend ein Laster und eine Gefahr mit sich zu führen pflegt, die ihm vorzugsweise anhaften, und daß vom Fürsten bis zum niedrigsten Bettler herab Alles die Natur anzuklagen scheint. Wie können sich nur so viele Menschen finden, die sich um elenden Sold zu Verfolgern, zu Schergen, zu Henkern ihrer Nebenmenschen hergeben? Mit welcher unmenschlichen Gleichgültigkeit unterzeichnet ein Hochgestellter die Vernichtung einer Familie, und mit welcher noch weit barbarischeren Freude vollziehen feile Knechte den Befehl!

„Ich kannte in meiner Jugend," erzählte der ehrliche Gordon unter Anderm, „einen Verwandten des Marschall von Marillac, der in seiner Provinz wegen seiner Anhänglichkeit an diesen erlauchten Geächteten[63]) verfolgt wurde und sich unter einem angenommenen Namen in Paris verborgen hielt. Er war ein Greis von 72 Jahren und seine Gattin, die ihn begleitete, beinahe eben so alt. Sie hatten einen ungerathenen Sohn gehabt, der in seinem 15. Jahre aus dem väterlichen Hause entwichen, erst Sol-

dat und dann Deſerteur geworden war, und der, nachdem er alle Grade der Lüderlichkeit und des Elends durchgemacht, endlich unter einem fremden Namen bei der Leibwache des Cardinals Richelieu (denn dieſer Prieſter hatte ſo gut wie Mazarin eine Leibwache) Dienſte genommen und es in dieſer Schergencompagnie bis zum Gefreiten gebracht hatte. Dieſer Abenteurer wurde beordert, den Greis und ſeine Gattin zu verhaften, und entledigte ſich des Auftrags mit der ganzen Härte eines Menſchen, dem Alles daran liegt, ſich bei ſeinem Herrn einzuſchmeicheln. Wie er ſie nun fortſchleppte, hörte er die beiden Opfer die lange Reihe ihres von der Wiege an erduldeten Elends beklagen. Zu ihrem herbſten Mißgeſchick zählten die unglücklichen Aeltern die Verirrungen und den Verluſt ihres Sohnes. Er erkannte ſie, führte ſie aber nichtsdeſtoweniger in den Kerker, indem er verſicherte, der Dienſt Sr. Eminenz gehe allem Andern vor. Se. Eminenz belohnte ſeinen Eifer. — Ich kannte einen Spion des Pater La Chaiſe, der ſeinen eignen Bruder verrieth, in der Hoffnung, eine kleine Pfründe zu erwiſchen, die er doch nicht bekam; und ich ſah ihn ſterben, nicht etwa an Gewiſſensbiſſen, ſondern vor Kummer, von den Jeſuiten betrogen zu ſein. — Das Amt eines Beichtvaters, das ich lange ausübte, machte mich mit den innern Verhältniſſen vieler Familien bekannt, und ich habe wenige geſehen, wo nicht herzzernagender Kummer herrſchte, während ſie ſich äußerlich mit der Maske des Glücks bedeckten und in Freude und Herrlichkeit zu ſchwimmen ſchienen. Und immer bemerkte ich, daß das größte Unglück die Frucht unſrer zügelloſen Begierde iſt."

„Was mich betrifft," ſprach Freimund, „ſo denke ich, daß es einem edlen, erkenntlichen, gefühlvollen Gemüthe nicht fehlen kann, glücklich zu ſein; und ich rechne ſelbſt auf

den Genuß ungemischter Glückseligkeit mit der schönen, großmüthigen Saint-Yves. Denn ich schmeichle mir," setzte er, mit freundschaftlichem Lächeln zu ihrem Bruder gewandt, hinzu, „jetzt werden Sie mir ihre Hand nicht verweigern, wie vergangenes Jahr, und ich selbst werde mich bei meiner Bewerbung anständiger benehmen."

Der Abbé erschöpfte sich in Entschuldigungen des Vergangenen und in Betheuerungen der unwandelbarsten Freundschaft und Ergebenheit.

Der Onkel Kerkabon sagte, dies werde der schönste Tag seines Lebens sein, und die gute Tante rief in höchster Aufregung vor Freude weinend: „Ich hatte es ja gleich gesagt, aus Dir würde nun und nimmer ein Unterdiakonus. Dies Sacrament ist auch hundertmal besser, als das andre. Hätte es doch dem Himmel gefallen, auch mich damit zu beehren! Aber ich will bei euch Mutterstelle vertreten."

Alle überboten sich jetzt aufs Neue in Lobsprüchen auf die zärtliche Saint-Yves.

Das Herz ihres Geliebten war zu voll von Allem, was sie für ihn gethan hatte, er liebte sie zu innig, als daß die Begebenheit mit den Diamanten einen nachhaltenden Eindruck auf ihn hätte machen können. Doch jene nur zu wohl verstandenen Worte: „Sie tödten mich," erfüllten ihn mit geheimen Schrecken und vergällten seine ganze Freude, während die Lobsprüche, die man seiner holden Geliebten von allen Seiten zollte, seine Liebe noch erhöhten. Man beschäftigte sich endlich nur noch mit ihr; man sprach nur von dem Glücke, das diese beiden Liebenden verdienten; man kam überein, sich zusammen in Paris niederlassen zu wollen; man machte Pläne in Bezug auf künftiges Glück und dadurch bedingte Vergrößerung, kurz, man gab sich allen

jenen Hoffnungen hin, die der geringste Schimmer des Glücks so leicht in unsrer Seele erzeugt. Freimund jedoch konnte im innersten Grunde seines Herzens ein geheimes Gefühl nicht unterdrücken, das diese Täuschung zurückwies. Er überlas aufs Neue die Versprechungen mit der Unterschrift Saint-Pouange's und die Patente mit der Unterschrift Louvois'. Man schilderte ihm diese beiden Männer, wie sie waren, oder wie wenigstens ihr Ruf sie darstellte. Jeder sprach von den Ministern und dem Ministerium mit jener Tischfreiheit, die man in Frankreich als die kostbarste Freiheit ansieht, deren man auf Erden theilhaftig werden könne.

„Wenn ich König von Frankreich wäre," sprach Freimund, „so würde ich bei der Wahl meines Kriegsministers anders zu Werke gehen. Ich würde verlangen, daß er selbst ein tapferer Krieger wäre; er müßte alle Grade durchgemacht haben, wenigstens General-Lieutenant des Heers und würdig sein, den Marschallstab von Frankreich zu führen; denn muß er nicht nothwendig selbst gedient haben, um den Dienst gehörig zu kennen? und werden die Officiere nicht hundertmal freudiger einem Kriegsmanne gehorchen, der, wie sie, seinen Muth bewährt hat, als einem Manne, der nicht aus dem Cabinet gekommen, der die Operationen eines Feldzugs höchstens ahnen kann, wie geistreich er übrigens auch sein mag? Es sollte mir nicht leid thun, wenn mein Minister freigebig wäre, und sollte auch der Schatzmeister darüber mitunter in einige Verlegenheit gerathen. Ich würde es gern sehen, wenn ihm die Arbeit leicht von der Hand ginge und wenn er sich dabei durch jenen Frohsinn auszeichnete, der einem überlegenen Geiste eigen zu sein pflegt, der überdies dem Volke so sehr gefällt und der die Ausübung jeder Pflicht erleichtert."

Er wünschte dem Minister einen solchen Charakter, weil er immer bemerkt hatte, daß eine so heitere Gemüthsart sich mit der Grausamkeit nicht verträgt. Herr von Louvois wäre vielleicht mit Freimund's Wünschen nicht ganz zufrieden gewesen: sein Verdienst war andrer Art.

Während man aber bei Tische saß, nahm die Krankheit des unglücklichen Mädchens einen sehr bedenklichen Charakter an. Ihr Blut war entzündet; ein heftiges, zehrendes Fieber hatte sie ergriffen. Sie litt, klagte aber nicht, voll Besorgniß, die Freude der Ihrigen zu stören.

Da ihr Bruder hörte, daß sie nicht schlief, trat er an ihr Bett; er erschrak über den Zustand, worin er sie fand. Alle eilten jetzt herbei; auch ihr Geliebter gesellte sich zu dem Bruder. Er war ohne Zweifel am aufgeregtesten und besorgtesten von Allen; doch er hatte bereits gelernt, mit den glücklichen Gaben, welche die Natur an ihm verschwendet, die taktvollste Zurückhaltung zu verbinden, und das schnelle Gefühl des Wohlanstandes begann in ihm vorzuherrschen.

Man ließ einen Arzt aus der Nachbarschaft herbeirufen. Er gehörte zu denen, welche ihre Kranken im Fluge besuchen, welche die Krankheit, die sie eben sahen, mit der, die sie jetzt sehen, verwechseln, welche endlich mit blinder Empirie bei der Ausübung einer Wissenschaft zu Werke gehen, der selbst die volle Reife des gesundesten und überlegtesten Unterscheidungsvermögens nicht ihre Ungewißheit und ihre Gefahren nehmen kann. Er verdoppelte das Uebel durch seine Eilfertigkeit, ein Mittel zu verschreiben, das damals eben Mode war. Selbst in der Medicin giebt die Mode den Ton an! Wann wird diese Manie in Paris aufhören!

Die unglückliche Saint-Yves trug selbst noch mehr zur Verschlimmerung ihrer Krankheit bei, als ihr Arzt.

Der Sturm der Gedanken, die ſich in ihrer Seele drängten, ergoß in ihre Adern ein gefährlicheres Gift, als das hitzigſte Fieber an ſich es vermocht hätte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die ſchöne Saint-Yves ſtirbt und was weiter geſchieht.

Man rief einen andern Arzt. Dieſer aber ging, ſtatt der Natur zu Hülfe zu kommen und ſie in einem jugendlichen Weſen, deſſen Organe ſämmtlich an ihrer Heilung arbeiteten, frei wirken zu laſſen, einzig und allein darauf aus, ſeinem Collegen entgegen zu arbeiten. In zwei Tagen wurde die Krankheit unheilbar. Das Gehirn, welches man für den Sitz des Verſtandes hält, war eben ſo heftig davon ergriffen, wie das Herz, welches für den Sitz der Leidenſchaften gilt.

„Welche unbegreifliche Mechanik unterwarf die Organe des Körpers der Empfindung und dem Gedanken? wie kann eine einzige ſchmerzliche Vorſtellung den Lauf des Blutes in Unordnung bringen? und wie kann das Blut wiederum dieſe Unordnung dem menſchlichen Verſtande mittheilen? Was iſt nur jenes Fluidum, das wir nicht kennen und deſſen Daſein gleichwohl ausgemacht iſt, das, raſcher, thätiger, als das Licht, in weniger als einem Augenblicke in alle Kanäle des Lebens dringt, das die verſchiedenſten Empfindungen, Erinnerungen, Traurigkeit oder Freude, Beſonnenheit oder Schwindel erzeugt, das uns zu unſerm Schrecken im Gedächtniß ruht, was wir gern vergeſſen möchten, das endlich aus einem denkenden Geſchöpfe einen Gegenſtand der Bewunderung oder des Mitleids und der Thränen macht?“

So sprach der gute Gordon, und diese so natürliche Betrachtung, welche die Menschen gleichwohl nur selten anstellen, schwächte seine Rührung nicht, denn er gehörte nicht zu den unglücklichen Philosophen, die sich zwingen, gefühllos zu sein. Er war tief ergriffen durch das Schicksal dieses jungen Mädchens; ihm war wie einem Vater, der sein geliebtes Kind langsam hinsterben sieht.

Der Abbé von Saint-Yves war in Verzweiflung. Der Prior und seine Schwester vergossen Ströme von Thränen. Wer vermöchte aber erst den Zustand ihres Geliebten zu schildern? Keine Sprache hat Wörter, die solchem Uebermaß von Schmerz entsprächen; die Sprachen sind zu unvollkommen.

Die Tante, selbst fast leblos, hielt das Haupt der Sterbenden in ihren schwachen Armen. Ihr Bruder kniete zu den Füßen ihres Bettes. Ihr Geliebter preßte ihre Hand in der seinen und benetzte sie mit Thränen; mit von Schluchzen erstickter Stimme nannte er sie seine Wohlthäterin, seine Hoffnung, sein Leben, die Hälfte seines Ich, seine Geliebte, sein Weib.

Bei diesem Worte seufzte sie tief, sah ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an und stieß plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus; in einem jener lichten Zwischenräume, wo die Erschöpfung, die Verdunkelung der Sinne und die Schmerzen auf Augenblicke aufhören und der Seele ihre Freiheit und Kraft wiederkehrt, rief sie sodann: „Ich, Dein Weib! ach! Geliebter, dieser Namen, dies höchste Glück, dieser heißersehnte Preis war mir nicht beschieden; ich sterbe und verdiene es. O du Abgott meines Herzens! Du, den ich höllischen Teufeln opferte, es ist geschehen, ich bin bestraft, lebe glücklich!“

Diese eben so zärtlichen, als Unheil verkündenden Worte

waren den Anwesenden unverständlich, erweckten aber gleichwohl Schrecken und Schmerz in Aller Herzen.

Sie hatte den Muth, sich deutlicher zu erklären.

Jedes Wort steigerte das Erstaunen, den Schmerz, das Mitleiden der Umstehenden. Alle kamen in ihrem Abscheu gegen jenen Mächtigen überein, der eine schändliche Ungerechtigkeit nur durch ein Verbrechen wieder gut gemacht und die makelloseste Unschuld gezwungen hatte, seine Schuld zu theilen.

„Wie? Dich nennst Du schuldig?" sprach ihr Geliebter, „nein! Du bist es nicht. Das Laster kann nur im Herzen wohnen, und das Deine gehört der Tugend und mir."

Er bekräftigte diese Ansicht durch Worte, welche die schöne Saint-Yves ins Leben zurück zu rufen schienen. Sie fühlte sich getröstet und von freudigem Staunen ergriffen, daß Freimund's Liebe sich gleich blieb. Der alte Gordon würde sie damals, als er nur strenger Janseniſt war, verdammt haben, doch jetzt, da er weiser geworden, schätzte und beweinte er sie.

Während Alles voller Furcht und Thränen war, während keiner in seiner Niedergeschlagenheit einem andern Gedanken als dem an die Gefahr des geliebten Mädchens Raum gab, meldete man einen Eilboten vom Hofe. Ein Eilbote! Und von wem? und zu welchem Ende?

Der Beichtvater des Königs sandte ihn dem Prior vom Berge. Nicht der Pater La Chaiſe selbst hatte geschrieben, wohl aber sein Kammerdiener, der Bruder Vabbled[64]), zu jener Zeit ein sehr wichtiger Mann, der den Erzbischöfen die Beschlüsse des ehrwürdigen Vaters kund that, der Audienzen gab, Pfründen versprach und bisweilen auch Verhaftsbefehle ausfertigen ließ.

Er schrieb dem Abbé vom Berge, „Se. Hochwürden „wären jetzt von den Abenteuern des Herrn Neffen in „Kenntniß gesetzt, die Gefangenschaft des Letztern wäre nur „ein Mißgriff gewesen, solche kleine Unannehmlichkeiten „kämen oft vor, man müßte nicht weiter darauf achten; es „würde endlich zweckdienlich sein, daß er, der Prior, „den andern Tag seinen Neffen vorstelle und auch den ehr„lichen Gordon mitbringe; er selbst, Bruder Babbled, „wolle sie bei Sr. Hochwürden und bei Herrn von Louvois „einführen, und Letzterer würde in seinem Vorzimmer einige „Worte mit ihnen wechseln."

Er setzte noch hinzu, Freimund's Geschichte und sein Kampf gegen die Engländer seien bis zu den Ohren des Königs gelangt, der jedenfalls geruhen werde, ihn beim Durchgange durch die Gallerie zu bemerken, und der ihn vielleicht sogar mit einem gnädigen Kopfnicken beehren werde. Der Brief schloß mit dem Ausdruck der schmeichelhaften Hoffnung, daß alle Hofdamen sich beeifern würden, sich den Morgenbesuch des Herrn Neffen auszubitten, daß mehrere ihn mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Freimund," begrüßen, und daß ohne Zweifel bei der Abendtafel des Königs von ihm die Rede sein werde. Der Brief war unterzeichnet: „Ihr wohlgeneigter Babbled, **societatis Jesu frater.**"

Der Prior las den Brief laut bis zu Ende. Kochend vor Wuth vernahm Freimund den Inhalt, doch bezwang er einen Augenblick seinen Zorn und erwiderte dem Boten nichts. Zu seinem Unglücksgefährten gewandt fragte er diesen, wie der Styl ihm gefalle.

„So werden also die Menschen wie Affen behandelt!" versetzte Gordon; „so schlägt man sie und läßt sie dann tanzen."

Freimund ließ jetzt dem urſprünglichen Zuge ſeines Charakters, der ſich bei ſo tiefen Aufregungen der Seele nie verleugnet, freien Lauf. Er riß den Brief in Stücken und warf ſie dem Boten ins Geſicht.

„Hier meine Antwort!“

Voll Angſt und Schrecken ſah ſein Oheim Sturm und Donner und zwanzig Verhaftsbefehle auf ihn einſchlagen. Eiligſt ſetzte er ſich nieder, um zu ſchreiben und, ſo gut es möglich war, zu entſchuldigen, was er für jugendliche Hitze und Uebereilung hielt, und was in der That die Aufwallung einer großen Seele war.

Doch ſchmerzlichere Sorgen nahmen jetzt aller Herzen in Anſpruch. Die ſchöne, unglückſelige Saint-Yves fühlte ihr Ende nahen. Sie war ruhig, doch war es die ſchreckliche Ruhe der von aller Spannkraft verlaſſenen Natur, die den Kampf nicht länger fortzuſetzen vermag.

„O theurer Geliebter!“ ſprach ſie mit ſterbender Stimme, „der Tod ſtraft mich für meine Schwäche; doch ich ſterbe mit dem Troſt, Dich frei zu wiſſen. Ich betete Dich an, da ich Dich verrieth; ich bete Dich jetzt an, da ich Dir ein ewiges Lebewohl ſage.“

Sie brüſtete ſich nicht mit einer eiteln Feſtigkeit; ſie hatte keine Vorſtellung von dem jämmerlichen Ruhm, wenn ein paar Nachbarn von ihr ſagen würden: „Sie iſt muthig geſtorben.“ Wer kann im zwanzigſten Jahre den Geliebten, das Leben und das, was man die Ehre nennt, ohne ſeelenzerreißenden Schmerz verlieren? Sie fühlte das Entſetzliche ihres Zuſtandes in ſeinem vollen Umfange und gab dies Gefühl auch durch jene ſterbenden Blicke und Worte zu erkennen, die mit ſo furchtbar eindringlicher Kraft reden. Sie weinte endlich, wie die Uebrigen, in den Augenblicken, wo ſie die Kraft hatte zu weinen [65]).

Mögen Andre den prunkenden Tod derer bis in den Himmel erheben, die mit scheinbarer Fühllosigkeit der Vernichtung entgegen sehen. Diese Fühllosigkeit eben ist das Loos aller Thiere. Wir sterben nur mit Gleichgültigkeit wie diese, wenn Alter oder Krankheit uns hinsichtlich der Stumpfheit unsrer Organe ihnen gleich macht. Wer einen großen Verlust erleidet, fühlt auch großen Schmerz: erstickt er ihn, so geschieht dies nur, weil die Eitelkeit ihn auch in den Armen des Todes nicht verläßt.

Als der verhängnißvolle Augenblick gekommen war, vergingen alle Anwesenden in Thränen und Wehklagen. Freimund verlor den Gebrauch seiner Sinne. Starke Seelen fühlen weit tiefer und heftiger, als andre, zumal wenn eine zärtliche Leidenschaft sie beherrscht. Der gute Gordon kannte ihn hinlänglich, um zu besorgen, daß er sich den Tod geben würde, sobald er wieder zu sich gekommen. Man schaffte alle Waffen bei Seite.

Der unglückliche junge Mann bemerkte es. Ohne zu weinen, ohne zu seufzen, ja scheinbar ohne alle Aufregung fragte er Gordon und seine Verwandten: „Glaubt ihr, daß irgend Jemand auf Erden berechtigt oder ermächtigt ist, mir zu wehren, daß ich meinem Leben ein Ende mache?"

Gordon hütete sich wohl, alle jene abgedroschenen Gemeinplätze gegen ihn auszukramen, wodurch man beweisen will, daß es nicht erlaubt ist, sich seiner Freiheit zu bedienen, um dem eignen Sein ein Ende zu machen, wenn man furchtbar unglücklich ist; daß man das Haus nicht verlassen darf, wenn man doch nicht mehr darin wohnen kann; daß der Mensch auf Erden wie ein Soldat auf seinem Posten steht; gleich als wenn dem Wesen aller Wesen etwas daran liege, ob die Ansammlung einiger Theile der Materie hier oder dort verweile: ohnmächtige Gründe, denen eine

feſte, reiſe Verzweiflung ihr Ohr entzieht und worauf ein Cato nur mit einem Dolchſtoße antwortet.

Freimund's düſtres, furchtbares Schweigen, ſeine finſtern Augen, ſeine bebenden Lippen, das Zucken ſeines Körpers erregte in der Seele Aller, die ihn ſahen, jene Miſchung von Mitleiden und Schrecken, die alle Seelenkräfte feſſelt, jeder Rede den Mund verſchließt und ſich nur durch gebrochene Worte kund giebt. Die Wirthin war mit ihrer Familie gleichfalls herbeigeeilt; man war wegen ſeiner Verzweiflung in größter Angſt; man verlor ihn nicht aus den Augen und beobachtete alle ſeine Bewegungen. Man hatte den ſtarren Körper der ſchönen Saint-Yves in einen Saal im Erdgeſchoß gebracht, um ihn den Augen ihres Geliebten zu entziehen, die ihn beſtändig zu ſuchen ſchienen, obgleich er überhaupt nicht im Stande war, noch etwas zu ſehen.

Mitten unter dieſen Scenen des Todes, während der Leichnam an der Hausthür ausgeſtellt war, während zwei Prieſter neben einem Weihkeſſel mit zerſtreuter Miene Gebete murmelten, während die Vorübergehenden aus langer Weile einige Tropfen Weihwaſſer auf die Bahre ſprützten, und andre gleichgültig ihren Weg fortſetzten, während endlich die Verwandten ſich ihrem Schmerz überließen, und ein Liebender nahe daran war, ſeiner Geliebten in den Tod zu folgen, kam Saint-Pouange mit der Freundin von Verſailles.

Seine vorübergehende Neigung hatte ſich, da ſie nur einmal befriedigt war, in Liebe verwandelt. Die Zurückweiſung ſeiner Wohlthaten hatte ihn gereizt. Dem Pater La Chaiſe würde es nie in den Sinn gekommen ſein, ſich in dies Haus zu verſteigen; Saint-Pouange dagegen, dem beſtändig das Bild der ſchönen Saint-

Yves vor Augen schwebte, und der vor Begierde brannte, eine Leidenschaft zu befriedigen, die in Folge nur einmaligen Genusses den Stachel des Verlangens in seinem Herzen zurückgelassen hatte, trug kein Bedenken, in eigner Person ein Mädchen aufzusuchen, die er nicht zum drittenmal hätte sehen mögen, wenn sie von selbst gekommen wäre.

Er steigt aus dem Wagen. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fällt, ist eine Todtenbahre. Er wendet die Augen mit dem gewöhnlichen Widerwillen eines Menschen davon ab, welcher, nur von Vergnügungen umgeben, sich jeden Anblick ersparen will, der ihn auf die Betrachtung des menschlichen Elends hinleiten könnte. Er will die Treppe hinauf. Da fragt die Frau von Versailles, neugierig wie sie ist, wen man begräbt? Man nennt Fräulein Saint-Yves. Bei diesem Namen erblaßt sie und stößt einen lauten Schrei aus. Saint-Pouange wendet sich um; Ueberraschung und Schmerz füllen seine Seele. Der gute Gordon stand dabei, die Augen voll Thränen. Er unterbricht seine Trauergebete, um dem Hofmann die ganze schreckliche Katastrophe zu erzählen. Er redet mit jener unwiderstehlichen Gewalt, die Schmerz und Tugend verleihen. Saint-Pouange hatte von Natur kein böses Gemüth. Der Strom der Geschäfte und der Vergnügungen hatten seine Seele hingerissen, die sich selbst noch nicht klar war. Er stand noch nicht an der Schwelle des Alters, das gewöhnlich das Herz der Minister verhärtet. Mit niedergeschlagenen Augen lauschte er Gordon's Worten. Er mußte seine Thränen trocknen, die er erstaunt war zu vergießen. Er lernte die Reue kennen.

„Ich will durchaus den außerordentlichen Mann sehen," sprach er, „den Sie erwähnten. Er rührt mich fast eben so

sehr, wie dies unglückliche Schlachtopfer, dessen Tod ich verursachte."

Gordon folgte ihm in das Zimmer, wo der Prior, die Kerkabon, der Abbé von Saint-Yves und einige Nachbarn beschäftigt waren, den aufs Neue in dumpfen Starrsinn versunkenen Mann ins Leben zurückzurufen.

„Ich bin Schuld an Ihrem Unglück," sprach der Unterminister, „doch mein Leben soll dem Bestreben gewidmet sein, es wieder gut zu machen."

Der erste Gedanke, der dem Huronen durch den Kopf fuhr, war, erst ihn und dann sich selbst zu tödten. Das schien sich ganz von selbst zu verstehen. Doch er hatte keine Waffen und wurde mit Argusaugen bewacht.

Saint-Pouange ließ sich durch seine abstoßenden, zurückweisenden Antworten, durch seine Vorwürfe und die unzweideutigen Aeußerungen der Verachtung und des Abscheu's, die er verdient zu haben fühlte und die ihm in reichem Maße zu Theil wurden, nicht irre machen.

Die Zeit milderte Alles.

Es gelang Herrn von Louvois endlich, aus Freimund einen tüchtigen Officier zu ziehen, der sich, unter einem andern Namen, in Paris und beim Heere die Achtung aller Ehrenmänner und den wohlverdienten Ruf gleicher Unerschrockenheit als Krieger und als Philosoph erwarb.

Nie sprach er ohne die schmerzlichste Bewegung von jener Begebenheit, und doch gereichte es ihm zum Trost, davon zu sprechen. Bis zum letzten Athemzuge blieb er dem Andenken der zärtlichen Saint-Yves treu.

Der Abbé von Saint-Yves und der Prior wurden mit einträglichen Pfründen bedacht. Die gute Kerkabon tröstete sich, ihren Neffen mit kriegerischen Ehren

ſtatt mit der Würde eines Unterdiakonus bekleidet zu ſehen.

Die andächtige Freundin von Verſailles behielt die diamantnen Ohrringe und empfing außerdem noch ein ſchönes Geſchenk. Pater Allerwelts aber bekam Schachteln mit Chokolate, Kaffee, Zucker, Kandis und eingemachtem Citronat, ſammt den „Meditationen des ehrwürdigen Pater Croiſet“ und der „Blume der Heiligen“[66], in Maroquin gebunden.

Der gute Gordon lebte bis an ſeinen Tod mit Freimund in der innigſten Freundſchaft. Er bekam gleichfalls eine Pfründe und vergaß auf ewig die wirkſame Gnade und den Concursus concomitans[67]. Zum Wahlſpruch nahm er den Satz: „Das Unglück iſt zu etwas gut.“ — Ach, wie viele ehrliche Leute in der Welt konnten ſagen: „Das Unglück iſt zu nichts gut!“

Noten zum Huronen.

1) Der heilige Dunstan (im 10. Jahrhundert) war von irischer Abkunft, selbst aber aus dem Flecken Saint-Yves in der englischen Grafschaft Huntingdon gebürtig. S. Sti. Dunstani vita, auct. Adelardo ap. Henschenium; Baillet, vies des Saints, mai etc. Der Name seines Geburtsortes gab vermuthlich Voltaire Veranlassung zu dem der Heldin dieser Geschichte.

2) Voltaire's Vorliebe für diesen Geistesverwandten, den berühmten Verfasser des Gargantua und Pentagruel, beurkundet sich, trotz einiger scharfen Kritiken in seinen Briefen über Rabelais, an manchen andern Stellen seiner Schriften aufs Unzweideutigste, u. a. im 10ten seiner philosophischen Gespräche, einem Dialoge zwischen Lukian, Erasmus und Rabelais, wo er Letzterm eine ganz im Geiste des alten Cynikers gedachte Selbstcharakteristik in den Mund legt. Auf Lukian's Frage, ob er, wie Erasmus, ein Gelübde gethan, auf Unkosten seiner Nebenmenschen zu leben, antwortet Rabelais: „Allerdings, ein doppeltes sogar, denn ich war „Priester, wie er, und Arzt obendrein. Ich war von der Natur „mit einer tüchtigen Dosis Mutterwitz ausgestattet und wurde so „gelehrt, wie Erasmus. Da ich aber sah, daß Weisheit und „Wissenschaft in der Regel nur ins Hospital oder an den Galgen „führten; da ich sah, daß sogar der ehrliche Erasmus seiner „frostigen Späße wegen manche Verfolgungen auszustehen hatte, „gerieth ich auf den Einfall, mich noch närrischer zu zeigen, als „alle meine lieben Landsleute zusammengenommen. Ich schrieb „ein Buch voller Geschichten, wobei man im Stehen einschlafen „konnte, und nebenbei voller Unfläthereien, ein Buch, worin ich „Alles lächerlich machte, allen Aberglauben, alle Ceremonien, alle „bei mir zu Lande tiefrespectirten Dummheiten, alle Stände und „Würden vom König und Pontifex bis herab zum Doctor der „Theologie, dessen Würde mir als die jämmerlichste von allen „erschien. Ich dedicirte mein Buch einem Cardinal (Du Bellay)

„und zwang sogar meine Verräther zum Lachen.“ ..... „Meine „Nation war ein Mischmasch von Unwissenheit, Aberglauben, „Dummheit, Grausamkeit und Possenreißerei. Zuerst beeiferte man „sich, Alle, die ein ernstes Wort gegen die Päpste und Cardinäle „sprachen, hängen und braten zu lassen. Das Land der Welschen, „mein theures Vaterland schwamm in Blut; sobald aber die Kopf„abschneidereien vorbei waren, fing das Volk an zu tanzen, zu „singen, zu lieben, zu trinken und zu lachen. Ich griff meine „Landsleute auf ihrer schwachen Seite an; ich erzählte ihnen von „Saufgelagen, ich riß Zoten über Zoten und, Dank diesem Ar„canum, konnt' ich mir herausnehmen, was ich wollte. Die Klu„gen rochen den Braten und wußten mir Dank; Hinz und Kunz „dagegen verstanden nur die Schweinereien und ließen sie sich „wohlschmecken; kurz, Alle fanden Gefallen an mir und keiner „dachte daran, mich zu verfolgen.“

In einem Briefe V.'s an die geistreiche Madame Du Deffand (vom 12. April 1760) heißt es: „Wenn Horaz der erste unter „allen guten Epistolographen ist, so gebührt dagegen Rabelais, „da, wo er sich in seiner vollen Kraft zeigt, der Vorrang unter „allen guten Spaßmachern. Ich bereue sehr, ihm einst so viel „Böses nachgesagt zu haben.“

3) Die Factoreien der Franzosen in Kanada wurden damals durch die benachbarten Irokesen beunruhigt. Ueberhaupt sah die französisch-westindische Compagnie, der diese anfangs sehr unbedeutenden Colonien gehörten, sich bald außer Stande, sie durch eigne Kraft zu behaupten, weshalb 1674 auf Colbert's Veranlassung die Regierung selbst ihre Verwaltung und Vertheidigung übernahm. Ueber Kanada's endlichen Verlust an England (durch den Versailler Frieden 1763) s. Note 59 zu Kandid, S. 195.

4) Rum, zu jener Zeit noch eine Seltenheit in Frankreich und als solche der Neugier eines ehrsamen alten Fräuleins erlaubt.

5) Die Huronen, einst ein zahlreiches und mächtiges Volk zwischen dem Michigan-, Huron-, Erie- und Ontario-See, sind jetzt längst auf wenige spärliche Reste in ein paar Dörfern bei Quebeck und am Erie-See zusammengeschmolzen. Die Nachrichten über ihren Charakter und ihre Sitten, wie sie sich in dem Helden dieser Geschichte offenbaren, schöpfte Voltaire wahrscheinlich aus des P. Xavier de Charlevoix Geschichte und Beschreibung von Neufrankreich.

6) Das Niederbretagnische ist nicht etwa eine Mundart des Französischen, sondern eine gänzlich davon verschiedene Sprache keltischen Stammes und noch jetzt das herrschende Idiom eines großen Theils der Landbewohner in den Departements Finisterre, Morbihan, Côtes du Nord und Ille et Vilaine. Die Niederbretagner werden von den Franzosen Breyzad's genannt, wollen selbst aber lieber Kymren heißen und sind stolz auf ihre Abstammung von den alten Kymren, die im 5. und 6. Jahrhundert, um sich den Sachsen nicht unterwerfen zu müssen, aus Britannien einwanderten und den Namen ihres Stammlandes auf das alte Armorika übertrugen. Für den Romantiker muß die Sprache der Niederbretagner beinahe eben so interessant sein, wie für das patriotische Fräulein Kerkabon, da sie zugleich, in etwas abweichender Mundart, die Sprache Artur's und der Ritter von der Tafelrunde war, wie sie sich bis auf den heutigen Tag im Fürstenthum Wales erhalten hat.

7) Die hier angeführten Wörter sind wirklich huronisch und dem Wörterbuche entlehnt, das P. Gabriel Sagar Théodat als Anhang seiner histoire d'un grand voyage au pays des Hurons (Paris, 1631) herausgab. Näheres über diese jetzt als erloschen anzusehende Sprache findet man in Adelung's Mithridates, Th. III, Abth. III, S. 315 u. 323 ff.

8) Im 17. und 18. Jahrh. stellten Morinus, Crenius, Kipping, Holms, Pfeifer, Schrödter, von der Hardt, Voltaire's guter Freund Dom Calmet, auf den es hier vermuthlich zunächst gemünzt ist, und viele andre Gelehrte, die ernstesten und tiefsinnigsten Untersuchungen darüber an, welche Sprache vor dem babylonischen Thurmbau auf Erden geherrscht habe, und es giebt wenig Sprachen, die dabei nicht von dem einen oder dem andern der Concurrenz würdig gehalten wurden. Ja, ein gewisser Goropius Becanus nahm sogar für das Plattdeutsche, woraus er das Hebräische herleitete, die Ehre der Anciennität in Anspruch.

9) Die Algonquin's waren eine, jetzt gleichfalls beinahe ausgestorbene Nation am Ottawa-Strom und Nippissing-See in der Nachbarschaft der Huronen.

10) Von den glänzenden Erfolgen der Jesuiten-Missionen unter den Heiden erfuhr man in Europa durch die „lettres curieuses et édifiantes" der ehrwürdigen Väter mehr, als in

jenen fernen Ländern selbst, deren Bewohner sie bei Tausenden der ewigen Verdammniß entrissen zu haben sich rühmten. Vergl. Scarmentado's Reisen, VIII. Als eine frappante Schilderung des Bekehrungswesens der Jesuiten mag hier Voltaire's Artikel über die Missionen aus dem **Dictionnaire philosophique** hier ihren Platz finden:

„Nicht von dem Eifer unsrer Missionäre und der Wahrheit unsrer Religion soll hier die Rede sein, da beidem in unserm christlichen Europa die gebührende Anerkennung und Ehrfurcht gezollt wird. Ich rede nur von den „„merkwürdigen und erbaulichen Briefen"" der ehrwürdigen Väter-Jesuiten, die nicht so gar ehrwürdig sind. Kaum in Indien angekommen, predigen die heiligen Männer was das Zeug halten will, bekehren die Indianer bei Tausenden und verrichten Wunder über Wunder. Nicht als ob ich ihnen widersprechen wollte: Gott soll mich bewahren! Man weiß ja wohl, wie leicht es einem Biscayer, einem Normann oder Lombarden wird, in ein paar Tagen Indisch zu lernen und indisch zu predigen. Und was die Wunder betrifft, so ist es ja wahres Kinderspiel, in Ländern, die 2 bis 3000 Meilen von uns entfernt sind, dergleichen zu verrichten, da wir ja sogar in Paris in der Pfarre Saint-Medard*) Zeichen und Wunder die Hülle und Fülle erlebten. Doch über die Wunder haben wir uns schon so lang und breit ausgesprochen, daß wir kein Wort mehr darüber verlieren wollen. — Vergangenes Jahr kam ein ehrwürdiger Pater Jesuit nach Delhi an den Hof des großen Mogul; keiner jener gelehrten, geistreichen Jesuiten, die in die Länder der Heiden gehen, um den Kalender zu verbessern und ihr Glück zu machen, sondern einer jener ehrlichen kurzgläubigen Jesuiten, jener Soldaten, die ihr General sendet und die gehorchen, ohne zu räsoniren. Mein Commissionär, Herr Audrais, fragte ihn, was er in Delhi zu thun habe, und er erwiderte, der ehrwürdige Pater Ricci habe ihm geboten, den großen Mogul aus den Klauen des Teufels zu erlösen und seinen ganzen Hof zu bekehren. Ich habe bereits, fuhr er fort, auf der Straße über 20 Kinder getauft, ohne daß sie ein Wort davon wissen, indem ich ihnen ein paar Tropfen Wasser an den Kopf sprützte.

*) Der Schauplatz der jansenistischen Schwärmereien und Windbeuteleien, worunter die durch die Gebeine des heil. Franz Paris bewirkten Wunder die Hauptrolle spielten.

Das ſind nun eben ſo viele Engel, vorausbedungen, daß ſie das Glück haben, unverzüglich zu ſterben. Ich habe ferner ein altes Weib vom Pips geheilt, indem ich das Zeichen des Kreuzes hinter ihr hermachte. Ich hoffe, binnen Kurzem ſowohl die Muhamedaner am Hofe als die Heiden im Volke zu bekehren. Sie werden bald in Delhi, in Agra und in Benares eben ſo viele gute Katholiken ſehen, die die heilige Jungfrau anbeten, als Götzendiener, die den Teufel anbeten.

Audrais. Sie glauben alſo, hochwürdiger Herr Pater, daß die Bewohner dieſer unermeßlichen Länder Götzen und Teufel anbeten?

Der Jeſuit. Ohne Zweifel, ſie bekennen ſich ja nicht zu meiner Religion.

Audrais. Sehr gut. Wenn es nun aber in Indien erſt eben ſo viele Katholiken, als Götzendiener giebt, fürchten Sie denn nicht, daß ſie einander in die Haare gerathen, daß das Blut in Strömen fließt und Alles im Lande kopfüber kopfunter geht? Das iſt ſchon überall das Ende vom Liede geweſen, wo ihr euch habt blicken laſſen.

Der Jeſuit. Sie bringen mich da auf einen tröſtlichen Gedanken! Nichts in der Welt wäre erſprießlicher. Die erwürgten Katholiken würden dann auf grabem Wege ins Paradies eingehen und die Heiden in das hölliſche Feuer, das ihnen bereitet iſt von Ewigkeit nach der großen Barmherzigkeit Gottes und zu ſeiner größern Herrlichkeit; denn Gott iſt ſehr herrlich.

Audrais. Wie aber, Herr Pater, wenn man Sie angäbe und wenn Sie durchgepeitſcht würden?

Der Jeſuit. Das müßte allerdings auch zur größern Herrlichkeit Gottes ausſchlagen; doch ich bitte Sie inſtändigſt: halten Sie reinen Mund und erſparen Sie mir die Palme des Märtyrerthums!“

11) Voltaire läßt dem Bekehrungseifer der Engländer nicht gleiche Gerechtigkeit widerfahren, wie dem der Jeſuiten. Sie ließen ſich, nächſt ihren merkantilen Intereſſen, die Sorge für das Seelenheil der Heiden nicht minder angelegen ſein, als die Katholiken, und einen glänzenden Beleg für den Erfolg ihrer Bemühungen in dieſer Hinſicht liefert unter andern die Inſel Otaheiti, wo es ihnen gelang, mittelſt der Syphilis und des Chriſtenthums in 70 Jahren die Einwohnerzahl auf $\frac{1}{10}$ der alten Bevölkerung herunter zu bringen. — Gegenwärtig beſtehen in London zwölf Miſſionsgeſellſchaften.

12) Gewöhnlicher terminus der Jesuiten bei ihren Bekehrungen, der etwa dem „zum Durchbruch kommen“ der protestantischen Pietisten entspricht.

13) Jac. V, 16.

14) Apostelgeschichte VIII, 38.

15) Psalm CIV, 15.

16) 1. B. Mos. XLIX, 11.

17) Die 50 Töchter des Königs Thestios von Thespiä gewährten dem Heros diese Erholung nach seiner anstrengenden Jagd auf den Löwen am Berge Kithäron und beschenkten ihn dann zur rechten Zeit sämmtlich mit Söhnen, zwei sogar mit Zwillingen. Apollodor. bibl. II, 7.

18) Die Ehe zwischen Taufpathen wird durch die katholische Kirche und insbesondere durch die Kapitularien Karl's des Großen als geistliche Blutschande verdammt und bestraft. „Eine gewisse Audovera, die man Königin von Frankreich nennt, „weil ihr Gemahl Chilperich Tetrarch von Soissons war „(etwa 200 Jahre vor Karl d. G.), wurde von dem geistlichen „Gericht geschmäht, gezüchtigt, abgesetzt und geschieden, weil sie „ihr eignes Kind über die Taufe gehalten und sich dadurch zur „Gevatterin ihres Gatten gemacht hatte. Das war eine Todsünde, „ein Sacrileg, eine geistliche Blutschande, die sie mit dem Verlust „ihrer Krone und der Zerreißung ihrer Ehe büßte.“ Voltaire, im Artikel *Inceste* des Dictionnaire philosophique. (Er schöpfte diese Anekdote aus den Gestis reg. Franc. cap. 31.)

19) Diodor. Sic. bibl. histor. IV, 31 et 37.

20) Zwischen Frankreich und England brach damals in Folge der Entthronung des Hauses Stuart und der Erhebung Wilhelm's III. von Oranien, des alten Feindes Ludwig's XIV., auf den englischen Thron, jener Krieg aus, der, mehr durch unerhörte Barbareien der Franzosen, als durch glänzende Waffenthaten verewigt, erst nach 8 Jahren durch den ryßwiker Frieden beendet wurde.

21) Virgil. eclog. I, vs. 3 sq. — Voltaire läßt seinen Helden auf der Reise von Saint-Malo nach Versailles den weiten Umweg über Saumur machen, weil es eine jener Städte war, durch deren fast gänzliche Verödung sich die Unmenschlichkeit und Tollheit der Protestanten-Verfolgungen von Seiten der bigotten Regierung Ludwig's XIV. im grellsten Lichte zeigte.

22) Ueber die Aufhebung des Edicts von Nantes (22. October 1685), wodurch Frankreich ein Zwölftel und darunter den Kern seiner Bevölkerung verlor, so wie im Allgemeinen über Ludwig's XIV. Wüthen gegen die Reformirten, deren kräftigem Beistande sein Großvater Heinrich IV., der Urheber jenes Edicts (1598), mithin er selbst den Besitz des Throns verdankte, findet man das Nähere in Voltaire's siècle de Louis XIV., Kap. 36, und über die Erbauung, welche die Dragonaden (la mission bottée) dieses „großen Monarchen" und seine Nutzanwendung des Spruchs: „Zwinge sie, herein zu kommen" (Luc. XIV, 23.), bei frommen protestantischen Fürsten schafften, vergleiche man die Erfahrungen der neuesten Zeit, z. B. in Schlesien in den letzten 20r Jahren.

23) Die vermeinte Popularität des Namens Ludwig's XIV. bei den Huronen soll leider keine Ironie sein. Dieselbe Verblendung, die dem Dichter der Henriade die Verse dictirte:

Quels honneurs! quels respects! jamais roi dans la France
N'accoutuma son peuple à tant d'obéissance.

. . . . . .

De vingt peuples ligués bravant seul tout l'effort,
Admirable en sa vie et plus grand dans sa mort.
Siècle *heureux* de Louis, siècle que la nature
De ses plus beaux présens doit combler sans mesure;
Sur toi tout l'avenir va porter ses regards *etc.*

dieselbe, durch eben jene Verblendung nur halb entschuldigte Lobhudelei, die das in jeder andern Beziehung unschätzbare Gemälde des Zeitalters Ludwig's XIV. entstellt, begegnet uns der Form nach auch in dieser Erzählung, deren ganzer Inhalt gleichwohl darauf berechnet scheint, dies vielgepriesene Zeitalter in seiner ganzen Jämmerlichkeit darzustellen. Wär' es Voltaire's Absicht gewesen, durch den schroffen Widerspruch des Ludwig dem XIV. gespendeten Lobes mit den aus seiner Regierungszeit berichteten Thatsachen den Abscheu vor ihm noch zu erhöhen, so muß man gestehen, daß er seinen Zweck nicht besser hätte erreichen können. — Daß Ludwig's Namen, Dank der sich auch in der Ferne nicht verleugnenden Speichelleckerei und blinden Devotion seiner Unterthanen, in fremden Welttheilen fast eben so bekannt und geehrt war, wie in unsrer Zeit der Name Napoleon's, beweist u. a. die, übrigens ganz folgenlose Gesandtschaft, womit

(1684) der König von Siam seine Eitelkeit erquickte. (S. siècle de Louis XIV., chap. 14.)

24) S. Mikromegas, Note 5, S. 173 f. und ausführlichere Nachrichten über Lulli in dem Catalogue des artistes célèbres vor dem Siècle de Louis XIV. und im Artikel Art. dramatique, sect. de l'opera des Dictionnaire philosophique.

25) Indem dieser verschmitzte Priester († 1709) das Gewissen Ludwig's XIV. beherrschte, stand er in der That an der Spitze der gallikanischen Kirche (siècle de Louis XIV., ch. 37) und übte auf die Regierungsangelegenheiten einen Einfluß, den er, wie alle fürstlichen Gewissensräthe, die uns die Geschichte nennt, nur zum Verderben des Volkes geltend machte, obschon nicht in dem Maße, wie sein Nachfolger, der nichtswürdige Tellier, gleichfalls ein Jesuit.

26) Fr. Michel Le Tellier, Marquis von Louvois war von 1666 bis zu seinem Tode 1691 Staatssekretär und, ohne etwas vom Kriege zu verstehen, allmächtiger Kriegsminister Ludwig's XIV. Indem er seine Pläne dem Könige geschickt als dessen eigne unterzuschieben wußte, vermochte er den von seiner vermeinten Klugheit aufgeblasenen und auf seine Selbstständigkeit höchst eifersüchtigen Ludwig zu lenken, wie ein Kind. Durch die auf seine Verfügung vollzogene barbarische Verwüstung der Pfalz (1674 und 1689, s. Siècle de Louis XIV., ch. 12 et 16) und die eben so kannibalischen Protestanten-Verfolgungen vor und nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (ib. ch. 36.) gab er seinen und seines Herrn Namen dem Abscheu aller Zeiten Preis. Die anziehendsten Einzelnheiten über den durch seine Dragonaden herbeigeführten Bürgerkrieg findet man in Tieck's schönem, aber nicht vollendeten Roman „der Aufruhr in den Cevennen."

27) Das gewöhnliche Absteigequartier für die Passagiere jenes, seines Namens würdigen Fuhrwerks, des ältesten Vorläufers der Omnibusse und Dampfwagen zwischen Paris und Versailles, das noch zur Zeit der Revolution im Gange war.

28) Auch dieser Alexandre ist eine historische Person.

29) Vergl. V.'s Babuk, S. 188 und Montesquieu's G. d. Gesetze, Th. V, S. 84 unsr. Ausg.

30) Langeweile mußte allerdings das vorherrschende Gefühl sein, das der Sohn der Urwälder Nordamerikas in den steifen Alleen des ehrlichen Le Notre beschlich. Ludwig XIV. verschwendete Millionen über Millionen und stürzte sein Volk in den äußer-

sten Abgrund des Elends, um durch die auf seinen Wink vollzogene Verwandlung der Einöde von Versailles in ein Feenreich seine Allmacht zu bethätigen. Und doch galt dies Feenreich in der Periode seines höchsten Glanzes selbst Ludwig's Höflingen für „einen Günstling ohne Verdienst" (Siècle de Louis XIV., ch. 28), während nach Voltaire's Urtheil (ib. ch. 29) der fünfte Theil der auf die Schöpfung von Versailles verwandten Summen hingereicht haben würde, Paris zur schönsten Stadt der Welt zu machen. — Heutzutage langweilt sich vielleicht kein ungeduldiger Hurone in den Alleen und bei den wasserspeienden steinernen Fröschen des Versailler Parks, wohl aber mancher patriotische Franzose in den Sälen der, „jedem Ruhme Frankreichs" gewidmeten Versailler Gallerie, wo er in hundert Bildern die Apotheose des verhaßten alten Königthums findet, wo man dagegen, nach dem officiellen Ausdruck, „die Seiten der französischen Geschichte, die das Andenken der innern Zwistigkeiten zurückrufen würden, zerriß," d. h. wo die ganze Revolution von 1789, die Frankreich zu dem machte, was es jetzt ist, durchaus ignorirt wird, und wo endlich in den vermeinten Scenen aus der Julirevolution nicht das kämpfende, blutende und siegende Volk, sondern Louis Philipp nebst Familie und aber- und abermals Louis Philipp nebst Familie als Hauptfiguren paradiren.

31) Die Bastille wurde um 1380 von Karl V. als Schutzwehr gegen die Engländer erbaut und im 16. Jahrh. zum Staatsgefängniß gemacht. Voltaire machte mit ihr in letzterer Eigenschaft zweimal nähere Bekanntschaft, einmal wegen eines Pasquills, das er nicht gemacht hatte, das zweitemal wegen eines Streits mit dem Chevalier Rohan-Chabot, der ihn wegen einer wohlverdienten Zurechtweisung durch Banditen mißhandeln ließ, und, als jener ihn zum Zweikampf forderte, eine *Lettre de cachet* gegen ihn auswirkte. Seine erste Gefangenschaft verewigte der damals noch sehr junge Dichter durch ein pikantes kleines Gedicht, die Bastille, das ihn beinahe aufs Neue in den Kerker gebracht hätte. Elf Jahre nach Voltaire's Tode bahnte der Sturz dieses Zwingers seinem Zerstörer, dem siegenden Volke, den Weg zum Sturme der Tuilerien.

32) Die Streitigkeiten der Jansenisten und der Jesuiten, welche letztere in diesen Streit nach einem ihrer Wortführer, dem spanischen Jesuiten Molina, gewöhnlich Molinisten genannt

wurden, waren eine Haupturſache der innern Zerrüttungen Frankreichs unter Ludwig XIV. und XV. Die Anhänger des Biſchofs Janſenius v. Ypern († 1638) wichen in der ſtrengern Auslegung der auguſtiniſchen Lehre von der Gnadenwahl und dem Gnadenbeiſtande, ſo wie noch einiger andern Dogmen, von den Jeſuiten ab, auf deren Betrieb Papſt Innocenz X. 1653 fünf im „*Augustinus*“ des Janſenius angeblich enthaltene Sätze als ketzeriſch verdammte. Da die Janſeniſten auch durch ſtrengere Moral und kräftigen Oppoſitionsgeiſt im Intereſſe der gallikaniſchen Kirche, den Anmaßungen Roms gegenüber, ſich auszeichneten, ſchloſſen viele achtbare und gelehrte Männer ſich ihnen an, die dann freilich die dogmatiſchen Spitzfindigkeiten in den Kauf nehmen zu müſſen glaubten. Als Aſyle bei den Anfeindungen ihrer Gegner und des Hofes, wo ſie als ſtrenge Bußprediger verhaßt waren, dienten den Häuptern dieſer Partei die Bernhardinerinnen-Klöſter Port-Royal des Champs (bei Chevreuſe, 6 Lieues von Paris) und Port-Royal de Paris, die bald in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit für Pflanzſchulen der Frömmigkeit und jeder Tugend galten. Einige der vorzüglichſten Geiſter Frankreichs, wie z. B. Pascal, gehörten zu den „Einſiedlern von Port-Royal“ (ſo nannte man ſie ihrer ſtreng aſcetiſchen Lebensweiſe wegen); der große Dichter Jean Racine rühmte ſich, ihr Schüler zu ſein, und Boileau, ihr engverbundener Freund. Abwechſelnd verfolgt und geduldet und vorübergehend ſelbſt mächtigen Schutzes, auch in Rom, ſich erfreuend, hielten ſich die Janſeniſten in Port-Royal bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo bei Gelegenheit eines heftig verketzerten Buches von einem der Ihrigen, dem Pater Quesnel, ihre alten Feinde, die Jeſuiten die erneuerte Verdammung des Janſenismus und 1709 die Aufhebung und Zerſtörung der Klöſter Port-Royal bewirkten. (S. das Nähere im Siècle de Louis XIV., ch. 37.) Durch die Abſurdität der, auf Veranlaſſung des königl. Beichtvaters Le Tellier i. J. 1713 vom Papſt Clemens XI. gegen die Janſeniſten erlaſſenen Bulle *Unigenitus* wurde zwar ein großer Theil der franzöſiſchen Geiſtlichkeit gegen Rom aufgeregt, doch ohne darum den Lehren der Janſeniſten beizupflichten, die ſich von jetzt an durch kleinlichen Fanatismus, betrügeriſche Wunder und andre Charlatanerien in der Achtung der Einſichtsvollen täglich mehr herabſetzten und ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts allmälig aufhörten, als beſondere Partei in Frankreich

zu bestehen. Das ungeheure Aufsehen, das diese ursprünglich um die jämmerlichsten theologischen Controversen sich drehenden Händel über ein Jahrhundert lang in ganz Europa machten, und der rege Antheil, den jeder Franzose daran nahm, erklärt die Wichtigkeit, die auch Voltaire ihnen beilegt. Unzählige Male in seinen Schriften kommt er darauf zurück, und selten, ohne beiden Parteien einige Hiebe zu versetzen. Allerdings gewannen die jansenistischen Händel an Bedeutung, indem auch andre, tiefer ins Staatsleben eingreifende Fragen, wie die über die Stellung der gallikanischen Kirche gegen Rom und über die Grenzen der weltlichen Regierungsgewalt in Kirchensachen ins Spiel gezogen wurden, vornehmlich aber, indem dadurch auch die Masse des Volks aus der Indolenz, worein sie seit Langem versunken war, aufgerüttelt, zu eigner Parteinahme angeregt und so auf die Rolle, die es bald in der politischen Revolution zu spielen hatte, vorbereitet wurde.

33) Die wirksame Gnade (gratia efficax) war ein Hauptlosungswort der Jansenisten. Nach ihnen waren (im Einklang mit Kap. 11 des Römerbriefs) Glaube, Tugend und Seligkeit die Wirkungen der freien Gnade Gottes, deren auch nach dem Erlösertode Christi nur einzelne Auserwählte unter seinen Anhängern theilhaftig wurden. Vergl. Note 20 zum Kandid, S. 180 f. Die Lehre von der wirksamen Gnade findet Voltaire (Artikel Grace des Dictionn. philos., sect II.) bereits im Homer, in den Versen (Il. III. V. 65 f.)·

Unverwerflich ja sind der Götter ehrende Gaben,
Welche sie selber verleihn, und Keiner nach Willkür empfänget,

wo nämlich von den verschiedenen Eigenschaften des Hektor und Alexandros als unfreiwilligen Motiven ihrer Handlungsweise die Rede ist.

34) Antoine Arnauld (1612—1694) und Pierre Nicole (1625—1694) waren zwei der rüstigsten Vorkämpfer des Jansenismus, von denen der erstere wegen seiner rigorosen Auslegung der Prädestinationslehre des heil. Augustin von der Sorbonne ausgestoßen und später aus Frankreich verbannt wurde. Er machte sich durch seine Art de penser einen Namen, so wie Nicole durch seine Essais de morale, die Voltaire ziemlich hoch stellt. S. das Schriftsteller-Verzeichniß vor dem Siècle de Louis XIV. u. ch. 37 dieses Werks.

35) Jakob Rohault (1620—1675), ein eifriger Anhänger

des Carteſius und Freund der Janſeniſten, zeichnete ſich durch ſeine übermäßige Pedanterie nicht minder aus als durch ſeine Gelehrſamkeit, und verdankt die Verewigung ſeines Namens nicht der längſt vergeſſenen Phyſik, wovon hier die Rede iſt, ſondern dem Umſtande, daß Molière ihn in der „erzwungenen Heirath“ als Doctor Marphurius zur Zielſcheibe ſeines Spottes machte.

36) Ueber den Hauptſatz der Philoſophie des Malebranche (1638—1715) vgl. Mikromegas, S. 170 u. 178, und Voltaire's Schrift: Tout en Dieu.

37) Praemotio physica iſt, nach Condillac's Definition in der Encyclopédie, nichts Andres, als die unmittelbare Zuſammenwirkung Gottes mit dem Geſchöpfe. Man nennt ſie Praemotio, weil ſie die Vorherbeſtimmung des geſchaffenen Willens iſt. In der Ordnung der Dinge kann dies nicht anders ſein, vorausgeſetzt, daß Gott unmittelbar mit den Geſchöpfen zuſammenwirkt. Denn da Gott und das Geſchöpf nicht als gleichmächtige Urſachen bei der Production einer Handlung wirken können, muß Gott nothwendig dem Geſchöpf, das ihm ſeiner Natur nach untergeordnet iſt, zuvorkommen. Vergl. Malebranche's Reflexions sur la prémotion physique Man ſieht, daß dieſe Praemotio physica im Reſultat mit der Prädeſtination auf Eins hinauslief und daß Freimund wohl Recht hatte, wenn er in dieſen ſeinen Distinctionen nur unfruchtbare Wortklaubereien ſah.

38) Ormuzd legte ein Ei (in den Mythologien mehrer alten Völker ein Sinnbild des Weltalls), in welchem er 24 Götter barg. Ariman durchbohrte es und that eben ſo viele böſe Weſen hinein, um ſo dem Guten in der Welt das Uebel beizumiſchen. Plutarch. opp. ed. Xyland. Tom. II, p. 370. de Iside et Osiride.

39) Jean du Verger du Haurane, Abt von Saint-Cyran, war der Freund und Schüler des Janſenius, deſſen Lehren er zuerſt in Frankreich Eingang und Geltung verſchaffte. Vgl. Siècle de Louis XIV., ch. 37.

40) Kleine Herrſchaften in der ehemaligen Gaſcogne. Sie ſtehen hier als Paradigmen aller jener winzigen halbſouveränen Dynaſtenthümer, deren es ehedem in Frankreich eine Unzahl gab, wie noch jetzt in Deutſchland. Die deutſche Geſchichte hat leider keine ſolche Tyrannen der Gegenwart und Wohlthäter der Zukunft ihres Landes aufzuweiſen, wie die franzöſiſche in Ludwig XI. und Richelieu.

41) Voltaire giebt hier eine Skizze seiner eignen Ansicht der alten Geschichte, wie er sie in der Einleitung zu seinem Werke **sur les moeurs et l'esprit des nations** ausführlicher entwickelte. Um Objectivität scheint es ihm dabei nicht zu thun gewesen zu sein, sonst würde er einen jungen Halbwilden nicht so gelehrt haben sprechen lassen.

42) Die oben als Belisar's Ausspruch angeführten Worte stehen gegen das Ende des 15ten Kapitels von Marmontel's bekanntem Roman, der bei seinem Erscheinen von der Sorbonne wüthend verketzert wurde. (Vgl. Epistel über die Preßfreiheit, S. 243 und Note 10 dazu.) Die Doctoren dieses geistlichen Collegiums sind es, die V. hier mit dem Titel Apädeuten (ἀπαιδεύτοι, unwissende Dunse) beehrt. Der Ausdruck Linostolen (λινοστόλοι) bezeichnet ihre Amtstracht, einen schwarzleinenen Talar.

43) *Παστοφόροι* hießen bei den Griechen die Priester, die bei feierlichen Aufzügen kleine tragbare Tempel, wir könnten sagen Puppentempelchen umhertrugen. Auf christliche Priester übertragen ist das Wort auf die Monstranz zu beziehen.

44) Jean Donneau Visé und Pierre Valent. Faydit waren zwei berüchtigte Kritiker zur Zeit Ludwig's XIV., von denen der erste sich durch seine, zu ihrer Zeit tonangebende Zeitschrift, **le Mercure galant**, einen Namen machte und der andre durch eine Menge giftiger, großentheils verleumderischer Schmähschriften auf die ausgezeichnetsten Geister seines Jahrhunderts, namentlich durch seine **Télémacomanie**, eine Satire auf Fénélon's berühmten Roman. Voltaire denkt dabei natürlich an niemand Andres, als an seine alten Freunde Desfontaines, Fréron und Consorten. Vgl. Kandid, S. 125 unsr. Ausgabe u. Note 48 dazu.

45) Zwei Tauben lieben sich zärtlich. Eine von ihnen will sich die Welt besehen und vergebens sucht die andre sie zu halten. Kaum ist die Fahrt angetreten, so ängstet ein Sturm die Reisende und zerzaust ihr das Gefieder. Sodann fängt sie sich auf einem Kornfelde in einer Schlinge und rettet sich daraus nur mit genauer Noth und dem Verlust mancher Feder. Der Gefahr, einem Geier zur Beute zu werden, entgeht sie durch die Dazwischenkunft des Adlers, der jenen verfolgt, wird aber gleich darauf hart von dem Steinwurf eines Kindes getroffen und schleppt sich endlich ihre Neugier verwünschend, halbtodt, mit hinkendem Fuße und

lahmem Flügel nach dem Taubenschlage zurück. La Fontaine, L. IX., f. 2.

46) In den seitdem verflossenen anderthalb Jahrhunderten sind wir glücklich dahin gelangt, in den von Freimund so kühl gelobten Tragödien der Griechen das unerreichbar Herrlichste für alle Zeiten zu erkennen, trotz dem kecken Brennglas und einigen andern Ingénu's des modernen Athen, die ungenirt genug waren, sich nicht durch pflichtschuldigst verbissenes Gähnen der Gefahr des Kinnbackenkrampfs auszusetzen, und verwegen genug, jenes, höchstens einem jungen Huronen zu verzeihende Urtheil laut zu wiederholen. Möchten die Spötter in sich gehen und, um ihre Ketzerei in etwas gut zu machen, selbst nach Kräften dahin wirken, daß auch an Aristophanes wieder die Reihe kommt und an des Aeschylos erlösten Prometheus, der leider verloren ging, dessen Restauration aber doch sicher nicht ausbleibt!

47) Im Artikel Art. dramatique des Dictionn. philos. erklärt Voltaire diese vier Tragödien Racine's nebst einigen von P. Corneille für die ersten Meisterwerke der französischen Scene, auf der sie sich auch sämmtlich in ihrem alten Ansehen behaupteten. Dem deutschen Leser giebt Schiller's Bearbeitung der Phädra einen annähernden Maßstab für ihre Beurtheilung und die Würdigung des ihnen von Voltaire gespendeten Lobes in die Hände.

48) Nach dem früher herrschenden Urtheil hatte Corneille in der Rhodogune sich selbst übertroffen, indem er darin mehr Gräuelscenen, als in irgend einem seiner andern Stücke auf einander häufte. Jetzt ist diese Tragödie, deren Stoff aus der syrischen Geschichte entlehnt ist, ziemlich in Vergessenheit gerathen. Voltaire unterwarf sie in seinen Commentaires sur Corneille einer besonders gründlichen und scharfen Kritik.

49) Die Tragödie Cinna, worin die Gnade des Augustus gegen einen Verschwörer verherrlicht wird, gilt noch jetzt für das Meisterstück P. Corneille's. Sie enthält den berühmten Vers: **Le pire des états c'est l'état populaire** (*Acte* II., *vs.* 167), einen Ausspruch, den wir den Absolutisten als Motto empfehlen, den aber auch jeder aufrichtige Volksfreund gern unterschreiben wird, wenn hier unter *état populaire* die Herrschaft eines Pöbels, wie der römische vor dem Untergange der Republik, zu verstehen ist. Gleichwohl sahen die Franzosen es für ein böses Omen an, als bei einer Vorstellung des Cinna i. J. X. der Republik der Consul Bonaparte grade jenen Vers laut beklatschte.

50) Harlay de Chanvalon, früher Erzbischof von Rouen, dann von Paris, wo er 1695 starb, machte sich an beiden Orten durch unduldsame Härte verhaßt und durch einen ärgerlichen Lebenswandel verächtlich. Man sang Spottverse auf ihn mit dem Refrain:

Il fait tout ce qu'il défend
A Paris comme à Rouen.

S. Mme. de Sévigné, lettre 1009 (ed. de Grouvelle, tom. X., p. 137); und d'Aguesseau, tome XIII., p. 162. — Ueber La Chaise s. oben Note 26.

51) Jacques-Bénigne Bossuet (1627—1704) gehört zu den gepriesensten Schriftstellern der Zeit Ludwig's XIV. Voltaire erkennt ihm wegen seiner Leichenreden und seiner Universalgeschichte (bis auf Karl den Großen), die er selbst freilich ganz im entgegengesetzten Geiste fortsetzte, die Unsterblichkeit zu.

52) Nach der Angabe einer noch bei Lebzeiten dieses mächtigen Beichtvaters erschienenen Histoire particulière du P. La Chaise (Cologne, 1696) lebte derselbe mit Mlle. Du Trox nicht bloß auf dem denkbar vertrautesten Fuße, sondern ließ sich von ihr in eben dem Maße beherrschen, wie er selbst seinen königlichen Beichtsohn beherrschte.

53) Das Liebesverhältniß des Erzbischofs von Paris mit der Frau von Lesdiguières erwähnt auch seine Zeitgenossin, Frau von Sévigné a. a. O.

54) Großes Aufsehen machten, neben den calvinistischen und jansenistischen Händeln, die mystischen oder, wie man sie damals vorzugsweise nannte, quietistischen Faseleien einer Madame Guyon und ihres Beichtvaters La Combe von der „reinen Liebe Gottes," mit dem diese Dame durch innere geistige Offenbarungen in ganz speciellem Verkehr zu stehen vorgab. Sie warb Proselyten und unter ihnen sogar den berühmten Verfasser des Telemach. Die Sache schien der Geistlichkeit bedenklich. Eine Commission, an deren Spitze der Bischof von Meaux stand, wurde beauftragt, die angeblichen Offenbarungen der Mad. Guyon zu prüfen. Man erklärte sie für Täuschungen; die Prophetin wurde in Vincennes gefangen gesetzt, und als Fénélon sich mit warmem Eifer seiner Freundin annahm, benutzte Bossuet, längst eifersüchtig auf den Ruhm seines ihm über den Kopf gewachsenen Schülers, mit Freuden diese Gelegenheit, ihn in der

Gunst des Königs zu stürzen. Ausführliche Nachrichten über die quietistischen Händel findet man im Siècle de Louis XIV., ch. 38. — Was das sogenannte Fräulein von Mauléon betrifft, so soll Bossuet, ehe er die Weihen empfangen, mit einem Fräulein Desvieux, für die er später das Gut Mauléon kaufte, heimlich verheirathet gewesen sein und mit ihr bis an seinen Tod in inniger, aber völlig platonischer Verbindung gestanden haben. Vgl. Catal. des écrivains vor d. S. d. L. XIV.

55) Die Jesuiten nannten sich gern „die Gesellschaft" par excellence und wurden auch so von ihren Verehrern genannt, zu denen in gewisser Hinsicht, und von seinem Gesichtspunkte mit Recht, auch Montesquieu gehört. S. Geist der Gesetze, Th. II., S. 43 f. unsrer Ausg.

56) Saint-Pouange, Louvois' Günstling, ist derselbe, der auch als Verfasser der schwülstig lobhudelnden Memoiren über das Leben dieses Ministers genannt wird. Für des Letztern Mätresse oder, wie sie hier heißt, zweite Seele, Mad. Dufresnoi, errichtete der König, um sie hoffähig zu machen, die neue Charge einer Dame du lit der Königin. Vergl. Siècle de Louis XIV., ch. 26.

57) Der heilige Prosper war der Verfasser eines frostigen Gedichts über die Gnade, im fünften Jahrhundert. Voltaire nennt ihn in der Pucelle (ch. XVI.) unter den heiligen Sängern, die der heil. Dionys, der Schutzpatron von Frankreich, zu seinem Beistande wählt, um den heil. Georg, den Schutzpatron Englands, in dem von Sanct Peter zur Ausgleichung ihres Zwists angesetzten poetischen Wettkampf zu besiegen.

Et *Saint Prosper*, d'épithètes chargé,
Quoique un peu dur et un peu Janseniste.

58) Ein Erbauungsbuch, das damals in Frankreich so populär war, wie jetzt etwa die Stunden der Andacht bei uns. Voltaire nennt im Artikel *Education* des Dictionn. philos. den Pédagogue chrétien als ein Buch, das die Jesuiten besonders der Jugend empfahlen, und stellt ihn dem Seneca gegenüber, wie die Psalmen in Küchenlatein den Oden des Horaz.

59) Die hier erwähnte Begebenheit, die sich nach dem heil. Augustin (commentar. in concion. montan. I, 16) nicht zu Hippo in Afrika, sondern zu Antiochia in Syrien zugetragen haben soll, wurde von Voltaire mit manchen Ausschmückungen

und Zusätzen als eine besondre kleine Erzählung verarbeitet, die hier als ein heiteres Seitenstück zu der tragischen Geschichte der schönen Saint-Yves unverkürzt ihren Platz finden mag.

Cosi-Sancta.

I.

Es ist ein ganz falscher Grundsatz, daß es nicht erlaubt sei, ein kleines Uebel zuzulassen, wenn ein größeres Gut daraus hervorgehen kann. Der heilige Augustin war völlig dieser Meinung, wie man leicht aus der Erzählung folgender kleinen Begebenheit ersehen kann, die sich in seiner Diöcese unter dem Proconsulat des Septimius Acindynus zutrug und die in seinem Commentar zur Bergpredigt enthalten ist.

In Hippo lebte ein alter Pfarrer, der sehr stark in der Erfindung von Brüderschaften und dabei der Beichtvater aller jungen Mädchen des Stadtviertels war, und den man für einen von Gott erleuchteten Menschen hielt, weil er sich mit Wahrsagerei abgab und ihm dies Geschäft ganz erträglich von der Hand ging.

Man brachte ihm einst ein junges Mädchen, Namens Cosi-Sancta. Es war das schönste Frauenzimmer in der Provinz. Ihre Aeltern waren Jansenisten, die sie in den Grundsätzen der strengsten Tugend erzogen hatten; und von allen Anbetern, die sie gehabt hatte, war es noch keinem gelungen, ihr auch nur die geringste Zerstreuung während ihres Gebets zu verursachen. Sie war seit einigen Tagen mit einem kleinen zusammengeschrumpften Alten, Namens Capito, einem Mitgliede des Provincialraths zu Hippo, verlobt. Es war ein kleiner, mürrischer, wunderlicher Mann, nicht ohne Geist, doch abstoßend in der Unterhaltung, übersprudelnd von Hohn und boshaften Späßen. Dabei war er eifersüchtig, wie ein Venezianer, und hätte sich nun und nimmer dazu verstanden, mit den Courmachern seiner Frau gute Freundschaft zu halten. Das arme Kind that ihr Möglichstes, ihn zu lieben, weil er ihr Mann werden sollte; sie hatte den besten Willen von der Welt und doch wollte es ihr nicht recht damit gelingen.

Sie kam jetzt, um ihren Pfarrer zu befragen, ob ihre Ehe glücklich sein werde. Mit prophetischem Tone erwiderte der brave Mann: „Meine Tochter, Deine Tugend wird viel Unheil stiften,

doch wegen dreifacher Untreue an Deinem Manne wirst Du dereinst selig gesprochen werden."

Dies Orakel setzte die unschuldige junge Schöne in die entsetzlichste Verwunderung und Verwirrung; sie brach in Thränen aus; sie verlangte eine nähere Erklärung, da sie glaubte, jene Worte verbärgen irgend einen mystischen Sinn. Allein die ganze Erklärung, die man ihr gab, bestand darin, daß die dreimalige Untreue nicht von einem dreimal wiederholten Stelldichein mit dem nämlichen Liebhaber, sondern von drei ganz verschiedenen galanten Abenteuern zu verstehen sei.

Cosi-Sancta erhob jetzt, wie man denken kann, ein noch weit lauteres Geschrei; sie sagte sogar dem Pfarrer einige Beleidigungen und schwur, sie werde nun und nimmer selig gesprochen werden. Sie ward es aber doch, wie man gleich sehen wird.

II.

Sie heirathete bald darauf. Die Hochzeit war sehr glänzend und die Braut behauptete eine ziemlich gute Haltung bei all' jenen abgeschmackten Redensarten, jenen faden Zweideutigkeiten, jenen schlecht versteckten Gemeinheiten, womit man der Schamhaftigkeit der Bräute zuzusetzen pflegt, und die auch sie in reichem Maße auszustehen hatte. Sie tanzte höchst anmuthig mit einigen hübschen, wohlgebildeten Jünglingen, die aber ihr Mann für die widerwärtigsten Burschen von der Welt erklärte.

Mit einigem Widerstreben begab sie sich mit ihrem kleinen Capito zur Ruhe. Einen guten Theil der Nacht verschlief sie und erwachte endlich in tiefe Träumereien verloren. Der Gegenstand ihrer Träumereien war jedoch nicht sowohl ihr Mann, als vielmehr ein junger Mann, Namens Ribaldos, der ihr, sie wußte selbst nicht wie, beständig von Neuem in den Sinn kam. Dieser Jüngling schien von Amor's Händen selbst gebildet zu sein; er besaß wenigstens Amor's ganze Anmuth, Kühnheit und Schelmerei; er nahm sich bei den Weibern ziemlich viel heraus, doch nur bei solchen, die sich seine Zudringlichkeiten gern gefallen ließen; kurz er war der Hahn im Korbe unter der schönen Welt zu Hippo. Er hatte alle Weiber in der Stadt mit einander in Unfrieden gebracht und es für seine Person mit allen Ehemännern und Müttern verdorben. Seine meisten Liebschaften waren reine Windbeutelei, einige hatten ihren Grund in seiner Eitelkeit; in der Liebe zu Cosi-Sancta aber folgte er dem Zuge seines

und Zusätzen als eine besondre kleine Erzählung [illegible] ühe ihm hier als ein heiteres Seitenstück zu der trag[illegible] schönen Saint-Yves unverkürzt ihren [illegible] erst um die [illegible]menheit selbst

Cosi-San[illegible]

[illegible]älligen Witzes. [illegible]bald diese, bald

I.

Es ist ein ganz falscher Gr[illegible] liebenswürdigern ein kleines Uebel zuzulassen, [illegible]nniger, als sie sich vorgehen kann. Der heilig[illegible] Mann aber merkte es nung, wie man leicht au[illegible] groß war, als sie bei gebenheit ersehen kann, [illegible], so merkte er doch wohl, consulat des Septimi[illegible] allein galten. Unter irgend Commentar zur Berg[illegible] mit ihm und verbot ihm sein

In Hippo leb[illegible] sich dies sehr zu Herzen und wagte es findung von Brüd[illegible]tibaldos aber, dessen Liebe alle Schwie- Mädchen des S[illegible]rten, sann den ganzen Tag nur darauf, wie erleuchteten P[illegible]weit erspähen könne, sie zu sehen. Er verkleidete und ihm die[illegible], als Putzhändlerin, als Puppenspieler; allein

Man [illegible]reichte nicht hin, um ihn über die Tugend seiner Ge- Sancta[illegible] Sieg zu verschaffen, wiewohl es mehr als hinreichend Ihre [illegible] Argwohn des Mannes, der ihn bald erkannt hatte, zu streu[illegible]. Wäre Cosi-Sancta mit ihrem Liebhaber einverstanden ge[illegible], so würden sie ihre Maßregeln so gut genommen haben, [illegible] der Mann keinen Verdacht hätte schöpfen können; indem sie [illegible]gegen ihre Neigung bekämpfte und sich nichts vorzuwerfen hatte, [illegible]tete sie Alles, nur den Schein nicht; und ihr Mann hielt sie für die pflichtvergessenste Frau.

Der kleine Hitzkopf, der sich einbildete, daß seine Ehre von der Treue seiner Frau abhänge, strafte sie durch die grausamste Behandlung dafür, daß man sie schön fand. Sie war in der schrecklichsten Lage, worin sich eine Frau nur befinden kann. Auf das ungerechtigste beschuldigt und von ihrem Manne, dem sie nie die Treue brach, gemißhandelt, fühlte sie zugleich die Qual einer heftigen Leidenschaft, die sie vergebens zu bekämpfen suchte.

Sie glaubte, wenn ihr Liebhaber seine Nachstellungen aufgäbe, würden auch die Ungerechtigkeiten ihres Mannes ein Ende nehmen, und sie würde vielleicht so glücklich sein, von einer Liebe zu genesen, die dann keine Nahrung mehr fände. Von diesem Ge-

tspunkte ausgehend, wagte sie es, Ribaldos folgenden Brief
chreiben:

Wenn Du ein edler Mann bist, so höre auf, mich unglück-
machen. Du liebst mich und Deine Liebe setzt mich dem
und den Gewaltthätigkeiten eines Mannes aus, dem
enslänglichem Gebieter unterworfen bin. Wollte Gott,
och die einzige Gefahr, die mich bedrohte! Aus Mit-
ir stelle Deine Verfolgungen ein; ich beschwöre Dich
n dieser Liebe, die an Deinem und meinem Unglück
die Dich nimmer glücklich machen kann."

Si-Sancta hatte nicht vorhergesehen, daß ein,
.. Tugend, die sich darin aussprach, so zärtlicher
.m gehofften Erfolge ganz entgegengesetzte Wirkung
gen würde. Er entflammte das Herz ihres Anbeters
.ls je, und dieser beschloß jetzt, sein Leben selbst daran zu
en, um seine Geliebte zu sehen.

Capito, der dumm genug war, von Allem benachrichtigt sein zu wollen, und der gute Kundschafter hatte, erfuhr bald, daß Ribaldos sich in einen almosensammelnden Karmeliter verkleidet habe, um die Mildthätigkeit seiner Frau anzusprechen. Er hielt sich für verloren, da er sich einbildete, die Kutte eines Karmeliters sei für die Ehre eines Ehemannes noch ungleich gefährlicher, als jedes andre Kleid. Er stellte Leute in den Hinterhalt, um den „Bruder" Ribaldos zu striegeln, und er wurde nur zu gut bedient. Gleich bei seinem Eintritt ins Haus wurde der junge Mann von jenen Herren in Empfang genommen. Umsonst war sein Geschrei, daß er ein ehrlicher Karmeliter sei und daß ein armer Mönch keine solche Behandlung verdiene; mit mörderischen Hieben wurde er zu Boden geschlagen und starb 14 Tage darauf an einem Schlage, den er auf den Kopf empfangen hatte. Alle Weiber der Stadt bejammerten ihn. Cosi-Sancta war untröstlich, und Capito selbst war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, doch aus einem andern Grunde, weil er sich nämlich in die garstigsten Händel verwickelt sah.

Ribaldos war ein Vetter des Proconsul Acindynus. Dieser Römer beschloß den Todtschlag seines Verwandten als einen Meuchelmord exemplarisch zu bestrafen; und da er überdies einige Streitigkeiten mit dem Provinzialrath von Hippo gehabt hatte, war ihm die Gelegenheit, ein Mitglied desselben hängen zu lassen, ein gefundenes Fressen. Noch mehr freute er sich darüber, daß

Herzens, und dieſe Liebe war um ſo heftiger, je mehr Mühe ihm ihre Eroberung koſtete.

Um ſich Zutritt zu verſchaffen, bewarb er ſich zuerſt um die Freundſchaft des Mannes. Er war die Zuvorkommenheit ſelbſt gegen ihn; er lobte ihn wegen ſeines leichten gefälligen Witzes. Er verlor im Spiel an ihn und hatte ihm täglich bald dieſe, bald jene Kleinigkeit anzuvertrauen.

In Coſi-Sancta's Augen gab es keinen liebenswürdigern Mann in der Welt. Sie liebte ihn ſchon inniger, als ſie ſich ſelbſt geſtand; ſie merkte nichts davon, ihr Mann aber merkte es deſto beſſer. Obgleich ſeine Eigenliebe ſo groß war, als ſie bei einem ſolchen Männchen nur ſein konnte, ſo merkte er doch wohl, daß Ribaldos' Beſuche nicht ihm allein galten. Unter irgend einem kahlen Vorwande brach er mit ihm und verbot ihm ſein Haus.

Coſi-Sancta nahm ſich dies ſehr zu Herzen und wagte es doch nicht zu ſagen. Ribaldos aber, deſſen Liebe alle Schwierigkeiten nur ſteigerten, ſann den ganzen Tag nur darauf, wie er eine Gelegenheit erſpähen könne, ſie zu ſehen. Er verkleidete ſich als Mönch, als Putzhändlerin, als Puppenſpieler; allein dies Alles reichte nicht hin, um ihn über die Tugend ſeiner Geliebten den Sieg zu verſchaffen, wiewohl es mehr als hinreichend war, den Argwohn des Mannes, der ihn bald erkannt hatte, zu ſchärfen. Wäre Coſi-Sancta mit ihrem Liebhaber einverſtanden geweſen, ſo würden ſie ihre Maßregeln ſo gut genommen haben, daß der Mann keinen Verdacht hätte ſchöpfen können; indem ſie dagegen ihre Neigung bekämpfte und ſich nichts vorzuwerfen hatte, rettete ſie Alles, nur den Schein nicht; und ihr Mann hielt ſie für die pflichtvergeſſenſte Frau.

Der kleine Hitzkopf, der ſich einbildete, daß ſeine Ehre von der Treue ſeiner Frau abhänge, ſtrafte ſie durch die grauſamſte Behandlung dafür, daß man ſie ſchön fand. Sie war in der ſchrecklichſten Lage, worin ſich eine Frau nur befinden kann. Auf das ungerechtigſte beſchuldigt und von ihrem Manne, dem ſie nie die Treue brach, gemißhandelt, fühlte ſie zugleich die Qual einer heftigen Leidenſchaft, die ſie vergebens zu bekämpfen ſuchte.

Sie glaubte, wenn ihr Liebhaber ſeine Nachſtellungen aufgäbe, würden auch die Ungerechtigkeiten ihres Mannes ein Ende nehmen, und ſie würde vielleicht ſo glücklich ſein, von einer Liebe zu geneſen, die dann keine Nahrung mehr fände. Von dieſem Ge-

sichtspunkte ausgehend, wagte sie es, Ribaldos folgenden Brief zu schreiben:

„Wenn Du ein edler Mann bist, so höre auf, mich unglücklich zu machen. Du liebst mich und Deine Liebe setzt mich dem Argwohn und den Gewaltthätigkeiten eines Mannes aus, dem ich als lebenslänglichem Gebieter unterworfen bin. Wollte Gott, dies wäre noch die einzige Gefahr, die mich bedrohte! Aus Mitleiden mit mir stelle Deine Verfolgungen ein; ich beschwöre Dich darum bei eben dieser Liebe, die an Deinem und meinem Unglück schuld ist, und die Dich nimmer glücklich machen kann."

Die arme Cosi-Sancta hatte nicht vorhergesehen, daß ein, trotz der strengsten Tugend, die sich darin aussprach, so zärtlicher Brief eine dem gehofften Erfolge ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Er entflammte das Herz ihres Anbeters mehr als je, und dieser beschloß jetzt, sein Leben selbst daran zu setzen, um seine Geliebte zu sehen.

Capito, der dumm genug war, von Allem benachrichtigt sein zu wollen, und der gute Kundschafter hatte, erfuhr bald, daß Ribaldos sich in einen almosensammelnden Karmeliter verkleidet habe, um die Mildthätigkeit seiner Frau anzusprechen. Er hielt sich für verloren, da er sich einbildete, die Kutte eines Karmeliters sei für die Ehre eines Ehemannes noch ungleich gefährlicher, als jedes andre Kleid. Er stellte Leute in den Hinterhalt, um den „Bruder" Ribaldos zu striegeln, und er wurde nur zu gut bedient. Gleich bei seinem Eintritt ins Haus wurde der junge Mann von jenen Herren in Empfang genommen. Umsonst war sein Geschrei, daß er ein ehrlicher Karmeliter sei und daß ein armer Mönch keine solche Behandlung verdiene; mit mörderischen Hieben wurde er zu Boden geschlagen und starb 14 Tage darauf an einem Schlage, den er auf den Kopf empfangen hatte. Alle Weiber der Stadt bejammerten ihn. Cosi-Sancta war untröstlich, und Capito selbst war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, doch aus einem andern Grunde, weil er sich nämlich in die garstigsten Händel verwickelt sah.

Ribaldos war ein Vetter des Proconsul Acindynus. Dieser Römer beschloß den Todtschlag seines Verwandten als einen Meuchelmord exemplarisch zu bestrafen; und da er überdies einige Streitigkeiten mit dem Provinzialrath von Hippo gehabt hatte, war ihm die Gelegenheit, ein Mitglied desselben hängen zu lassen, ein gefundenes Fressen. Noch mehr freute er sich darüber, daß

dies Loos grade den Capito traf, den er als den eitelſten und unausſtehlichſten Rechtsverdreher des Landes kannte.

Coſi-Sancta hatte alſo ihren Geliebten durch Meuchelmord fallen ſehen, ſie mußte jetzt gewärtig ſein, ihren Gatten hängen zu ſehen, und dies Alles aus keinem andern Grunde, als wegen ihrer Tugend; denn, wie ſchon geſagt, hätte ſie dem Ribaldos ihre Gunſt geſchenkt, ſo würde es ihm weit leichter geworden ſein, den Mann zu täuſchen.

Die Hälfte der Weisſagung des Pfarrers war demnach in Erfüllung gegangen. Coſi-Sancta gedachte jetzt des Orakels; ſie fürchtete jetzt, daß auch die zweite Hälfte deſſelben ſich verwirklichen werde; allein indem ſie bedachte, daß man ſeinem Geſchick nicht widerſtehen kann, überließ ſie ſich der Vorſehung, die ſie denn auch auf den tadelloſeſten Wegen zum Ziele führte.

III.

Der Proconſul Acindynus war ein Mann, dem man noch zu viel Ehre anthat, wenn man ihn einen Wollüſtling nannte; ſeine viehiſche Lüderlichkeit hielt ſich nicht gern bei der Vorrede auf; er war ein echter Wachtſtubenheld, vor dem die ganze Provinz zitterte und dem keine Frau in Hippo einen Korb zu geben wagte, um ſich nicht ſeiner Rache auszuſetzen.

Er beſchied Coſi-Sancta zu ſich. Sie ſchwamm in Thränen, als ſie kam, doch nie war ſie reizender geweſen.

„Frau," ſprach er, „Dein Gatte hat den Tod verwirkt und nur von Dir hängt es ab, ihn zu retten."

„Ich würde gern mein Leben für ihn laſſen," erwiderte jene.

„Das verlangt man nicht," verſetzte der Proconſul.

„Und was ſoll ich denn thun?" fragte ſie.

„Mir nur eine Nacht die Ehre Deiner Geſellſchaft gönnen," entgegnete der Proconſul.

„Meine Nächte gehören nicht mir," ſprach Coſi-Sancta, „ſondern meinem Manne. Gern will ich mein Blut vergießen, um ihn zu retten, allein meine Ehre kann ich nicht preisgeben."

„Aber wenn nun Dein Gatte nichts dawider hat?" fragte der Proconſul.

„Das iſt freilich ſeine Sache," antwortete die Dame; „jeder kann über ſein Eigenthum nach Belieben verfügen. Aber ich kenne meinen Mann; er wird ſich nie darauf einlaſſen. Er iſt ein kleiner Eigenſinn, und ich müßte mich ſehr in ihm irren, wenn

er sich nicht lieber hängen läßt, als daß er irgend wem in der Welt gestattete, mich nur mit der Fingerspitze anzurühren."

„Das wollen wir doch sehen!" versetzte der Richter im höchsten Zorn.

Auf der Stelle ließ er den Delinquenten vorführen und fragte ihn, ob er den Galgen oder die Hahnreischaft vorziehe; er habe keine andre Wahl.

Der arme Alte sträubte sich anfangs gewaltig; doch endlich that er, was jeder Andre an seiner Stelle auch gethan hätte. Seine Frau rettete ihm aus Barmherzigkeit das Leben; und dies war das erste von den drei Malen.

Denselben Tag erkrankte ihr Sohn an einem ungewöhnlichen Uebel, das allen Aerzten in Hippo unbekannt war. Nur einer hatte ein geheimes Mittel gegen diese Krankheit; doch der wohnte in Aquila, einige Meilen von Hippo. Es war damals jedem Arzte, der sich einmal in einer Stadt niedergelassen hatte, verboten, sie zu verlassen, um in einer andern seine Kunst auszuüben. Cosi-Sancta mußte sich daher entschließen, selbst nach Aquila zu gehen, und nahm auf dieser Reise einen Bruder, den sie zärtlich liebte, zum Begleiter.

Unterwegs wurden sie von Räubern angefallen. Der Anführer dieser Herren fand sie sehr reizend, und da man eben im Begriff stand, ihren Bruder niederzuhauen, näherte er sich ihr und erklärte ihr, wenn sie sich ihm etwas gefällig bezeigen wolle, werde man ihrem Bruder kein Haar krümmen, ohne daß es sie weiter etwas kosten solle. Die Umstände waren dringend. Sie hatte eben ihrem Gatten das Leben gerettet, aus dem sie sich wenig machte. Sie sollte jetzt einen Bruder verlieren, den sie zärtlich liebte. Ueberdies schwebte sie in der größten Sorge wegen ihres Sohnes: es war kein Augenblick zu verlieren. Sie empfahl sich Gott und ließ mit sich machen, was man wollte; und dies war das zweite von den drei Malen.

Sie kam hierauf noch denselben Tag in Aquila an und begab sich in das Haus des Arztes. Er gehörte zu jenen viel gesuchten Aerzten, zu denen die Frauen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie an Blähungen leiden oder auch wenn ihnen kein Finger weh thut. Er war der Vertraute der einen und der Liebhaber der andern; ein höflicher, gefälliger Mann, übrigens nicht auf dem besten Fuße mit der Facultät, über die er sich gelegentlich ganz artige Späße erlaubt hatte.

Cosi-Sancta ſtattete ihm Bericht über die Krankheit ihres Sohnes ab und bot ihm für deſſen Heilung 10,000 Seſterzien (was nach franzöſiſcher Münze über 1000 Thaler beträgt).

„Nicht mit dieſer Münze will ich bezahlt ſein," erwiderte der galante Arzt. „Ich würde Dir ſelbſt mein ganzes Vermögen anbieten, wenn Du geneigt wärſt, Dich für die Curen, die Du vollziehen kannſt, bezahlen zu laſſen. Heile mich nur von dem Uebel, das Du mir beigebracht haſt, ſo werde ich Deinem Sohne die Geſundheit wieder geben."

Die Forderung ſchien der Dame unmäßig; doch ihr Schickſal hatte ſie bereits an ſeltſame Dinge gewöhnt. Der Arzt war eigenſinnig und wollte ihr ſeine Heilmittel durchaus um keinen andern Preis überlaſſen. Cosi-Sancta konnte ſich diesmal nicht mit ihrem Manne berathen; und wie hätte ſie ihren Sohn, den ſie anbetete, dem Tode preisgeben ſollen, ohne ihm die geringſte Hülfe zu gewähren, die in ihren Kräften ſtand. Sie war eine eben ſo gute Mutter, als Schweſter. Sie kaufte das Heilmittel um den Preis, den der Arzt verlangte; und dies war das letzte von den drei Malen.

Sie kehrte nach Hippo zurück und auf dem ganzen Wege konnte ihr Bruder nicht genug Worte finden, um ihr für den Muth zu danken, womit ſie ihm das Leben gerettet hatte.

Durch ihre übergroße Sittſamkeit verurſachte alſo Cosi-Sancta den Tod ihres Geliebten und die Verurtheilung ihres Gatten, und durch ihre Gefälligkeit rettete ſie ihrem Bruder, ihrem Sohne und ihrem Manne das Leben. Man fand, daß eine ſolche Frau in der Familie unentbehrlich ſei; ſie wurde nach ihrem Tode heilig geſprochen, wegen des vielen Guten, das die Ihrigen ihrer freiwilligen Fleiſcheskreuzigung verdankten, und man ſetzte auf ihr Grab die Inſchrift:

Ein kleines Uebel für ein großes Gut.

---

60) La Harpe in ſeinem Cours de littérature française (tome XIV., p. mihi 284) ſieht in dieſer Scene die Nachbildung einer ähnlichen Situation in Duclos' Histoire de Madame de Luz. Die tugendhafte Heldin dieſes Romans ergiebt ſich dem Parlamentsrath de Thurin, der ſie früher vergebens mit ſeiner Liebe verfolgte und der jetzt als einflußreichſter Richter ihres Ge-

mahls, eines Mitverschwornen des Marschalls Biron gegen Heinrich VI. (i. J. 1602), ihr das Leben desselben um den Preis ihrer Tugend verkauft. S. Oeuvres de *Duclos*, ed. de Colnet et Fain, Par. 1806, tom. VIII., p. 237 — 264. Es kann sein, daß Voltaire an diese Geschichte dachte, übrigens sind solche Tugendopfer in Wirklichkeit und Dichtung zu unzählige Male vorgekommen, als daß ihm gerade ein specieller Fall der Art vorgeschwebt zur haben braucht.

61) — *Dans cet affreux château, palais de la vengeance,*
Qui renferme souvent le crime et l'innocence.
Henriade, chant IV., v. 455, sv.

62) Beim Sturm der Bastille am 14. Juli 1789 fand man nur sieben Gefangene darin, doch wär' es ein sehr irriger Schluß, deshalb die Angaben über die früher gewöhnliche Anzahl derselben für übertrieben zu erklären. Bei der damals schon so hoch gestiegenen und in den bedrohlichsten Aeußerungen sich kundgebenden Erbitterung des Volks gegen die despotische Willkür des Hofes war es sehr natürlich, daß man die Lettres de cachet zuletzt nicht mehr so freigebig austheilte, wie in den goldnen Zeiten Ludwig's des XIV. und XV.

63) Der Marschall v. Marillac wurde 1630, angeblich wegen Erpressungen, in der That aber, weil er als eifriger und einflußreicher Anhänger der Königin Maria von Medici den herrschsüchtigen Plänen Richelieu's im Wege stand, verhaftet und nach anderthalbjähriger Gefangenschaft enthauptet. Vgl. Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, ch. 176.

64) Für die, hier und im Artikel Jesuites des Dictionn. philos. diesem Jesuitenkammerdiener zugeschriebene Macht finden sich eine Menge Belege in der oben (Note 52) erwähnten Histoire particulière du P. La Chaise.

65) Zwischen der von Palissot so hoch gerühmten Sterbescene der schönen Saint-Yves und der Schilderung der letzten Augenblicke Clarissa's bei Richardson zieht ein neuerer französischer Kritiker, Villemain, in seinem Cours de littérat. franç. (tableau du 18ième siècle, ed. II., t. II., leçon 27, p. 392.) eine Parallele, die nicht zu Voltaire's Gunsten ausfällt. Er vermißt bei dem Tode der Saint-Yves jeden Ausdruck einer religiösen Regung, die doch der Schwäche und dem Unglück, der Unschuld und der Reue so natürlich sei; er tadelt V., seiner Heldin in ihren letzten Augenblicken jeden Trost, jede himmlische

Hoffnung zu mißgönnen, und ſchließt, daß er, geſetzt er hätte ſich durch die Eindrücke ſeines perſönlichen Skepticismus leiten laſſen, doch immer als Künſtler einen großen Fehler begangen habe. Wir laſſen dies dahin geſtellt ſein und beſchränken uns auf die Bemerkung, daß Voltaire durch eine erbauliche und beruhigende Vertröſtung mit dem Paradieſe nicht bloß ſeinem Naturell, ſondern ſeinem Hauptzweck zuwider gehandelt haben würde. Dieſer war, wie wir bereits bei einer andern Gelegenheit (in der Einl. zum Kandid) andeuteten, in allen ſeinen Schriften vorzugsweiſe auf die Bekämpfung und Beſeitigung der Uebel auf Erden gerichtet, ſoweit ſie aus menſchlicher Thorheit und Bosheit entſpringen. Um aber dieſe Urſachen des Elends behuf ihrer Ausrottung im gehäſſigſten Lichte darzuſtellen, galt es, auch die traurige Wirkung, das Elend ſelbſt mit den grellſten Farben zu ſchildern, und zwar bis ans Ende ohne Hoffnung auf eine Ausgleichung „dort jenſeits“. Mit der Ausſicht auf das himmliſche Manna eben ſuchte von jeher mit nur zu gutem Erfolge die Gleißnerei des glücklichen triumphirenden Laſters den unterdrückten Elenden und dieſer, in frommer oder träger Reſignation, ſich ſelbſt über die Möglichkeit der Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ſchon hienieden, zu täuſchen. Wer weiß, um wieviel beſſer ſich die Menſchheit auf Erden befinden würde, wenn ſie nicht mit zu großer Zuverſicht auf den Himmel rechnete.

66) Zwei aſcetiſche Werke des Avignoner Jeſuiten Jean Croiſet († 1738), die vermuthlich — denn wir geſtehen, ſie nur dem Titel nach zu kennen — dem **Pédagogue chrétien** an Erbaulichkeit nichts nachgaben.

67) **Concursus concomitans** iſt, wie die **Gratia efficax** (ſ. oben Note 33), ein janſeniſtiſcher Kunſtausdruck und bezeichnet nach Condillac's Definition „die Gnade, die Gott uns während des Verlaufs einer Handlung verleiht, um ſie zu vollziehen und verdienſtlich zu machen.“

Der Weiße und der Schwarze.

(1767.)

Erstes Kapitel.

Jedermann in der Provinz Kandahar kennt das Abenteuer des jungen Ruſtan. Er war der einzige Sohn eines Mirza des Landes, was ungefähr ſo viel ſagen will, wie ein franzöſiſcher Marquis oder ein deutſcher Freiherr. Der Mirza, ſein Vater, beſaß ein ſehr anſtändiges Vermögen. Man ſtand im Begriff, den jungen Ruſtan mit einem Fräulein oder einer Mirzaſſe ſeines Standes zu vermählen. Beide Familien wünſchten die Heirath ſehnlichſt. Ruſtan ſollte dadurch den Troſt ſeiner Verwandten und ſein eignes, wie ſeines Weibes Glück begründen.

Unglücklicher Weiſe aber ſah er auf der Meſſe zu Kabul die Prinzeſſin von Kaſchmir. Bekanntlich iſt dieſe Meſſe die anſehnlichſte in der ganzen Welt und ohne Vergleich bedeutender, wie die von Baſſora und Aſtrachan. Der alte Fürſt von Kaſchmir aber beſuchte ſie mit ſeiner Tochter aus folgendem Grunde.

Er hatte die beiden ſeltenſten und koſtbarſten Kleinodien ſeines Schatzes verloren, einen daumgroßen Diamanten nämlich, in welchen vermittelſt einer damals den Indern

bekannten, ſpäter aber verloren gegangenen Kunſt das Bild ſeiner Tochter eingegraben war, und einen Wurfſpieß, der von ſelbſt jedes Ziel traf, wohin man ihn beſtimmte, was freilich bei uns zu Lande keine große Seltenheit iſt, wohl aber in Kaſchmir dafür galt.

Ein Fakir Seiner Durchlaucht ſtahl ihm beide Koſtbarkeiten und ſteckte ſie der Prinzeſſin zu. „Bewahre die beiden Stücke ſorgfältig," ſprach er; „Dein Geſchick hängt davon ab." Er machte ſich hierauf aus dem Staube und ließ ſich nie wieder ſehen.

Voll Verzweiflung über ſeinen Verluſt entſchloß ſich der Herzog von Kaſchmir zu der Reiſe nach Kabul, um zu ſehen, ob von allen Kaufleuten, die aus allen vier Enden der Welt zur dortigen Meſſe herbeiſtrömten, keiner ſeinen Diamanten und ſeinen Wurfſpieß habe. Seine Tochter mußte ihn auf allen ſeinen Reiſen begleiten. Den Diamanten trug ſie wohlverwahrt im Gürtel bei ſich; den Wurfſpieß aber, den ſie nicht ſo gut verbergen konnte, hatte ſie in Kaſchmir ſorgfältig in ihren großen chineſiſchen Koffer verſchloſſen.

Ruſtan und ſie ſahen ſich in Kabul; ſie liebten ſich mit der vollen Zuverſicht ihres Alters und der ganzen Zärtlichkeit ihres Landes. Die Prinzeſſin gab ihm als Unterpfand ihrer Treue den Diamanten, und Ruſtan verſprach ihr bei ſeiner Abreiſe, ſie heimlich in Kaſchmir zu beſuchen.

Der junge Mirza hatte zwei Jünglinge, die zugleich ſeine Schreiber, Stallmeiſter, Hausverwalter und Kammerdiener vorſtellten. Der eine hieß Topas; er war ſchön, wohlgebildet und weiß, wie eine Zirkaſſierin, dabei ſanft und dienſtfertig, wie ein Armenier, und weiſe, wie ein Geber. Der andre, Namens Eben, war ein ſehr hübſcher Neger

noch eifriger und unermüdeter im Dienſt, als Topas, und ein Menſch, der ſich vor keiner Schwierigkeit ſcheute. Ruſtan theilte ihnen den Plan ſeiner Reiſe mit. Topas ſuchte ihm denſelben mit dem vorſichtigen Eifer eines Dieners, der ihm nicht mißfallen wollte, auszureden. Er ſtellte ihm vor, was Alles für ihn auf dem Spiel ſtehe, wie er im Begriff ſei, zwei Familien der Verzweiflung preiszugeben und ſeinen Eltern das Meſſer ins Herz zu bohren. Er brachte Ruſtan wirklich zum Wanken, doch Eben beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatz und beſeitigte alle Gewiſſenszweifel.

Der junge Mann hatte nicht Geld genug zu einer ſo weiten Reiſe. Der weiße Topas hätte keins für ihn aufgeborgt; doch Eben ſorgte für Alles. Geſchickt wußte er ſeinem Herrn den Diamanten wegzuſtibitzen, ließ einen falſchen machen, der ihm völlig gleich und den er an die Stelle des echten legte, und verſetzte dieſen letztern bei einem Armenier für einige tauſend Rupien.

Zweites Kapitel.

Sobald der Mirza ſeine Rupien hatte, ſtand der Abreiſe nichts mehr im Wege. Man belud einen Elephanten mit ſeinem Gepäck, ſtieg zu Pferde und machte ſich auf den Weg. „Ich nahm mir die Freiheit,“ ſprach Topas jetzt zu ſeinem Herrn, „dir Vorſtellungen über deine Unternehmung zu machen; da aber dieſe nichts geholfen haben, bleibt mir nichts übrig, als zu gehorchen. Du haſt über meine Dienſte zu verfügen, ich liebe dich und werde dir bis ans Ende der Welt folgen. Laß uns aber unterwegs das Orakel, zwei Paraſangen [1]) von hier, um Rath fragen.“

Ruſtan willigte ein. Der Orakelſpruch lautete: „Wenn du nach Oſten gehſt, wirſt du dich nach Weſten wenden.“

Ruſtan begriff den Sinn dieſer Antwort nicht. Topas behauptete, das Orakel weisſage nichts Gutes, der allezeit gefällige Eben dagegen wußte ihm eine ſehr günſtige Deutung zu geben.

Es gab noch ein andres Orakel in Kabul; auch dies befragten ſie und es that den Ausſpruch: „Wenn du beſitzeſt, wirſt du nicht beſitzen; wenn du Sieger biſt, wirſt du nicht ſiegen; wenn du Ruſtan biſt, wirſt du es nicht ſein.“

Dies Orakel ſchien noch unverſtändlicher, als das erſte. „Nimm dich in Acht!“ ſprach Topas. „Fürchte nichts!“ ſprach Eben; und wie man leicht denken kann, behielt dieſer Diener bei ſeinem Gebieter, den er in ſeiner Leidenſchaft und ſeinen Hoffnungen ermuthigte, immer Recht.

Nachdem ſie von Kabul aufgebrochen, kamen ſie durch einen großen Wald. Man ließ ſich hier im Graſe nieder, um eine Mahlzeit zu halten, während die Pferde weideten, und wollte eben den Elephanten, der das Geſchirr und die Lebensmittel trug, abladen, als man bemerkte, daß Topas und Eben verſchwunden waren. Man rief ſie; der Wald hallte wider von den Namen Eben und Topas. Die Diener liefen nach allen Seiten, um ſie zu ſuchen, und erfüllten die Luft mit ihrem Geſchrei, kamen aber endlich zurück, ohne von den Verlorenen das Geringſte gehört oder geſehen zu haben. „Wir fanden nichts weiter,“ berichteten ſie Ruſtan, als einen Geier, der mit einem Adler kämpfte und ihm alle Federn ausriß.“ Die Erzählung dieſes Kampfs reizte Ruſtan's Neugierde; er ging zu Fuß an den bezeichneten Platz, erblickte aber weder Geier, noch Adler; dagegen ſah er, wie ſein noch mit dem ganzen Gepäck be-

ladener Elephant von einem großen Rhinozeros angefallen wurde. Es stieß ihn mit seinem Horne und er wehrte sich mit seinem Rüssel. Bei Rustan's Anblick nahm das Rhinozeros Reißaus; man brachte den Elephanten zurück, fand aber die Pferde nicht mehr vor. „Es stoßen Einem in den Wäldern doch seltsame Dinge auf, wenn man auf Reisen geht," rief Rustan. Die Diener waren bestürzt und der Herr in Verzweiflung, zugleich seine Pferde, seinen geliebten Neger und den weisen Topas verloren zu haben, für den er immer große Freundschaft hegte, obgleich er nie seiner Meinung war.

Die Hoffnung, sich bald seiner schönen Prinzessin von Kaschmir zu Füßen zu legen, tröstete ihn, als er plötzlich einem großen, gestreiften Esel begegnete, dem ein kräftiger Bauerlümmel von martialischem Ansehen mit zahllosen Stockprügeln zusetzte. Man kann sich nichts Schöneres und Zierlicheres denken, als den Lauf der Esel dieser Gattung. Der, wovon hier die Rede ist, beantwortete die unbarmherzigen Streiche des Bauern mit einem Geschrei, das eine Eiche hätte entwurzeln können. Der junge Mirza nahm, wie man denken kann, die Partie des Esels, der in der That ein reizendes Geschöpf war. Der Bauer nahm Reißaus und rief dem Esel zu: „das sollst du mir bezahlen." Der Esel dankte seinem Befreier in seiner Sprache, näherte sich ihm, ließ sich seine Liebkosungen gefallen und erwiderte sie. Rustan bestieg ihn, nachdem er sein Mittagsmahl gehalten, und schlug mit seinen Bedienten, die ihm theils zu Fuß, theils auf dem Elephanten folgten, den Weg nach Kaschmir ein.

Kaum saß er aber auf seinem Esel, so wandte sich das Thier, statt auf dem Wege nach Kaschmir fortzutraben, nach Kabul zurück, wo sie herkamen. Mochte sein Herr an-

fangen, was er wollte, am Zügel zerren und schütteln, ihn mit den Knien klemmen, ihm die Sporen in die Seiten rennen, ihm rechts und links die nachdrücklichsten Peitschenhiebe versetzen, es half nichts, das eigensinnige Thier setzte unaufhaltsam seinen Lauf nach Kabul fort. Rustan zerarbeitete sich im Schweiße seines Angesichts und war der Verzweiflung nahe, als er zum guten Glück einem Kameelhändler begegnete. „Herr," sprach er, „du hast da einen bösen Esel, der dich anders wohin trägt, als wohin dein Sinn steht. Willst du ihn mir überlassen, so magst du dir dafür vier von meinen Kameelen nach Belieben auswählen." Rustan dankte der Vorsehung, daß sie ihn zu einem so guten Handel verholfen. „Topas hatte doch sehr unrecht," sprach er, „als er von meiner Reise so viel Unheil weissagte." Er bestieg das schönste Kameel, und die drei andern folgten. So holte er seine Karawane bald wieder ein und sah sich auf dem Wege zum Glück.

Drittes Kapitel.

Kaum hatte er aber vier Parasangen zurückgelegt, so sah er sich durch einen tiefen, breiten und reißenden Strom aufgehalten, dessen Wogen sich schäumend von hohen Felsen ergossen. Beide Ufer waren furchtbare Abgründe, die das Auge blendeten und den künsten Muth erstarren machten; es war keine Möglichkeit, hinüber zu gelangen, keine Möglichkeit, zur Rechten oder zur Linken fortzukommen. „Fast fürchte ich doch," sprach Rustan, „daß Topas Recht hatte, als er meine Reise tadelte, und ich großes Unrecht, als ich sie antrat. Wäre er doch nur hier, so könnte

er mir vielleicht einen guten Rath geben! Oder hätte ich nur den Eben, der würde mich trösten und sicher ein Mittel finden, mir aus der Klemme zu helfen. Aber mir schlägt ja Alles fehl!" Seine Verlegenheit wuchs noch durch die Bestürzung seines Gefolges. Die Nacht war schwarz, und mit Wehklagen brachte man sie hin. Ermüdung und Niedergeschlagenheit lullten dennoch endlich den verliebten Wandrer in den Schlaf. Erst bei Tagesanbruch schlug er die Augen auf, und das Erste, was er sah, war eine schöne marmorne Brücke, die von einem Ufer zum andern über den Strom führte.

Wer vermöchte die Freude und Verwunderung Rustan's und seiner Leute zu schildern! „Ist's möglich? ist es kein Traum? welches Wunder! welche Hexerei! sollen wir es wagen, die Brücke zu betreten?" Das ganze Gefolge fiel auf die Knie, stand wieder auf, näherte sich der Brücke, küßte die Erde, blickte zum Himmel auf, streckte die Hände aus, setzte zagend einen Fuß vor den andern, zog ihn wieder zurück, ging endlich muthig vorwärts, war außer sich vor Freude, und Rustan vor Allen rief entzückt: „Jetzt sage noch einer, ob der Himmel mich nicht begünstigt! Topas war nicht recht gescheit. Es liegt ja klar am Tage, daß die Orakel mir nur Gutes verhießen. Eben hatte Recht; doch warum ist er nicht hier!"

Kaum war er mit seinen Leuten über den Strom, so versank die Brücke mit entsetzlichem Getöse in demselben. „Desto besser, desto besser," rief Rustan; „Gott sei gelobt! der Himmel sei gepriesen! er will nicht, daß ich meine Heimath wieder sehe, wo ich doch nur ein gemeiner Edelmann sein würde; er hat mich der Geliebten als Gemahl zugedacht. Ich werde Fürst von Kaschmir. Das ist eben der Sinn des Orakels: indem ich meine Geliebte be-

ſitze, werde ich mein kleines Rittergut in Kandahar nicht beſitzen. Ich werde Ruſtan ſein und werde es nicht ſein, da ich ein großer Fürſt werde. So erklärt ſich ſchon ein Haupttheil des Orakels aufs allerbündigſte zu meinen Gunſten, und mit dem, was noch übrig bleibt, wird es ſich eben ſo verhalten. Mein Glück iſt zu groß; doch warum mußte ich Eben verlieren, ich ſehne mich nach ihm doch tauſendmal mehr als nach Topas."

Mit der größten Munterkeit legte er noch einige Parasangen zurück; als aber der Tag ſich neigte, verſperrte plötzlich eine Bergkette, ſteiler als eine Mauer und höher als der Thurm von Babel, wenn er vollendet wäre, der von Entſetzen ergriffenen Karawane plötzlich den Weg.

Jedermann rief: „Gott will unſer Verderben! Er hat die Brücke nur zertrümmert, um uns jede Hoffnung der Heimkehr zu rauben; er hat den Berg vor uns erhöht, um es uns unmöglich zu machen, weiter vorwärts zu kommen. O Ruſtan! o unglücklicher Freiherr! nie werden wir Kaſchmir betreten, nie werden wir das Land Kandahar wieder ſehen."

Der brennendſte Schmerz, die drückendſte Niedergeſchlagenheit folgten in Ruſtan's Seele der unmäßigſten Freude, der er ſich noch eben hingegeben, den Hoffnungen, worin er geſchwelgt hatte. Wie weit war er jetzt entfernt, die Prophezeihung zu ſeinem Vortheil auszulegen. „O Gott, o himmliſcher Vater! warum mußte ich meinen Freund Topas verlieren!"

Kaum hatte er, von ſeinen troſtloſen Begleitern umgeben, mit tiefen Seufzern und bittern Thränen dieſe Worte ausgeſprochen, ſiehe, da öffnete ſich plötzlich der Berg und gewährte Ruſtan's geblendeten Augen die Ausſicht in

einen unabsehbaren, von hunderttausend Wachsfackeln erleuchteten gewölbten Gang; und Rustan schrie laut auf, und seine Leute warfen sich auf die Knie und viele stürzten rücklings über vor Erstaunen, und Alles rief: „Wunder über Wunder, Rustan ist Wischnu's Liebling, Rustan ist Brama's Schooßkind; ja er wird noch die Welt zu seinen Füßen sehen.“ Und Rustan glaubte es, er war außer sich, war über sich selbst erhaben. „Ach! Eben, geliebter Eben! wo bist du? warum bist du nicht Zeuge aller dieser Wunder? warum mußte ich dich verlieren? O holdseligste Prinzessin von Kaschmir, wann werde ich deine Reize wieder sehen?“

Viertes Kapitel.

Mit seinen Dienern, seinem Elephanten und seinen Kameelen durchschritt er jetzt das Berggewölbe und betrat bei dessen Ausgang eine von Blumen schimmernde und von Bächen bekränzte Wiese. Am Ende der Wiese aber sah er unabsehbare Baumgänge und am Ende dieser Alleen einen Fluß und längs seiner Ufer tausend Lusthäuser von köstlichen Gärten umgeben. Von allen Seiten schallt ihm Saitenspiel und Gesang ins Ohr; überall ziehen fröhliche Tänze seine Blicke auf sich. Er eilt über eine der Brücken, das andre Ufer zu gewinnen, und fragt den Ersten, der ihm begegnet, nach dem Namen dieses schönen Landes.

„Du bist im Fürstenthum Kaschmir,“ lautete die Antwort; „du siehst hier nichts als Freude und Herrlichkeit, das macht, wir feiern die Hochzeit unsrer schönen Prinzessin; sie vermählt sich mit dem erlauchten Barbabu, dem

ihr Vater sie versprochen hat; lasse der Himmel ihre Glückseligkeit ohne Ende sein!"

Bei diesen Worten sank Rustan ohnmächtig zu Boden, und der Herr aus Kaschmir glaubte, er leide an der fallenden Sucht. Er ließ ihn in sein Haus bringen, wo er lange bewußtlos darniederlag. Man schickte nach den beiden geschicktesten Aerzten des Bezirks; sie untersuchten den Puls des Kranken, der, nachdem er einigermaßen wieder zu sich gekommen war, tiefe Seufzer ausstieß und mit wildrollenden Augen ausrief: „O Topas, Topas, du hattest wohl Recht!"

Einer der beiden Aerzte sprach hierauf zu dem Herrn aus Kaschmir: „Ich höre an der Sprache dieses jungen Menschen, daß er aus Kandahar ist, die Luft dieses Landes sagt ihm nicht zu. Ich sehe an seinen Augen, daß er den Verstand verloren hat. Ueberlaß ihn meiner Sorgfalt, ich werde ihn in seine Heimath zurück bringen und ihn heilen." Der andre Arzt versicherte dagegen, Rustan sei nur vor Kummer krank geworden, man müsse ihn zur Hochzeit der Prinzessin führen und ihn nöthigen, dort zu tanzen.

Während sie sich miteinander beriethen, erholte der Kranke sich völlig; die beiden Aerzte wurden verabschiedet, und Rustan blieb mit seinem Wirth allein.

„Herr," sprach er, „ich bitte dich sehr um Verzeihung, vor deinen Augen in Ohnmacht gefallen zu sein, ich weiß gar wohl, wie wenig Lebensart dies verräth; indessen bitte ich dich, als Beweis meiner Erkenntlichkeit für alle Güte, womit du mich beehrt hast, meinen Elephanten anzunehmen." Er erzählte ihm hierauf seine sämmtlichen Abenteuer, hütete sich jedoch wohl, ihm den wahren Zweck seiner Reise zu verrathen. „Aber in Wischnu's und Brama's Namen,"

fragte er sodann, „sage mir jetzt, wer ist der glückliche Barbabu, der die Prinzessin von Kaschmir heirathet? warum hat ihr Vater ihn zum Eidam erkoren und warum hat die Prinzessin diese Wahl genehmigt?“

„Herr,“ erwiderte der Kaschemirier, „die Prinzessin hat Barbabu's Wahl durchaus nicht genehmigt; im Gegentheil, sie schwimmt in Thränen, während das ganze Fürstenthum in Lust und Freude ihre Vermählung feiert. Sie hat sich in den Thurm ihres Palasts eingeschlossen und will von all den Ergötzlichkeiten, die man ihr zu Ehren anstellt, nichts wissen.“

Bei diesen Worten fühlte sich Rustan wie neu geboren. Seine Wangen, die der Schmerz gebleicht hatte, strahlten wieder in frischer Röthe. „Sage mir doch gefälligst,“ fuhr er fort, „warum beharrt der Fürst von Kaschmir so eigensinnig darauf, seine Tochter diesem Barbabu zu geben, wenn sie ihn doch nicht mag?“

„Die Sache hängt folgendermaßen zusammen,“ antwortete der Kaschemirier. „Hast du vielleicht davon gehört, daß unser erlauchter Fürst einen großen Diamanten und einen Wurfspieß, die ihm sehr am Herzen lagen, verloren hatte?“

„Ach ich weiß es nur zu gut!“ erwiderte Rustan.

„So vernimm denn, fuhr sein Gastfreund fort, „daß unser Fürst seinen beiden Kostbarkeiten lange vergebens in allen Ländern nachforschen ließ und endlich, voll Verzweiflung, sie nirgends wieder finden zu können, seine Tochter demjenigen versprach, der ihm wenigstens eins der beiden Kleinodien wieder bringen würde. Nun hat sich ein gewisser Barbabu eingefunden, der den Diamanten wieder brachte, und morgen heirathet er die Prinzessin.“

Fünftes Kapitel.

Ruſtan erblaßte, ſtammelte einen Abſchiedsgruß, verließ ſeinen erſtaunten Wirth und eilte auf ſeinem Dromedar der Hauptſtadt zu, wo die Vermählung gefeiert werden ſollte.

Er kommt vor dem Palaſt des Fürſten an, ſteigt ab und erklärt, er habe ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen. Er bittet um geheimes Gehör, doch man entgegnet ihm, der Fürſt ſei mit den Zurüſtungen zur Hochzeit beſchäftigt. „Eben deßwegen muß ich ihn ſprechen," wiederholt Ruſtan und bringt ſo heftig auf die Erfüllung ſeines Wunſches, daß er endlich vorgelaſſen wird.

„Herr!" redet er den Fürſten an, „Gott kröne alle deine Tage mit Ruhm und Herrlichkeit: dein Eidam iſt ein Schelm."

„Wie! ein Schelm! weſſen erfrechſt du dich? Redet man ſo mit dem Herzog von Kaſchmir von dem Eidam, den er ſich erwählt?"

„Jawohl ein Schelm," wiederholte Ruſtan beherzt; „und um es deiner Hoheit zu beweiſen, übergebe ich dir hier deinen Diamanten."

Höchlich überraſcht verglich der Herzog beide Diamanten miteinander, konnte aber, da er kein ſonderlicher Kenner war, nicht entſcheiden, welcher der echte war. „Hier ſind zwei Diamanten," ſprach er, „und ich habe doch nur eine Tochter. Ich bin wirklich in einer ſeltſamen Verlegenheit!"

Er ſchickte nach Barbabu und fragte ihn, ob er ihn nicht betrogen habe. Barbabu ſchwor, er habe den Diamanten von einem Armenier gekauft. Ruſtan wollte nicht geſtehen, woher er den ſeinen habe, ſchlug aber ein

Auskunftsmittel vor; er bat nämlich, es möge Sr. Hoheit gefallen, die Sache durch einen Zweikampf zwischen ihm und seinem Nebenbuhler zur Entscheidung zu bringen.

„Es genügt nicht," sprach er, „daß dein Eidam einen Diamanten vorzeigt, er muß auch Beweise seiner Tapferkeit ablegen. Genehmigst du, daß der von uns, welcher den andern in den Sand streckt, sich mit der Prinzessin vermählt?"

„Von ganzem Herzen," erwiderte der Fürst, „das giebt ein hübsches Schauspiel für den ganzen Hof. Geschwind schlagt euch, lieben Kinder; der Sieger nimmt dann nach altem Kaschmirschem Brauch die Rüstung des Besiegten und heirathet meine Tochter."

Sofort gingen beide Bewerber in den Schloßhof hinunter. Auf der Treppe saß eine Elster und ein Rabe. „Schlagt euch, schlagt euch!" krächzte der Rabe. „Schlagt euch nicht!" rief die Elster. Der Fürst lachte herzlich darüber; die beiden Nebenbuhler achteten kaum darauf. Der Kampf begann; alle Hofleute bildeten einen Kreis um die Kämpfer. Die Prinzessin blieb fortwährend in ihren Thurm eingeschlossen; sie weigerte sich, dem Schauspiel beizuwohnen, denn sie war weit entfernt, zu ahnen, daß ihr Geliebter in Kaschmir sei, und hatte vor Barbabu solchen Abscheu, daß sie nichts von ihm hören oder sehen wollte. Der Zweikampf hatte inzwischen den erwünschtesten Ausgang. Barbabu wurde mausetodt zur Erde gestreckt, und das Volk war entzückt darüber, weil er grundhäßlich und Rustan ein hübscher Bursche war; denn dergleichen entscheidet in der Regel die Volksgunst.

Der Sieger legte das Panzerhemd, die Schärpe und den Helm des Besiegten an und zog vom ganzen Hofe begleitet, unter Trompetengeschmetter, vor die Fenster seiner Geliebten. Jedermann rief: „Schöne Prinzessin, komm

und ſieh deinen ſchönen Bräutigam, der ſeinen häßlichen Nebenbuhler in den Sand geſtreckt hat!“ Ihre Kammerfrauen wiederholen dieſe Worte.

Unglücklicher Weiſe ſah die Prinzeſſin grade zum Fenſter hinaus, und da ſie die Rüſtung eines Mannes erblickte, den ſie verabſcheute, eilte ſie voller Verzweiflung zu ihrem chineſiſchen Koffer, nahm den verhängnißvollen Wurfſpieß und ſchleuderte ihn auf ihren geliebten Ruſtan, den das nie fehlende Geſchoß, wo der Panzer eine Lücke ließ, durchbohrte. Er ſtieß einen lauten Schrei aus, und an dieſem Schrei glaubte die Prinzeſſin die Stimme ihres unglücklichen Geliebten zu erkennen.

Mit aufgelöſtem Haar, den Tod im Herzen, fliegt ſie die Treppe hinunter. Schon war Ruſtan, im Blute ſchwimmend, ihrem Vater in die Arme geſunken. Sie ſieht ihn, ſie erkennt ihn: o welch ein Augenblick! welch ein Wiederſehen! für deſſen Schmerz und Schrecken es, wie für ihre Zärtlichkeit keine Worte giebt! Sie wirft ſich über ihn, ſie umſchlingt ihn. „Empfange,“ ſpricht ſie, „die erſten und letzten Küſſe deiner Geliebten und deiner Mörderin.“

Sie zieht den Speer aus der Wunde, ſtößt ihn in ihr eigenes Herz und ſtirbt in den Armen ihres ſterbenden, angebeteten Geliebten. Ihr Vater, verſteinert vor Schreck und Schmerz, und ſelbſt dem Tode nahe, ſucht vergebens ihre fliehenden Lebensgeiſter zurückzurufen; ſie war nicht mehr. Er verwünſcht den unheilvollen Speer, bricht ihn in Stücke, ſchleudert die beiden Diamanten weit von ſich, und während der Zurüſtungen zum Leichenbegängniß ſeiner Tochter ſtatt zu ihrer Vermählung läßt er den in ſeinem Blute ſchwimmenden Ruſtan, in welchem noch ein Lebensfünkchen glimmte, in ſeinen Palaſt tragen.

Sechstes Kapitel.

Man bringt ihn ins Bett, und das Erste, was er zu beiden Seiten seines Sterbelagers erblickt, sind seine Diener Topas und Eben. Es war, als ob die Ueberraschung ihm, wenn auch nur auf Augenblicke wieder einige Kraft verlieh. „Ach, ihr Grausamen!“ sprach er, „warum mußtet ihr mich verlassen, vielleicht lebte die Prinzessin noch, wenn ihr dem unglücklichen Rustan zur Seite geblieben wäret.“

„Ich habe dich nicht einen Augenblick verlassen,“ entgegnete Topas.

„Ich bin dir beständig zur Seite geblieben,“ sprach Eben.

„Welche Reden,“ sprach Rustan mit sterbender Stimme, „warum treibt ihr doch in meinen letzten Augenblicken noch euern Spott mit mir.“

„Du kannst mir aufs Wort glauben,“ versetzte Topas; „du weißt, daß ich diese verhängnißvolle Reise, deren schreckliche Folgen ich voraus sah, jederzeit mißbilligte. Ich war der Adler, der gegen den Geier kämpfte und dem dieser die Federn ausrupfte; ich war der Elephant, der mit dem Gepäck fortlief, um dich zur Rückkehr in dein Vaterland zu zwingen; ich war der gestreifte Esel, der dich wider deinen Willen zu deinem Vater zurücktragen wollte; ich führte deine Pferde in die Irre; ich schuf den Strom, der dir den Uebergang wehrte, und später den Berg, der dir einen so unheilvollen Weg versperrte; ich war der Arzt, der dir die Luft der Heimath anrieth; ich endlich die Elster, die dir zurief, du solltest dich nicht schlagen.“

„Und ich,“ sprach Eben, „war der Geier, der den Adler rupfte; das Rhinozeros, das den Elephanten mit seinem Horne stieß; der Bauer, der den gestreiften Esel

schlug; der Kaufmann, der dir die Kameele gab, um in dein Verderben zu rennen; ich baute die Brücke, die dich über den Fluß trug, und den Tunnel, durch welchen du unter dem Berge fortschrittest; ich war der Arzt, der dich ermunterte, deine Reise fortzusetzen, und der Rabe, der dir zurief, du möchtest dich schlagen."

„Ach! gedenke der Orakelsprüche," nahm Topas wieder das Wort: „Wenn du nach Osten gehst, wirst du dich nach Westen wenden.

„Ja wohl," setzte Eben hinzu, „man begräbt hier die Todten mit dem Gesichte nach Westen gekehrt. Das Orakel war deutlich genug, warum verstandest du es nicht. Du hast besessen und besaßest doch nicht; denn du hattest den Diamanten, aber er war falsch, und du wußtest es nicht. Du bist Sieger und stirbst; du bist Rustan und hörst auf, es zu sein: Alles ist in Erfüllung gegangen.

Wie er so sprach, deckten mit einem Mal vier weiße Flügel Topas' Körper und vier schwarze wuchsen aus Eben's Schultern.

„Was sehe ich?" rief Rustan.

„Du siehst deine beiden Genien," antworteten Topas und Eben zugleich.

„Ach ihr Herren!" sprach der unglückliche Rustan, „in welche Dinge mischt ihr euch? und wozu zwei Genien für einen armseligen Menschen?"

„Das ist einmal Gesetz so," erwiderte Topas; „jeder Mensch hat seine zwei Genien. Platon hat es zuerst gesagt [2]), und Andre haben es wiederholt. Du siehst jetzt, daß es völlig seine Richtigkeit damit hat. Ich, der ich jetzt mit dir rede, war dein guter Genius, mir lag ob, bis zu deinem letzten Augenblick über dir zu wachen, und ich habe mich meiner Pflicht treulich entledigt.

„Aber," versetzte der Sterbende, „wenn dir oblag, mir zu dienen, so ist ja meine Natur der deinigen überlegen; und dann, mit welcher Stirn kannst du dich für meinen guten Genius ausgeben, da du zuließest, daß ich mich in allen meinen Unternehmungen täuschte, und jetzt mit meiner Geliebten jämmerlich umkomme?"

„Ach! das war dein Geschick," entgegnete Topas.

„Wenn das Geschick Alles thut," sprach der Sterbende, „wozu nützt denn ein Genius? Und du, Eben, mit deinen vier schwarzen Flügeln warst offenbar mein böser Genius."

„Du sagst es," erwiderte Eben.

„Aber dann warst du ja auch der böse Genius meiner Prinzessin?"

„Nein, sie hatte ihren eignen, dem ich nur trefflich unter die Arme griff."

„Ach, verwünschter Eben, wenn du so böse bist, gehörst du doch keinenfalls demselben Herrn, wie Topas? Ihr wurdet von zwei verschiedenen Grundwesen geschaffen, von denen das eine seiner Natur nach gut und das andre böse ist?"

„Das ist keine nothwendige Folge, wohl aber eine große Schwierigkeit," sprach Eben.

„Unmöglich," wandte der Sterbende ein, „kann ein huldvolles Wesen einen so verderblichen Genius geschaffen haben."

„Möglich oder nicht," erwiderte Eben, „die Sache verhält sich, wie ich dir sage."

„Ach!" sprach Topas, „siehst du nicht, armer Freund, daß dieser Schurke noch boshaft genug ist, dich zum Disputiren anzureizen, um dein Blut in Wallung zu bringen und die Stunde deines Todes zu beschleunigen?"

„Geh, geh, ich bin mit dir eben nicht zufriedener, als

mit ihm," ſagte Ruſtan trübſinnig; „er geſteht wenigſtens, daß er mir Böſes thun wollte, und du, der du mein Schutzengel ſein willſt, haſt mir zu gar nichts gedient."

„Es thut mir außerordentlich leid," ſeufzte der gute Genius.

„Mir auch," ſprach der Sterbende; „es ſteckt etwas dahinter, was ich nicht begreife."

„Ich auch nicht," ſprach der arme gute Genius.

„Nun in wenigen Augenblicken werde ich Alles wiſſen," fuhr Ruſtan fort.

„Wir wollen ſehen," entgegnete Topas.

Plötzlich war Alles verſchwunden. Ruſtan fand ſich in Kandahar im Hauſe ſeines Vaters wieder, das er nie verlaſſen hatte; er lag in ſeinem Bette, wo er eine Stunde geſchlafen hatte.

Siebentes Kapitel.

Mit einer heftigen Bewegung, über und über in Schweiß und ohne ſich recht beſinnen zu können, fährt er aus dem Schlafe empor. Er befühlt ſich, er ruft, ſchreit, ſchellt. Endlich kommt ſein Kammerdiener Topas in der Nachtmütze und ganz verſchlafen herbeigelaufen.

„Bin ich todt oder lebe ich?" rief Ruſtan; „wird die ſchöne Prinzeſſin von Kaſchmir wieder aufkommen?"

„Mein Gebieter träumt wohl?" verſetzte Topas trocken.

„Ach!" rief Ruſtan, „was iſt denn aus dem unmenſchlichen Eben mit ſeinen vier ſchwarzen Flügeln geworden? er iſt Schuld daran, daß ich eines ſo grauſamen Todes ſterbe."

„Herr, ich habe ihn oben schnarchend in seinem Bette verlassen; befiehlst du, daß er herunterkomme?“

„Der Nichtswürdige! seit sechs Monaten verfolgt er mich nun. Er veranlaßte mich, die verhängnißvolle Messe in Kabul zu besuchen; er stahl mir den Diamanten, den mir die Prinzessin geschenkt hatte; er allein ist Schuld an meiner Reise, an dem Tode der Prinzessin, an dem Speerwurf, der mich in der Blüthe meiner Jahre ins Grab streckt.“

„Komm zu dir selbst, Herr,“ versetzte Topas; „du warst nie in Kabul; es giebt keine Prinzessin von Kaschmir; der Fürst hat nie eine Tochter gehabt, sondern nur zwei Söhne, die jetzt auf der hohen Schule sind. Du besaßest nie einen Diamanten; die Prinzessin kann nicht gestorben sein, da sie nie geboren ist, und du bist so gesund wie ein Fisch.“

„Wie! du hättest nicht neben mir gestanden, als ich sterbend in dem Bette des Fürsten von Kaschmir lag? du hättest mir nicht gestanden, daß du, um mich vor so entsetzlichem Unglück zu schützen, die Rolle eines Adlers, eines Elephanten, eines gestreiften Esels, eines Arztes und einer Elster spielteſt?“

„Herr, das Alles hat dir geträumt. Unsre Vorstellungen stehen während unsers Schlafs so wenig in unsrer Gewalt, als wenn wir wachen. Es gefiel offenbar dem Höchsten, diese Reihe von Vorstellungen deiner Einbildungskraft vorzuführen, um dir eine Lehre zu geben, woraus du Nutzen schöpfen kannst.“

„Du hast mich zum Besten,“ versetzte Rustan; „wie lange habe ich denn geschlafen?“

„Herr, du schliefst erst eine Stunde“ [3]).

„Nun also! verwünschter Schwätzer, wie kannst du denn behaupten, ich sei binnen einer einzigen Stunde vor

ſechs Monaten in Kabul auf der Meſſe geweſen, von dort zurückgekehrt, nach Kaſchmir gereiſt und ſammt Barbabu und der Prinzeſſin elend ums Leben gekommen?“

„Herr, nichts iſt einfacher und gewöhnlicher, und du hätteſt in der That in noch weit kürzerer Zeit eine Reiſe um die Welt machen und noch weit mehr Abenteuer erleben können. Wirſt du mir nicht einräumen, daß du in einer Stunde Zoroaſter's Abriß der perſiſchen Geſchichte durchleſen kannſt? und gleichwohl umfaßt dieſer Abriß einen Zeitraum von 800,000 Jahren. Alle dieſe Begebenheiten gehen binnen einer Stunde an deinen Augen vorüber. Nun wirſt du mir aber zugeben, daß es Brama eben ſo leicht iſt, ſie ſämmtlich in den Raum einer Stunde zuſammen zu drängen, als ſie in einen Raum von 800,000 Jahren auszudehnen. Das kömmt völlig auf eins heraus. Stelle dir vor, die Zeit drehe ſich um ein Rad, deſſen Durchmeſſer unendlich iſt. Im Umkreiſe dieſes unermeßlichen Rades aber befinde ſich eine zahlloſe Menge von Rädern, deren eins immer in dem andern enthalten iſt. Das Rad im Mittelpunkte nun iſt ein unbemerkbares Pünktchen und dreht ſich unzählige Male, während das große Rad nur einmal herum kommt. Offenbar können ſich alle Ereigniſſe vom Anfange bis zum Ende der Welt in weit weniger Zeit als dem 100,000ſten Theil einer Secunde nacheinander begeben; ja man darf behaupten, daß es ſich wirklich ſo verhält.“

„Das verſtehe ich nicht,“ ſprach Ruſtan.

„Wenn es dir genehm iſt,“ fuhr Topas fort, „ſo hole ich meinen Papagey, der es dir leicht begreiflich machen wird. Er wurde einige Zeit vor der Sündfluth geboren und befand ſich mit in der Arche. Er hat viel geſehen und iſt gleichwohl erſt anderthalb Jahre alt. Er ſoll dir ſeine

Geſchichte erzählen, und ich ſchmeichle mir, daß du ſie ſehr anziehend finden wirſt."

„Geſchwind hol' deinen Papagey," ſprach Ruſtan; „er ſoll mir die Zeit vertreiben, bis ich wieder einſchlafen kann."

„Er iſt bei meiner Schweſter, der Nonne," ſprach Topas; „ich will ihn holen; du wirſt mit ihm zufrieden ſein. Er hat ein ſehr treues Gedächtniß und erzählt in einfacher, ungekünſtelter Weiſe, ohne zur Zeit und zur Unzeit witzig und geiſtreich ſein zu wollen und ohne ſchöne Phraſen zu drehen."

„Deſto beſſer," erwiderte Ruſtan, „ſo liebe ich die Erzähler."

Man brachte ihm den Papagey, der ſeine Geſchichte folgendermaßen begann:

NB. Fräulein Katharina Vadé hat die Geſchichte des Papagey's unter den Papieren ihres verſtorbenen Vetters, Anton Vadé[4]), des Verfaſſers dieſer Erzählung, niemals finden können. In Betracht der Zeit, in welcher der Vogel lebte, iſt dies wirklich recht ſchade.

Noten zum Weißen und Schwarzen.

1) Eine Parasange maß etwa 30 griechiſche Stadien, alſo beinahe eine deutſche Meile.

2) Συμπόσ. p. 202. sqq. ed. Stephan.

3) Wer auf Plagiate Jagd macht, könnte auch, zwar nicht in dem ganzen Verlauf, doch in dem Ausgange dieſer Erzählung eine Nachbildung der Geſchichte des Scheich Schahab Eddin in dem Märchencyclus der 40 Weſire finden, der unter dem Namen des Buches Sindbad bekannt iſt und den Gauttier ſeiner Ausgabe von 1001 Nacht (14. Nacht) einverleibte. In jenem Märchen wird erzählt, wie der Sultan von Aegypten die in der 17ten Sure des Koran nur beiläufig erwähnte, in der Sunna aber ausführlich berichtete Nachtreiſe Muhamed's in Zweifel zog. Er erklärte es für ſchlechterdings unmöglich, daß der Prophet in einer Nacht vom Engel Gabriel auf dem Himmelsroſſe El-Borak (Blitzſtrahl) von Mekka nach dem Tempel in Jeruſalem entrückt worden und von hier gen Himmel gefahren ſei, daß er ſich alle 7 Himmel, deren jeder vom andern 500 Jahrreiſen entfernt ſein ſoll, mit Muße beſehen und bei der Gelegenheit mit Adam, Noah, Abraham, Ismael, Moſes, Salomon und Chriſtus Rath gepflogen, daß er darauf am Throne des Höchſten die Prophetenweihe empfangen und 80,000 Unterredungen mit Gott gehabt, und daß er nach allem dieſem, bei ſeiner Rückkehr nach Mekka und in ſein Bett, einen Topf mit Waſſer zu den Füßen deſſelben, der bei ſeinem Aufbruch umgefallen, noch nicht völlig ausgelaufen gefunden habe. Um des Sultans Zweifel an der Wahrheit dieſer heiligen Geſchichte zu beſiegen, veranlaßte ihn der Scheich Schahab Eddin, nachdem er ihm erſt durch einige andere Blendwerke die Unzulänglichkeit unſrer ſinnlichen Erfahrung zu beweiſen geſucht, ſich zu entkleiden und in einer Badewanne den Kopf unters Waſſer zu tauchen. Als der Sultan den Kopf wieder zurückzieht, ſieht er ſich, ſtatt in ſeinem Palaſte, nackt wie er iſt, am Strande eines fernen, unbekannten Landes. Nach vergebli-

dem Jammern ſieht er die Mildthätigkeit einiger Holzhauer an, wird von ihnen nach der nächſten Stadt geleitet, heirathet dort nach ſeltſamen Abenteuern eine ſchöne Frau, zeugt in ſieben Jahren vierzehn Kinder mit ihr, verſinkt hierauf in Armuth, muß als Laſtträger ſein Brod verdienen, begiebt ſich endlich voll Verzweiflung an die Stelle des Ufers, wo er einſt in Folge der Verzauberung des Scheichs ans Land getreten, taucht den Kopf abermals unter's Waſſer und findet ſich, als er ihn jetzt wieder emporrichtet, in jener Kufe in ſeinem Palaſte in Kairo wieder, den er nie verlaſſen und wo er einen Augenblick vorher den Kopf untergetaucht hat. — Der weitere Verlauf der Geſchichte des Scheich gehört nicht hierher. Der Grundgedanke derſelben iſt aber, wie man ſieht, der nämliche, den Voltaire im vorliegenden Märchen in ſeiner gewöhnlichen tändelnden Weiſe und Calderon ernſter und nachdrucksvoller in den Schlagworten ſeines großen Lebensdrama ausſpricht:

Què es la vida? Una ilusion,
Una sombra, una ficcion.
Y el mayor bien es pequeño,
Que toda la vida es sueño,
Y los sueños sueño son.

4) Das Märchen der Weiße und der Schwarze erſchien zuerſt in einer Sammlung von Erzählungen in Verſen und in Proſa, die Voltaire unter dem Namen Badé herausgab.

Jeannot und Colin.

(1767)

I.

Mehrere glaubwürdige Personen kannten Jeannot und Colin noch als Schüler in der Stadt Issoire[1]) in Auvergne, einer Stadt, die durch ihre hohe Schule und ihre Kessel berühmt ist. Jeannot war der Sohn eines weit und breit bekannten Mauleselhändlers; Colin verdankte sein Leben einem braven Landmanne aus einem nahen Dorfe, der mit vier Mauleseln sein Feld baute und, wenn er die Steuer und Nachsteuer, die Trank- und Salzabgabe, den Sou vom Livre, die Kopfsteuer und den Zwanzigsten bezahlt hatte, am Schluß des Jahres nicht allzu viel übrig behielt.

Jeannot und Colin waren für Auvergniaten ganz hübsche Jungen. Sie liebten sich innig und lebten mit einander in jener kindlichen Vertraulichkeit, woran man, wenn man sich später in der Welt wieder begegnet, immer mit Entzücken zurückdenkt.

Ihre Schuljahre waren beinahe zu Ende, da brachte mit einem Mal ein Schneider dem Jeannot einen Sammtrock, der von drei Farben schimmerte, eine Lyoner Weste nach dem neuesten Geschmack und dabei einen Brief „An den Herrn von Jeannotière." Colin bewunderte den Rock und war nicht im entferntesten neidisch darauf; Jean-

not aber nahm eine vornehme Miene gegen ihn an und das betrübte ihn. Von diesem Augenblick an legte sich Jeannot aufs Faullenzen, bewunderte sich im Spiegel und sah alle Welt über die Achsel an. Nach einiger Zeit kam ein Kammerdiener mit Extrapost und brachte einen zweiten Brief „An den Herrn Marquis von Jeannotière.“ Es war ein Befehl seines Herrn Vaters an den Herrn Sohn, zu ihm nach Paris zu kommen. Jeannot stieg in die Kutsche, indem er Colin mit hochadliger Gönnermiene die Hand zum Abschied reichte. Colin fühlte sein Nichts und weinte. In Pomp und Herrlichkeit fuhr Jeannot davon.

Leser, die sich gern näher über Alles belehren mögen, müssen wissen, daß Herr Jeannot, der Vater, in seinem Geschäft sich ziemlich schnell ein unermeßliches Vermögen gemacht hatte. Ihr fragt, wie man zu so großem Reichthum gelangt? Ganz einfach: weil man Glück hat. Herr Jeannot war ein stattlicher Mann, seine Gattin eine hübsche Frau und für ihre Jahre noch recht frisch. Sie gingen nach Paris, um einen Rechtshandel auszufechten, der sie zu Grunde richtete. Da wollte das Glück, das die Menschen, wie es ihm grade einfällt, aus dem Staube hervorzieht und in den Staub zurückwirft, daß sie mit der Frau eines Directors der Militärhospitäler bekannt wurden, eines Mannes von großer Geschicklichkeit, der sich rühmen konnte, in einem Jahre mehr Soldaten umgebracht zu haben, als das grobe Geschütz ihrer in zehn Jahren hinrafft. Jeannot gefiel der Dame; Madame Jeannot gefiel dem Herrn. Binnen Kurzem wurde Jeannot Theilnehmer an der Hospitalunternehmung und andern Geschäften. Sobald man aber erst einmal im Zuge ist, so braucht man sich nur vom Strome forttragen zu lassen; man macht dann ohne

Mühe ein grenzenloſes Glück. Die Lumpen, die euch vom Ufer aus mit vollen Segeln vorüberfliegen ſehen, ſperren erſtaunt die Augen auf; ſie wiſſen nicht, wie ihr es ſo weit habt bringen können, beneiden euch blind in den Tag hinein und ſchreiben Broſchüren gegen euch, die ihr nicht leſ't. Grade ſo ging es Jeannot, dem Vater, der bald Herr von Jeannotière hieß, nach ſechs Monaten ein Marquiſat kaufte und nunmehr den Herrn Marquis, ſeinen Sohn, von der Schule nahm, um ihn in Paris in die große Welt einzuführen.

Colin, deſſen Zärtlichkeit ſich immer gleich blieb, ſchrieb ſeinem alten Cameraden einen herzlichen Beglückwünſchungsbrief. Der kleine Marquis antwortete ihm nicht, und Colin wurde vor Kummer krank.

II.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Paris wurde der junge Marquis von ſeinen Eltern mit einem Hofmeiſter verſorgt, einem ſchönen Herrn, der nichts wußte und ſeinem Zögling alſo auch nichts lehren konnte. Der Herr Papa wünſchte, daß ſein Sohn ſeine Studien im Lateiniſchen fortſetzte, doch die gnädige Frau wollte nichts davon wiſſen. Sie wählten einen Schriftſteller, der ſich durch ſchönwiſſenſchaftliche Werke einen Namen gemacht hatte, zum Schiedsrichter. Er wurde zu Tiſch geladen.

„Mein Herr," fing Herr von Jeannot an, „da Sie Lateiniſch verſtehen und ein Hofmann ſind —"

„Ich, Lateiniſch?" erwiderte der Schöngeiſt, „kein Wort verſteh' ich davon, und befinde mich ſehr wohl dabei. Es liegt am Tage, daß man ſeine Mutterſprache weit beſſer redet, wenn man ſeinen Fleiß nicht zwiſchen ihr und einer fremden Sprache theilt. Sehen Sie doch nur unſre Damen

an! Uebertreffen ſie nicht an Anmuth des Geiſtes die Männer bei weitem? ſchreiben ſie nicht hundertmal anziehender Briefe? Dieſe Ueberlegenheit aber verdanken ſie lediglich ihrer Unkunde des Lateiniſchen."

„Nun! hatt' ich nicht Recht?" fiel die gnädige Frau ein; „ich will, daß mein Sohn ein geiſtreicher Mann wird, daß er in der Welt ſein Glück macht; und Sie ſehen wohl, daß er verloren wäre, wenn er Latein verſtände. Ich bitte Sie, ſpricht und ſingt man denn im Schauſpiel und in der Oper lateiniſch, führt man einen Prozeß in dieſer Sprache, erklärt man ſeine Liebe auf lateiniſch?"

Durch ſo gewichtige Gründe überſtimmt, ſtrich Herr von Jeannot die Segel, und es wurde beſchloſſen, daß der junge Marquis nicht weiter mit Cicero, Horaz und Virgil ſeine Zeit verlieren ſollte.

„Was ſoll er aber lernen? denn etwas muß er doch wiſſen. Könnte man ihn nicht ein wenig in der Geographie unterweiſen?"

„Wozu ſollte ihm das nützen," wandte der Hofmeiſter ein. „Wenn der Herr Marquis auf ſeine Güter geht, kennen denn etwa die Poſtillons die Wege nicht? Sie werden ihn ſicher nicht irre fahren. Man hat keinen Quadranten nöthig, um zu reiſen, und kommt ſehr bequem von Paris nach Auvergne, ohne daß man zu wiſſen braucht, unter welchem Breitegrade man ſich befindet."

„Sie haben Recht," entgegnete der Vater; „doch hörte ich einmal von einer andern ſchönen Wiſſenſchaft reden, der Aſtronomie, wenn ich nicht irre . . ."

„Das Gott erbarm!" erwiderte der Hofmeiſter; „führen einen etwa die Sterne auf den rechten Weg in der Welt? und braucht wohl der Herr Marquis ſich mit der Berechnung einer Finſterniß den Kopf zu zerbrechen, da er ſie

aufs Genaueſte im Kalender angegeben findet, der ihm obendrein über alle bewegliche Feſte, ſo wie über das Mondalter und das Alter aller Prinzeſſinnen in Europa[2]) Auskunft giebt.

Die gnädige Frau theilte ganz die Anſicht des Hofmeiſters. Der kleine Marquis war vor Freude außer ſich, der Vater aber noch ſehr unentſchloſſen. „Was ſoll denn aber mein Sohn lernen?“ fragte er.

„Liebenswürdig zu ſein, antwortete der Freund, den man zu Rathe gezogen; „wenn er die Mittel zu gefallen kennt, ſo weiß er Alles; das iſt aber eine Kunſt, die er am beſten von ſeiner gnädigen Frau Mutter lernt, ohne daß weder er noch ſie ſich die geringſte Mühe dabei zu geben braucht.“

Bei dieſen Worten umarmte die gnädige Frau den liebenswürdigen Ignoranten. „Man ſieht wohl,“ ſprach ſie, „daß Sie der gelehrteſte Mann von der Welt ſind; mein Sohn wird Ihnen ſeine ganze Erziehung verdanken. Doch wäre es, dächte ich, nicht übel, wenn er etwas von der Geſchichte verſtände.“

„Ach, gnädige Frau, wozu ſollte das dienen?“ verſetzte jener. „Meines Bedünkens wenigſtens bietet nur die Geſchichte des Tages Intereſſe und Nutzen dar. Alle alte Geſchichte iſt nach der Verſicherung eines unſrer ſchönen Geiſter nur ein Gewebe von Fabeln, über die man nun einmal übereingekommen iſt, ſie als wahr gelten zu laſſen. Die neuere Geſchichte aber iſt nun gar ein Chaos, wo Niemand ſich durchfinden kann. Was kümmert es Ihren Herrn Sohn, ob Karl der Große die zwölf Pairs von Frankreich einſetzte und ob einer ſeiner Nachfolger ein Stammler war?“

„Mir aus der Seele geſprochen!“ rief der Hofmeiſter. „Man erſtickt den Geiſt der Kinder unter einem Haufen

unnützer Kenntnisse. Unter allen Wissenschaften aber ist meines Bedünkens keine abgeschmackter und mehr geeignet, jede Art von geistiger Entwickelung zu hemmen, als die Geometrie. Diese lächerliche Wissenschaft hat Flächen, Linien und Punkte zum Gegenstande, die in der Welt gar nicht existiren. Man zieht im Geiste hundert krumme Linien zwischen einem Kreise und einer graden Linie, die ihn berührt, da man doch in der Wirklichkeit kein Strohhälmchen dazwischen bringen kann. Die ganze Geometrie ist wahrhaftig nur eine Mystification."

Der Herr Baron und die gnädige Frau verstanden nicht allzu wohl, was der Hofmeister eigentlich sagen wollte, waren aber nichts desto weniger völlig seiner Meinung.

„Ein Cavalier, wie der Herr Marquis," fuhr er fort, „darf sich nicht mit so eiteln Studien das Gehirn ausdörren. Hat er einmal einen tüchtigen Geometer nöthig, um den Plan seiner Güter aufzunehmen, nun, so wird er sie für sein Geld ausmessen lassen. Will er sich über die Wurzeln seines alten, in der grausten Vorzeit sich verlierenden Stammbaums Auskunft verschaffen, für ein Paar Louisd'or ist bald ein Benedictiner gefunden, der ihm auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt. Eben so verhält es sich mit allen andern Künsten. Ein junger Cavalier in glücklichen Verhältnissen ist weder Maler noch Tonkünstler, noch Architekt, noch Bildhauer, wohl aber befördert er das Gedeihen aller dieser Künste, indem er durch seine Freigebigkeit die Künstler aufmuntert. Es ist doch wahrhaftig besser, sie zu beschützen, als sie auszuüben. Es genügt völlig, wenn der Herr Marquis nur Geschmack hat; die Sache der Künstler ist es dann, für ihn zu arbeiten, und insofern halte ich es für eine sehr richtige Behauptung, daß Leute von Stande — ich verstehe darunter alle, die sehr

viel Geld haben — von Allem Beſcheid wiſſen, ohne irgend etwas gelernt zu haben, da ſie wirklich mit der Zeit über alle Dinge und namentlich über alle Kunſtwerke urtheilen lernen, die ſie beſtellen und bezahlen."

Der liebenswürdige Ignorant nahm jetzt das Wort und ſprach: „Gnädige Frau bemerkten ſehr richtig, daß der große Zweck des Menſchen darin beſteht, in der Welt ſein Glück zu machen. Aufrichtig geſprochen nun: führen die Wiſſenſchaften wohl jemals zu dieſem Ziele? Läßt man es ſich in guter Geſellſchaft wohl je einfallen, über Mathematik zu ſprechen? Fragt man je einen honetten Mann, welches Geſtirn heute mit der Sonne aufgeht? Iſt bei Tiſch die Rede davon, wann König Klodion Langhaar über den Rhein ging?"

„Nimmer, nimmer!" bekräftigte die Frau Marquiſin von Jeannotière, der ihre Reize bisweilen Zutritt in die Zirkel der ſchönen Welt verſchafft hatten; und auf keinen Fall ſoll mein lieber Sohn unter ſolchem gelehrten Wuſt ſein Genie erſticken. Aber was ſoll er denn am Ende lernen? denn es iſt doch gut, wenn ein junger Cavalier bei Gelegenheit mit irgend einer Geſchicklichkeit brilliren kann, wie mein Herr Gemahl meint. Ich erinnere mich, daß ein Abbé mir eine Wiſſenſchaft als die allerintereſſanteſte anpries; den Namen habe ich vergeſſen, er fing aber, glaube ich, mit einem B an."

„Mit einem B, meine Gnädige? Wäre es vielleicht die Botanik?"

„Nein, die Botanik war es nicht; es fing, ſag' ich Ihnen, mit einem B an und endete auf on."

„Ach, jetzt hab' ich's, gnädige Frau, es iſt die Blaſon, die Wappenkunde; ja, das iſt eine ſehr tiefſinnige Wiſſenſchaft; doch ſeitdem man nicht mehr ſein Wappen an den Kutſchenſchlag zu malen pflegt, iſt ſie leider

aus der Mode gekommen. Sonst war es die nützlichste Sache von der Welt in einem wohlgeordneten Staate. Uebrigens wäre dies Studium gar nicht zu erschöpfen; man findet heutzutage keinen Barbier, der nicht sein Wappen aufzuweisen hätte, und was einmal gemein geworden ist, wird bekanntlich wenig mehr gesucht."

Nachdem man endlich das Pro und Contra einer jeden Wissenschaft in reifliche Ueberlegung gezogen hatte, wurde beschlossen, der junge Marquis solle tanzen lernen.

III.

Die Natur, auf die am Ende immer am meisten ankommt, hatte ihn mit einem Talente begabt, das sich bald mit wunderbarem Erfolg entwickelte: er verstand sich nämlich darauf, mit angenehmer Stimme kleine Gassenhauer meisterhaft vorzutragen. Die Anmuth der Jugend, wozu nun noch diese schätzenswerthe Gabe des Himmels kam, bewirkte, daß man in ihm einen Jüngling sah, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Die Weiber rissen sich um ihn, und da ihm der Kopf voll von Liederchen aller Art steckte, machte er selbst welche für seine Schönen. In einem Vaudeville plünderte er „Bacchus und Amors hehre Macht" in einem andern „der Sehnsucht Qual bei Tag und Nacht," in einem dritten „den Reiz des süßesten der Triebe," in einem vierten „die Pein der hoffnungslosen Liebe" ꝛc. Da aber in seinen Versen immer ein paar Füße zu viel oder zu wenig waren, ließ er seine Liederchen, zu 20 Louisd'or das Lied, corrigiren und hatte dafür das Vergnügen, sich in der année littéraire [3]) mit einem La Fare, Chaulieu, Hamilton, Sarrasin und Voiture [4]) in eine Kategorie gestellt zu sehen.

Die gnädige Frau glaubte jetzt, die Mutter eines

ſchönen Geiſtes zu ſein, und verſammelte demgemäß einen Zirkel hungriger Schöngeiſter aus ganz Paris um ihren Tiſch. Bald war es um den Kopf des jungen Menſchen ganz geſchehen; er vervollkommnete ſich täglich mehr in der Kunſt zu reden, ohne daß er ſelbſt wußte, was er ſagte, und in der Gewohnheit, zu nichts in der Welt tauglich zu ſein.

In Betracht ſeiner erſtaunlichen Zungenfertigkeit bedauerte ſein Vater jetzt lebhaft, daß er ihn nicht doch Lateiniſch hatte lernen laſſen, da er ihm dann einen bedeutenden Poſten im Juſtizpalaſt würde gekauft haben. Die Mutter dagegen, welche nobler dachte, behielt ſich die Sorge vor, ihrem Sohn ein Regiment zu verſchaffen.

Mittlerweile war die Liebe ſeine Hauptbeſchäftigung. Die Liebe aber iſt bisweilen noch theurer, als ein Regiment. Seine Verſchwendung kannte keine Grenzen, während ſeine Eltern ſich einem ihre Kräfte weit überſteigenden Aufwand überließen, um als vornehme Leute zu leben.

Eine junge Wittwe von Stande, ihre Nachbarin, die nur wenig Vermögen beſaß, faßte den großmüthigen Entſchluß, die großen Reichthümer des Herrn und der Frau von Jeannotière in Sicherheit zu bringen, das heißt, ſie ſich ſelbſt zuzueignen und in dieſer Abſicht den jungen Marquis zu heirathen.

Sie lockte ihn an ſich, ließ ſich ſeine Bewerbungen gefallen, gab ihm zu verſtehen, daß er ihr nicht gleichgültig ſei, ließ ihn eine Stufe nach der andern in ihrer Gunſt erklimmen, kurz ſie bezauberte und unterjochte ihn ohne Schwierigkeit. Bald wußte ſie ihn durch Lobſprüche zu kirren, bald durch guten Rath zu verpflichten, und nicht minder verſtand ſie es, ſich bei ſeinen Eltern einzuſchmeicheln, deren vertraute Freundin ſie wurde.

Eine alte Nachbarin brachte die Heirath in Vorſchlag

und von dem Glanze einer solchen Verbindung geblendet, griffen die Eltern mit beiden Händen zu. Der junge Marquis stand im Begriff, sich mit einer Frau zu vermählen, die er anbetete und von der er sich geliebt glaubte. Die Freunde des Hauses statteten ihre Glückwünsche ab; man arbeitete schon an dem Ehevertrage, den Hochzeitskleidern und dem Hochzeitscarmen.

IV.

Er weilte eines Morgens zu den Füßen der reizenden Braut, mit welcher Liebe, Achtung und Freundschaft ihn aufs innigste verbinden sollten. In einer lebhaften, zärtlichen Unterhaltung genossen sie einen Vorschmack ihres Glücks; sie sprachen darüber, welch ein köstliches Leben sie führen wollten, als plötzlich ein Kammerdiener der Frau Mutter außer Athem hereinstürzte.

„Ich bringe schöne Neuigkeiten," sprach er; „die Häscher leeren das Haus des gnädigen Herrn aus; Alles ist von den Gläubigern in Beschlag genommen; man spricht von Verhaftung, und ich meinerseits will keine Zeit verlieren, mir meinen rückständigen Lohn zu verschaffen."

„Ich muß doch sehen, was das ist," sprach der Marquis, „was die ganze Geschichte zu bedeuten hat."

„Ja wohl," sprach die Wittwe, „setzen Sie den Schurken die Köpfe zurecht! gehen Sie geschwind!"

Er eilte fort, kam an und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren schon davon gelaufen und hatten mitgenommen, soviel sie habhaft werden konnten. Seine Mutter war allein, ohne Beistand, ohne Trost und in Thränen gebadet. Nichts blieb ihr, als die Erinnerung an ihr Glück, an ihre Schönheit, ihre Fehler und ihre tolle Verschwendung.

Nachdem der Sohn lange mit ihr geweint hatte, sprach er endlich: „Lassen Sie uns nicht verzweifeln; die Liebe meiner Braut kennt keine Grenzen; ihre Großmuth übersteigt noch ihren Reichthum, ich stehe dafür ein, daß sie Ihnen beispringen wird; ich fliege zu ihr zurück, um sie Ihnen zuzuführen.“

Er kehrt also zu seiner Geliebten zurück und findet sie — in vertrautem Zwiesprach mit einem sehr liebenswürdigen jungen Officier.

„Wie!“ ruft sie ihm zu, „Sie hier, Herr von Jeannotière? was wollen Sie hier? läßt man so seine Mutter im Stich? geschwind kehren Sie zu der alten Frau zurück und sagen Sie ihr, daß ich ihr immer noch wohl will. Ich habe eine Kammerfrau nöthig und werde ihr vor allen andern den Vorzug geben.“

„Du scheinst mir ein ganz gewandter Bursche,“ sprach der Officier dazwischen; „wenn du bei meiner Compagnie eintreten willst, sollst du ein gutes Handgeld haben.“

Von Schmerz und Ueberraschung versteinert, mit kochender Wuth im Herzen, eilte der Marquis davon zu seinem ehemaligen Hofmeister, in dessen Busen er seinen Kummer ausschüttete und dessen Rath er sich erbat.

„Vermiethen Sie Sich wie ich als Hofmeister bei jungen Leuten von Stande.

„Ach, ich verstehe ja nichts; ich habe ja nichts in der Welt von Ihnen gelernt; Sie sind die erste Ursache meines Unglücks.“ Und Thränen erstickten seine Stimme, indem er so sprach.

„Schreiben Sie Romane,“ rieth ihm ein schöner Geist, der eben zugegen war, „das ist eine vortreffliche Ressource in Paris.“

Voller Verzweiflung eilte der junge Mann zum Beichtvater seiner Mutter, einem Theatiner[5]), der sich als Gewissensrath mehrerer Damen vom höchsten Stande eines großen Einflusses erfreute. Sobald er Jeannot erblickte, eilte er ihm entgegen.

„Ei, mein Himmel, Herr Marquis, wo ist Ihre Kutsche? wie befindet sich Ihre gnädige Frau Mutter, die hochachtbare Frau Marquisin?"

Der Arme erzählte ihm das Mißgeschick seiner Familie. Bei jedem Worte, das er sprach, nahm der Theatiner eine strengere, gleichgültigere, Ehrfurcht gebietendere Miene an. „Mein Sohn, so weit wollte Gott euch haben. Der Reichthum dient nur dazu, das Herz zu verhärten. Gott hat also wirklich Ihrer Mutter die Gnade erwiesen, sie an den Bettelstab zu bringen?"

„So ist es, ehrwürdiger Vater!"

„Desto besser, so ist sie ihres Seelenheils gewiß."

„Aber, ehrwürdiger Vater, sollte denn bis dahin gar keine Unterstützung in dieser Welt für uns aufzutreiben sein?"

„Gott befohlen, mein Sohn, ich muß eiligst zu einer Hofdame, die mich mit Ungeduld erwartet."

Der Marquis war der Ohnmacht nahe. Von allen seinen Freunden erfuhr er im Wesentlichen dieselbe Behandlung und lernte jetzt in einem halben Tage die Welt besser kennen, als in seinem ganzen bisherigen Leben.

V.

Wie er so in der trost- und rathlosesten Verzweiflung auf der Straße stand, sah er einen großen altfränkischen Reisewagen mit ledernen Fenstervorhängen und hinter ihm her vier große schwer beladene Frachtwagen über das Pflaster

rumpeln. In der Kutsche saß ein einfach gekleideter junger Mann mit rundem frischen Gesicht, worin sich Sanftmuth und Frohsinn malten. Sein kleines braunes Weibchen, eine derbe ländliche Schönheit, hatte sich dicht an ihn geschmiegt. Der alte Reisewagen flog nicht über die Straße wie das Cabriolet eines Stutzers, und so hatte der Eigenthümer desselben Zeit genug, den Marquis, der in seinen Schmerz versenkt unbeweglich dastand, mit Muße zu betrachten.

„Hilf Himmel!“ rief er plötzlich aus, „das ist ja Jeannot.“

Bei diesem Namen fährt der Marquis empor, der Wagen hält an. „Wahrhaftig er ist es, es ist mein alter Jeannot.“

Und mit einem Satze steht der kleine runde Mann auf der Straße und drückt den alten Spielkameraden ans Herz.

Jeannot erkannte Colin. Thränen der Reue und Scham benetzten sein Gesicht.

„Du hast mich vergessen,“ sagte Colin; „doch sei ein großer Herr, so viel du willst, ich werde dich darum doch immer lieb behalten.“

Beschämt und gerührt erzählte Jeannot ihm unter fortwährendem Schluchzen einen Theil seiner Geschichte.

„Komm, komm,“ sprach Colin; „im Gasthofe sollst du mir das Uebrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen. Wir speisen diesen Mittag zusammen.“

Alle drei gehen jetzt zu Fuß voraus; das Gepäck folgt ihnen nach.

„Was hat denn all diese Bagage zu bedeuten? gehört sie euch?

„Ja, Alles gehört mir und meiner Frau. Wir kommen jetzt eben aus der Provinz, wo ich Vorsteher einer großen Schmelzhütte bin. Ich habe die Tochter eines reichen

Kaufmanns geheirathet, der mit Werkzeugen handelt, die weder große noch kleine Leute entbehren können. Wir arbeiten tüchtig und Gott segnet uns, wir sind unsrer alten Lebensart treu geblieben und fühlen uns jetzt doppelt glücklich, daß wir unserm alten Freund Jeannot helfen können. Aber du mußt kein Marquis mehr sein, hörst du? Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit der Welt. Du ziehst wieder mit mir nach der Auvergne und lernst dort mein Gewerbe; es ist gar nicht schwer. Wir treten dann in Compagnie und leben seelenvergnügt zusammen in dem Winkel der Erde, wo wir geboren sind."

Jeannot war ganz zerknirscht; er fühlte Eins ums Andere, Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham und sprach bei sich selbst: „Alle meine Freunde aus der schönen Welt haben mich verrathen, und Colin, den ich verachtete, ist der einzige, der sich meiner annimmt. Welche Lehre!"

Colin's Seelengüte fachte in Jeannot's Herzen den Funken des Guten wieder an, den die Welt noch nicht ganz hatte ersticken können. Er fühlte, daß er seine Eltern nicht im Stich lassen konnte.

„Für deine Mutter soll gleich gesorgt werden," sprach Colin; „und was den Herrn Papa betrifft, der im Gefängnisse sitzt, so versteh' ich mich ein wenig auf dergleichen Rechtshändel. Wenn die Gläubiger sehen, daß nichts da ist, werden sie sich schon mit Wenigem zufrieden stellen lassen. Ich will schon Alles abmachen."

Wirklich gelang es ihm, den Vater aus dem Gefängnisse zu befreien.

Jeannot kehrte nun mit seinen Eltern in seine Heimath zurück, wo sie ihr altes Gewerbe wieder anfingen. Er heirathete Colin's Schwester, ein Mädchen von eben

ſo trefflichem Herzen, wie ihr Bruder. Nothwendig mußte ſie alſo ihren Gatten ſehr glücklich machen. Kurz Jeannot der Vater, und Jeannotte, die Mutter, und Jeannot, der Sohn, erkannten, daß das Glück nicht in der Eitelkeit beſteht.

Noten zu Jeannot und Colin.

1) Eine kleine Stadt am Allier im jetzigen Departement Puy de Dôme.

2) L'âge de la lune et celui de toutes les princesses de l'Europe, ein Wortſpiel, das im Franzöſiſchen ungezwungener lautet, als im Deutſchen, wo indeſſen der Ausdruck Mondalter für die Phaſen des Mondes auch wenigſtens zuläſſig iſt.

3) Freron's kritiſches Journal. S. Kandid, Anm. 48, S. 192.

4) Fünf lyriſche Dichter aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., die zu ihrer Zeit ſehr gefeiert wurden. Jetzt ſtehen nur noch die Namen Chaulieu's und Hamilton's in einigem Anſehen, was jedoch der Letztere mehr ſeinen leichten, anmuthigen Erzählungen, als ſeinen mittelmäßigen Chanſons zu danken hat.

5) S. Kandid, Anm. 61, S. 197.

Geſchichte

eines guten Braminen.

(Fragment. 1760.)

Ich traf auf meinen Reiſen mit einem alten Braminen zuſammen, einem ſehr verſtändigen, geiſtreichen und gelehrten Manne. Auch reich war er und darum nur um ſo weiſer; denn da er durchaus keinen Mangel kannte, ſo hatte er nicht nöthig, Jemanden zu betrügen. Seinem Hausweſen ſtanden, und zwar aufs beſte, drei ſchöne Frauen vor, die ſich beeiferten, ihm Alles nach Wunſch zu machen; und wenn er ſich nicht mit ihnen die Zeit vertrieb, beſchäftigte er ſich mit der Philoſophie.

Neben ſeinem Hauſe, das von ſchöner Bauart, geſchmackvoll verziert und von herrlichen Gärten umgeben war, wohnte eine alte, abergläubiſche, blödſinnige und ziemlich dürftige Inderin.

Eines Tags ſprach der Bramin zu mir: „Ich wollte, ich wäre nie geboren.“ Und als ich nach der Urſache dieſes ſeltſamen Wunſches fragte, erwiderte er: „Seit 40 Jahren beſchäftige ich mich nun mit den tiefſinnigſten Forſchungen und rechne dieſe 40 Jahre für reinen Verluſt. Ich belehre die Andern und weiß ſelbſt nichts. Dieſer Zuſtand erfüllt meine Seele mit einem ſo lebhaften Gefühl der Demüthigung und des Ueberdruſſes, daß mir das Leben zur unerträglichen Laſt wird. Ich bin geboren, ich lebe in der Zeit und weiß nicht, was die Zeit iſt. Ich befinde mich in einem Punkte

zwischen zwei Ewigkeiten, wie unsre Weisen sagen, und habe keinen Begriff von der Ewigkeit. Ich bin aus Materie zusammengesetzt; ich denke und strebte doch vergebens nach Aufschluß über das, was den Gedanken in mir erzeugt. Ich weiß nicht, ob das Begriffsvermögen eine einfache Fähigkeit in mir ist, wie das Vermögen zu gehen, zu verdauen ꝛc., und ob ich mit dem Kopfe denke, wie ich mit den Händen greife. Und nicht bloß das Princip meines Gedankens ist mir unbekannt, auch das Princip meiner Bewegungen vermag ich eben so wenig zu ergründen. Ich weiß nicht, warum ich da bin. Gleichwohl behelligt man mich täglich mit Fragen nach allen diesen Dingen. Ich muß antworten und weiß doch nichts Haltbares zu sagen; ich rede viel und werde mir selbst nicht klar, ja ich schäme mich vor mir selbst, so oft ich ausgeredet habe."

„Noch weit schlimmer geht es mir, wenn man mich fragt, ob Wischnu vom Brama erzeugt oder ob sie Beide ewig seien. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich kein Wort davon weiß, was auch aus meinen Antworten hinlänglich erhellt. Ach! ehrwürdiger Vater, sagt man mir, gieb uns doch Auskunft darüber, warum nur das Böse die ganze Erde überschwemmt. Und ich bin nicht minder in Verlegenheit darüber, wie alle die, welche die Frage an mich richten. Ich erwidre ihnen bisweilen, daß Alles aufs beste eingerichtet ist; doch die, welche im Kriege zu Grunde gerichtet und verstümmelt sind, glauben nicht daran und ich selbst eben so wenig. Durch meine Wißbegierde und das Gefühl meiner Unwissenheit in gleichem Grade gebeugt, ziehe ich mich in die Einsamkeit zurück. Ich lese unsre alten Bücher und sie versenken mich nur in noch dichtere Finsterniß. Ich rede mit meinen Genossen: die einen antworten mir, man müsse sein Leben genießen und sich über die Welt

lustig machen; kurz Alles trägt dazu bei, die schmerzliche Empfindung, der ich unterliege, zu erhöhen. Ich bin oft der Verzweiflung nahe, wenn ich bedenke, daß ich nach allen meinen Forschungen weder weiß, woher ich komme, noch was ich bin, noch wohin ich gehe, noch was aus mir werden wird."

Der Zustand des braven Mannes bekümmerte mich in tiefster Seele. Er war wirklich der verständigste und dabei der aufrichtigste Mann von der Welt. Aber ich sah wohl ein, daß grade seine überlegene Einsicht und sein tiefes Gefühl die Quelle seines Unglücks war.

Denselben Tag besuchte ich jenes alte Weib in seiner Nachbarschaft. Ich fragte sie, ob sie sich jemals unglücklich darüber gefühlt habe, nicht zu wissen, wie ihre Seele beschaffen sei. Sie verstand meine Frage gar nicht. Nie in ihrem Leben hatte sie auch nur einen Augenblick über einen einzigen jener Punkte nachgedacht, die den Braminen quälten. Sie glaubte aus voller Seele an Wischnu's neun Verwandlungen; und wenn sie nur dann und wann ein paar Tropfen Gangeswasser bekommen konnte, um sich damit zu waschen, so tauschte sie nicht mit der glücklichsten Frau auf Erden.

Voll Verwunderung über das Glück dieses armseligen Geschöpfs ging ich wieder zu meinem Philosophen und fragte ihn: „Schämst du dich nicht, dich unglücklich zu fühlen, während vor deiner Hausthür ein altes Automat hockt, die gar nicht weiß, was denken heißt, und der doch zu ihrer Zufriedenheit nichts abgeht?"

„Du hast recht," erwiderte er; „hundert mal sagte ich mir selbst, daß ich glücklicher sein würde, wenn ich so dumm wäre, wie meine Nachbarin, und doch möchte ich ein solches Glück nicht."

Diese Antwort meines Braminen machte einen tiefern Eindruck auf mich, als alles Uebrige. Ich prüfte mich selbst und erkannte, daß auch ich ein durch Stumpfsinn bedingtes Glück verschmähen würde.

Ich sprach mit verschiednen Philosophen über die Sache und sie waren derselben Meinung.

„Gleichwohl," sprach ich, „liegt in dieser Denkweise ein entsetzlicher Widerspruch. Denn worauf kommt es am Ende an? Glücklich zu sein. Was ist daran gelegen, ob man geistreich oder dumm ist? Noch mehr: wer mit seinem dermaligen Wesen zufrieden ist, ist seiner Zufriedenheit gewiß; wer dagegen grübelt und forscht, ist keineswegs seiner Sache so gewiß, ob etwas Vernünftiges dabei herauskommt. Es liegt also am Tage, sprach ich, daß man selbst auf den gesunden Menschenverstand verzichten sollte, sobald derselbe im entferntesten zu unserm Unglück beiträgt."

Jedermann theilte meine Ansicht, und dennoch fand ich nicht einen Einzigen, der sich auf den Handel hätte einlassen wollen, unter der Bedingung, daß er den Blödsinn mit in den Kauf nehmen müßte, ein zufriedenes Leben zu führen. Ich schloß hieraus, daß wir, so wichtig uns auch das Glück ist, doch die Vernunft noch höher halten.

Nach reiflicher Erwägung der Sache scheint es indessen sehr thöricht, die Vernunft der Glückseligkeit vorzuziehen. Wie läßt sich nur dieser Widerspruch erklären? Wie alle andern. Es ließe sich viel darüber sagen.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.